

VOLLSTÄNDIGE  
VÖLKER-GALLERIE  
IN GETREUEN  
ABBILDUNGEN  
ALLER NATIONEN...

---



Digitized by Google

~~3~~ 4° geo. u. 138  $\frac{\ell}{(1,1)}$

F, O

**<36622505990015**

S

**<36622505990015**

Bayer. Staatsbibliothek

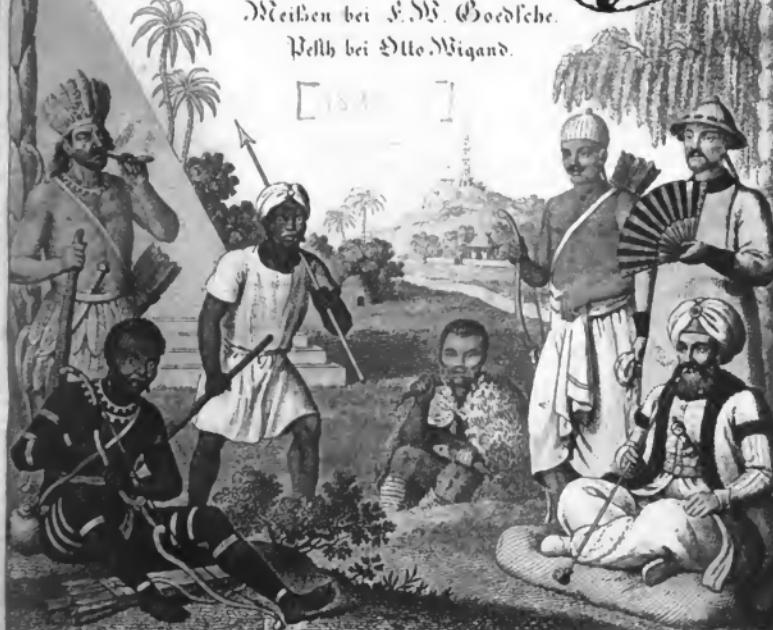
Digitized by Google



Vollständige  
Völker-Gallerie  
in  
getreuen Abbildungen  
aller Nationen  
mit  
ausführlicher Beschreibung  
derselben.



Meilen bei F.M. Goedtsche.  
Pesch bei Otto Wigand.





Allbestand 47451

Bezirkss-  
bücherei VII  
München

## A s i e n .

Mit Beschreibung der Nationen Asiens macht die Völkerkunde am natürlichen den Anfang. Asien ist die Wiege des menschlichen Geschlechts; von hier aus wurde der ganze Erdboden besiedelt, hier wurden die ersten Reiche gegründet, hier machte der Kultus seine ersten Verlüche; die drei Hauptreligionen: die jüdische, christliche und muselmanische, gingen von hier aus, und obgleich die Europäer in späteren Zeiten an Kenntnissen und Ausbildung des Geistes den Bewohnern Asiens weit vorausgeile sind, so waren doch diese einst die Lehrer Europas.

Wegen der erstaunlichen Größe Asiens, sein Flächeninhalt beträgt gegen 700,000 Quadratmeilen, und der Verschiedenheit seiner Klima, es erstreckt sich durch alle Erdgürtel, enthält dieser Erdtheil auch eine Menge Nationen von höchst verschiedener Art, Farbe, Bildung, Lebensweise, Sitten und Trachten. Cultivirte Völker, Nomaden und rohe Wilden werden unter seinen Bewohnern gefunden. — Zu den cultivirten Völkern Asiens, die an feste Wohnungen gewöhnt, Ackerbau, Künste und Handwerke treiben, und in einer geordneten Staatsverfassung leben, gehörnen: die Türken, Armenier, Perser, Hindus, Malaien, Birmanen, Chinesen, Japaner, so wie ein Theil der Tartaren und Araber. Zu den Nomaden, den herumziehenden, blos mit der Viehzucht sich beschäftigenden Hirtenvölkern, rechnet man: die Mongolen, Kalmücken, Tungusen, die Beduinen, araber, sehr viele Tartaren, und mehrere Nationen Nordasiens, z. B. Samojeden, Ostjaken. Zu den rohen Wilden endlich, die sich größtentheils vom Ertrag der Fischerei und Jagd nähren, allen seinem Künsten entzweit sind und meist ohne alle politische Verfassung leben, werden die Tasuten, Wogulen, Tschutschken, Korjaken u. s. w. gezählt.

Auf den Buchs und die Farbe dieser Nationen hat die Verschiedenheit des Klimas den entscheidendsten Einfluss. Zu den Gegenden Süd- und Hochasiens findet man den grössten

und wohlgebildeten Menscheneschlag, während in Nordasien mit zunehmender Kälte die Größe abnimmt und Schmutz und Unreinigkeit den Bewohnern der Nordpolgegenden eine eigene Farbe geben. — So groß indessen auch, auf den ersten Anblick, die Verschiedenheit der asiatischen Völker erscheinen mag, so lassen sie doch im Allgemeinen sich auf drei Hauptstämme zurückführen, nämlich:

1) den tartarischen, von weißer Farbe, dicsem, langem, schlichtem Haar, gerundeter Nase, eirunden Augen, länglichem Gesicht, in Westasien;

2) den mongolischen, von gelber Farbe, dünnem, vorzem, krausem Haar, gedrückter Nase, geschlängten Augenlidern, plattem Gesicht, in Ostasien;

3) den malaiischen, von brauner Farbe, dicsem, kurzem krausem Haar, tiefen Augen, breiter Nase, dicsem Gesicht, in Südasien und auf den grossen asiatischen Inselgruppen.

Die Gesamtzahl der Einwohner Asiens, mag sich wohl, denn ganz sichere Berechnungen lassen sich nicht machen, gegen 600 Millionen belaufen.

Der mittlere Theil Asiens, der bei Bildung der Erdoberfläche zuerst aus den Blüthen hervorragte, auf welchem sich daher auch das erste menschliche Leben gestaltete, und von welchem nachher alle Völkerzüge ausgegingen, besteht aus einem breiten und hohen Landrücken, um den sich grosse Gebirge herumziehen. Nord- und südwärts senkt sich das Land nach dem Meere zu. Hieraus entsteht die natürliche Eintheilung in Süd-, Mittel- oder Hoch- und Nord-Asien. — Dieser von der Natur selbst gebotenen Eintheilung folgend, betrachten wir

### I. Die Völker Süd-Asiens.

Zu Südasien rechnet man 1) die asiatische Türkei, 2) Arabien, 3) Persien, 4) Indien, 5) Tibet, 6) China, 7) Japan.

b9  
344  
17.11.11

1865  
Wall 11  
A. 1.

## 1) Bewohner der asiatischen Türkei.

## Die Türken

gehören zu dem Stamm der Tartaren, die ursprünglich zu den schön gebilbten Völkern der Erde zu rechnen sind, aber in den Nordländern oder auf den Steppen verwilderten. Als die Türken daher nur noch in den Steppen, die sich vom Alataugebirge bis zum Kaspischen See erstrecken, und in denen heute noch ihre Stammesverwandten, Kirgisen, Bucharen, Uebecken, Tatskomanen wohnen, zu Hause waren, besaßen sie noch nicht die Wohlgestalt, zu der sie sich nachher als glückliche Überwinder und Bewohner weiter Gegenden schön gebildeter Völker veredelten, und die sie sich durch Befolgung der Gebote des Korans, der ihnen häufigen Waschen, Baden, Möglichkeit anbefahl und behagliche Ruhe und Körperpflege erlaubte, erhielten.

Von den Arabern überwältigt und zur Annahme des Islam gezwungen, kommen sie seit dem 10ten und 12ten Jahrhunderte, als Kriegsgesährten derselben vor, und zeichnen sich bald durch Kriegsruhm so aus, daß aus ihrer Mitte die Leibwache der Kalifen und die Anführer des Heeres gewählt werden. Ja, einer ihrer Stämme, die selbschaffischen Türken, unterwarf sich im 11. Jahrhundert die meisten Länder des arabischen Kalifats und stifteten ein großes Reich, das aber schon im 13ten Jahrhunderte der Gewalt der Mongolen weichen mußte. Fast um eben diese Zeit hatte sich ein anderer türkischer Völkerstamm, die Osmanen, gebildet, dessen Stifter und Anführer Osman, der Stammherr der noch jetzt regierenden Sultandynastie, nach mehreren glücklichen Eroberungen, die sich bis herab in die Ebenen Kleinasiens erstreckten, den Titel eines Sultans, annahm. Von ihm erhielt das jetzige türkische Reich den Namen des osmanischen oder ottomanischen. Mit reißender Schnelle breitete sich, da Araber und Griechen nur schwachen Widerstand zu leisten vermochten, und mit dem wachsenden Kriegsglück auch der Muth und Fanatismus dieser wilden Horden wuchs, ihre Heerschäft aus, und Osmans nächste Nachfolger schon drangen in die europäischen Länder des griechischen Kaiserthums ein, eroberten 1361 Adrianopol, ersuchten 1444 bei dem in der neuesten Ge-

schichte wieder berühmt gewordenen Barna den entscheidendsten Sieg über ein großes christliches, von Ladislav VI., Könige von Ungarn und Polen, beschlagenes Heer, und der Schrecken ihrer Waffen drang durch ganz Europa. Unter Mohamed II. fiel 1453 endlich Konstantinopel und ward von nun an der Sitz der Osmaniden. Solyman II., der einen Theil Ungarns eroberte, und selbst Wien, wiewohl vergeblich, belagerte, vereinigte 1538 die priesterliche Würde des Kalifats mit dem Großsultanat, und nahm den Titel eines Padischahs oder Kaisers an. Unter ihm stand das türkische Reich auf dem Klimaxationspunkte seiner Größe; nach seiner Zeit aber wurden die angrenzenden europäischen Nationen mit der türkischen Art Krieg zu führen immer bekannter, nicht mit entarteten Weichlingen mehr, die sich durch Höflinge, Weiber und Priester regieren ließen, hatten es fortan die Türken zu thun und die fortgeschrittenen Kriegskunst neuerer Zeiten, in der sie als Feinde aller Neuerungen und Verächter alles vom Auslande kommenden zurückblieben, ließ sich durch die ersten, wilden und heftigen Angriffe türkischer Heere nicht mehr schrecken. Vorzüglich haben im vorigen Jahrhunderte die Ostreichter unter Eugen, und in den neuesten Zeiten namentlich die Russen unter Pastewitsch und Diebitsch sich geschickt zum Kampfe mit den Türken und als ihre Besieger gezeigt, auch wohl für immer den Glanz der türkischen Waffen verdunkelt. — Uebrigens ist die Geschichte der Türken mehr eine Erzählung von Kriegen, als von merkwürdigen Begebenheiten und Verbesserungen im inneren Zustande des Reichs. Empörungen in Konstantinopel und in den Provinzen, Entthronhungen und Erdrosselungen der Kaiser und der ersten Staatsbeamten, gehörten zu den nicht seltenen Erscheinungen dieser despotischen Cultur und Industrie, Glück und Wohlstand der unterworfenen Völker vernichtenden Regierung. Wenn daher so manches unerachtete Land, durch die schäßigen Erfindungen, durch die Cultur seiner Eroberer für den Verlust der Unabhängigkeit entschädigt wurde, so haben dagegen die Siege der Sultane die unterworfenen Länder jedesmal in Barbarei gehüllt; und wenn die Heereszüge gebildeter Nationen den Keim nützlicher Anstalten oder irgend ein

wichtiges Denkmal zurücklichen; so haben dagegen die Ottomanischen Horden sich immer nur durch Verwüstung verewigt. —

### Die Religion der Türken.

ist der sunnitische Islam<sup>\*)</sup>. Ihre Bethäuser, Moskeen oder Meedschets, sind fast alle von einer Form und zum Theil sehr prachtvolle Gebäude mit gewölbten und mit Blei gedeckten Kuppeln und mehreren hohen und schmalen Thürmen, Minaretts, von welchen aus durch eine Glocke das Volk täglich fälschlich zum Gebet, Namaz, gerufen wird. Jeder gute Moslem fällt, sobald er die Glocke hört, sei es auf der Straße, auf dem Felde oder zu Hause, sei der Ort rein oder schmutzig, trocken oder nass, auf seine Knie, und verrichtet sein Gebet. Innerhalb der Moskeen findet man keine Zierrathen, außer einige Sprüche des Koran, die an die weiße Wand geschrieben sind. Der Fußboden ist gewöhnlich mit prächtigen Teppichen belegt. In einem Winkel gegen Süd-Osten befindet sich eine Art Kanzel, von welcher herab der Imam an, sijnd, das Gebet abliest. Nach der Gegend von Mecca, dem Geburtsort des Propheten, zu, ist eine Tafel oder ein Stein, Kibla, an der Wand angebracht, zum Zeichen, daß nach dieser Gegend die Betenden ihre Blicke richten sollen. Gefährlich würde jedem Nichtmuselmaner der Eintritt in eine Moskee sein; nur dem Gesandten der Republik Venezia wurde chedem, einem alten Herkommen gemäß, die Sophienmoskee zu Konstantinopel, die prachtvollste von allen, gedßnet. Es war dieselbe früher ein christlicher Tempel, dessen Bau schon von Konstantin dem Großen, dem ersten christlichen Kaiser, begonnen, und von seinen nächsten Nachfolgern vollendet ward. In zwei Vollstumulten ward er ein Raub der Flammen, stieg aber in der Mitte des 10ten Jahrhunderts durch den Baumeisters Athomius Genie und des Kaisers Justinian Freigebigkeit, aus seinen Ruinen empor. Porphyr und Granit, Marmor aus 3 Welttheilen und edlere Metalle und Juwelen mit ungeheuerer Verschwendung angebr.~~et~~, seine mehr

als 100 Marmorsäulen, seine 9 bronzenen Thore, seine künstlich gestellten Kuppeln, sein ganz von Gold und Silber gearbeiteter Altar, verschafften ihm in der prunkvollen Sprache der Griechen die Namen eines irischen Himmels, eines Wohnorts der Engel und Götter selbst. Er war so prachtvoll, daß Justinian, als er ihn am Tage der Einweihung zum erstenmal in seinem vollen Glanz erblickte, freudig ausrief: Gott allein die Ehre! Ich habe dich überwunden, Salomo! In Wien und Novogorod suchte man ihn nachzuahmen und seine Formen mögen dem Baumeister der heiligen Marcuskirche in Venetia vorgeschwebt haben. — Am Hauptthore dieses Tempels stieg Muhamed II. nach der Eroberung Konstantinopels vom Pferde, hielt nach einem raubgierigen Soldaten, der den Fußboden desselben aufbrach, und befahl, diesen Tempel zur Moskee umzuwandeln. Die Wände wurden augenblicklich entblößt, das Sanctuarium niedergestossen, auf die Kuppeln der halbe Mond gespant, und nun verrichtete der Sultan sein Gebet auf eben der Stelle, auf welcher der lezte griechische Kaiser, Konstantin Palaeologus, der rühmlicher gefallen war als die lange Reihe seiner Vorfahren geherrscht hatte, vor wenigen Stunden noch den Gott der Christen um Schutz und Sieg über die Ungläubigen angefleht hatte. —

Das grösste religiöse Fest der Türken ist das große Bairamfest, welches drei Tage lang mit der grössten Pracht gefeiert wird, und unmittelbar auf den Monat Ramadam, den vieten Monat im muhamedanischen Jahre, folgt, in welchem der Stifter des Islam, Muhamed, die erste grosse Offenbarung Gottes, durch den Engel Gabriel, empfangen zu haben vorgab. Mit dem Neumond des Ramadam beginnt das grosse Tagfasten, das von jedem Moslem heilig gehalten wird. Bis nach Sonnenuntergang darf weder gegessen noch getrunken werden. Alles hält sich still und eingeschlossen; die Straßen scheinen verendet, Kaffee- und Speishäuser stehen leer; aber mit dem sinkenden Abend lebt Alles auf: man sucht für die Entbehrungen des Tages

<sup>\*)</sup> Die Bekänner des Islam, d. h. des rechten Glaubens, stellen sich nämlich in zwei Hauptparteien, in Sunniten und Schititen; erstere halten die mündliche Überlieferung (Tradition, Sunna) von Muhameds Lehre den schriftlichen Ausordnungen des Koran gleich, und verehren in den Kästen Omar und Osmann die wahren Nachfolger des Propheten; letztere hingegen verwerfen die Sunna und halten den Kästen Ali, dessen Nachkommen in Bagdad begraben liegen, für Muhameds einzigen und rechtmässigen Nachfolger.

sich reichlich zu entschädigen, ist und trinkt oft im Uebermaas, und eine lautere Fröhlichkeit, als man sonst an dem ernsten gravitätischen Türken zu sehen gewohnt ist, folgt nun auf die Ruhe und Stille des Tages. 70 Tage nach dem grossen Bairam fällt die zweitägige Feier des Kurban-Bairam, d. i. des Osterbairam, an welchem zum Andenken der Rettung Isaaks von Abraham's Opfermesser, jeder Vermögende ein Thier schlachtet und dessen Fleisch unter die Menschen verteilt. — Da die Türken, wie alle Muhamedaner, nach Mondjahren zählen, so tritt der Ramadan alle Jahre um 11 Tage früher ein, so dass er innerhalb 33 Jahren alle Jahreszeiten durchläuft. —

Der oberste Geistliche der Türken heißt Großmufti. Als erster Ausleger des Koran, der nicht bloß religiöse Vorschriften, sondern auch bürgerliche Gesetze und Regeln zur Entscheidung zweifelhafter Rechtsfälle enthält, ist er dem Range nach der höchste Reichsbeamte nach dem Grossvizier. In allen wichtigen Angelegenheiten, besonders in peinlichen Rechtsfällen, muss er zu Rathe gezogen werden, worauf er gewöhnlich seine Meinung schriftlich, ganz kurz, ohne Beispielführung der Entscheidungsgründe zu erkennen giebt. Ein solches scheistliches Gutachten des Mufti heißt: *Fetwah*, und endigt gewöhnlich mit den Worten: Gott weiß, was besser ist! — Unser geachteter seiner hohen Würde und des ihm ausschließlich gebührenden Rechtes, des Sultans linke Achsel zu küssen, wird es diesem doch leicht, unsiter einem schicklichen Vorwand ihn abzusezen und einen andern zu ernennen. — In den grossen Städten sind Untermüftis angestellt, die ihre Etstellen, nie ohne grosse Geschenke, vom Großmufti erhalten. Die niedern Geistlichen, welche den Gottesdienst hatten, den Koran vorlesen und erklären, den Kranken Besuch leisten, und bei Heirathen den Seegen sprechen, heissen Imams. Ihre Besoldung erhalten sie aus den Moscheen, an welchen sie angestellt sind; bei dem Volke stehen sie in grossem Ansehen. Ihre Tracht ist von der Tracht der Personen weltlichen Standes bloß durch den Turban verschieden, der bei ihnen etwas höher als gewöhnlich geschnitten ist. — Die Derwische, d. h. die Armen, sind eben das, was bei den katholischen Christen die Bettelmön-

che sind. Sie suchen ihren Ruhm im Fasten und Beobachtung strenger religiöser Gebräuche und gottesdienstlicher Hand' angen. Theils einzeln, theils in Klöstern zusammenlebend, bilden sie mehr als 30 verschiedene Orden und Bruderschaften. V. dem gemeinen Volke stehen sie noch in dem Anseh großer Heiligkeit, während die Kungen sie im Stillen verachten, ohne es jedoch zu wagen, ihnen den freien Zutritt zu ihren Kasernen zu versagen. Eine spige Gilzmühre und ein schwerer Rosenkranz zeichnet sie aus. — Auf der niedrigsten Stufe stehen die Santon's, d. h. Heilige. In dem Geruche ganz besonderer Heiligkeit stehend, werden sie von dem Pöbel um so mehr verehrt, je wahnfälliger sie sich geben. Niemand wage es, sich ihren groben Ausschweifungen, die sie unter der Maske der Tollheit begehen, zu widersetzen. Mit Hant überzogenen Schleiten gleichend leben sie oft lange Zeit nur von wilden Früchten und schlammigem Wasser, sijgen zum Ekel der Vorübergehenden oft nackt und voll Schmutz ganze Tage in der heunendsten Sonnenhitze und schlafen des Nachts in Grabsmalern. Stolz auf ihr selbstgewähltes Elend wähnen sie über ihre Mitmenschen erhaben, vorzügliche Lieblinge Muhameds zu sein.

An der Spize der Regierung steht der Großsultan (Taf. I.) jetzt Mahmud II., der letzte männliche Nachkomme, Osmans, des Stifters des türkischen Reichs. Unumschränkt herrscht der türkische Kaiser, der in seiner Person die höchste weltliche, und als Kalif, Nachfolger des Propheten, die höchste geistliche Würde vereinigt. Bei seiner Thronsteigung wird er nicht gekrönt, sondern bloß, nachdem er auf den Koran die Aufrechtihaltung des Islam geschworen hat, mit dem Säbel Osmans umgürtet. — Aus den Weibern seines Harems, Odaliken, deren Zahl manchmal auf 2000 stieg, wählt der Sultan seine Gemahlinnen, deren es 7 nehmen darf. Da keiner freigeborenen Türkin als Odalise (s. Taf. I.) in den Harem zu treten erlaubt ist, so sind es meist geborene Tscherassierinnen oder Georgianen, die dem Reiche seine Herrscher geben. Die, welche einen Prinzen gaben, heißt: Chassaki Sultan; die Mutter des regierenden Sultan, die immer in grossem Ansehen und von bedeutendem Einfluss ist: Sultanis

**Kalide.** Der einflussreiche Ausscher des Harem, der auch zugleich über alle geistliche Gebäude gesetzt ist und alle weltliche Stellen an den Moskeln vergiebt, heißt *Kislars-Uga*. (Taf. I.) — Alle Prinzen werden in dem Harem erzogen, wo man ihnen nichts als irgend eine mechanische Kunst oder Handwerk lehrt. — Die Thronfolge ist erblich, doch findet kein Erstgeburtsrecht statt, sondern das Volk wählt nach Belieben einen Prinzen aus der Familie Osmans. Die Weiber sind von der Thronfolge ganz ausgeschlossen. Bei einer Thronveränderung wurden in früheren Zeiten, um Einsprüchen zu verhüten, alle Prinzen, bis auf den Thronfolger unerbittlich hingerichtet; jetzt, wo der Stamm Osmans dem Geldschen nahe ist, bleiben sie im Harem. — Die Prinzessinnen, welche sämmtlich den Titel Sultan führen, werden nach einer alten Gewohnheit in frühestler Jugend schon an Vizeirs, Paschas oder andre Große vermählt, ihre männlichen Nachkommen aber nach einem Reichgrundgesetz sogleich nach der Geburt getötet. — Das Reichswappen ist ein grünes Schild mit wachsendem silbernem Wonde; auch die Flagge (Taf. III.) ist grün, mit silbernem Halbmonde. —

Der Stellvertreter des Sultan und die wichtigste Person im Staate ist der Grossvezier. Er ist erster Minister und dirigirt die Bezahlungen des Divan, d. i. des höchsten Reichsrathes, und entscheidet allein. Der, welcher zum Grossvezir ernannt wird, erhält ein Siegel, auf welches der Name des Sultan gestochen ist. Immer muß er dieses Siegel auf der Brust tragen, und befiehlt, kraß desselben, im Namen des Sultan umsonstdränkt. Dessen ungeachtet vermag der Glanz seiner Würde ihn nicht gegen Verweisung und Hinrichtung zu schützen, die oft durch Intrigen oder durch das Mißlingen eines von dem Sultan erhaltenen Auftrags veranlaßt werden. Entfernt sich der Grossvezir von der Hauptstadt, so ernennt er einen Stellvertreter, *Raimakan*. — Andere hohe Staatsbeamte sind: der *Kiaja-Beg*, Minister des Innern, der *Reis-Effendi*, (Taf. II.) Minister der auswärtigen Angelegenheiten, der *Hesderdar-Pasha*, Verwalter des Staatshauses, *Miri* der *Kapuban-Pasha*, oberster

Admiral, der zur See eben so unbeschränkt ist, als der Grossvezir zu Lande, von aller Seebeute ein Drittheil, auch von den Hafenorten starke Einfüsse zieht und in seinem Bereich über Leben und Tod gebietet. Minister der inneren ausübenden Gewalt, der Polizei, ist der *Chausa-Pasha*, zugleich Befehlshaber der Chians, der Gerichtspersonen, welche die Parteien vor den Richter fordern, den Sultan stets begleiten und die von diesem verlangten Kopfe des Pasccha's holen. *Kapidchi-Pasha* (s. Taf. I.) heißt der Vorsteher der Kapidgis, der Wächter oder Thordäler des Straits und der Hofsbedienten. Er besitzt großen Einfluß und ist ungeseß das, was unsere Oberkammerherren sind. Gläserne Standsäulen, weil die Hand, welche aus dem Stande sie erhob, sie auch augenblicklich vernichten kann, nennt ein türkisches Sprichwort alle diese hohen Staatsbeamten. — Der Gang der türkischen Regierung ist im Allgemeinen zu unregelmäßig, die Autoritäten, durch die sie wirkt, zu wenig abgemessen, grausame Maastregeln und die saufste Herrschaft milden Gebräuche, Verwegtheit und Ungeschicklichkeit, Geduld und strenge Redlichkeit in der äußern Politik und rücksichtloser Bruch der wichtigsten Verträge, sobald er dem Reich zu fremmen scheint, wechselt zu schnell ab, um von dem Geiste dieser Regierung etwas Bestimmtes sagen zu können. Klagen über die Langsamkeit, mit der die verschiedenen Minister-Bureaux in Konstantinopel (in einigen derselben, z. B. des *Hesderdar* und des *Reis-Effendi*, wird viel geschrieben,) ihre Ausfertigungen befolgen, sind eben so häufig als gebräucht. Bei außerordentlichen Fällen wird man wohl größere Thätigkeit gewahrt, aber auch dann hält diese nicht an; hierdurch kommen nicht selten der Ausführung schon nahe Geschäfte in Vergessenheit oder Verwirrung. Diese Entscheidung überrascht nicht in einem Reiche, das in Beziehung auf allgemeine Kultur so weit zurück ist. Der rohe Mensch muß mit Gewalt dem ihm behaglichen Mäßiggange entrissen werden; plötzlich entzündet sich dann wohl sein Feuer, aber nur um eben so schnell wieder zu verlöschen. Die Gesandten der auswärtigen europäischen Mächte, die in Pera, einer Vorstadt Konstantinopels, wohnen, und die schöneren Jahreszeit

in Buskuldere, einem reizend gelegenen Flecken am schwarzen Meere, zubringen, befprechen sich mit den Gliedern der türkischen Regierung nicht unmittelbar, sondern bedienen sich hier ihres Dolmetschers, Dragoman's. Diesem eröffnet der Minister seine Ideen, und macht ihn auf die Gründe aufmerksam, auf denen sie vörzüglich beruhen. Ganz natürlich hängt also das Gesagte seiner Absicht nicht wenig von der Einsicht und Geistesgegenwart des Dolmetschers ab, der mit den Türken selbst sich bespricht, sie überzeugen oder überreden muss. Dies aber kann bei der Trägheit der Türken, ihrem seltsamen Vorstellungen, und der Verachtung, mit der sie zuweilen jeden behandeln, der nicht Moslem ist, nur durch Klugheit und Geduld erreicht werden. Bei einem üblen Erfolge ist die Lage des Dragoman um so mühsicher, da er über die näheren Ursachen derselben, weil in der Regel blos Worte und keine Schriften gewechselt werden, sich nicht gänzlich zu rechtssicheren vermag. Ein geschickter, mit den orientalischen Sprachen vertrauter, von den türkischen Beamten geschätzter Dolmetscher ist daher die Seele der Gesandtschaft; wenigstens mag es ohne einen solchen auch einem Gesandten von entschieden Talente schwer fallen, seinen Unternehmungen den gewünschten Ausgang zu sichern. Wenn die Dolmetscher zu den türkischen Ministern gehen, so ziehen sie orientalische Kleider an, welche die meisten von ihnen, aus Bequemlichkeit, auch an ihrem amtlichen Wirkungskreise, tragen. Der Dragoman der Pforte, (Taf. II.) dessen sich der Sultan bei Audienzen christlicher Gesandten bedient, ist jederzeit ein vornehmer Griech, der nachher häufig zum Hospodar erhoben wird.

Das türkische Reich ist in 24 Statthalterschaften, Paschaliks, eingeteilt. Die Pascha's von Niemili, Anatoli und Damas führen den Titel eines Begler-Beg's, d.h. eines Fürsten der Fürsten, und lassen drei Rosschweife vor sich hertragen; die übrigen Paschas haben nur zwei Rosschweife. Mittels eines solchen, an einer langen Stange befestigten Schwanzes sammelte einst der Schwiegervater des Propheten, Abu Baker, die schon zerstreuten und geschlagenen Moslemmin von neuem, und führte sie zum Siege. Daher ihre Entstehung. — Die Gewalt eines

Pascha ist sehr groß, und in der Provinz, die ihm unterworfen ist, beinahe unbeschränkt. Wer wird er von dem Großherren nach Willkür ein- und abgesetzt, ist verpflichtet an den Kriegen desselben Theil zu nehmen und die Einkünfte der Provinz bis zu einem gewissen Betrage an den Sultan zu zahlen; aber die ganze innere Verwaltung hängt von ihm allein ab, und zu Bedrückungen aller Art hat er um so freiere Gewalt, da bei dem Verfall des Reichs der Großherr lieber nachsicht als durch strenge Maastregeln zu Aufzehr und Empfindungen Anlass giebt. Man hat daher Beispiele, daß Pascha's, gegen einen Untheit an der Beute, große Räuberbanden in ihren Provinzen unterstützten, oder ihrem Unsitten eine lange Zeit unthätig zusahen, um dann plötzlich über sie herzufallen, und aus der zweiten Hand zu erhalten, was sie der ersten zu entziehen nicht den Muth hatten. — Der einzige Damm gegen die despötzischen Maastregeln der Regierung und namentlich auch gegen die Bedrückungen der Pascha's in den Provinzen, ist die zahlreiche und angesehene Körperschaft der Rechtegelehrten, die Ulema's (ein Mitglied derselben, Taf. II.), welche auch zugleich als Geistliche betrachtet werden, weil das bürgerliche Gesetz der Türken eben sowohl als ihre Religion auf der Auslegung des Koran beruht. Es dürften sich mit ihnen die Christgelehrten des früheren jüdischen Staates am bequemsten vergleichen lassen. Die Beschlüsse und das Vorhaben der Regierung haben die Ulema's nach den Aussprüchen des Koran zu prüfen und gut zu heißen, und früher wenigstens mußte der Sultan in allen wichtigen Staatsangelegenheiten die Ulema's und den an ihrer Spitze stehenden Mufti um ihr Gutachten befragen. Ihr Einfluß ist daher sehr groß, obwohl in den neuern Zeiten ihre Opposition gegen die Regierung nicht mehr so unbedugsam sein mag als sonst. Das Veründigen der Ulema's darf nicht gescheitert werden, auch ihre Person gilt im Allgemeinen für unvergleichlich. In einem Mord lebendig zerstören zu werden, ist die einzige, aber äußerst selten vorkommende Strafe für ihre losgelöschigen Vergehungen. Als daher Osman IV. 1755 die hartnäckige Opposition der Ulema's nicht länger dulden wollte, befahl er: die steinernen Mörser, die man früher zu dergleichen

Hinrichtungen gebracht hatte, wieder aufzustellen — und der Widerstand war besiegt! Die nächste Stelle in der Körperschaft der Ulema's nach dem Mufti ist die des Kadiles n. i. e. s. Es gibtet deren drei; einen in Asien, einen in Europa und einen in Aegypten. (Alleff. Taf. II.) Kadile's, d. h. Unterrichter, in den ihnen untergehenen Theilen des Reichs, stehen unter ihnen und werden von ihnen angestellt. Nur wer früher Kadileseiner gewesen war, kann Mufti werden. Oberrichter in den einzelnen Provinzen sind die Molla's. Zur Bildung aller dieser Rechtsgelehrten gibt es eigene Anstalten, in welchen die Schüler erst mehrere untergeordnete Grade erreicht haben müssen, ehe sie, nach sorgfältiger Prüfung, zur Würde eines Ulema erhoben werden. Wenn bei den Arabern die Ulema's wahrhaft gelehrte und in allen Wissenschaften gebildete Leute waren, so sind sie bei den Türken zu Grüblern geworden, die sich eifriger bemühen, spitzfindige Erkläre des Koran zu werden als sich an seinem Geist zu erheben. — Ist der Sultan der Unabhängigkeit und Hingebigkeit der Ulema's gewiss, und hat er durch Nachsicht und Freigiebigkeit die Liebe der Soldaten gewonnen, so kann er nach unbeschränkter despatischer Willkür über die Güter und das Leben aller seiner Untertanen verfügen. Doch ist die heutige türkische Armee das bei weitem nicht mehr, was sie früher war. Dem jehigen militärischen Systeme der Türken kann nur ein Blick in die Zeiten einiges Interesse geben, wo Schrecken vor ihren Fahnen herging und beinahe jeder ihrer Streiter von Schwertmord oder Wuth getrieben war. Nur mit einem solchen Heere konnten die Sultane vom Euphrat bis zur Donau siegen. Die auf Rath seines Bezziers, von Ulmurath I. aus der christlichen Jugend Bulgariens, Serviens, Bosniens und Albanien gebildeten, zuvor im Islam und in der Kriegskunst sorgfältig unterrichteten Janitscharen waren früher das gefährlichste und tapferste Fußvolk und die festeste Sühne ottomanischer Erdße. 1361 schickte Ulmurath dieses neue Corps zu einem feindlichen Demirisch (Hadi Beckisch) der es einzogen sollte. Bei dieser Gelegenheit erhielt es den Namen Jen-Yisheri, d. h. neue Soldaten. Segnend legte der Demirisch einen Mantel seines Filzrocks auf das

Haupt des Anführers, daher die Janitscharen an feierlichen Tagen eine Filzmütze mit einem sehr breiten Stück, das hinten herunterfiel und die Hälfte des Rückens bedeckte, trugen. (s. Taf. II.) Eigentliche Uniformen hatten sie nicht, über der Stirn aber trugen alle ein ledernes Futteral, in welches die hölzerne Löffel zum Pilau gesteckt wurden. Später ergänzten sie sich nicht mehr durch zweckmäßig erzeugte Christenkinder, sondern oft aus der Hefte des Volks. Um persönliche Sicherheit und Straflosigkeit bei begangnen groben Verbrechen zu finden, ließen sich viele in die Musterrollen dieses, unter eigener Gerichtsbarkeit, dem Divan der Janitscharen, stehenden Corps einschreiben; so wurde z. B. selbst einmal ein Armenischer Patriarch, um der vom Sultan verhängten Galeerenstrafe zu entgehen, Janitschar. — Sie waren in 196 Oda's (Kammern) Regimenter von sehr ungleicher Stärke eingeteilt. Jede Oda hatte einen obersten Befehlshaber, Aya, einen Unterbefehlshaber, Oda-Baschi, einen Hauptmann, Schir-Baschi, und einen Koch, der in großem Urschn stand und dessen Staatskleidung mit silbernen Löffeln, Messern, Schlüsseln und dergleichen so sehr belastet war, daß er bei feierlichen Aufzügen von zwei Personen unterstützt werden mußte, um sich aufrecht zu erhalten. — Die Zahl der eigentlich im täglichen Solde stehenden Janitscharen erstreckte sich nur auf 40,000 Mann, doch mag sich ihre Gesamtzahl leicht in allen Theilen des Reichs auf 150,000 Mann belaufen haben. Von den ersten Oda war der Großsultan selbst Mitglied und empfing als solcher regelmäßig seinen Sold. In Konstantinopel vertreten sie auch die Stelle der Spritzenleute. Je stärker es brannte, desto mehr erhielten sie vom Sultan, der durch seine Freigiebigkeit sie aufzumuntern suchte; daher häuteten sie sich wohl, das Feuer schnell zu löschen. — Die Reformen, welche man mehrmals mit dieser ausgerotteten Miliz vornehmen wollte, mißliefen und verursachten mehrere dem Leben der Sultane selbst gefährliche Revolutionen, bis es endlich in den neuesten Zeiten dem jehigen Großheer gelang, namentlich mit Hilfe der Topchys durch die gewaltsamsten und blutigsten Maasregeln dieses ganze Corps zu vernichten. — Die Topchys, Artilleristen, haben

durch Hülfe französischer schwedischer und englischer Offiziere seit 20 — 30 Jahren nicht unbedeutende Fortschritte gemacht. Ihre Zahl ist nicht bestimmt; indessen sind auch sie in Oda's eingeholt und stehen unter ihrem eigenen General Taptchya Baschi, der eine despotische Gewalt über sie übt. Den Kern der türkischen Reiterei bilden die Spahis. Sie wurden wie die Janitscharen ebenfalls von Amurat I. gesetzt, und ehemals aus kaiserlichen Pagen genommen; waren daher nicht sehr zahlreich; gegenwärtig aber soll sich ihr Corps ungefähr auf 15,000 Mann belaufen. Ihre Waffen sind: Lanze, Schwert, Bogen, Pfeile und Dolche; vorzüglich sieht man die asiatischen Spahis also bewaffnet, die europäischen tragen Karabiner und Pistolen. Ihr erster Angriff in der Schlacht ist heftig, um die feindlichen Reihen zu trennen, aber, wenn ihnen dieses nach dreimaligem Versuche nicht gelingt, so rettiren sie zerstreut und unaufhaltsam. — Auf europäische Art regulierte türkische Truppen (s. Tas. III.) sind man schon zu Anfang des gegenwärtigen Jahrhunderts in der Türkei. Sie waren anfangs nur in zwei Regimenter abgetheilt, welche das rothe und das blonde, von der Farbe ihrer Uniformen, genannt werden. Die Uniform besteht aus einer kurzen offenen Jacke, den italienischen Märschenjacken ähnlich mit Kermeln, einem zugespitzten Wams und sehr weiten und hohen Beinkleidern, die jedoch nur bis an die Knie oder höchstens bis an die Knöchel reichen. Strümpfe und Halsbinde fehlen gänzlich, was ihnen ein sehr rachlässiges Aussehen gibt. Um den Leib wird ein breiter wollener Gürtel, auf dem Kopfe eine rothe oder blaue weite Mütze, von deren Wirbel eine seidenoder wollene Quaste herabhängt, getragen; ein kurzer Säbel und ein Gewehr mit aufgesetztem Bajonett ist ihre Bewaffnung. Die Offiziere tragen einen Halbmund von Silber oder kleinen Brillanten auf der Brust, nette gelblederne Stiefel und einen großen rothen Mantel, der mit einer silbernen Utrasse am Halse befestigt in weiten Falten bis unter das Knie herabfällt. Schießgewehre, Patronentaschen und Gürtel sind zum größten Theil französisches Fabricat. Das Exercitium ist ganz europäisch. Auf solche Weise organisierte Truppen hat der Sultan bis

jetzt 68 Bataillone, jedes zu 1,000 Mann und 6,000 Mann Garde-Cavalierie (s. Tas. III.) Demohngeacht zeigt auch der flüchtigste Blick auf den Zustand der Ottomanen, daß ihre Soldaten nie den Nationen furchterlich sein werden; hz welchen physische Kräfte durch die Berechnungen des Verstandes unterstützt werden und wo die so sehr vervollkommenen Werkzeuge der Zerstörung noch immer der Gegenstand des angestrengtesten Nachdenkens sind. — Außer den angeführten Truppengattungen besteht die türkische Armee noch aus einer überaus großen Menge Lehnssoldaten die aber nur den Sommer über im Felde zu dienen verpflichtet sind. — Die Beschränkungen in der Armee geschehen durch Gunst und Geld. — Arztes folgen der Armee gar nicht. — Die Unordnung in den türkischen Lagern, der Übermut und Ungehorsam ganzer Corps, die, wenn sie uns zufrieden sind, nach Hause ziehen oder zu arden Heeresabtheilungen sich eigenmächtig begeben, niemals aber zum Feinde übergehen, sind bekannt. — Diese Unordnungen, welche aus Mangel an Disciplin entstehen, werden noch durch die große Menge von unnützen und lästigen Menschen, welche die orientalische Prachtliebe und Eitelkeit im Lager versammeln, vermehrt. Und während man sehr aufmerksam auf alles ist, was auf die äußere Pracht Bezug hat, vernachlässigt man alles, was sich auf die Errichtung von Depots, die Anlegung von Magazinen u. s. w. bezieht. Daher ist es nicht selten der Fall, daß in einem türkischen Lager eine Hungersnot entsteht — Für gutes Trinkwasser, so wie auch für das zur Reinigung, welche die Religion vorschreibt, nötige Wasser, hat man bei der türkischen Armee durch Errichtung eines eignen Corps vor Wasserrädern, Sakkas, die unter den Soldaten den niedrigsten Rang einnehmen, gesorgt. Jeder Sakk hat auf seinem Pferde zwei ledernen Schläuche, welche ungefähr 150 Kannen Wasser enthalten. In den heißen Ländern, in welchen die Türken gewöhnlich Krieg führen, ist diese Einrichtung von großem Nutzen. —

Die Natur gab den Türken einen schönen kräftigen Körperbau, gleich fähig Mühseligkeiten und Entbehrungen zu ertragen, wie den Reißenlicher Genüsse zu empfinden. Hang zur Ge

möglichkeit, Unthätigkeit und Sinnenlust, obs wohl ihre äukern Sitten anständig und streng sind, reicht sie aus. Ganze Tage können sie mit über einander geschlagenen Beinen an den Thoren ihre Wohnungen oder der Kassephäuser sitzen, und Tobat schmauchend, gerade vor sich hin sehen, so daß es allerdings einen bestremden Eindruck auf den muntern Europäer machen muß, Männer mit herkulischen Gliedmaßen und mit wirklich geistreichen Gesichtsbildungen (s. Taf. I. Phisiognomie der Türken) wie leblose Klüge liegen zu sehen. Einen Türk zu sehen, der seine Stellung schnell ändert, sehr laut redet, eine hüpfige Bewegung macht oder eine laute Lache ausschlägt, ist etwas sehr Seltenes. Selbst die türkische Sprache — eine tartarische Mundart, die für das Ohr zwar etwas Vollständiges, aber zugleich Rayhes und Ernstes hat, daher sie nach einem türkischen Sprichwort, der Engel, der das erste Weltenspaar aus dem Paradies trieb, gerendet haben soll — so sehr sie Metaphern begünstigt, so fähig sie ist, Empfindungen zu schildern und das Gebiet des Verstandes mit den üppigsten Blüthen der Phantasie zu regieren; ist für Ausdrücke der Schalkheit und des Doppelsinnes gar nicht geeignet. — Ein auffallender Zug in dem Charakter der Türken ist der schnelle Übergang von der mutigsten Entschlossenheit zur niedrigsten Feigheit. Bald trozt er dem unächtigsten Widerstande, bald erschreckt ihn ein Schatten und ein ungleich schwächerer Gegner vermag ihn zu besiegen. Dies läßt sich zum Theil aus tem, allen rohen Völtern gemeinen Mangel der Behutsamkeit und des ruhig forschenden, vergleichenden Blicks, der unerwarteten Vorfällen ihr Schreckliches benimmt, noch mehr aber aus ihrem Glauben an den unaufhaltbaren Lauf des Schicksals, erklären. Dieser Glaube macht Vorsicht, die einzige Beherrscherin des Zusfalls, entbehrlisch. Was daher in den Augen des Türk das Gepräge der Vorherbestimmung hat, darnach greift seine Hand bald mit aller Bewegtheit, bald weicht sie zitternd zurück; und er magt entweder fühl einen entscheidenden Wurf, oder erwartet in Unthätigkeit sein wohlthiges oder verderbliches Los. Daher selbst die in Aegyptens und Aethiopiens dunstiger Atmosphäre erzeugte Pest, als unmittelbare Wirkung eben dieses Schicksals, sich dem Moslem frei mittheilen darf und die Spitäler den Kranken nur Nahrung und Bequemlichkeit, nicht ärztliche Pflege gewähren; wo Tod oder Genesung zum voraus unabwendbar bestimmt ist, kann man der Arzneien entbehren! Die Türken, sagt ein scharfsinniger und langjähriger Beobachter derselben, halten das Mittel zwischen wilden und rohen Völkern; ihre Halbbildung hat ihnen nur die äußere Rinde der Natur abgestreift, ohne ihnen das Geschlissene der Kunst zu geben. Ihre Sitten find ein Gemisch von Stolz und Niederträchtigkeit, von Wuth und Unempfindlichkeit. —

Die Kleider der Türken sind fast gar keiner Mode unterworfen. Hemden, den Frauen ähnlich, werden über weite leinene Unterhosen, über welche man noch die Schalschir zieht, schwarzfarbene vielgefaltete Beinskleider, zu denen oft 40 Ellen drei Viertel breites Zeug erforderlich sind, getragen. Außer dem Hemde und Schalschir trägt man ein Entari, eine mit Leinwand gefütterte Weste, die bis über die Knie, und darüber den Kaftan oder das Oberkleid, das bis zu den Füßen herabreicht. Der Kaftan wird um den Leib mit einem Gürtel zusammengezogen und zu beiden Seiten zurückgeschlagen, um freier gehen zu können und den Entari und Schalschir sehen zu lassen. Seidne und geblümte Zeuge, Golds- und Silberstoffe werden nur von den Frauen und den Männern des Seraiks getragen (s. Taf. I. den Kislar-Aga). Zu Gürteln bedienen sich Männer und Weiber der indischen Shawls, die oft 12 Fuß lang und 4 Fuß breit, doch so fein sind, daß man sie zwischen zwei hohle Hände bringen und durch einen Fingerring ziehen kann. — Die Frauen tragen weite, weiß-gelbe Beinskleider, einen Kaftan, gewöhnlich von lebhafter Farbe, mit kurzen Ärmeln, einen Turban und auf demselben kostbare Brillanten und Reihensfedern, reichen Halsschmuck, Ringe, Armbändern und an den Füßen kleine gelbe Halbstiefeln, und wenn sie ausgehen, Pantoffeln darüber. (s. Taf. III.) — Wie fast alle Moslemen lassen auch die Türken sich den Kopf bis auf

einen Haarbüschel am Scheitel, rasiert und bedecken sodann denselben mit einer rothen wollesten Mütze, über welche der Turban gesetzt wird. Auf den Bart wendet er große Sorgfalt, säumt ihn fleißig, beschneidet ihn mit der Schere, damit er rund bleibe, bespringt ihn mit Rosenwasser und räuchert ihn mit Alcohölz. Durch fleißiges Kämmen mit einem bleiernen Kämme, oder auch, durch Farbe suchen sie ihn immer schwarz zu erhalten. — Da nur vornehme Leute einen vollkommenen Bart tragen dürfen, so lassen sich die Geringern wenigstens einen Anebelbart wachsen, für den sie ebenfalls große Sorge tragen. Die verschiedene Form des Turbans ist das Unterscheidungszeichen der verschiedenen Stände und die genaue Kenntniß des Turbans wird durch ihre Mannigfaltigkeit überaus schwierig und nur einem gebürtigen Ange möglich. Die nackten Hälse, die der Haare beraubt sind, daher alle ihre Umrisse zeigenden Kopfe, auf welchen die bei uns in der Regel bis zur Hälfte bedeckten, hier aber ganz frei stehenden Ohren, einen besondern Ausdruck bekommen; der Bart, der entweder gar nicht geschnitten oder als Schnurbart mit langen Enden getragen wird, gibt dem östlichen Gesichte ohnstritig viele Individualitäten.

Die Nahrungsmitte der Türken sind bei weitem einfacher als die unsern; denn die verfeinerte Leckerhaftigkeit europäischer Völker kennen sie nicht. Sie brauchen wenig mehr als Reis, Schöpfsleisch, Scherbet, Kaffee, Opium und Tabak. Die Speisen lagern sich nach orientalischer Sitte mit untergeschlagenen Beinen um einen runden niedrigen Tisch, der gewöhnlich mit einer blechernen ebenfalls runden Platte mit aufgeworfenem Rande bedeckt ist. Ungesäuertes Brot, in Gestalt von flachen Pfannfischen, liegt vor jedem Gaste und verteilt die Stelle des Tellers. Höhlerer Kessel, deren man sich beim Essen der flüssigen Speisen aus der gemeinschaftlichen Schüssel bedient, sind das einzige Tafelgeräth, denn Messer und Gabel hält man für überflüssig. Beste Speisen, die schon klein geschnitten auf die Tafel kommen, langt man mit den Fingern zu. Ihr Haupt- und Lieblingsgericht ist der Pilau aus Reis, braun geschmolzener

Butter, Pfeffer und Rosinen bereitet; Wohlhaben- defügen diesem Gemüse Hühner, Enten, Schöpfs- oder Ziegenfleisch bei, Kindfleisch wird fast gar nicht genossen und Schweinefleisch verbietet das Gesch; doch sind Fleischspeisen nicht eben und am allerwenigsten gebraten, beliebt. Bohnen, Erbsen und andere Gartenfrüchte genießen die Türken nächst dem Pilau am häufigsten. In der Regel trinkt man nur Wasser bei der Mahlzeit; heimlich aber greift der Moslem wohl auch in der verbotnen Weinschlaue; welches um so leichter ist, da er gewöhnlich allein und stets ohne die Gesellschaft der Weiber speist. Die Hauptmahlzeiten der Türken werden eine Stunde nach Sonnenuntergang gehalten, doch frühstückt man zu verschiedenen Malen. — Der einen exquisitenden Trank gebende Scherbet hat Aehnlichkeit mit unserm Gefrorenen und besteht in mit Zucker vermischtetem Täfelchen von Himbeer-, Erdbeer- oder Aprikosenfrost, die zum Gebrauch bloss in Wasser aufgelöst werden dürfen. Den, im heißen Backen gebratenen oder gerösteten Käsefee mahlen oder stampfen sie zum fein' Staub, stellen denselben, ehe sie Kochendes Wasser darauf gießen, so lange an gelindes Feuer, bis er einen lieblichen Geruch von sich giebt, und trinken ihn dann ohne Zucker und Milch, meistens ganz dick. — Der Genuss des Opium's, dessen sie sich in der Form kleiner mit Honig versetzter Pillen, Therial's, bedienen, vertreibt die Stelle berausender Getränke, und ist vielen zum täglichen Bedürfniss geworden. Die Opiumesser, Opiothogenen, Therialis, nehmen anfangs nur ganz kleine Portionen, ohngefähr von der Größe eines Nadelknopfes, allmälig steigen sie bis zur Größe einer Erbse. Bald nach dem Genusse empfinden sie eine angenehme Münterkeit, auf welche eine Art von süßer Letargie folgt, in welcher die Denkkräft gelähmt, das Empfindungsvermögen aber auf den höchsten Grad gespannt ist. Nach einigen Stunden aber versiegt der Rausch, Erschlaffung, Unmuth, Schmerz tritt an die Stelle des Wohlbehagens; eine neue Dosis Opium, die immer größer sein muß, wenn sie dieselbe angenehme Wirkung hervorbringen soll, wird genommen; allein auch immer unerträglicher wird der nachfolgende Zustand der Verdrosenheit und Erschlaffung, die Farbe des Gesichts

erschwindet, das Rückgrat krümmt sich, der Körper magert ab, die Glieder zittern und Mumien ähnlich, deren Muskeln mit der Haut zusammengeleimt und völlig ausgetrocknet scheinen, schwänzen sie umher. — Unmittelbar nach der Wahlzeit greift die Türke nach der Pfeife. Die oft 4 Ellen langen Robe, die zuweilen mit Tuch überzogen und mit einem nassen Schwamme benetzt werden, lassen den Rauch nur fühl zum Munde kommen und mindern das Verdauende des starken türkischen Tabaks. —

Die Wohnungen, selbst reicher und vornehmer Türken, sind weder schön noch dauerhaft. Das Zimmerwerk, meist aus Eichenholz verfestigt, ruht auf einem flachen Fundament von Steinen, die Zwischenräume des Holzes werden mit bloßer Erde, die mit gehacktem Stroh oder Hanf durchsetzt wird, ausgefüllt und die Wände mit schlecht zusammengefügten und angestrichenen Brettern bedeckt. Wer in der Türkei ein rechtliges Haus anführen wollte, würde sich für trich erklären und Expressio nen aussehen. Reiche Türken, die durch Ehrentaten zu großen Schämen gelangen, wissen, daß nach ihrem Tode der Sultan ihr Erbe ist und sie also nicht für ihre Nachkommen bauen würden. Sind sie darüber auch Freunde von kostbaren Gebäuden, so bauen sie Moscheen, öffentliche Brunnen, Karavanseräy's u. s. w., wodurch sie zugleich, eine Religionspflicht erfüllend, sich eine Stufe in den Himmel bauen. In den Zimmern findet man wenig Möbeln. Weder Tische noch Stühle gehören zu den Bedürfnissen der Türken; wohl aber findet sich in jedem Zimmer ein ohngefähr 1 Fuß über dem Boden erhabener und 5 — 6 Fuß breiter Platz, auf dieser Erhöhung liegen Matratzen mitzeug oder Leinwand überzogen. Bei den Reichen sind diese Divan's oder Sofa's mit seidenen Zeugen, Tuch, Sammet u. s. w. belegt. Die Matratze, auf welcher der Ottomane am Tage sitzt, ist in der Regel auch sein Bett, auf welches er sich unausgekleidet niedersetzt, und mit durchnähten Decken zudeckt. — Ofen und Kamine sind völlig unbekannt. Man wärmt die Zimmer vermittelst irdener oder linner Feuerbecken, die man neben das Sofa stellt. Gläserne Fenster sind auch nicht im Gebrauch, mit Oel getränktes Papier muß ihre

Stelle in den meisten Wohnungen vertreten. — Die Wohnung der Freuen, Harem, ist ein abgesondertes Theil des Hauses, der durch Galerien mit der Wohnung der Männer, Selamlik, zusammenhangt. — Die Absonderung der Geschlechter ist in der Türkei, namentlich in den höheren Ständen, vollkommen. Die nächsten Verwandten, Oheime, Brüder, Schwiegerväter werden nur an den beiden Beiratsfesten, an Hochzeittagen oder bei Beschneidung der Kinder, in den Harem gelassen. Selbst Aerzte dürfen nur in Gegenwart des Mannes und mehrerer Sklavinnen die kranke Türkin besuchen. In ihren Zimmern, deren Fenster auf den Hof gehen, eingeschlossen, atmen sie kaum freie Lust. Wollen sie ins öffentliche Bad gehen, ihre Verwandten besuchen, spazieren gehen, so müssen sie von andreien Frauen begleitet sein und ein Gefolge von Sklaven hinter sich haben. Damen höheren Ranges erscheinen fast nie öffentlich; auf der Straße sieht man nur gemeine Türkinnen, doch auch diese stets verschleiert. Der höchste Grad von Unanständigkeit würde es sein, wollte ein Mann den Blick auf sie werfen oder sie gar anreden. Keine Frau verkauft Waaren, nur Männer machen die Kadmer. Die weiblichen Hausherrinnen, welche in die Harem's kommen, sind Griechinnen, Armenierinnen und Jüddinnen. Die Heiligkeit des Harem's geht so weit, daß dem Manne nicht erlaubt ist, in das Zimmer seiner Frau zu treten, wenn eine Freundin bei ihr ist. Erblickt er ein Paar Pantofeln vor der Thür, das Zeichen, daß Besuch da ist, so erlaubt er sich gewiß nicht dieselbe zu öffnen. Selbst der Sultan kann von dieser Verpflichtung sich nicht freisprechen, vielmehr ist er verbunden, seinem Volle durch strenge Sitten ein gutes Beispiel zu geben. — Ein Moslem darf vier rechtmäßige Frauen haben; doch begnügen sich die Armen und selbst viele vornehme Türken mit einer Frau; halten sich aber mehrere Sklavinnen, die nur zu ihrer Bedienung bestimmt sind, denn die Sklavinnen ihrer Frau dürfen ihnen nichts angehen. Juden und Christen ist der Handel mit Sklaven untersagt, der Moslem aber kann ihrer so viel halten, als er will und die mit Sklavinnen erzeugten Kinder sind frei und nehmen Theil an der Erbschaft des Vaters.

Da die Frauen durchaus eingezogen leben und sich nur vor ihren nächsten Blutsverwandten unverschleiert zeigen dürfen, so kennt der Bräutigam die körperlichen und geistigen Vorzüge seiner künftigen Gattin nur aus den Nachrichten irgend einer Verwandtin, Freundin oder besahrt n Unterhändlerin; letztere leitet gewöhnlich die nöthigen Verhandlungen ein. Sind die Verwandten einig, so bestimmt man die Summen, welche der Mann seiner Braut geben soll, denn im ganzen Morgenlande werden die Frauen erhandelt. Hierauf verfertigt man ein Urtheiln dessen, was die Frau ihrem Gatten an Möbeln, Kleidern, Geld oder Geldeßwerth zubringt und was ihr im Fall der Scheidung, die eben keine Schwierigkeiten macht, wieder zurückgegeben werden muß. Nun gehen der Bräutigam und der Vater der Braut, nebst zwei Zeugen zum Kadi, unterzeichnen den Ehecontract und erhalten eine schriftliche Erlaubniß zu der vorsiedenden Heirath. Die Hochzeit kann nur an dem Abende vor dem Freitage, welcher Tag unserm Sonnate entspricht, stattfinden. Die Braut wird möglichst reich gekleidet und gleichsam mit Kleinodien, Perlen, Goldmünzen überschüttert; die Wangen werden roth und weiß geschminkt, seine blauen Augen auf die Haut gezeichnet und den Augenbrauen und Wimpern mit schwarzer Farbe ein dunkleres Ansehen gegeben. Blumen, Perlen, Edelsteine und Goldmünzen werden tüinstlich in die Locken, die am Nacken herabhängen, geslotten. So gepunktigt sitzt die Braut mit niedergeschlagenen Augen auf einem hohen Sospha, während die eingeladenen Frauen unter Gefang und Musik um sie heranziehen. Beim Einbruch der Nacht kommen die Verwandtinnen des Bräutigams mit Fackeln und Musik, die Braut in die Wohnung des Bräutigams zu führen. Im Hause des Gatten angelangt, wird sie parfümiert und muß auf einem erhabenen für sie eingerichteten Sige Platz nehmen. Der Bräutigam ist indessen in einem andern Zimmer von seinen Verwandten geschmückt und parfümiert worden. Nun begeben sich alle Männer, von Musik begleitet, in die Moschee und nachdem sie hier andächtig gebetet, begleiten sie den Bräutigam bis an die

Thür seines Hauses, in welchem hierauf der Vater oder älteste Verwandte des Bräutigam diesen zu seiner Gattin führt und sich sogleich wieder entfernt. Nur eine ältere Verwandte bleibt da, um den Mann beim Wendesten zu bedienen. Während derselben steht die Braut in einer demuthigen Stellung vor dem Manne, reicht ihm nach dem Essen eine Schüssel mit Wasser und ein Handtuch, dann Kaffee und Pfeife, ist hierauf fertig und bleibt dann erst mit dem Gatten allein. — Alle Frauen, die den Tag vorher Theil an dem Fest nahmen, kommen reich gekleidet wieder, um ihre Glückwünsche zu bringen und sich den ganzen Tag der Freude zu überlassen, an welcher aber die junge Frau, ruhig auf dem Sofa sitzend und in glänzlichem Schweigen vertieft, nicht Theil nehmen darf. — Eine andere Art, sich mit einer oder mehrern Frauen zu verbinden, welche Capin genannt wird, besteht darin, daß man sich bei dem Kadi meldet und sich verbindlich macht, bis auf eine gewisse Zeit, eine Person, deren Einwilligung man erhalten haben muß, zu unterhalten. Der Vater des Mannes nebst zwei Zeugen müssen dich bestätigen. Die in solcher Ehe erzeugten Kinder haben mit den andern gleiche Rechte. Doch ist diese Art von Heirath sehr selten. Wohlbeleibtheit oder doch üppiger Wuchs, große schwarze Augen, seine wohlgerundete dunkle Augenbrauen und Wimpern, ein ovales Gesicht und schön gelockte Haare machen die Hauptbestandtheile einer türkischen Schönheit aus. —

Das jeder Moslem beschritten sei, ist nicht durchaus nothwendig; doch stehen die unsbeschrittenen Türken in keiner sonderlichen Abschaltung und dürfen vor Gericht kein Zeugnis ablegen; daher Eltern dafür sorgen, ihre Kinder beschneiden zu lassen. Gewöhnlich geschieht dies im siebenten Jahre. Diese Ceremonie findet im väterlichen Hause in Gegenwart von Verwandten und Freunden und des Imam's der nächsten Moschee, statt. — Ihre Namen erhalten die Kinder schon in den ersten 40 Tagen nach der Geburt, wo der Imam einige Gebete zu beiden Ohren des Neugeborenen her-

sagt und darauf dessen von dem Vater bestimmten Namen ausruft:

Nah sich einem Moslem der Tod desengel, Melek ul Mout, so bringt man in das Zimmer des Sterbenden einen kleinen Herd, auf welchem Rauchwerk angezündet wird, und legt den Kranken, welcher das vom Imam ihm vorgetragene Glaubensbekennnis still nachsagt, auf den Rücken, die rechte Seite gegen Mecka gewendet; in welcher Lage er auch begraben wird. Der nächste Verwandte drückt dem Verstorbenen, dem man nach dem leichten Athemzug einen Säbel auf den Unterleib legt, die Augen zu, indem er zugleich den Bart an das Kinn fest drückt. Nun wäscht man den Leichnam mit wohlriechendem Wasser, streut über dessen Kopf und Bart duftende Kräuter, und legt ihn, in weissem Leinenzeug gehüllt, in den funstlosen, mit Wohlgerüchen stark durchdrückten, am Kopfende mit dem Turban des Verstorbenen geschmückten Sarg, welcher nachdem der Imam einige Gebete über denselben gesprochen hat, von vier Männern in der größten, durch den Koran gebotenen Eile, zur Grabhütte getragen wird. Die männlichen Verwandten nur folgen schweigend und ohne ein Zeichen von Schmerz zu geben. Das mit Rasen bedeckte Grab wird mit Blumen bepflanzt. Niemand darf sich auf ein Grab setzen, noch weniger sich auf dasselbe stellen; doch hieß den Leichnam mit Händen treten. Um den Todten nicht zu drücken, darf das steinerne, gewöhnlich den Sarkophagen der Alten ähnliche, und mit einem Turban, dessen Form genau den Stand des Verstorbenen angeigt, versehene Monument, niemals über, sondern neben dem Grabe angebracht werden. Die außerhalb den Städten gelegenen, mit Linden, Platannen, Ulmen, besonders Eichenpressen, dem Lieblingsbaum des Moslem, besetzten, mit sorgfältig unterhaltenen Blumen geschmückten Grabstätten sind die anmutigsten und beschönigsten Spaziergänge der Türken. Durch die Pracht seiner Monumente, die Schönheit seiner Bäume, und seinen außerordentlichen Umfang zeichnet sich vorzüglich der Begräbnispalast bei Skutari, Konstantinopel gegenüber, auf der asiatischen Küste aus. Alle vornehme Türken der Hauptstadt lassen sich hier begraben, weil

Skutari in dem Welttheile liegt, auf welchem die heiligen Städte Mecka und Medina sich befinden und weil alle Türken fest überzeugt sind, daß früher oder später ihre europäischen Besitzungen in die Hände der Christen fallen werden und ihnen der Gedanke unerträglich ist, ihre Gräber könnten dann von den Händen der Ungläubigen betreten werden. — Die Inschrift der Grabmäler, die bei den Frauen statt des Turbans mit einer kleinen Rose geschmückt sind, ist gewöhnlich kurz, und enthält neben dem Namen und Alter des Verstorbenen, einen Spruch aus dem Koran. In dem ersten Jahre nach der Beerdigung kommen die Verwandten an bestimmten Tagen an das Grab der Verstorbenen, um an ihrem Hügel zu trauern.

Einen angenehmen geselligen Umgang kennt man in der Türkei fast gar nicht. Tanz-Musik, Karren und Würfelspiele verbietet der Koran. Außer dem Schachspiel ist nur das Dscheridwessen, eine Art Kriegsspiel, gewöhnlich. Im vollen Lauf gegen einander aussprengend und das Pferd in der Munde herumtummelnd werfen die Kämpfer, sobald sie den Rücken des Gegners gewonnen haben, einen langen, dünnen Stab, Dscherid, gegen denselben; fällt dieser Stab auf die Erde, so suchen sie denselben in vollem Rennen, ohne vom Pferde zu steigen, wieder aufzuheben. — Will der Türke sich zerstreuen, so geht er entweder in ein öffentliches Bad oder ein Kaffeehaus. Die Bäder erhalten das indigine Licht durch eine Öffnung in der Kuppel, die sie deckt, und bestehen gewöhnlich aus drei großen mit weißem und buntem Marmor gepflasterten Salen. Im ersten Saale entkleidet man sich bis auf ein Tuch, welches die Mitte des Leibes umhüllt, im zweiten, in welchem die Wärme und die Wohlgerüche stärker sind, giebt man aus steinernen Gefäßen sich warmes oder kaltes Wasser über den Leib und läßt sich von den Badewärtinnen mit Seife und Wassererde schmieren, die hierauf mit, in wohlriechende Esszenen getanchten, Tüchern abgerieben wird; im dritten Saale ruhet man auf bequemem Lager aus, um nicht zu schnell der Lust sich auszusezen. Besonders stark werden die Bäder der Frauenzimmer besucht, weil sie die einzigen Orte der Zusammenkünste.

derselben sind, wo sie plaudern und die Pracht ihres Schmuckes zeigen können. Außer den öffentlichen Bädern, deren es in Konstantinopol über 130 gibt, hat auch noch jedes vornehme und reiche Haus sein eigenes Bad. In den gewöhnlich schmückigen und nicht eben gesäumigen Kaffeehäusern, deren einziger Schmuck in Spiegeln, die überhaupt in der Türkei sehr beliebt sind und größten Theils aus Venedig gebracht werden, besteht, raucht man Tabak, trinkt Kaffee, hört still und geräuschlos Märchen erzählen zu, oder ergötzt sich an den Länden griechischer, wie Mädchen gekleideter, Knaben und der sehr beliebten chinesischen Schattenspieler, die oft die unanständigsten Scenen zur Anschaunung bringen. — Mit seinen Gästen spricht der Türk wenig; er läßt ihnen Tabak, Kaffee, Scherbet u. dergl. vorsezzen, wohl auch den Bart des Gastes gehörig mit Salben und Räucherwerk bedienen, beklummt sich dann aber nicht weiter um ihn. Die Sitt erfordert, daß keine Besuche oder selbst geheime Zusammensetzungen statt finden ohne die Gegenwart von Sklaven oder einer anderen Bedienung. Taubstumme Sklaven sind daher in der Türkei vorzüglich geschägt.

Außer den beiden Beiramsfesten, deren bereits gedacht wurde, kann als ein öffentliches, theils politisches, theils religiöses & cest die feierliche Aufstellung der Fahne des Propheten, Sandschek akt-Scherif, angesehen werden. Diese Fahne, wie der heilige Mantel, sind Reliquien des Muhammed. Nur bei dringender Kriegsnoth wird sie aus der großherzlichen Schatzkammer genommen und unter feierlichen Gebeten, in dem Augenblicke, wo die Sonne im Meridian steht, vor dem Serail aufgespannt. Hierauf opfert man zwölf Schafe und bestreicht den untersten Theil der Fahne mit Blut. Der Anblick derselben weckt sonst ohnfehlbar den heftigsten Hass der Türken gegen alle Ungläubigen und setzt sie in solche Wuth, daß sie über die wehrlosen Christen herfielen und sie zur Ehre des Propheten ermordeten. In den neueren Zeiten ist man toleranter geworden. — Die Thronbesteigung eines Sultan's und die Geburt eines kaiserlichen Prinzen geben ebenfalls Gelegenheit zu öffentlichen Festsen, bei

deren Feier die Hauptsache darin besteht, daß der Großherz, und in den Provinzen die Pascha's in prachtvollen Aufzügen, die oft einen unermesslichen Reichtum an den Tag legen, und mit zahlreichem Gefolge zu einer Moschee gehen, um ihr Geber daselbst zu verrichten. —

Dem Ackerbau sind die Türken abgeneigt; in allen Theilen ihres Reiches sieht man daher die fruchtbaren Landereien unbaut liegen. Auch der Handel hat unter ihnen nie recht gediehen wollen. Das wenige Vertrauen, das die Regierung einflüßt, die geringe Sicherheit des Privatvermögens; die Gewissheit, sein Geld zu verlieren, wenn der Schuldner entweder im Staatsdienste stirbt, denn alles Eigenthum der Staatsbeamten, nicht aber ihre Schulden, erbtt der Sultan, oder wegen erdicteter oder wirklicher Vergchungen hingerichtet wird; die Thiranzi der großen Gewalthaber, die Bestechung der Gerichtshöfe, verbreiten allgemeines Misstrauen, erhöhen den Zinsfuß und untergraben allen Credit. Die Europäer zahlen in der Regel 15 bis 20, Staatsdiener 40 bis 50 p. C. und Privatleute können nur gegen ein Unterpfand und 25 bis 30 p. C. Gelder aufnehmen. — Ein festes Münzfuß kann in einem Reiche, wo die Willkür als Gesetz gilt, und die Pascha's in den entfernten Provinzen den Münzfuß nach Belieben ändern, nicht erwartet werden. Die in der Türkei gangbaren Münzen sind theils solche, die die Sultane, aber nur erst seit 1453, denn früher hatten die Türken keine eigenen Münzen, prägen ließen, theils ausländische, die ausdrücklich für den Handel nach der Levante geschlagen werden. Zum Maassstab aller türkischen Münzen dient der türkische Piaster (Taf. IV.) oder Grutsch, er gilt 40 Para's oder 134 Asper, nach unserem Gelde ohngefähr 12 Gr. An der Ausmündung jedes Piasters gewinnt der Sultan wenigstens 12 Para's. Die Goldmünzen der Türken heißen, nach der Nationalgoldmünze der ehemaligen Republik Venedig, der beliebtesten Geldsorte in der Türkei, Zechis (Taf. III.) Ihr Werth beläuft sich auf 7 Piaster. Alle andere Geldsorten werden bloß als Waare angesehen und nach Erfprobung ihres Korns, nach dem Gewicht verkauft. Großere

Summen rechnet man nach Beute in, einem idealen Maas, das 500 Piaster enthält. Da der Islam Bildnisse von Personen verbietet, so erhalten auch die türkischen Münzen keine Bilder, sondern auf dem Avers oder der Werderseite nur den Thogra, d. h. die Insignien, gewöhnlich Kesschweife und die Namenschiffe des Sultans, in verschlungenen Linien, und auf der anderen einen Spruch aus dem Koran, nebst der, nach der Hedscha angegebenen Jahrzahl.—

In Künsten und Wissenschaften trafen die Türken zwar treffliche Muster bei den mit ihnen in nahe Verbindung gekommenen Arabern und Griechen an; allein ihre Unfähigkeit, durch Europäer kultivirt zu werden, haben sie hinlanglich bewiesen und in schwachen Überresten arabischer Cultur, für die sie früher mehr erwärmt waren als jetzt, bestehen die Geistesbildung. Dass sie in der Malerei und Bildhauerkunst unerfahren sind, lässt sich durch die Geschichte des Korans entschuldigen, der, um vor Götzen und Bilderdienst die Gläubigen zu sicheren, streng verbot: Menschen und alles was Leben hat, durch die bildende Kunst darzustellen. Spuren von schöner Baukunst findet man nur an öffnen Gebäuden, Moscheen, Wasserleitungen, Palästen hoher Staatsbeamten und einigen Totdenmauern. Alle großen Moscheen sind nach der Sophienkirche in Konstantinopel, also nach griechischem Muster, gebaut. — Obgleich der Koran auch gegen die Musik eisert, so sind die Türken doch große Freunde derselben. Die militärische Musik der Türken darf man nicht für das halten, was wir „Janitscharmusik“ nennen. Nur einige lärmende Instrumente haben wir von den Türken entlehnt, aber unsere Melodien und wohlstimmigen Harmonien, von welchen sie nichts wissen, beibehalten; die türkische Feldmusik wird dagegen von Ohrenzeugen als ein lärmendes Kapellenconcert von 20 großen Trommeln, eben so viel Schalmeien, 9 — 10 falschgestimmten Trompeten, welche in Octaven einen Tusch blasen, der mit der Haupts

musik, nach unserem Gehör, weder im Takte noch in der Melodie harmonirt, beschrieben. Die Dichtkunst der Türken ist fast eben so wie ihre Muſik slavische Nachahmung der persischen. Aus Liebe zur Dichtkunst und den persischen Mustern lernen alle gescheite Türken die persische Sprache. Auch arabische Gedichte haben sietheils überfert, theils nachgeahmt. Persische und arabische Wörter sind daher auch ihren Originalgedichten reichlich eingemischt, wie denn überhaupt, da ihre Geisteswerke meist Übersetzungen oder Nachahmungen des Persischen oder Arabischen sind, alle erhabenen Klugthüte ihrer Sprache, aus diesen beiden Sprachen entlehnt sind, wodurch sie ein buntstreichiges Ansehn erhalten. — In der Medresses oder hohen Schulen, den einzigen aber zahlreichen Colleges des Reichs, weil in allen großen Städten die Hauptmoskee ein oder mehrere derselben hat, wird Grammatik, Logik, Moral, Theologie, Philosophie, Rechtswissenschaft gelehrt und der Koran ausgelegt. Ohne diese Schulen besucht zu haben erhält man weder ein geistliches noch ein richterliches Amt. Die Schüler dieser Colleges heißen Sosta, was einen Gebrannten, Kranken, Schwachen bedeutet, auch Muſid, d. h. Schüler oder Denishimend, d. h. Student. Außerdem giebt es noch niedere Schulen, die als solen därfigen Kindern offen stehen, und Meltebs heißen. Über wie elend müssen alle eingerichtet sein, da die unentbehrlichsten Kenntnisse dem gemeinen Volke so fremd und viele der nützlichsten Künste hier noch in ihrer Kindheit sind! Wie soll nicht dichte Finsterniß in den Ländern herrschen, deren Regenten allgemeine Auflklärung scheuen müssen, wo der Mann, der die Buchdruckerei, die unschätzbare Hülfsmittel wissenschaftlicher Cultur, verbreiten wollte, als Religionsverdächtiger angeklagt und sogar seine Gebäude niedergeissen wurde?), und wo das Klima selbst die Kraft des Denkens abzuspannen scheint. Wenn Temperament und Charakter der Vordertieren auf spätere Generationen wir-

\* ) Ibrahim Pacha, ein Venegat und geborner Ungar, der unter Achmet III. 1708 Buchdruckereien zu errichten und Zeitungen zu verbreiten bemüht war. Wirklich erschienen aus seiner Preſse mehrere, unzweiflich militärische Werke, aber es gelang ihm doch nicht, seine Absicht durchzuführen. Vorurtheil und die Gewissenssucht unzähliger Abschreiber, die dann größtentheils bald verbürgungen müssten, werden den Romanen die großen Vorurtheile der Buchdruckerei noch länger vorenthalten.

ten, so können die Türen höherer Bildung fast gar nicht empfänglich sein. Über lässt sich das entscheidend von irgend einem Volle behaupten? Wer kann mit voller Gewissheit sagen, wie jedes Volk das ward, was es nun ist? Wer weiß, was noch in der Zeiten Hintergrunde schlummert!

#### Die Armenier

sind Bewohner eines großen Landes in Asien, das gegenwärtigtheils unter türkischer, theils persischer Oberherrschaft steht. Von der ältesten Geschichte dieses Volks ist wenig bekannt, und es scheint meistens als Beute des Siegers abwechselnd unter verschiedenen fremden Herren gestanden zu haben. Der Boden ihres Landes ist wegen der hohen Lage desselben mehr kalt als warm und daher nicht sehr fruchtbar. Schon im Januar fällt in den Gebirgsgegenden Schnee. Wegen der Unfruchtbarkeit ihres Vaterlandes und der fremden Herrscher, die nicht immer mit sanfter Hand daselbst schalteten, haben sich die Armenier, gleich den Juden, weit umher in ganzem Morgenlande, ja des Handels wegen in eigenem Landern Europas zerstreut. In den lehsten verschaffte ihnen besonders der Umstand, daß sie Christen sind, Eingang. Die Armenier (s. Taf. IV.) sind nach den glaubwürdigsten Nachrichten ein ernstes, mäßiges, dienstfertiges und bescheidenes Volk von sanftem, furchtsamem Charakter. Sie sind meistens sehr hager und von brauner Gesichtsfarbe. Ihr schwarzes Haups und Barthaar scheeren sie bis auf einen langen aber dünnen Schurbart ab; kleiden sich in lange Röcke, im Sommer mit Tressen, im Winter mit Pelzwerk bestetzt; weite, gewöhnlich purpurfarbne Beinkleider, rothe Halbschleier und eine bald spie bald vierreckige Mütze von schwarzen Lämmerfellen, vollendet ihren Anzug. Ihre Frauen (Taf. IV.) halten viel auf kostbaren Schmuck von Gold, Edelsteinen und Perlen. Sie leben fast noch eingezogener und werden strenger bewacht als die Türkinnen. Wenn sie ihr Haus verlassen, sind sie in einen langen Mantel gehüllt und ein großer weißer Schleier bedeckt ihr interessantes, gewöhnlich hageres Gesicht (s. Taf. IV. obere Abtheilung.) Uebrigens ist ihr Anzug sehr bequem und anständig; er besteht in langen Kleidern von Tuch

oder leichtem Seuge. Worn auf der Brust pflegen sie einen Rosenkranz zu tragen (s. Taf. IV. Armenierin, untere Abtheilung). — Im 4ten Jahrhundert schon nahmen die Armenier die christliche Religion an, trennten sich 536 von der allgemeinen Kirche und bildeten eine eigene religiöse Sekte. Bei ihren 7 Sacramenten haben sie das Eigenthümliche, daß sie den Taufsling drei Mal mit Wasser besprengen und drei Mal untertauchen, beim Abendmahl unvermischt den Wein mit gesäuertem Brode brauchen und letzteres in den Wein eingetaucht, herumreichen. Die letzte Oelung lassen sie nur den Geistlichen, aber erst gleich nach ihrem Tode, zulernen. An ein Fegefeuer glauben sie nicht; wohl aber verehren sie Heilige und deren Bilder. Sie sprechen zweierlei Sprachen; die eine ist die gemeine, für das Volk überhaupt, und in dieser Sprache werden die Predigten gehalten; die andere ist die gelehrt oder heilige, deren sich die Priester bedienen; sie soll sehr alt und schwer zu erlernen sein, und wird bei der Messe gebraucht. Die höchsten Priester ihrer Sekte sind 4 Patriarchen, deren höchster den Titel Kastholos führt und zu Etchmiatzin, einem Kloster bei Erivan, der Hauptstadt des persischen Armeniens, seinen Wohnsitz hat. Das heilige Salbd, das er verkörperlichet und um hohe Preise an die Geistlichen verkauft, so wie die häufigen Wallfahrteten der Armenier nach seinem Kloster, verschaffen ihm die Mittel, die Kosten seines würdigen Kultus und seines Seminars für Geistliche zu bestreiten. Alle hohe Geistliche, auch der armenische Patriarch zu Konstantinopel, werden von ihm ordiniert, und von ihm aller drei Jahre in ihren Amtstern bestätigt, oder abgerufen. Die Weltpriester dürfen sich, aber nur einmal, verheirathen. In abergläubischen Gebräuchen und fester Unabhängigkeit an alte Formen in Sachen des religiösen Glaubens, gleichen die Armenier den Griechen, zeichnen sich aber durch bessere und reinere Sitten vor ihnen aus. — Der in Armenien, einzeln in einer weiten Ebene dastehende Berg Ararat wird fast göttlich von den Armeniern verehrt, weil sie glauben, daß hier, als auf dem höchsten Gebirge die Arche Noah's sich niedergelassen und auch bis heute noch, unter

dem ewigen Schnee, der das Gange hindurch bis zur Hälfte diesen Berg bedeckt, sich erhöht haben habe. Betend lassen sie die Erde, sobald sie den Karat erblicken. — Diese achten, zahlreichsten und von der Postore auch in den neuesten Zeiten noch vorzüglich geschützten Armenier, werden im Gegenseite der katholischen oder unierten, welche den Primat des Papstes anerkennen und in ihren Dogmen mit der katholischen Kirche übereinstimmen, schismatische, d. h. von der allgemeinen Kirche getrennte, genannt. — Als besonders geschickte, kluge und zuverlässige Handelsleute, die meist sehr große Geschäfte treiben, und als Bankiers, Liefertanten, Haushofmeister u. s. w. sich brauchbar zu machen wissen, sind die Armenier im ganzen Morgenlande geschäkt. —

#### Die Griechen

in Smyrna der bedeutendsten türkischen Handelsstadt an der Westküste Anatoliens gehören zu den gebildtesten und reichsten ihres Volks. Die Kleidung der Männer von Stande, (s. Taf. IV.) besteht gewöhnlich in zwei übereinander gezogenen Westen; von welchen die oberste immer offen steht, kurzen weiten Beinkleidern und einem Turban ähnlich um den Kopf geschlungenen feinen Musselinuiche. Die Tracht der Weiber (s. Taf. IV.) ist selten schön. Sie tragen lange Taillen, viele Röcke über einander und darüber gewöhnlich einen Kastan, über welchen man zuweilen noch ein langes, offen stehendes, nur bis an die Knie reichendes Oberkleid zieht, das mit einem hohen, oben spitz zulaufenden Capuchon versehen ist. Mit goldenen Ketten, die oft nur aus einander gesetzten Ducaten bestehen, Perlen, Ringen, Kreuzen u. dergl. sind sie gewöhnlich überladen. Die spiken Mähen oder Turbans, obgleich reich mit Gold durchwirkt, sind selten geschmackvoll. Hauptsächlich ist die Tracht der Weiber auf Chios, einer reichen, meist von Griechen bewohnten Insel an der Westküste Anatoliens, (s. Taf. IV.) Chiotin. Wenn sie unverschleiert sind, ist der Kopf mit einer ausliegenden Haube bedeckt, unter welcher das Haar, bis auf einige an beiden Seiten herabhängende, mit Oel parfümierte Locken, verborg-

gen ist. Einige tragen gefärbte Schleier von Musselin, die mit Annuth den Rücken herabfallen. Die Arme sind nur mit dem Hemdarmel bedeckt, der von dünnem Flor und überaus weit und fältig ist. Über das Oberkleid tragen sie, unter dem Busen eine farbige Schürze von Flor. Das Oberkleid selbst aber besteht aus buntem, seidenem Zeuge, ist dicht in kleine Falten gelegt, mit Fischbein ausgekleidt und wird dicht unter dem Kinn befestigt. Die Pantoffeln sind sehr weit und zuweilen gestickt; die Strümpfe von weißer Seide oder Baumwolle. Die größte Reinlichkeit erhält die Siede dieser Fußbekleidung. —

#### Die Bewohner Syriens,

eines Landes, an das sich große Erinnerungen knüpfen, das die Wiege der christlichen Religion und der Schauplatz der Thaten eines Ninus, eines Semiramis, eines Alexander und Cäsar, eines Gottfried von Bouillon und des größten Helden unsers Jahrhunderts war, sind ein Inbegriff verschiedener Nationen; Türken, Griechen, Armenier, Juden, Maroniten, Kurden, Drusen, Turkomannen und Araber, die sich hier völlig akklimatisirt haben und zum Theil unter einander verschmolzen sind. Im Durchschnitt genommen, sind die Bewohner Syriens von mittlerer und hagerer Statur. Die Leibessatz be und übrige Körperbildung richtet sich auch hier, wo man drei Landstriche von verschiedenen Klima und Boden, nämlich einen sehr heißen und dabei feuchten, längs dem Mittelmere hin; einem bergigen und rauhen, im Innern des Landes; einen ebenfalls sehr heißen, aber dabei trockenen an der Ostgrenze Syriens unterscheiden kann, nach der Lustbeschaffenheit und überigen mitwirkenden Lokalumständen. — Wegen ihrer schönen weißen Farbe und zarten feinen Gesichtsbildung werden besonders die Frauen von Damask, und wegen ihrer schönen Augen fast alle Bewohnerinnen dieses Landes gerühmt. — Die Sitten und Gebräuche der Syriens bewohnenden einzelnen Völkerschaften richten sich gewöhnlich nach denen ihres Hauptkamtes; Türken haben türkische, Griechen griechische, Europaer europäische Sitten, aber doch immer

mit orientalischen Gebräuden gemischt. Unter den Bewohnern Syriens bemerkten wir:

**Die Maroniten,**

ursprünglich eine eigene christliche Religionspartei, von dem Mönch Johannes Maro im 7. Jahrhundert gegründet. Als Kreuz gedrängt und verfolgt, wuchsen sie in der Gegend des nördlichen Libanon zu einem kriegerischen Bergvolke zusammen, das seine politische wie seine kirchliche Selbstständigkeit gegen die gleich heftigen Angriffe der katholischen Kirche und der Moslems, an welche sie nur einen kleinen Tribut zahlen, tapfer zu verteidigen wußte. Zwar erkennen sie in kirchlichen Dingen seit dem 12. Jahrhundert die Obergewalt des Papstes an, haben aber doch ihren eigenen Patriarchen, der aller 10 Jahre nur dem Papste Rechenschaft von dem Zustande seiner Kirche ablegt. Sie haben verheirathete Geistliche, die zum grössten Theil in dem zu Rom gegründeten Maronitischen Collegio gebildet, zwar bei dem Volke in grossem Ansehen stehen, aber außer den kleinen Geschenken, die sie erhalten und den Einnahmen für das Messießen, welches in altsyrischer Sprache geschieht, während der übrige Gottesdienst in der Landessprache gehalten wird, durch ihrer Hände Arbeit sich ernähren müssen. Das Abendmahl genießen die Maroniten unter viderlei Gestalt. Die politische Verfassung dieses Volks, das sich auf 115000 Seelen mit 35000 waffensfähigen Männern belausen mag, ist die eines militärischen Freistaates. Von alien Gewohnheitsrechten regiert, gegen Angriffe von Außen durch ihren bekannten Mut und Tapferkeit, wie durch die besiegte Lage ihrer Niederlassungen geschützt, nähren sie sich zwischen ihren Bergen von dem Ertrag ihrer Hörden und Felder, die selbst ihre Oberhäupter mit eigener Hand bearbeiten. In Einfalt und Reinheit der Sitten, Gemütsamkeit, Gastfreundschaft und Höflichkeit gleichen sie den alten Arabern, lassen sich aber auch eben so wenig wie diese ungestraft beleidigen, und selbst die Blutsüchte ist unter ihnen noch gewöhnlich. Ohne Waffen, Säbel und Flinten geht keiner aus, und selbst bei ihren Feldarbeiten sind diese stets in der Nähe. Unerlässlich mag es übrigens er-

scheinen, daß sie, obwohl Christen, einen grünen Turban tragen, ein Vorrecht, das nur den Emiren, den Nachkommen des Propheten, dessen Lieblingsfarbe die grüne war, zugestanden wied. Zum grössten Theil leben sie in Dörfern, deren jedes seine eigene Kirche mit einer Glocke und einem Geistlichen hat. — Eine den Maroniten sehr ähnliche Volkschaft sind

**die Drusen,**

welche einen Theil der Gebirgsgegenden an dem Libanon, nach dem Mittelmere zu bewohnen. Ihre Zahl mag sich ohngefähr auf 146000 Seelen, worunter 40.000 streitbare Männer, beaufassen. Sie behaupten, wiewohl ohne sichere Gründe, von Franken abzustammen, die während und nach den Zeiten der Kreuzzüge in die Gebirge sich geflüchtet hätten. Wahrscheinlicher gingen sie um das Jahr 1020 n. Chr. von einer muhammedanischen Secte, den Ismaeliten, aus, die, als Schiiten, den Propheten Ali, den Schwiegersohn Muhameds, als menschgewordnen Gott und den Muhammed als einen Gesandten Gottes und Verfasser des Korans verehren. Sie glauben an eine übernatürliche Mittheilung der Gottheit an ihre Priester, Imams, denen sie daher auch fast göttliche Ehrfurcht beweisen, und an eine Seelenwanderung, längen Paradies und Hölle, und beobachten die Reinigungen und Fasten der rechtsgläubigen Muhammedaner nicht, so wie sie auch nicht nach Mecca, sondern zu dem Grabe Ali's, in der Nähe Bagdads, walfahren. Ihre Religion, aus welcher sie ein großes Geheimniß machen, ist nichts als ein Gemisch von Meissungen, saddischischer, muhammedanischer und christlicher Religionssecten. Dessenlike Gottesdienste haben sie nicht, besuchen aber mit gleicher Andacht christliche Kirchen und Moscheen, lassen sich tauzen und beschneiden, glauben an eine Art von Seelenwanderung und sollen in ihren Häusern aus Erz gegossene Kalber aufstellen, vor welchen sie zu gewissen Zeiten Lampen anzünden. — Sie stehen unter Emir's, und diese wiederum unter einem Groß-Emir, sind die Pforte zwar tributbar, aber sonst ganz unabhängig. Feld-, Wein- und Seldnerhand wird von ihnen sehr stark getrieben. Durch Arbeit

abgehäutete, gesunde und starke, lepfere, gastfreie und gutartige Menschen, sind sie nur dann wild und grausam, wenn man sie zum Zorn reizt. Wie heilig ihnen das Gastrecht sei, kann man aus folgendem abnehmen: Ein vornehmer Türk aus Damask flüchtete vor den Nachstrelungen des Pascha zu einem wohlhabenden Deutschen. Durch den Emir läßt der Pascha die Auslieferung des Flüchtlings ernstlich fordern. „Wenn hat je ein Deuse den Gastfreund versathen? So lange ich meinen Bart behalte, soll jedes Haar meines Gastfreundes unverlebt bleiben!“ antwortet der unerschrockene Deuse.

Nun will der Emir Gewalt brauchen, aber der Deuse vertreibt Gewalt mit Gewalt. Endlich macht der Emir ein altes Recht geltend, nach welchem er dem Widerspenstigen täglich 50 Maulbeeräume niederschlagen läßt. Schon sind 1,000 umgehauen, schon droht aber auch eine Empfehlung gegen den gewaltthätigen Emir loszubrechen, als der Türk, um seinem edlen Schuhherrn nicht noch größeren Schaden zuzufügen, heimlich entflieht.

#### Die Turkmänner (s. Taf. V.)

richtiger Truchmenen, von denen ohngefähr 30,000 in Syrien wohnen, sind wie die Türklen ihre Stammverwandten, mit denen sie auch zuerst in Westasien einwandernten, deren Sprache sie reden und deren Glauben sietheilen, taratrischen Ursprungs. Obhish durch mehrere Gegenden Asiens verbreitet, haben sie sich doch besonders an den Küsten des Kaspiischen Meeres und in den Gegenden des östlichen Kaukasus angesiedelt, wo sie die besten Weideplätze für ihre zahlreichen Herden von Kamelen, Büffeln, Pferden, Ziegen und besonders Schafen, finden. Sie leben, als nomadische Hirten des Volks, meistens von Milchspeisen, Butter und Fleisch; nur wenige treiben Ackerbau und Gewerbe, daher sie auch die nördlichen Wälder, Kleidungsstücke, Geträide u. s. w. von benachbarten Völkern, gegen Theile ihrer Herden, eintauschen müssen. In ihrer Lebensart den Beduinenarabern sehr ähnlich, ohne jedoch so räuberisch wie diese zu sein, sind sie in Horden eingeteilt, deren jede einen Stammesfürsten, der aber nur mit wenig Ansehn und

Gewalt bekleidet ist, an der Spitze hat. Ihre Weiber spinnen Wolle und weben Teppiche, deren Gebrauch vor unbekannten Zeiten schon bei ihnen üblich ist. — Die Männer haben in friedlichen Zeiten kein anderes Geschäft, als Tabak rauchend ihr Vieh zu hüten. Fast immer sind sie zu Pferde. Mit der Lanze auf der Achsel, den kurvigen Säbel an der Seite, die Pistolen im Gürtel sind sie wackere, gewandte Reiter, kraftvolle, unermüdliche, von den Türklen gefürchtete Soldaten. Wie die Turkmanen sind auch

#### die Kurden (s. Taf. V.)

ein lebhafte, fröhliche, aber rohes Volk, das zwar besonders in Kurdistan an der westlichen Grenze Persiens zu Hause ist, aber auch andere Theile Asiens, namentlich Syrien, mit seinen Herden, nomadisirend, durchzieht. Die Abkunftung der Kurden ist ungewiß; ihre Sprache ein Gemisch mehrerer orientalischer Mundarten, kommt der persischen noch am nächsten, ihre Gesamtzahl mag sich auf eine Million belaufen. Zu den schindgebildeten Völkern gehören sie keineswegs. Eine dunkle Haarfarbe, kleine Augen, ein weiter Mund, schwarze zottige Haare und ein störlicher Blick macht ihr Aussehen garlich, ja widerlich. Ihre Kleidung richtet sich bald nach türkischer, bald nach persischer Sitte, ist aber gewöhnlich höchst unsauber und schlecht. Mit der Religion mögen sie es eben nicht sehr genau nehmen. Der größere Theil derselben folgt der Lehre des Mahomed, andere sind nestorianische Christen, und wieder andere sollen sogar den Satan, als das Wesen, um dessen Gunst man sich mehr bewerben müsse, als um Gottes Wohlfallen, der ja ohnedies den Menschen nur Gutes erzeige, verehren. Zwar treiben sie Viehzucht und ziehen mit ihren Familien, Herden und Zelten, die durch ein großes selbstgefertigtes Zelt von Ziegenhaaren gegen den Einfluß der Witterung geschützt sind, auf den Weideplätzen herum; aber ihre liebste Beschäftigung ist der Raub. Gruppenweise lauern sie einzelnen Reisenden und ganzen Karawanen auf; glauben sie jedem Widerstande gewachsen zu sein, so fallen sie über die-

selben plündern und morden her. Indes besorgen die Weiber, die gegen alle morgensländische Sitte sich nie verschleiern und von der Eifersucht ihrer Männer nicht geplagt werden, die Herden, bereiten Käse und Butter und weben meistens aus Ziegenhaaren grobe Tücher zu Kleidern und Zeltdecken. Geht der Kurde in den Streit, so ist er, (s. Taf. V.) mit einem kurzen Säbel, einem runden Schilde und einer tüchtigen Keule, die er gewandt und kräftig zu führen weiß, bewaffnet —

Merkwürdig mehr durch das, was es einst war, als was es jetzt ist, ist Palästina, jetzt ein Theil des Reichs Damaskus in Syrien, mit seiner ehemaligen Hauptstadt Jerusalem, die heute noch von den Arabern die heilige Stadt genannt, von den Juden als der Mittelpunkt ihrer verlorenen Heimath und der Elch ihrer verschwundenen Größe gegründet und eben so den Christen als der Schauplatz der bedeutsamsten Auferstehung in dem Leben ihres göttlichen Meisters, unvergänglich bleibend wird. Die Gegend um Jerusalem hat mit ihren fahlen Kreisfelsen und den Sandbergen, die über steinigen unanbaubaren Thälern herabragen, ein höchst trauriges Aussehen; da ist kein Gras, kein Getreidesfeld, kaum hier und da eine einsame Eiche, und die Stadt selbst, deren Einwohner Türken, Christen und Juden, fast allein von dem Rufe ihrer Heiligkeit leben, erinnert nur noch durch ihre Ruinen an ihre vormalige Pracht und Größe. Unter den Denkmälern, welche der heiligen Stadt, namentlich unter den Christen, ein allgemeines Interesse geben, zeichnet sich

die Kirche zum heiligen Grabe (s. Taf. V.) vorzüglich aus. Die Mauern dieser Kirche, welche schon von der Mutter Konstantin des Großen, der heiligen Helena, aufgeführt wurden, während der innere Ausbau derselben aus den Zeiten der Kreuzfahrer herrührte, umschlossen alle Stätten, welche aus der Geschichte der Kreuzigung, des Begräbnisses und der Auferstehung Jesu bemerkenswerth geworden waren, und hielten in der Länge 126, in der Breite 70 Schritte. Die Vorderseite war gegen Mitis angebauten Gärten verschenkt, aufgehalten tag gelegen, und äußerst prächtig. Durch zwei

große, durch ein festes Gemäuer, das mit 5 Marmorsäulen verziert war, von einander abgesonderte Thüren ward sie geflügelt. Eine von diesen Thüren wurde, nachdem Jerusalem 1188 wieder in die Gewalt der Mahomedaner gekommen war, vermauert, die andere aber stets verschlossen gehalten und mit dem Siegel des Moskallam oder Stadtvoigts, versiegelt. Nur wenn Mönche oder Pilger, deren jeder einzelne das für 24 Piaster zahlen musste, hinein wollten, wurde sie geflügelt. Durch eine kleine in dieser Thüre angebrachte Öffnung erhielten die diensthügenden Priester und Mönche ihre Nahrungsmitte. Der Glockenturm war vierstöckig, mit 4 Reihen Fenster über einander, jedoch ohne Glocken, weil die Türken den Gebrauch derselben in ihrem Reiche nicht verstehen. Diese Kirche, deren Gestalt cir rund war, schloss auch das heilige Grab — eine kleine Höhle, die nicht mehr als 3 kniende Menschen fassen kann, weil die Hälfte ihrer Breite, zur rechten Hand beim Eingange von dem Steine eingenommen wird, auf welchem der Leichnam des Erlösers gelegen haben soll — in sich. Geistliche von 8 verschiedenen Nationen und christlichen Religionsparteien hatten sich in den Besitz dieser Kirche getheilt, entrichteten gemeinschaftlich an die türkischen Behörden die sehr ansehnlichen Pachtgelder für diese Kirche, und hielten in eigenen Kapellen ihren Gottesdienst, jeder nach seinem Ritus: Katholiken, Griechen, Röthen, Armenier, Nestorianer, Jacobiten, Georgier, Maroniten und Abyssinier. Merkwürdig war in der Kapelle der letzteren ein Gemälde, welches sowohl unsern Heiland am Kreuze als auch die Maria und den Evangelisten Johannes als Negers, den Teufel aber, der unten am Kreuze angefesselt war, als einen weißen Mann abbildete, der nichts Schwarzes an sich hatte als die Augen und die Zähne. — Die diensthügenden Priester aller Parteien blieben gewöhnlich zwei Monat lang in der Kirche, worauf sie von andern, die sich einst weilen in ihren Klöstern zu Jerusalem, die von ziemlichem Umfange, — das armenische allein enthält 1,000 Zimmer für Pilger, — und mit gut angewandten Gärten versehen sind, aufgehalten hatten, abgelöst wurden. 200 Lampen brannten

ten Tag und Nacht in diesem weitauslängigen Gebäude. Ehemal standen sich hier die Mönche durch die Freigebigkeit, mit welcher die Pilger, deren Zahl in früheren Zeiten sich jährlich gegen 15,000 belief, ihnen die Herberge, Reliquien, Kreuzifixe und Rosenkränze bezahlten, sehr gut. Der Absatz solcher Dinge war sonst gar nicht unbedeutend; man versendete davon jährlich an 300 Kisten, die gewöhnlich gegen 50,000 Rthl. einbrachten. Doch mag dieser Handel immer mehr abnehmen, so wie auch der Pilger immer weniger werden, besonders, da im Jahre 1808 der größte Theil der Kirche zum heiligen Grabe, mit Auschluß der Kapelle, in welcher sich die Höhle des heiligen Grabes befindet, abbrannte.

## 2) Bewohner Arabiens.

Obgleich die arabische Halbinsel, vortheils kost zwischen 3 Erdteilen gelegen und auf drei Seiten von Meeren umgeben, auf welchen man von hier aus in alle Theile der Erde schiffen kann, mit ihren unzugänglichen Gebirgen und unwirtbaren Sandwüsten, mehr zum Lande der Freiheit als der Schönheit von der Natur gebildet wurde, und weder die Wüste noch das Nomadenleben die besten Pilgerinnen der Wohlgestalt sein können; so ist doch das harte und tapfere Volk der Araber zugleich ein wohlgebildetes. Die Araber (s. Tas. VI.) sind im Allgemeinen von mittlerer Größe, starkem Knochenbau, aber durchs gehends mager, in den hohen Berggegenden von weißer Farbe, in den heißen Ebenen dagegen braungelb. Schwarze seurige Augen, aus denen ein lebhafter durchdringender Verstand spricht, eine sehr gebildete Nase, ein sorgfältig gepflegter schwarzer Bart und ein würdevolles äußeres Betragen zeichnet sie aus. —

Der Zustand Arabiens und die Verfassung seiner Bewohner hat im Ganzen nur geringe Veränderungen erlitten. Auch in den ältesten Zeiten lebte wie heute noch der größte Theil dieses Volkes nomadisch, während nur ein kleiner Theil an fest Wohnstätte sich gewöhnen konnte. Die Sandwüsten und Gebirge Arabiens, der kriegerische Geist seiner Bewohner, und ihr leidenschaftliches Gefühl für Freiheit

und Unabhängigkeit waren hier von jeher die Schranken, an denen sich die Macht der größten Weltkroaber aller Zeiten brach, und Arabien vor den gewaltamen Unwälzungen, die benachbarte Völker wiederholt erfahren mußten, schützten. Jeder Stamm, zuweilen auch mehrere, wurde von einem Fürsten, Emir, regiert, niemals aber hatte, vor Muhamed, Arabien einen einzigen, allgemeinen Gebieter gehabt. Den Griechen und Römern war das Volk der Sabaer, (von der Stadt Saba im Lande Yemen) im glücklichen Arabien, das mit Spezereien, namentlich mit Weihrauch, handelte und dem Sternendienst ergeben war, vorzüglich bekannt. Die Bibel gesellt einer Königin aus Saba, die Salomos Weisheit an den Hof zu Jerusalem lockte. Ein anderer arabischer Stamm, die Saracenen, eigentlich Schasrakun, d. h. Morgenländer, die nachher in Nord-Afrika und Spanien eine weit verbreitete Herrschaft gewannen, machte sich schon den Römern, durch häufige Einfälle in ihr Gebiet, furchtbar. Künste und Wissenschaften mit Ausnahme der Dichtkunst, zu der sie schon ihre Naturanlagen, ihre lebhafte Empfindung, ihre warme Phantasie und ihr zu Abenteuern gesegneter Sinn hinführten, machten bei ihnen wenig Glück. Einer der lieblätesten Fabeldichter, Lockmann, lebte zu Davids und Salomos Zeiten unter ihnen, und noch im 5. Jahrh. n. Chr. wurden in einer jhdlichen Versammlung der arabischen Schämme poetische Wettkämpfe gehalten, und die Gedichte, denen der Preis zuerkannt war, mit goldenen Buchstaben auf ägyptisches Papier, Byskus, geschrieben und in der Kaaba zu Mecka aufgehängt. Man hat noch einige dieser Gedichte übrig. — Erst 600 Jahr n. Chr. singen die Araber an, sich einen welthistorischen Namen zu machen. In keinem Lande war um diese Zeit ein so buntes Gemisch von Religionen, und doch so wenig Anstalten zu einer gemeinschaftlichen und geselllichen Gottesverehrung, zu einer Bildung des Volkes durch die Religion, als in Arabien. Viele Araber hatten als Nachkommen von Ismael, Abrahams ältestem Sohne, den Glauben an einen Gott unter sich erhalten; andere gehörten dem damals

in unzählige Secten zerfallenen, von Überfluss, Irrethümern und Mißbräuchen entstellt Christenthume an, und wieder andere huldigten dem Sabismus, der die Himmelkörper, insonderheit Sonne und Mond, göttlich verehren lehrte und gewöhnlich in dem üppigsten Natursdienste endete. Muhammed, aus dem arabischen Stamm der Koreischiten umwelt Metta um das Jahr 570 von einer jüdischen Mutter geboren, ein wohgebildeter Mann von einnehmendem Wesen, voll Klugheit und Gewandtheit, voll Festigkeit und Beobachtungsgeist, voll hervorragender Verdienstamkeit und unbegrenzter Ehre begierde, kam dadurch auf den Gedanken, seinem Volke eine neue Religionsverfassung zu geben und durch einen Glauben, die durch verschiedene religiöse Ansichten getrennten Stämme seiner Landsleute zu vereinigen. Er gab vor, durch höhere Offtheitshungen aufgesfordert zu sein, die Religion der Patriarchen, namentlich des Ismael, und zugleich die Lehre Moses und Christi in ihrer ersten Reinheit wieder herzustellen, und nannte sich einen neuen Gesandten Gottes an die Menschheit. Wahr erkannte er Moses und Christum auch als solche Gesandte an, stellte sich aber als höchster Prophet über sie und betrachtete seine Lehre als ein edleres

Reis, das auf den Mosaikmus und das Christentum, das er freilich in seiner einfachen Schönheit und Würde, die ihm Christus verliehen hatte, nicht kannte, gegründet werden müsse. — Der Glaube: es ist nur ein Gott und Muhammed sein höchster Prophet, war die Grundlage seiner ganzen Religion; eben von diesem Glauben, Islam, erhielten seine Anhänger den Namen Moslem, d. i. Rechtgläubige, woraus nachher der unrichtige Name, Muselmänner, entstand. Damit es seinen Gläubigen auch nicht an äußerer Erweckungen fehlen möchte, nahm Muhammed aus den religiösen Gebräuchen der Christen zwei Dinge auf, die man in der damaligen Zeit für äußerst wichtig hielt: das Fasten und die Wallfahrten. Zu den ersten bestimmt er den Monat Ramada (vergl. 1. Heft S. 3.); als das Ziel der letzteren wurde, um den Stammes des Islam für immer zu heiligen und Arabiens politisch-religiöse Bedeutung dauernd zu sichern, Metta und Medina bestimmt; und noch heute ist es eine unerlässliche Religionspflicht jedes Moslem, wenigstens einmal die Wallfahrt nach Metta zu unternehmen, oder doch einen Andenken, dem man die Reise bezahlt, für sich dahin zu senden \*). Obgleich Muham-

\* Metta und Medina, diese beiden den Moslem heiligen Städte, liegen im petrischen Arabien, in der Landchaft Heobsa. Metta in einer gebirgigen, sehr wasserarmen und im Sommer unerträglich heißen Gegend gelegen, ist eine uraite ganz von Steinen erbaute Stadt, die nicht bloß als Geburtsort des Muhammed, sondern auch hauptsächlich wegen der hier befindlichen Kaaba, d. i. Gotteshaus, die für den ältesten, dem einzigen, höchsten Wesen geweihten Tempel gehalten wird, zum Wallfahrtsort der Gläubigen, bestimmt ward. Die Kaaba, die schon von Abraham, ja einige Meilen von Adam erbauet worden sein soll, und zu welcher seit den ältesten Zeiten schon fromme Wallfahrer pilgerten, ist ein kleines, vierseitiges, kleineres Gebäude, ohne Fenster. Die Thüre, welche des Jahres nur einmal geöffnet wird, ist so hoch über der Erde erhoben, daß man auf einer Leiter hinaufsteigen muß. Zugewändig befindet sich ein Brunnen mit sauberem Wasser, eine große Siedehöhle in dieser Gegend, und ein schwerer in Silber gesetzter Stein, den der Engel Gabriel selbst, um den Gläubigen als Kibla zu dienen, d. h. ihnen die Gegend anzulegen, nach welcher sie betend das Gesicht zu richten hätten, vom Himmel brachte. Wer diesen Stein, der anfangs freilich weiß war, aber nun aus Trauer über die Sünden der Menschen schwarz geworden ist, nach Erdigung der Kaaba zuerst täst, ist unschätzbar ein Heiliger, und wird nicht seiten von der großen Menge derer, die ihm aus Verehrung die Hände küssen wollen, tot geschlägt. Um den ganzen Tempel, der in der Mitte eines großen von Schnürbogen und Gebethäuschen für die einzelnen muhammedanischen Secten, umgebenen Platzes steht, ist ein Stadt schwernen schwarzen Schildknosss, ein alljährlich erneuertes Geschäft des türkischen Kaisers, gezogen, in welches mit Goldfäden Sprüche aus dem Koran gestickt sind. Die Dachlinnen der Kaaba, von massivem Gold, wurden, gleich den angebauten Säulen an Gold, Silber und Edelsteinen, laut der Geschenken strommer Seelen, im Fall eines Religionenkrieges zum Gebrauch des Sultans bestimmt, von den Wahabiten 1803 geraubt. — Die Pilger pflegen sich so einzurichten, daß sie gerade zu der Zeit des Karawaden zu Metta ankommen. Die letzten 8 Tage der Reise gehen die Pilger in Sandalen, dürfen während dieser Zeit das Haar nicht scheren, kein Ungekleidet tödten, nicht Handel treiben, selber nichts kaufen, kein böses Wort, auch gegen die Slaven nicht, sprechen. Zwei Tage vor der Ankunft in Metta zieht man sich nackt aus und bedekt bloß Hals und Unterleib mit einem Tuche. Auf dem ganzen Wege ist die Karawane nur mit Singen, Beten und Allmosegeben beschäftigt. Wenn man angekommen ist, braucht man 3 Tage, um alle heilige Orte, um Metta herum, zu besuchen, und an jedem dieser 3 Tage muß man überdies siebenmal einen weiten Weg um die Kaaba herum, unter Ausführung eines Imans, gemacht haben. — Wertvördig ist es, daß, wie bei den morgenländischen Christen die-

mit bald in seiner Fathili und auch außer der selben mehrere Anhänger fand, so war die Zahl und Macht seiner Gegner anfangs doch grösster, und er musste 622 von Mekka nach Medina, welche Stadt damals mit Mekka in Feindschaft stand, fliehen. Von dieser Flucht, Hegira oder Hedschra, zählen bis an den heutigen Tag die Moslemen ihre Jahre. — Nun beschloss Muhammed, seine Religion mit Gewalt der Menschen einzuführen. Nach mehreren blutigen Gefechten, in welchen der religiöse Fanatismus seiner Anhänger meistens siegte, bemächtigte er sich endlich 629 der heiligen Stadt Mekka und starb 3 Jahre nachher zu Medina, als Herr seines Vaterlandes, Stifter einer neuen Religion und eines neuen Reiches. — Ob diesem außerordentlichen Manne, der die folgenreichste Revolution im Oriente bewirkte, die Benennung eines Befreiers oder Schwärmers gebühre, dürfte schwer zu bestimmen sein. Vielleicht handelte er anfänglich aus reinem Wohlwollen und aus heiligem Eifer, den Übergläuben und den rohen von Menschenopfern selbst nicht ganz freien, Gottesdienst einzelner Stämme seines Volkes zu stützen. Fanatismus und die Wuth seiner Feinde mag ihn zu den ersten Grausamkeiten fortgerissen haben; und wenn die Wichtigkeit seines Zweckes ihn über die Abscheulichkeit seiner Mittel beruhigte, wenn Ehregeiz ihn zu blutigen Thaten trieb, so findet er in jedem Zeitalter Gefährten seiner Verurtheilung. Seine warme und fortwährende Dankbarkeit gegen seine Wohltäter und erste Gemahlin, Kardishah, seine großmuthige Schonung der Häupter vom Stamm Korisch, die aus Mekka ihn vertrieben hatten, und die Verordnung, beim Verkauf der Gefangenen die Mutter nie von den Kindern zu trennen, müssen den Ladel

mägigen, den Menschlichkeit oder Parteilosigkeit ihm zu erkennen mögen. Ueberdies erhob seine Religion die heidnischen Völker, die sich zu ihr bekannten, über den groben Gottesdienst der Naturreesen, der himmlischen Geistre und irdischer Menschen, und machte sie zu eifrigsten Anhætern eines Gottes, des Schöpfers, Regierers und Richters der Welt, der mit täglichem Gebet, mit Werken der Barmherzigkeit, mit Reinheit des Körpers und völlicher Ergebung in seinen Willen zu ehren sei. Der Völkerei und dem Zank kam sie durch das Verbot des Weins zuvor und wollte Gesundheit und Möglichkeit durch das Verbot unreiner Speisen befördern. Desgleichen hat sie den Wucher, das gewinnssüchtige Spiel, auch mancherlei Übergläuben unterlagt und mehrere Völker aus einem rohen und verderbten Zustande auf einen mittleren Grad der Kultur erhoben. Dagegen musste die Lehre von ein unwiderruflichen Vorherbestimmung, die feste Versicherung, daß der Mensch keine Künne breit von dem Wege abweichen könnte, der ihm in der Stunde der Geburt vorgezeichnet sei, die Thalastas bald abspannen, bald zur Unselig erhöhen und Ursache des fanatischen Eifers, des düstern und melancholischen Charakters, aber auch der unüberwindlichen Beharrlichkeit der Moslemen werden. Der Glaube an einen vollständigen Himmel und die gesetzlich erlaubte Vielweiberei, ob sie schon, wie die gebotenen häufigen Reinigungen, dem Klima angemessen war, mußte Sinnlichkeit befördern, Fanatismus und übermäßiger Stolz aber, die zur höhern Kultur unentbehrliche Mittheilung mit andern Nationen erschweren, und die Verwebung der Glau-benslehren mit den Vortheilen des bürgerlichen Rechtes, wie die Vereinigung der höchsten

---

jenigen, welche das heilige Grab besuchten, in schlechtem Rufe standen, auch der Araber zu sagen pflegt: „Häcke dich vor dem, der in Mekka gewesen ist; und ist er zweimal dort gewesen, so verläufe dein Haus, und ziehe von ihm.“ Allerdings ziehen in heiligen Pilgerkleidern oft Misslötter, die schweren Verbrechen durch eine leichte Wallfahrt verbünden wollen, treu Andächtige, die Haupt und Hof verlassen, den ersten Pflichten ihres Standes und der Menschheit entsagen, um nachher Lebenlang verdorbene Menschen, halb Wahnsinnige, anmahnende oder ausschweifende Thoren zu bleiben! — Medina, eine bei weitem kleinere Stadt als Mekka, schließt in einer prachtvollen Woche das einfache, von weitem Wärme gefestigte Grab, des angeblich noch unverstirbten Reichenams des Propheten in sich. — Nur Reichsgläubige dürfen den heiligen Boden dieser Städte betreten. Kommt ein Jude oder Christ hierher, so bleibt ihm zur Rettung seines Lebens nichts übrig, als Moslem zu werden.

geistlichen und weltlichen Macht in einer Person, die wichtigsten Untersuchungen hemmen und mißleiten und die feste Stütze eines unzertiglichen Despotismus werden. —

Wie der brennende zerstörende Wind der Wüste, verbreitete sich nach Muhameds Tode der Krieg über die angrenzenden Länder, Syrien, Palästina, Persien, Ägypten. Wie zum Gottesdienste, mit Sprüchen aus dem Koran<sup>\*)</sup> und mit Hoffnungen des Paradieses bewaffnet gingen die Araber zur Schlacht. Sie fanden die Reiche der Perse und Griechen so schlecht bestellt, die Secten der Christen unter einander so feindlich, Untreue, Wollust, Eigennutz, Verräthei allenhalben so herrschend, daß man, wie Herder, sagt, in den schrecklichen Geschichten dieser Kriege die Fabel von einer Löwenherde zu lesen glaubt, die in die Hürden der Schafe und Böcke, in Meiereien voll seiter Kinder, prächtiger Pfaulen und wehrloser Hämmelein bricht. Doch war der reißende Strom ihres Kriegsglücks, mit dem sie von dem eroberten Spanien aus durch Frankreich, Deutschland, Ungarn über Konstantinopel hin, ein großes Reich zu stiften gedachten, als die Römer in vielen Jahrhundertern zusammen gebracht hatten, mit den 30 Jahren ihres ersten Enthusiasmus, da das Haus Muhameds auf dem Stuhle saß, vorüber. Mit den erblichen Omajaden 661, die Damaskus zu ihrem Sitz wählten, und mit den Abassiden 750, die sich Bagdad zur Residenz erbauten und unter denen die Namen Al Mansur und Al Naschir als Beförderer der Gelehrsamkeit und Erhalter der Wissenschaften in jenen Jahrhundertern der Barbarei glänzen, kam statt der vorigen Einfachheit, Pracht und Luxus an den Hof; die Eroberungen gingen, bei vielen inneren Trennungen, nur mit langsamem, oft eingehaltenem Schritte vorwärts, und die tausendmal auf Erden gespielte Scene, daß Ueppigkeit Er schlafung hervorbringt und am Ende dem rohen Starken der verfeinte Schwäche unterliegt,

wiederholte sich auch hier. Da die Täkten die Leibwache der Kalifen ausmachten und Führer der Heere waren, (vergl. Hest. I S. 2) so saß im Herzen der Monarchie das Uebel, das bald den ganzen Körper überwältigen konnte. Aus Westen und Süden wurden Gebieter und Despoten. Schon 300 Jahre nach Muhamed verlor sich das glänzende Reich der Araber mit Ausnahme Spaniens, wo es sich noch 200 Jahre länger erhielt. Jetzt ist ihre Herrschaft wieder auf ihr altes Waterland beschränkt, wo sie meistens zu ihrer ursprünglichen Lebensart und Verfassung zurückgekehrt sind. Nur die Ehre ihres Propheten hat sich in ihren vormaligen Besitzungen, in der Barbarei, Ägypten, Persien und Indien erhalten und ist von den Türken und vielen andern asiatischen und afrikanischen Völkern angenommen worden, so daß heute noch die Zahl der Moslems größer ist, als die Zahl der Christen, obgleich auch sie, wie die letzteren, in mehrere Religionsparteien, man zählt deren 72, z. B. Schiiten, Ismaeliten, 1000 n. Chr. Wahabiten oder Wehabiten in den letzten Jahren des vorigen Jahrhunderts entstanden, zerfallen sind. —

Die Bewohner Arabiens, deren Gesamtmzahl man auf 10 bis 12 Millionen schlägt, sind nach ihrer Lebensweise in zwei Hauptklassen zutheilen, nämlich in ansäßige, die Städte und Dörfer bewohnen und durch Ackerbau, Handel und Gewerbe ihren Unterhalt finden, und in Beduinen, nomadisirende Wüstenbewohner, die von dem Ertrag ihrer Herden und vom Raube leben.

Der moralische Charakter der Araber ist gutartig, ja sogar edel und menschenfreundlich. Ihre Sitten sind sehr einfach und ziemlich patriarchalisch, im Ganzen wohl mit den Sitten und Gebräuchen der übrigen muhamedanischen Orients übereinstimmend, nur noch unverdorbener und reiner. Auf Wohlstandigkeit und Höflichkeit halten sie viel, obwohl sie keine Freunde von leeren Komplimenten, im gesellschaftlichen Um-

<sup>\*)</sup> Der Koran, eigentlich Kur'ans, d. i. nötig zu lesen, ist eine von dem Schwiegervater und Nachfolger des Propheten Abu'l-Khalid verfaßte Sammlung von ihels mündlich aufbewahrten, ihels bei Gedichten des Propheten noch nachgeschriebenen Reden, Bekanntnahmen, Lobpreisungen Gottes, Ermahungen zum Gebet, Taten, Almosen u. s. w. Widerprüfungen gegen Götzendienster und Christen und Erzählungen von Visionen und Wundern Muhameds, ohne Plan und Ordnung an einander gereiht, und in einer oft prächtigen, aber schwärmigen Sprache verfaßt.

gange vielmehr offen, herzlich und zuvorkommend sind. Feurig und leicht zu erzürnen sind sie, aber auch leicht zu besänftigen und überhaupt nicht ganztädtig. „Denket an Gott und seinen Propheten!“ darf nur mahnend ein Besonnener rufen, und der lodernde Zorn der Streitenden ist gedämpft. Der gewöhnliche Gruss, ist der bei allen Muslimanern und bei Juden seit den ältesten Zeiten gebräuchliche: **Salam Aleikom**, d. i. Friede sei mit Euch, und der Gegengruß lautet: **Aleikom Essalam!** d. h. mit Euch sei Friede! Man legt beim Grüßen die rechte Hand auf die Brust. — Wenn gute Freunde oder Bekannte zusammen kommen, so erweisen sie einander die herzlichste Höflichkeit, reichen einander wohl zehnmal traurig die Hand und küssen sich Haupt, Hand und Schulter. Jüngere bezeigen gegen Ältere und Geringe gegen Vornehme große Ehreerbietung und küssen ihnen Füße und Kleider. Auch gegen Fremde sind die Araber meist sehr artig, machen ihnen auf dem Wege zuvor kommend Platz und erweisen ihnen unzählig tausend Gefälligkeiten. — Der Bart steht bei ihnen in hohem Ansehen; er ist die heilige Zierde, die Gott dem Mann zum Unterschied von dem weiblichen Geschlecht gegeben. Ein geschnörkelter Bart ist Zeichen der Knechtschaft. Ledige keute tragen bloß einen Knebelbart, so wie sie aber Heirathen, lassen sie den ganzen Bart wachsen. Einem andern auf den Bart zu spucken gilt für die größte Beschimpfung, und die tödlichste Schimpfrede ist: **Koth auf deinen Bart!** Weiber und Kinder küssen den Bart, wenn sie den Gatten und Vater grüßen. — Gastfreiheit gebietet zu den größten und allgemeinsten Tugenden der Araber. Wer einmal mit ihnen Salz und Brod gegessen, einmal ihre Wohnung betreten hat, ist ihr Gastfreund. Der Beduine setzt sich sogar mit seiner Wahlzeit an den Eingang seines Zeltes, um jeden Vorübergehenden, welcher Nation er auch angehöre, einzuladen, das oft lärgliche Mahl mit ihm zu teilen, und weit entfernt, sich zum Verdienst anzurechnen, betrachtet er es nur als

seine Schuldigkeit. Einige Stämme haben die Sitte, daß, wenn eine Wahlzeit bereiter ist, einer von ihnen auf den nächsten Hügel geht und mit lauter Stimme jedermann zu Gäste bittet. Ueberhaupt wird jeder Fremdling zu vorkommend aufgenommen; der Hausherr bringt Wasser, die Füße zu waschen, eine Sitte, die da, wo man barfuß oder nur mit Söhlen unter den bloßen Füßen bekleidet, zu reisen gewohnt ist, seit den ältesten Zeiten eingeführt und außerst wohltätig ist; das Beste wird aufgetragen und alle mögliche Ehre und Aufmerksamkeit dem Gäste bewiesen. Ein herzliches: vergelt es Gott! ist die einzige Belohnung, die der Reisende für die sorgfältigste Bewirthung beim Abschiede giebt. —

Die politische Verfassung der Araber ist sehr einfach. Sie stehen unter bald großherigen, bald kleinen Fürsten, die den Titel: Groß-Emir, Emir, Schah führen, und auf ihren Adel, d. h. auf ihre unvermischte Abstammung von Familien, die schon in uralten Zeiten regierten, sehr stolz sind. Zu dem höchsten Adel werden natürlich Muhameds Abkömmlinge, die man Scherifen auch Seid's, bei den Türken Emiren nennen, und die sich vorzüglich durch das Tragen grüner Turbane auszeichnen und unter mehreren Vorfahren auch das genischen, daß jedem, der sie beschimpft oder schlägt, die Hand abgehauen wird, gerechnet<sup>\*)</sup>. Keiner ihrer Fürsten hat das Recht, den Untertanen am Leben zu strafen, wie denn überhaupt ihre freiheitliche eine despotische Regierung nicht aufzunehmen läßt. Ihre Kadis oder Richter entscheiden in der Regel mit strenger Rücksicht, nach vorhergegangener kurzer mündlicher Verhandlung, nach den Aussprüchen des Rosen, die vorkommenden Rechtsachen. Abschneiden des Bartes und Stockschläge auf die Fußsohlen, Bastonnade, sind die gewöhnlichsten Strafen.

Den Uberglauben sind die Araber, wie fast alle Orientalen, sehr ergeben. Ueberall vermuthen sie Geister und Zauberei, und die Kunst, Talismane oder Amulette, die in Leder genäht auf verschiedenen Theilen des Leibes, je nachdem sie diesem oder jenem Uebel abhelfen

<sup>\*)</sup> Die Tatsachen wissen dieses Vorrecht dadurch unzu machen, daß sie, wenn sie mit einem Emir Streit haben, ihm ehrerbärtig den großen Turban abnehmen, ihn dann tüchtig durchpeddeln, und sich zu legt damit entschuldigen, ihren Gegner nicht gekannt zu haben.

oder vorhengen sollen, getragen werden, zu sätzen, steht in grossem Ansehen. Aus seinem und seiner Mutter Namen die zukünftigen Schicksale eines Menschen zu entziffern, durch allerlei Zauberkünste die Neigung eines freudigen Mädchens zu erzwingen oder seinen Feinden nachdrücklich zu schaden, dünkt ihnen gar nichts Selbstsames. Das Bild einer offenen Hand an dem Halse getragen verhüten gewiss die nachtheiligen Folgen der Magie, und die Zahl fünf ist unbeweisbar eine böse und unglückliche. —

Im Essen und Trinken sind sie, wie auch ihr heißes Klima erfordert, überaus mässig. Die gewöhnlichste Speise des gemeinen Volks ist flaches, kuchenförmiges Brot von Durra, einer Art Hirse mit Kamelmilch, Butter, Öl oder einer andern Fettigkeit durchsetzt. Da es sich nicht lange hält, wird es alle Tage frisch gebacken. In den Städten backt man auch Weizenbrot, aber auch nur in Gestalt von Kuchen, die nicht die Consistenz unseres Brotes haben, sondern sehr talzig und schlissig, auch in der Regel ohne Sauerteig sind. Die übrigen Speisen sind: Milch, Butter, die aber selten schwachhaft ist, Honig, Reis, woraus sie Pilau (vergl. Heft 1 S. 10) machen, Hülsenfrüchte, die mit Öl gekocht werden und allerlei Obst. Die Art der Araber zu essen, gleicht der der Türken. Sie haben keine Tische, sondern essen an einem Tuch oder Leder, das man auf die Erde ausbreitet und auf dessen Mitte man einen Schimmel, auf welchen die Speisen gesetzt werden, stellt. Dieses Tischtuch, gewöhnlich von Leder, ist am Rande mit Ringen besetzt, durch welche ein Strick geht, um nach der Mahlzeit die Leberbleibsel, wie in einem Sack, zusammenzuhören zu können; Messer und Gabel kennt man nicht; ihre Stelle vertreten die vor und nach der Mahlzeit sorgfältig gereinigten Hände. Vor jeder Mahlzeit betet der Araber laut: Im Namen Gottes

des Vormherzigen und Gnädigen! und nach Tische spricht er: Gelobt sei Gott! Während der Mahlzeit zu trinken ist nicht gebräuchlich. Fleischspeisen genießt man selten. — Das gewöhnlichste Getränk ist Wasser, welches nur Reiche, den Tag vorher, über Aprikosen oder anderes Obst gießen lassen. Wein und Branntwein wird nur heimlich und selten getrunken; desto häufiger bereitet man aus diversen Rosinen, die mit einer Portion Wasser in einen irdenen Topf geworfen, eine Zeit lang unter der Erde gären müssen, ein weinartiges Getränk. Das Nationalgetränk aber ist der Kaffee, der hier in seinem Waterlande von der besten Qualität ist, und früh und nach der Mittagsmahlzeit, wie im ganzen Oriente, schwarz und ohne Zucker genossen wird. Ohne Kaffee und Tabak, dessen sich auch das weibliche Geschlecht eben so stark wie das männliche bedient, kann man nicht leben. Um sich zu berauschen, essen oder rauchen die gemeinen Leute eine Art Hanfsäcke, Hashisch (\*), deren unmäßiger Genuss den Rausch, oft bis zur tollen Wuth gesteigerten Rausch hervorbringt. —

Die Kleidung der Araber ist ganz im orientalischen Geschmack. Sie tragen gewöhnlich lange weite Beinkleider von weißer Leinwand, und über denselben ein weißes oder weiß und blaugestreiftes Hemde mit langen und weiten Ärmeln; über dem Hemde einen Entari oder Rock, der ohne Ärmel, aus leichtem Zeuge gemacht, mit Leinwand gefüttert wird, und bis an die Knie reicht. Über dem Entari trägt man einen breiten, meistens ledernen Gürtel, der gestickt oder mit Silber beschlagen ist, und in denselben ein breites, krümmes und spitzes Messer, dessen Griff mit Gold, Silber und Steinen verziert wird, durch einen Rosenkranz, den man mehr zum Staat als zum Beten braucht, ist es an den Gürtel festigt. Über dem Entari wird der Kastan

<sup>\*)</sup> Von diesem Worste will man auch den Namen der Assasinen ableiten, eines ismaälitischen Stammes und einer muhammedanischen Religionsschule, welche 1090 unter dem Imam Hassan, der, wie seine Nachfolger unter dem Namen: des Alten vom Berge, weil er seinen Eltern durch die Biegung des Messer in Syrien hatte, bekannt ist — in dem ganzen Oriente durch den tollen Wuth seiner Krieger, die sich durch den Genuss des Krautes Hashisch berauschten, sichtbar wurdeendes, erst im 12. Jahrhundert durch die Mongolen gestörtes Reich stiftete. Richtiger aber leitet man den Namen Assasinen von dem arabischen Worte: حاش, welches aufzuladen, heimlich vorheben bedeutet, her; denn durch Raub und Meuchelmord machte sich jenes Volk so berüchtigt, daß noch heute Meuchelmörder Assasinen genannt werden.

getragen, der fast bis auf die Füße herabreicht (Taf. VI.). Vornehmer Araber aus Yemen). An den Füßen trägt man leinene Socken und über diesen Pantoffeln, die man beim Reiten mit leichten Sticke aus dünnem Leder verziert. Unbeschwert ist der Kopfschmuck des vornehmen Arabers; denn um seinen höhern Rang anzudeuten trägt er oft 10 bis 12 Mützen über einander, von welchen die oberste zuweilen mit einem kostbar in Gold gesetzten Spruch aus dem Koran oder dem Glaubensbekenntniß des Moslem: „es ist nur ein Gott und Muhammed sein Prophet!“ versehen ist. Um alle diese Mützen wird noch ein Stück seines Müsselins gewunden, das an beiden Enden schneidend, wohl auch goldene Fransen hat. Zu Hause oder bei guten Freunden nimmt man größeres Theil dieser zahlreichen Mützen ab. Die gemeinen Araber (Taf. VI.) tragen nun ein bis zwei vergleichende Kopfbedeckungen, aber auch mit Müsselin oder einem langen Tuch umwickelt, dessen gehöriger Theil über die Schulter geschlagen oder über dem Arm getragen wird, und bei Regen oder starkem Sonnenschein zum Schutz dient. Einige tragen auch nur Beinkleider und ein Hemd, anderewickeln bloß (Taf. VI.). Beduinen ein bis an die Knöchel herabhängendes Tuch um den Leib, befestigen dasselbe um die Lenden mit einem Gürtel, in welchem vorn ein kurzer Säbel oder ein breites Messer hängt, schlagen ein anderes großes Tuch, das ebenfalls durch den Gürtel befestigt wird, über die Schultern, und gehen im Uebrigen völlig nackt. — Die arabischen Frauen kleiden sich meist wie die Männer; die weniger vornehmen begnügen sich mit weißen Beinkleidern und einem weiten weiß und blau gestreiftenleinwandenen, um die Hände durch einen Gürtel zusammengehaltenen Hemde, auf dessen Mitte sie häufig in Leder eingeschobene Amulete oder einen in Silber gefassten Stein tragen. Im Sommer gehen sie meist barfuß. Nach Maßgabe ihres Vermögens und Standes tragen sie eine Menge Ringe um Arme und Finger, auch in Ohren, ja zuweilen in der Nase; um den Hals haben sie Perlen hängen. Die Kopfbedeckung verziert man mit lebendigen Blumen oder Perlen und Gold

undwickelt außerdem nach Binden darum, deren herabhängende Zipfel mit Gold oder Silbermünzen besetzt sind. — (Taf. VI.) Augenlider und Augenbrauen färbt man pechschwarz, die Nagel blutrot, die Hände und Füße braungelb und im Gesicht bringt man schwarze Schminkeplättchen an. Gemeine Leute, die fast nackt gehen, färben sich den ganzen Leib mit dem Saft der Al-Henna, eines orientalischen Färbertrastes, braungeb.

Die Wohnungen der Araber sind nach der Verschiedenheit der Lebensart ihrer Bewohner sehr verschieden. Beduinen wohnen bloß in Zelten, die aus Ziegen- und Kameelhaaren gemacht sind. Das grobe Haartuch ist über mehrere Stangen ausgespannt und fünf bis sechs Fuß hoch. Ein Vorhang, welcher das Zelt in zwei Theile teilt, sondert die Männer von den Weibern ab, denn die Absonderung der Geschlechter waltet auch hier, wiewohl der Araber darin bei weitem nicht so streng ist, als der Turke. — Die Habesi, d. i. Städter, bewohnen meist steinene Häuser mit flachen Dächern; die Hellahs, d. h. Bauern, Lehmhütten mit runden bald mit Gras, bald Strohmatten, bald Zweigen von der Dattelpalme verschewenen Dächern. Die Fußböden aller Häuser und Hütten sind mit Strohmatten, oder mit Teppichen, in welchen, besonders in den Zimmern der vornehmen Weiber, großer Luxus getrieben wird, belegt. —

Obwohl der Araber vier rechtmäßige Weiber, und so viel Sklavinnen, als er kaufen und ernähren kann, haben darf, so begnügen sich doch die meisten, selbst aus den mittleren und höheren Ständen, mit einer Frau. Die Ehen werden unter wenig Ceremonien geschlossen. Vor dem Kadi wird der Ehecontract unterzeichnet, und in demselben zugleich bestimmt, wie viel der Brudigam sogleich seiner Braut zur Brautfeier geben und wie viel er ihr bezahlen muß, im Fall er sie verstossen sollte. Doch sind Ehescheidungen, die auch vor dem Kadi geschehen müssen, nicht sehr häufig, indem der Araber einen ziemlich friedlichen Ehestand führt. Die Aussteuer, die eine Tochter von ihrem Vater erhält, ist und bleibt ihr unantastbares Eigenthum; daher haben es besonders die reichen

Weiber sehr gut, weil hinsichtlich des Vermögens die Männer von ihnen oft abhängig sind. Auch der Frau steht es frei, wenn der Mann sie misshandelt, sich gerächtlich von ihm scheiden zu lassen. Der Ehebruch darf an verbrecherischen Frauen nicht von ihren Männern, wohl aber von einem ihrer Verwandten, zur Rädigung der Familien, nher mit dem Tode bestraft werden. —

Wie alle Morgenländer, ist auch der Araber von Natur zu ernsthaft, als daß er großen Hang zur Lustigkeit haben sollte, doch bemerk't man an ihm die übertriebene Gravität des Türk'en nicht; und ob schon vieles Lachen auch ihm als ein Zeichen des Schwachsinn's, und Tanz und Musik als ein anständiges Vergnügen gilt, so liebt er doch eine heitere Gesellschaft. Das Scheridwerfen, s. Hest 1 S. 13, das Damenbret und Schachspiel, dienen zu seiner gewöhnlichen Unterhaltung. Die Vergnügungen des weiblichen Geschlechtes bestehen in gesellschaftlichen Besuchen, bei welchen Kaffee getrunken, Tabak gerauht, Märchen, Helden- und Liebesgeschichten erzählt werden. — Bei ihren gesellschaftlichen Zusammenkünften in Privat- und öffentlichen Häusern beobachten alle Araber viel Wohlstand und Höflichkeit, und selbst die Gringern wird man selten mit einer zanken, oder in rohes Schreien und Lärm ausbrechen hören.

Den Ackerbau treiben die ansässigen Araber mit bewunderungswürdigem Fleiß. Da alles darauf ankommt, die Felder in diesen wasserarmen, brennend heißen Gegenden gehörig feucht zu erhalten; so macht man Dämme um die Felder, damit das auf dieselben geleitete Wasser lange genug darauf verweile, unterstützt die an Bergen gelegenen Felder terrassenartig mit Mauern; leitet mit unsaglichem Fleiß Quellen, Bäche und Regenflüschen auf die Fluren, singt, wo dies nicht angeht, während der Regenzeiten, in großen gewanderten Eisternen das Wasser auf und läßt es dann von einem Acker auf den andern laufen. Beim Säen ist man darauf bedacht, daß so wenig Saamen als möglich verloren gehe und legt daher oft die Getreidekörner einzeln nach der Linie. Bei den Urenten wird das Getreide nicht geschnitten,

sondern mit der Wurzel ausgerauft und nachher durch zwei Ochsen, die einen großen, vorn abgerundeten Stein über die mit den Achtern gegen einander gelegten Garben schleppen, ausgedroschen.

Wissenschaften und Künste, die im 8. Jahrhunderte bei den Arabern in der schönsten Blüthe standen, und in welchen sie vornehmlich von Spanien aus, Vorgänger und Lehrer des damals in tiefer Finsterniß schlummernden Europas wurden, sind jetzt außerst verschwommen, und selbst von der schönen Baukunst, in der sie sonst Meister waren, und die nach griechischen Mustern gebildet, durch das reinste Ebenmaas der einzelnen Theile, durch phantastische Leichtigkeit, durch reich und prächtige Verzierungen sich ausgezeichnete, sind in ihrem Vaterlande nur wenige in den von ihnen eroberten und beherrschten Ländern, aber z. B. in Spanien, wo der von ihnen Kalifen erbaute Palast in Granada, jetzt das rothe Haus genannt, mehr einem Zauberpalast als einem Werke von Menschenhänden gleicht, und in Indien (s. Taf. VII. Begräbniß der Sultane in Mysore und Gebäude in Madura) reichere Spuren zurückgeblieben. —

Der Handel, der meist von den Städten bewohnt, die auch einen großen Theil der Waaren Indiens und Persiens in Karawanen an den arabischen Meerbusen und zu den Hafenstädten des Mittelmeeres führen, getrieben wird, ist nicht unbedeutend. Die vorzüglichsten Ausfuhrartikel Arabiens selbst sind: Kaffee, Weihrauch, Myrrhen, Balsam. Der erstere, von welchem jährlich 12 bis 13 Millionen Pfd. ausgeführt werden, ist der beste, den wir und zwar unter dem Namen des levantischen kennen, da ihn die Europäer zuerst in Kleinasien, der Levante, wohin ihn Karawanen gebracht hatten, fanden. Von ihm stammt alter Kaffee ab, der jetzt seit 1650 in Ost- und seit 1720 in West-Indien gebaut wird. Nächst dem Kaffee führt man auch Weihrauch, ein Harz, das von einer Art Wachholderbäumen gewonnen schon zu Moses Zeiten als ein kostbares Räucherwerk bekannt war, Myrrhen ebenfalls, ein Gummi von einem uns noch wenig bekannten Baume,

und Balsam von Mecka oder von Gilcad, ein Saft, der aus der gerichteten Rinde des nur in der Gegend von Mecka gedeihenden Balsamstannes äußerst sparsam tröpfelt, aus. —

Die Beduinen-Araber, eigentlich Bederi, d. i. Söhne der Wüste, die in kleine, nicht selten in unversöhnlicher Feindschaft lebende Stämme abgetheilt, unter Scheits oder Emiren stehen, unterscheiden sich von den ansässigen Arabern, mit denen sie in ihren übrigen Sitten und Gebräuchen meist übereinstimmen, nur durch ihre nomadische und räuberische Lebensart. Man findet Beduinen von der persischen Grenze an bis nach Marocco in Alzifa. Syrien, Aegypten, Palästina durchstreifen sie mit ihren Herden. Sie wohnen in Zelten von groben, aus Ziegenhaaren von ihren Weibern gewebten und wasserdichten Zeugen. Die wächsende der Nacht von einer Menge gut abgerichteter Hunde sorgfältig bewachten Lager sind immer von runder Gestalt; in der Mitte steht das Zelt des Emirs nebst dem, statt des Wirths - und Rathauses dienenden Herbergszelte oder Moujil, in welchem die Angeslegenhkeiten mit den Nachbarn, die entstehenden Klagen und Streitigkeiten verhandelt, und Fremde, die man nicht in den übrigen Zelten unterbringen kann, verpflegt werden. Der größte Reichtum des Bedinen besteht in Herden, und eine seiner Hauptnahrungsquellen ist die Pferdezucht. Mit größter Genauigkeit und Gewissenhaftigkeit führt man förmliche Geschlechtsregister der Pferde, die durch ihren schönen Bau, durch ihre Ausdauer und Schnelligkeit besonders berühmt, selten unter 7 bis 800 Rthlr. das Stück, verkauft werden. Ein Emir hatte einst eine Stute, die ihn, durch einen ununterbrochenen Lauf von 3 Tagen und 3 Nächten, ohne zu fressen und zu saufen, der Verfolgung seiner Feinde entzog. Mehr als einmal wurden ihm 5000 Rthlr. vergebens für dieses Thier geboten. In den neuern Zeiten kaufte ein Ungarischer Graf einen arabischen Hengst, Namens Tejar, für 1,500 Dukaten. — Die Pferde sind in Familien, deren Gebürtigkeit oft auf viele Jahrhunderte zurückreichen, und deren jedes seinen Namen hat, abgetheilt. Der Herr geht freundlich mit seinen Pferden

um, schlägt s nie, strapaziert es nur im höchsten Nothfall und braucht es nie zum Zuge. Den ganzen Tag über werben die Pferde nur zwei oder dreimal geiradelt, erhalten jedoch kein Futter, Abends aber gibt man ihnen in einem Sacke, der um ihren Hals gebunden wird, reine Gerste zu fressen. Gefallt und gesäumt stehen sie den Tag über vor dem Zelte, an die in die Erde gesetzte Lanze gebunden und nur bei sehr schlechtem Wetter nimmt man sie mit unter das Zelt. —

Die liebste Beschäftigung der Beduinen ist der Rank, den sie für einen rechtwinkligen Erwerb und völlig erlaubt halten, da man ihnen als Abkömmlingen Ismaels allen Unheil an Abrahams Nachklafe widerrechtlich entzogen habe. Die Reisenden morden sie aber nur dann, wenn sie Widerstand finden, behandeln aber den, der sich willig von ihnen ausplündern lässt, sanft und menschlich. Der Räuber steigt dabei nicht vom Pferde; der Ungläubliche, der in seine Hände fiel, muss sich selbst entkleiden und alles hergeben, was er hat. Doch ist der außerhalb seines Lagers so raublüstige Beduine innerhalb desselben der großmuthigste, freigebigste Wirth. — Auch ihre Fürsten leben nach der einfachen Sitten unserer Zeit; besorgen Satteln und säumen ihre Pferde selbst, holen eigenhändig ein Lamm von ihrer Herde und schlachten es, während die Fräulein die Küche besorgt, Brot backt, Kaffee kocht und ihre Töchter zur Dusche gehen, und in Krügen, die auf dem Kopfe getragen werden, Wasser holen. — Findet sich an einem Orte keine Weide mehr für ihr Vieh, so werden die Zelte schnell abgebrochen, in weniger als 2 Stunden mit den übrigen Habeligkeiten und geringem Hausratthe eingeschlagen und von den Weibern auf die Kamelle geladen, während die Männer zu Pferde steigen, und immer schlagfertig die Vorhut bilden. So lebt der Beduine. Mit seiner Wüste ist seine einfache Kleidung, seine Lebensweise, seine Sitten, sein Charakter harmonisch und nach Jahrtausenden noch erhalten sein Gezelte die Weise seiner Väter. Liebhaber der Freiheit, verachteten sie Reichthümer und feste Wohnsitze, sind leicht im Lauf, fertig auf ihren Rossen, die sie wie ihres Gleichen pflegen

und eben so fertig die Lanze zu schwingen. Ihre Gestalt ist hager und nervig; ihre Hände bestehen fast aus lauter Sehnen ohne Waden; Brust und Bauch sind kaum von einander zu unterscheiden. Die meisten genießen des Tages nicht mehr als 12 Koch an Gewicht. Ihre Farbe ist braun, ihre Knochen stark, ihr Haupthaar oft wöllig wie das krause Haar der Neger. Unermüdlich Beschwerden zu ertragen und durch die Wüste zusammen geknüpft stehen sie alle für Einen; kühn und unternehmend, treu ihrem Worte, gastfrei und edel. Die gefahrvolle Lebensart hat sie zur Behutsamkeit und zum scheuen Uegwohn, die einfame Wüste zum Gefühl der Rache, der Freundschaft, des Enthusiasmus und des Stolzes gebildet.

### 3) Bewohner Persiens.

Die alten Perse waren ursprünglich ein häßliches Gebirgsvolk, wie noch ihre Nachen, die Geben, zeigen. Da aber schwierlich ein Land in Asien so vielen Einbrüchen ausgesetzt war als Persien, und gerade in der Nähe wohlgebildeter Völker lag, so hat sich hier eine Bildung zusammengesetzt, die, bei dem edleren Perse Würde und Schönheit verbindet. — Die Perse sind ohnstrittig das sinnreichste und vielleicht auch thätigste Volk unter den Morgenländern. Ihr leichter und durchdringender Verstand; ihre fruchtbare und lebhafte Einbildungskraft; ihr biegames, häßliches Wesen; ihr Hang zur Eitelkeit, zur Pracht und zur Freude, hat ihnen, nicht ganz mit Unrecht, den Namen: der Franzosen des Orients verschafft. — Der Perse ist groß und wohlgebildet und gewöhnlich auch wohl belebt; seine Gesichtsfarbe ist bräunlich, und bei den höheren Ständen nur, die der Sonne nicht so ausgesetzt sind, weiß, wie die des Europäers. Schwarze Augen, welche man häufig neben den blauen trifft, und eine Naschichtsnase, beleben und vereedeln das meist volle Gesicht.

Schon in den frühesten Zeiten machten die Perse ein eigenes Volk aus, zuweilen unabhängig, meistens jedoch fremden Fürsten unterthan. Ihre Geschichte aber fängt erst mit

Cyrus, 600 v. Chr., an merkwürdig zu werden, der Perse und die benachbarten Länder vereinigte und Stifter der ersten großen persischen Monarchie wurde, die vom mittelländischen Meere bis nahe zum Indus sich erstreckte. Sein Sohn, Cambyses, setzte des Vaters Eroberungen fort, bis in die afrikanischen Sandwüsten hinein, die den Stolzen zur Rückkehr zwangen. Die nächsten Könige, Darius Hystaspis und Xerxes, fanden ihr großes Reich noch immer nicht groß genug; sind aber durch ihre unruhymlichen Kriege mit dem kleinen Volk der Griechen nur zu bekannt geworden. Der letztere zog mit einem Heere, das hinreichend schien, die ganze Welt zu erobern, von Asien nach Europa, Griechenland zu unterjochen, und lehnte als Flüchtlings auf einem Fischernachen nach Asien zurück. Die große Monarchie würde mit der Zeit durch schlechte Verwaltung, durch die Schwäche seiner Fürsten, durch die ausschweifende Leppigkeit seiner Großen und durch die beständigen Empörungen der Statthalter in den entlegenen Provinzen, in sich selbst zerfallen sein, wenn nicht ein fremder Eroberer, Alexander der Große, König von Macedonien, diesen Zeitpunkt noch früher herbeigeführt, und in wenigen Schlachten dem von innen unbefestigten Reiche ein Ende gemacht hätte. Mit Darius Codomanus, einem guten, friedliebenden Herrscher, der auf der Flucht durch die verrätherische Hand eines seiner Statthalter, fiel, ging 330 v. Chr. die erste persische Monarchie zu Grunde. — Nach mancherlei Veränderungen, die seit Alexanders Eroberungen in diesen Gegenden Asiens vorgefallen waren, machten sich die Perse 200 J. n. Chr. wieder unabhängig. Artaxerxes II. wurde der Stifter eines zweiten persischen Reichs, das nach manchen harten Kämpfen endlich 651 der Macht der Araber unterlag. Als nach ein paar hundert Jahren dieses arabische Reich durch die Empörungen übermächtiger Statthalter erschüttert wurde, rissen theils persische, theils türkische Fürsten einzelne Provinzen an sich, und so blieb Persien getrennt, bis es um 1500 dem Ismaël Sofi, der

seine Abkunft von Muhamed herleitete, gelang, der Stifter eines dritten persischen Reichs zu werden. Er nahm den Namen eines Schahs an, und führte die Secte Ali (Schüren) in den eroberten Ländern ein. Seine Nachfolger führten blutige und unglückliche Kriege mit den Türken. Da gab der Schah Abbas der Große dem Reich durch seine Siege wieder eine ungewöhnliche Festigkeit. Den Beinamen des Großen würde er eher verdient haben, wenn er mehr menschliches Gefühl gezeigt hätte; aber selbst seine Handlungen der Gerechtigkeit arteten in furchtbare Grausamkeit aus. Einen Becker, der den Armen kein Brot verkaufen wollte, ließ er lebenslang in den glühenden Backofen werfen; einen Koch, der zu leichtes Gewicht hatte, an seinem eigenen Spieße braten. Grausam wie er, aber ohne seine besseren Regenteneigenschaften zu besiegen, herrschten seine Nachfolger. Mit dem Jahre 1722 verlor das Geschlecht der Sossi den persischen Thron wieder. Zwar erhob 1736 der Schah Nadir, durch Wassenglück und strenge Regierung Persien zu seinem vorzigen Ansehen, fiel in Hindostan ein und niedrigte den Großmogul, ihn einige Provinzen am Indus und seine meisten Schäfe zu überlassen; aber 1747 wurde Nadir von den Aufstehern seiner Leibwache ermordet, und sein Tod stürzte das Reich, das nun in vier verschiedene Reiche zerfiel, in neue Zerrüttung. Georgien unterwarf sich Russland. In Osten wurde durch Abdallah das Reich der Afschanen gegründet, mit der Residenz Kabul. Die westlichen Provinzen unterwarf sich, nach langen Kämpfen, Uga Muhamed, ein Mann von altem Geschlechte und großen Eigenschaften, der diese Provinzen seit 1796 seinem Neffen, den Feth Ali-Schah, der zu Teheran seine Residenz hat, und in den neuesten Zeiten durch seine unglücklichen Kriege mit den Russen bekannt geworden ist, hinterließ.

Die Bewohner Persiens, die sich auf 16

bis 18 Millionen belassen mögen, bekennen sich zur muhammedanischen Religion, und zwar zu der Secte des Ali, oder den Schüren, den Todfeinden der Sunnit, zu welchen die Türken gehörten. Ihr geistliches Oberhaupt führt den Titel: Scheik el Selam, und ist bloß auf geistliche Angelegenheiten beschränkt. — Die Staatsverfassung ist despotisch und an der Spitze des Reichs steht ein unbeschrankt gebietender Schah, jetzt Feth Ali. Die Thronfolge ist, und zwar allein in männlicher Linie, erblich, aber nicht gerade nach dem Rechte der Erstgeburt, sondern nach der willkürlichen Bestimmung des Königs, der, ohne auf den Erstgeborenen Rücksicht nehmen zu müssen, aus seiner Familie zum Thronerben erwählen kann, wen er will. So hat der heilige Schah den berühmten Abbas Mirza<sup>\*)</sup>, seinen dritten Sohn, der mit den Sitten und der Cultur Europas vertraut, das bildsamen Künste, Wissenschaften und Kunstgewerbe liebende Volk vielleicht in kurzer Zeit auf eine höhere Stufe der Bildung führen wird, zu seinem Nachfolger ernannt. — Der erste Minister des Königs und sein Stellvertreter ist der Groß-Wesir; unter ihm stehen noch fünf andere Minister. Jede Provinz hat ihren Statthalter, Khan, jenseit des Orts seinen Obervorsteher, Daroga, und seinen Richter, Kadi, nebst verschiedenen Untermannt. Zu den Leibesstrafen, besonders der Boenchnern, gehört das Augenausreißen. Die gewöhnliche Todesstrafe ist Kopfabschlagen. Bei geringern Vergehen wie die Bastonnade erscheint auch sind Geldstrafen nicht ungewöhnlich. Der Perser zeichnet sich durch Sanftmuth des Charakters, Menschlichkeit, Höflichkeit und herzliche Zuthaltheit aus. Für Gelbsaint und alles höhere Wissen hat er hohe Achtung und lässt sich willig von jedem unterrichten, der an Erfahrung und Kenntnissen ihm überlegen ist. Wenn schon abergläubisch, ist er doch nicht fanatisch wie der Turke; jeder darf ihre Moscheen betreten und der größten

<sup>\*)</sup> Das Wort Mirza, das im Morgenlande häufig als Zuname vorkommt, ist zusammengezogen aus: Gmit Sohn, d. h. Sohn des Fürsten, und bezeichnet, wenn es hinter dem Namen steht, einen Prinzen; steht es vor dem Namen, ist es ein bloßer Ehrentitel eines wegen seiner Verdienste um den Staat ausgezeichneten Mannes.

Duldung haben die Bekänner der verschiedensten Religionen sich zu erfreuen.

Die Kleidung der Perse ist nach der allgemeinen orientalischen Sitte, weit und lang; doch nicht in dem Grade wie bei den Türken, auch nicht so unbequam und überladen. Man trägt etwas weite seidne oder sattne Beinkleider, die bis auf die Knöchel herabgehen, über denselben eine Hemde von dichtem, gewöhnlich rothem Seidenzeug, auf der rechten Seite, wo es über dem Arme mit einem Knepp festgesetzt wird, offen. Der Hals bleibt immer unbedeckt. Über das Hemde zieht man eine bis über das Knie herabreichende Weste, und über diese wieder einen offenen Rock, der bis an die Fersen herabgeht und in der Mitte durch einen ledernen Gürtel, an dessen Stelle Reiche einen Shawl aus Kaschmir tragen, zusammen gehalten wird. In dem Gürtel tragen Vornehme und Soldaten einen kurzen Dolch, Geschäftsmänner und Gelehrte ein Schreibzeug. Die Männer lassen ihre Kopfhaar fleißig scheeren und bedecken den kahlen Scheitel mit einer turbanähnlichen Mütze von schwarzen Lämmerfellen, die sich oben in einem Käppchen von schdnem rothen, blauen oder weißen Leder endigt. Reiche und Vornehme umwickeln diese Kopfbedeckung noch mit einem kostbaren Shawl (s. Taf. 8 Physiognomie d. Perse). Die Fußbekleidung besteht in einer Art Pantoffeln, die inwendig über der Sohle mit einer dünnen, elsenbeinernen, metallnen oder auch hölzernen Platte belegt sind. Im Winter trägt man, meist grüne, Schnie mit hohen, spigen und mit Eisen beschlagenen Absätzen, auch wohl Stiefeln, deren Absäge bei vornehmen Offizieren so hoch und spig sind, daß sie darin gar nicht gehen können und dieselben daher, sobald sie vom Pferde steigen, mit Pantoffeln vertauschen. — Die weibliche Tracht ist ungleich reicher und kostbarer als die männliche. Die weiten Beinkleider sind so stark mit Watte gefüllt und abgedichtet, daß sie weit von den Beinen abstehen (s. Taf. VIII.) Das seidne oder sattnene Hemde wird unter dem Halse zugeknüpft, und steht vorn ganz offen. Das Oberkleid reicht meistens nur bis auf die Knie herab und wird durch eine Menge seidner, silberner oder goldner Schlingen und Schleifen über der Brust zugeknüpft. Der Gürtel ist entweder ein feiner Shawl oder ein mit Tuch oder Seidenzeug überzogenes, gesticktes und vorn mit einem goldenen oder silbernen, wohl auch mit Edelsteinen besetzten Schilde, verschenes Leder. Der Kopfschmuck besteht in meist hinterwärts herabhängenden oder in Böpfen geschnittenen Haaren, in Kopfbinden, Diademen und Mützen von verschiedener Gestalt und mancherlei Stoffen. Die Shawls, deren sich persische Damen häufig als Kopfschmuck bedienen, fallen entweder auf den Rücken oder die Schultern herab, oder die Enden derselben, gewöhnlich mit Fransen bestzt, werden um den Hals geschlungen, oder um den Kopf gewickelt und auf dem Scheitel zusammengenküpft. An den Fingern trägt man eine Menge von Ringen, um den Hals hängende Ketten, verziert Höhe und Arme mit kostbaren Binden und Spangen, und verbrämt alle Männer der Staatskleider mit Goldmünzen oder Gold und Silberstickerei. In Rücksicht der Farben herrscht in der Kleidung bunte Mannigfaltigkeit; die gelben Farben liebt man am meisten, während die schwarze verabscheuet wird. Die Nahrungsmittel der Perse sind sehr einfach, obwohl sie, wenn es darauf ankommt, eine Menge verschiedener, selbst dem Gaumen eines Europäers zugängliche Speisen bereitstellen können. Nächst dem kuchenähnlichen, nicht über einen halben Zoll dicken, meist aus Weizenmehl ohne Zumischung von Sauerteig und täglich frisch gebackenem Brote, ist Reis die gewöhnlichste Speise. In der Zucker- und Kuchenbäckerei sind die Perse Meister, und mehr als ein Reisender mußte bezugnehmen, daß er nie besseres Backwerk und Konfekt genossen habe, als hier. Der Genuss des Weins, früher bei Todesstrafe verboten, ist von der heiligen Regierung frei gegeben, doch ist man darin in der Regel sehr mäßig, so wie man auch dem Opium durch Beimischung vieler Gewürze die berauscheinende und narkotische Kraft zu beseitigen sucht. Kaffee wird nicht so häufig getrunken als in der Türkei.

Man hält täglich zwei Hauptmahlzeiten, die eine früh gegen 11 Uhr, wo nur Milchspeisen, Baumfrüchte, Backware, die andere, bei Sonnenuntergang, wo stärkere Speisen, Pilau, Fleisch und Zuckerdose genossen werden. —

Nach jeder Mahlzeit thut man einige Züge Tabak, nicht aus langen Pfeisen, wie die Türken, sondern aus einem, zur Hälfte mit Wasser angestülpt metallenen oder kristallinen Gefäße. Marghil genannt. Auf dieses Gefäß setzt man einen hohlen, in einen kleinen metallinen mit Tabak versehenen Becher endigenden Cylinder. An dem oberen Theil des Marghil ist ein Rohr mit Rundstück angebracht, und durch das, anfangs sehr anstrengende, Anziehen der Luft wird der Tabakstaub gezwungen, durch den Cylinder und durch das ihn abschließende und reinigende Wasser in die Nöhre zu steigen, aus welcher er in den Mund kommt und die ganze Brust ansfüllt. Schwachkräftige Personen können nur wenige Züge hinter einander thun, da überdies der persische Tabak, von welchem die beste Sorte im Lande selbst das Psd. 16 bis 20 gr. kostet, sehr scharf ist. —

Den größten Luxus treibt der Perser mit Diamantschmuck \*), mit Waffen, Pferden und Dienerschaft. Dolche und Säbel für 10 bis 12000 Thlr. eine große Zahl schöner Pferde mit prächtigem, von Gold und Silber, seinen Perlen, Edelsteinen und Stickereien strohendem Geschirr, von reich bekleideten Stalls

bedienten geführt, dürfen einem vornehmen Perser nicht fehlen; ja auch minder vornehme reiten nie aus, ohne ein Gefolge von mehreren Bedienten, theils zu Fuß, theils eben so gut bereit wie ihr Herr, um und neben sich zu haben.

Die Wohnungen der Perser sind in einem Lande, in welchem es so sehr an Holz fehlt, daß man sich selbst beim Brodbacken und Kochen viereckiger Kuchen, die aus gebacktem Stroh, mit dem Mist von Ochsen, Pferden, Eseln und Kamelen gemischt, geformt sind, bedienen muß, meistens aus Lehm oder gebrannten Ziegeln, die einen Überzug von grüngefärbtem Kalk erhalten, aufsässt. Im Winter hat man Fenster von geditem Papier, im Sommer an deren Stelle hölzerne Gitter. Alle Häuser haben nur ein Erdgeschöß; das Dach bildet eine flache Terrasse, auf welcher man im Sommer auf Matratzen liegend (Federbetten kennt man gar nicht) übernachtet. Gemöblich bestehen die Wohnungen aus mehreren Gebäuden, die mit einem Garten, oder doch mit einem mit Bäumen bepflanzten Hof, um welchen ringsherum Säulengänge führen, umgeben sind. Nur die ansehnlichsten öffentlichen Gebäude sind, zum Theil wenigstens, aus Steinen erbaut, und geben, auf der Außenseite mit Porzellanplatten, die mit bunten Arabesken bemalte sind, verkleidet, im Sonnenchein besonders, ein prächtiges Ansehen. Das Innere der persischen Wohnungen ist mit Tapeten, Malereien, Teppichen, auf welchen silberne Spucknapfe

\*) Wenn sich der Schah von Persien, erzählt der Engländer Kee-Vorter, der sich im Jahre 1818 an dem Hofe zu Teheran aufhielt, bei feierlichen Gelehrten zeigt, so erblüht man ihm, mit die Augen blendenden Edelsteinen und Perlen, ganz bedekt. Dorsigalnut und Kobistar, d. h. Diana des Lichts, Berg des Lichts, heißen an seinem Kleide die prächtigsten unter den Edelsteinen, welche seinen Kopf im Laufe des gewaltig vermehrten. Die hohe Clara auf dem Kopfe besteht aus nicht geschnitten Diamanten, Perlen, Rubinen und Smaragden, die so geordnet sind, daß sie eine Mischung von den schönsten Farben im gleichzeitigen Lichte bilden. Die Weste ist von Goldkloß, mit einer ähnlichen Anordnung von Steinchen überzogen, und über die Schulter gehen zwei Scharen Perlen, welche wahrscheinlich die größten der Erde sind. In Glanz aber übertreffen alles die breiten Bänder um seine Arme, und den Gürtel, der ihm am Leib geht. Sie glänzen, wenn die Sonnenstrahlen darauf fallen, wie helles Feuer. Die mit Juwelen besetzte Blinde am rechten Arme heißt der Lichtberg, und am linken das Lichtmeer. — Diese prächtigen Diamanten sind durch Nadir Schah nach Persia gekommen. Auch besitzt Seth Ali einen berühmten Thron, den man auf 70 Millionen Thaler geschätzt hat, der Pfauenthron, der selber dem mongolischen Kaiser am Gauges gehörte und durch ganz Asien gereist und bewundert wurde. Dieser Thron, der von Diamanten herst, sieht einen Pfau mit offenem, von Edelsteinen gesäumtem, Schwanz vor, und Nadir Schah ruhte nicht eher, als bis er 1739 als Sieger über den Tschinghaz, (I. Hist. 2. S. 31,) sich in den Besitz desselben gesetzt hatte.

sichen, niedrigen Divans, die rings an den Wänden hinausen, gewöhnlich reich verziert.

Bei Verheirathungen gelten alle Sitten der Morgenländer, namentlich der Türken (s. Heft 1. S. 12.), auch unter den Persern. Hat ein Perse mehrere rechtmäßige Weiber, über 4 darf er als Rossemen nicht haben) so soll, einem freilich oft übertretenen Gesetz zufolge, die zuerst geheirathete den Vorzug vor den übrigen haben, und von allen schweren Arbeiten befreit, nur die Aufsicht über die Wirthschaft führen. Bei dem Einzuge der Braut werden derselben die Geschenke des Bräutigams in offenen, mit rothseidenen Decken ausgelegten Kästen liegend, vorgetragen. Sie selbst folgt in einen rothen Schleier gehüllt, auf einem von dem Bräutigam ihr geschenkten Pferde, während eine ihrer Diennerinnen ihr auf dem ganzen Wege einen Spiegel, der unter den Brautgeschenken nie fehlen darf, vorhält.

Liegt ein Perse im Sterben, so zündet man ein Feuer auf dem Hause an, damit jeder Vorübergehende für den Sterbenden bete. Nach dem letzten Athenzuge wird der Leichnam sogleich sorgfältig abgewaschen; ist es ein männlicher Leichnam, so geschieht dies an dem nächsten Flusse oder Brunnen, während ein weißlicher zu Hause abgewaschen wird. Hierauf legt man den Todten, nachdem man ihn zuvor in ein, mit Stellen aus dem Koran beschriebenes Tuch gewickelt, in den mit Spezereien, Kalk und Salz angefüllten Sarg. Den Sarg setzt man so, daß das Gesicht gegen Mittag, die Füße gegen Norden zu liegen kommen, in eine ausgemauerte, mit einer Treppe versehene, unter der Erde angebrachte Höhle, über welche Reiche und Vornehme oft sehr kostbare Denkmäler errichten. Auch stellt man in den ersten Tagen nach der Beerdigung einige Lebensmittel auf das Grab. Nach uralter Sitte zerreißen am Todesstage die nächsten Verwandten ihre Kleider, und streuen Staub auf ihre Haupter. Um den Todten trauert man in alten abgetragenen Kleidern, doch nie länger als 40 Tage.

Von heiterer Geselligkeit sind die Perse große Freunde. Sie besuchen sich bei frohen und schmerzlichen häuslichen Ereignissen sehr fleißig, wobei sie sich mit Tabak, Kaffee und Konfekt bewirken. Besonders erwarten die Großen bei jedem eingetretenen sterlichen Unfall die Besuche ihrer Untergebenen, die sich sodann auch nie, ohne bald mehr bald minder beträchtliche Geschenke nähern. — Zu gedankenloser Verschwendung geneigt, ist weise Sparsamkeit dem Perse meist fremd. Uebertrieben in seinen Höflichkeitsbezeugungen, will er mit den ausgewähltesten, schmeichelhaftesten Worten denen zu begegnen, denen er wohl will, besitzt aber auch eine eben so grobe Geschicklichkeit, im übersprudelnden Redefluß, dem Gegner die dreckigsten und rohesten Grobheiten zu sagen. Zu Schlägereien kommt es bei ihren Streitigkeiten selten, indem man sich in der Regel damit begnügt, sich gegenseitig mit den schmugligsten Schimpfwörtern, an denen ihre Sprache sehr reich ist, zu beleidigen. In den Kaffehäusern, die sehr fleißig besucht werden, unterhält man sich durch lebhaftes Gespräch, oder läßt sich durch Wahrscherenähler, öffentliche Tänzerinnen und Musiker, Gauler und Taschenspieler, die Zeit vertreiben. Alle Glücksspiele sind verboten. Besonders beliebt ist das Schachspiel, das Bogenschießen nach dem Ziele, das Dickerwurfern, die Jagd mit Hunden und abgerichteten Hasen, das Ballspiel und andre Leibesübungen. — Die öffentlichen Bäder, im Allgemeinen wie die türkischen (s. Heft 1. S. 13) eingerichtet, werden in den Morgenstunden nur von den Männern, Nachmittags von den Weibern besucht. Auf einen Marmortisch hingestreckt, läßt der Badende sich von dem Badewärter mit Wasser überschütten; sodann mit wollinem Zeuge abreiben, hierauf die Nagel an Händen und Füßen beschneiden, die Knochen röthen, dehnen, erschlütern, und die Muskeln kneten. Durch alles dies wird den ermüdeten Gliedern am sichersten Erquickung und Wohlbahnen und den erschlafften Muskeln ihre Elastizität wiedergegeben. — Außer dem großen und kleinen Bairam's fest feiern die Per-

ser, zum Andenken Hosseins<sup>\*)</sup>), vierzehn Tage zu bereiten verstehten, vorzüglich aus. Die hindurch ein lärmendes, an die Klusenfeierlichkeiten der Perse sind nicht minder und Zollheiten der früheren christlichen Carnes des schdn., und ihr Porzellan übertrifft an walzeiten erinnerndes Fest. Die Geschichte des Danerhastigkeit das chinesische. Zu den vors Tod des unglücklichen Hossein wird auf den züglichen Fabrikaten Persiens gehdren. ohn-Strafen dramatisch dargestellt, und in den freitig auch die Seidenwaaren, die aus Moskau abschnittweise die Erzählung von sei der im Lande selbst sehr sorgfältig und mit dem net Ermordung vorzelesen. Prozessionen gies gläcklichsten Erfolg gebauten Seide gefertigt werden. Weniger gut sind die hier fabrizirten Baumwollenwaaren, da die persische Baumwolle zu grob ist, um seine Waaren das ans zu bereiten. —

Der Handel der Perse ist größtentheils Landhandel, durch Karawanen, mit Indien. Den Seehandel mit eigenen Schiffen zu betreiben hat bei dem Mangel an schiffbaren Flüssen und an gutem Schiffbauholz, ihnen noch nicht recht gelingen wollen. Ihre Flagge, drei silberne Halbmende im gelben Felde, (s. Taf. IX.) erblickt man daher selten auf offenem Meere, und der nicht unbedeutende Seehandel ist in den Händen der Fremden. — Die in Persien circulirenden Geldsorten sind meist ausländische, besonders türkische Münzen. Goldsmünzen, (Taf. IX.) mit dem Thogra (s. Heft 1. S. 15) des Schahs werden nur selten geschlagen. Die gewöhnlichsten Silbermünzen heißen Schoie oder Schahih, an Wert ohngefähr 2 Gr. Von den größern Silberstücken, Ubassis genannt, gehen 32 auf eine kleine Markt.

Nur durch künstliche Bewässerung konnte das wasserarme Land der Perse zum Ackerbau geschickt gemacht werden, und nur der angestrengtesten Thätigkeit und ununterbrochenen Aufmerksamkeit seiner fleißigen Bewohner es gelingen, durch eine Unzahl gegrabener Brunnen, Wasserleitungen und Dämme den größern Theil des Bodens urbar zu machen. Das von den Bergen im Frühjahr herabstromende Schneewasser wird in Känden aufgesammelt, die wie alle Bäche, unter Aussicht eines eigenen Beamten, Emir-Ab, d. h. Fürst der Wässer, stehen. Dieser sorgt dafür, daß das zur Bewässerung der Fluren nötige Wasser unter die Feldbesitzer, nach Maassgabe ihres Bedürfnisses und der Summe, die sie dafür zahlen, verteilt werde.

Unter den Handwerkern zeichnen sich die Färber, die den Stoffen außerordentlich lebhafte und solide Farben zu geben, und die Gerber, die mehrere Arten vorzügliches Leder

<sup>\*)</sup> Hossein war der Enkel Muhamet's, und Sohn des Ali, des vierten Kalifen, der von den Schiten als der erste rechtmäßige Kalif, den Abûdet, Ùmar und Ùsman, welche in der Bekämpfung der Gläubigen dem Propheten zunächst folgten, widerrechtlich verdrängt hatten, verehrt wird. Nach der Ermordung Ali's suchten namentlich die Perse seinem Sohne Hossein, der aber von seinen Gegnern meuchlings getötet ward, ehe er noch zur Herrschaft gelangen konnte, die Regierung zu sichern.

es führt zu den höchsten geistlichen und reichen Stellen. Mitglieder dieser Klasse von Gelehrten sind die Mullahs, die sich, auch wenn sie kein öffentliches Amt bekleiden, doch sehr wohl befinden, indem eine Menge mildre Stiftungen vorhanden sind, aus welchen sie Jahrgehalte bekommen, wofür sie nur jeden Freitag in die Moschee zu gehen, hier die schwersten Stellen aus dem Koran zu erklären und jedem, der sich an sie wendet, unentgeltlich, ihren Rat und Gutachten hinsichtlich juristischer und religiöser Gegenstände mitzuteilen haben. — Die Arzneikunst, die noch nicht Gegenstand des öffentlichen Unterrichtes ist, sondern handwerksmäßig erlernt werden muss, steht hier, wie fast im ganzen Morgenlande, auf einer sehr niedrigen Stufe. Der Arzt ist zugleich Apotheker, und häufiger noch als zu ihm, nimmt man in Krankheiten zu abergläubischen Mitteln seine Zuflucht. Durch Talismane, durch Stellen aus dem Koran oder durch Sprüche des Propheten Ali, die auf Papier geschrieben, oder in silberne Platten geprägt auf den leidenden Theil gebunden werden, glaubt man Krankheiten, die zum großen Theil den Zauberereien des Satans und der Dhibs, d. i. böser Geister, die, Unheil anrichtend, überall umherstreifen, zugerechnet werden, am sichersten zu heilen. — Von dem Überglauen der Perse zeugt auch das Ansehen, in welchem bei ihnen die Astrologie steht. Ohne einen Sternender um Rath zu fragen unternimmt man nichts Wichtiges, und jeder Vornehme hat einen oder mehrere gut bezahlte Astrologen in seinem Solde. — Der glänzendste Theil der persischen Litteratur, die sich zu heben begann, als die arabische, die durch die Eroberungen der Kalifen sich Eingang in Persien verschafft hatte, schon im Sinten war, ist ohnstreitig die Poesie. Ferdusi, ein epischer Dichter zu

Ansatz des 11ten Jahrhunderts<sup>1)</sup>, der in einem Epos von 60,000 Versen \*): Buch der Könige betitelt, die Thaten der alten Perserkönige besang; Saadi im 12. und 13. Jahrhundert, der als Greis von 116 Jahren starb, und eine, in mehrere Sprachen übersetzte Sammlung, Divan, lyrischer Gedichte, ferner eine Sammlung von Sittensprüchen und mehrere moralische Werke aus Prosa und Versen gemischt, herausgab; Hafiz im 14. Jahrhundert, als Odendorfer hochberühmt, sind Namen, die noch heute am Himmel der Dichtkunst hell glänzen. Die pechtigen Grabmäler der beiden letzteren, in der Nähe der Stadt Schiras, werden jetzt noch fleißig besucht, um an ihren Gräbern ernste Nachdenken sich zu überlassen und in stiller Andacht ihre Gedichte zu lesen, von denen stets ein Exemplar auf ihren Matzonen, mit Stellen aus ihren Gedichten verzierten Sarkophagen liegt. — Auch der jetzige König Feth Ali beschäftigt sich gern und glücklich mit der Dichtkunst; man hat von ihm einige recht gute, auch in das Englische und Französische übersetzte Oden. — Weniger hoch steht die Tonkunst der Perse, ob sie schon die türkische weit übertrifft, und dieser als Meister diente. Pauken, große und kleine Trommeln, Waldhörner, Hoböen, Flöten, Harfen und Geigen, die mit Saiten von Metall oder Seide bezogen sind, da der Islam Darmsaiten verbietet, sind die gewöhnlichsten musikalischen Instrumente. — Wie alle Moslemen, (vergl. Heft 1, S. 15.) haben es auch die Perse in der Malerei und Bildhauerkunst noch nicht weit bringen können. Von correcter Zeichnung, Perspective, richtiger Vertheilung des Lichtes und Schattens, hat man keine Idee. Wohl findet man in einigen Palästen, namentlich in dem Lustschlosse des Abbas Mirza, Udgani, mehrere hübsche Gemälde, z. B. gute

<sup>1)</sup> Für jeden einzelnen Vers ward ihm vom Sultan Mahmud ein Goldstück verhassen; aber von Berlamsdem gegen den Dichter, der von geringem Herkommen war, eingenommen, ließ er ihm nachher nur 60,000 Silbermünzen auszahlen. Ferdusi versichert, im gerechten Unwillen, sogleich diese noch immer bedeutende Summe, bestellt aus seinem Gesicht eine Menge Vers, die er zum Lode des Sultans in dasselbe verwobt hatte, rächt sich außerdem noch durch eine Kette Satire, und lebt, zur Blüthe genöthigt, in Thus, seiner Vaterstadt, in düstiger Verborgenseit. Sowar bereute späterhin Mahmud seine Ungerechtigkeit, und sendet, als er den Hofhaltshof Ferdusi's erfuhr, zwölf Kamelle mit reichen Geschenken an ihn ab; allein als die reichen fürstlichen Geschenke an die Thore von Thus kommen, begegnen sie dem einsamen Lehenzuge des armen Dichters!

Portraits von dem russischen Kaiser Alexander und von Napoleon, nebst einigen historischen Stücken, allein diese röhren von europäischen Mältern her. Nur in der Kunst, Gold gut anzulegen, treffliche Gemüste und lebhaft Farben zu bereiten, sind die Perseer Meister, wie denn die kostbarste und thuerste Malersfarbe, das Ultramarin, die aus dem Lapis Lazuli gewonnen wird, dessen deutscher Name Laut persischen Ursprungs ist und blau bedeutet, von ihnen erfunden ward. — In der Baukunst haben die Perseer es weiter gebracht. Zimmerdecken und Dome von ausgesuchtem Geschmack und großer Kostbarkeit sind nicht selten. Der Mangel an Holz lehrte die hier weit vorgeschrittenne Kunst, Gewölbe zu bauen. Die Kappeln und Minaret's, d. h. Thürme der Moscheen, so wie mehrere Paläste und öffentliche Gebäude, sind von Außen mit Platten von gemalter Fayence überzogen, wodurch sie nicht nur gegen die Einwirkung der Witterung geschützt werden, sondern auch ein äußerst nettes Aussehen erhalten. —

Die Militärmacht Persiens anlangend, so wird das stehende Heer nur durch die zahlreichen Leibgarden des Königs und der Khanen, die vereint sich auf 80,000 Mann belaufen, gebildet. Bei Ausbruch eines Krieges kann aber, durch allgemeines Aufgebot, ein Heer von 120,000 Mann Kavallerie und 60,000 Mann Infanterie sehr leicht herbeigehofft werden. Eine gute und zahlreiche Kavallerie bilden die in Persien lebenden Sämmme der Kurden, Turcomanen, Usbekten, Afganen, die von ihren Stammesoberhäuptern geführt, verschiedene abgetheilte Corps bilden. Die Infanterie, sonst ungleich weniger geachtet als die Kavallerie, besteht chedem meistens aus Bauern, die außer ihren Waffen auch Schilder tragen. Auf die Artillerie legte man früher auch wenig Wert. Statt sie in Winterquartiere zu verlegen, schickte man die irregulären Truppen, bei Annäherung der rauhern Jahreszeit, nach Hause. Der von dem König ernannte Oberbefehlshaber der persischen Truppen heißt Sardar. Unter ihm

zehn Provinzen, und die Stammesoberhäupter der einzelnen tributären Völkerschaften. Die gewöhnlichsten Waffen waren sonst Bogen und Pfeile, Lanzen, Streitkolben, Säbel und Dolche, auch Flinten, die auf eine, vermitteist eines Scharniers am Laufe befestigte Gabel gelegt, durch Lunten abgeschossen wurden. In den neuesten Zeiten ist durch Abbas Mirza, dem englische Offiziere an die Hand gingen, die Kriegsmacht, besonders die Infanterie, bedeutend verbessert, und reguläre Truppen mit europäischer Disciplin und Exercitio gebildet worden. Die Uniformen der Infanterie sind nach englischem Schnitt und von englischem Tuche, entweder blau mit weißen Kusschlägen oder roth mit blauem Aufschlag. An die meisten weißen Beinkleider schließen sich hohe, bis an die Knie reichende schwarze Stiefeln an. Weiße Epaulets zieren die Schultern und Mützen von schwarzem Schaafzell, aus welchen oben ein rothfuchserner Deckel hervorragt, bedecken den Kopf. Flinten aus englischen Fabriken, deren lange Bajonette auch als Seitengewehre dienen, sind die Waffen. Die Uniform der Artillerie (s. Taf. IX.) besteht in blauen Jacken, die bei den Gemeinen mit weißen baumwollenen, bei den Offizieren, die außerdem noch rothseidene Feldbinden tragen, mit silbernen und goldenen Schnüren besetzt sind. Wie das Fußvolk tragen auch die Artilleristen weite weiße Beinkleider, hohe schwarze Stiefeln und spieße, rothe, mit schwarzem Pelz verbrämte Mützen. Die kleineren Feldstücke der reitenden Artillerie werden von Kamelen getragen (s. Taf. IX.) und sind so leicht, daß ein starker Mann sie allenfalls auf dem Rücken forschen könnte; beim Abschießen derselben, das salvenweise erfolgt, wird wenig gezielt. — Die schwere persische Reiterei trägt Panzerhenden, Armschienen und Helme, die mit so viel rothen Federn gesetzt sind, als der Krieger erschlagene Feinde zählt. Das Musikkorps ist bunt gekleidet und trägt spieße Mützen von rothem Tuch. Die gewöhnliche Bewaffnung besteht in Lanzen, Karabinern, Pistolen, krummen Säbeln und an den Sattelknopf befestigten schweren Keulen. —

Eine Seemacht haben die Perseer nicht.

## Die ältesten Einwohner Persiens sind

die Guebern (s. Taf. IX.)

auch Guebern, Gauern, d. h. Ungläubige, weil sie den Glauben und die Sitten der Moslems verabscheuen, im Indien Parsis genannt. Sie selbst nennen sich Behendie, d. i. Anhänger des wahren Glaubens, weil sie der Religion ihrer Stammväter treu geblieben sind. Als den Stifter ihres Glaubens und ihrer Ausbreitungswise verehren sie den Zoroaster oder Zerduscht, der 550 vor Christo in Persien lebte und von dem König Darius Hystraspis unterstützt, die Weltreigungen der alten Perse, die wie alle wilden, insonderheit Bergnationen, Verehrer der lebendigen Weltelemente waren, veredelte, und in einem neuen Religionsbuch, Zend-Avesta, d. h. lebendiges Wort, genannt, die ihm durch das höchste Wesen erteilten Offenbarungen niedergesetzt. Dieses Buch, das gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts durch den Franzosen Anquetil du Perron allgemein bekannt wurde, trug aber so offenbare Merkmale einer Vermischung mit den Meinungen der späteren Beaminen und Christen an sich, daß sich aus ihm nur der Grund des Zoroasterschen Lehrgebüdes mit Sicherheit erkennen läßt. Das höchste gute Lichtwesen, Oros ne steinerne Tempel erbaut, von welchen aber

muzd, so lehnte Zoroaster, kämpft immerdar, unterdrückt von allen Guten, gegen den Fürsten der Finsternis und den Ursprung alles Bösen, Atiman, an, wird ihn endlich besiegen, und Gutes und Böses zuläßt also verschlungen werden, daß Alles sich in ein seeliges Lichtreich entet. Die sittlichen Gebote Zoroasters beziehen sich auf Reinigkeit des Körpers und des Geistes, auf Eintracht in den Familien und wechselseitigen Dienstleister. Sie empfehlen den Ueckbart und die Pflanzung nüglicher Bäume; die Ausrottung des Ungeziefers, das, ein Heer böser Dämonen in leiblicher Gestalt, die Menschen plagt; die weise und fremme Erziehung der Kinder; die Verehrung des Königs, der gleich dem Feuer ein sichtbares Bild des unsichtbaren Demuzd göttlich verehrt werden muß, und dem man ohne Geschenke sich nicht nähern darf; die Liebe zum Vaterlande, und die Unbeirung des höchsten Wesens unter dem Bild des Feuers, die, bei den Naphthaquellen am kaspischen Meere gewiß ein uralter Gotsdienst war, der durch Errichtung der Feuertempel nach Zoroasters Weise und durch die weit sich verbreitenden Siegeszüge der Perse nur allgemeiner ward. An den Naphthaquellen bei Baku\*) hatten die alten Perse mehrere klei-

\*) Bei der Stadt Baku am kaspischen Meere, am Fuße des Kaukasus, finden sich unerschöpfliche Naphthaquellen. Die Naphtha ist ein flüssiger Erdharz oder Bergöl, das bald von weißer, welches die vorzüglichste Sorte ist, bald von schwarzer Farbe aus der Erde hervorquillt. Leichter als Wasser schwimmt es auf der Oberfläche deselben und entzündet sich, wegen seiner harten Ausdauerung, schon in einziger Entfernung vom Sichte. — Die Erde, durch welche, namentlich bei Baku, die Naphtha dringt, ist ein unerhörter Wiegel von weißlicher oder grauer Farbe, der von diesem Erdharz ganz durchdrungen ist. Sobald man die Erde, nachdem man sie einige Zoll tief aufgewühlt hat, mit einer glühenden Kohle berührt, fängt sie an zu brennen, und giebt eine bläulichgelbe Flamme, die sich der stillen Wetter oder günstigem Winde oft einige Fuß hoch erhebt, und von selbst nie wieder auslöscht. Der davon austreibende Rauch riecht höchst unangenehm. Die Flamme verbreitet die Erde nicht, sondern erhebt sie nur ungemein. Steckt man eine Nöthee in die Erde und hält eine Kerze an die Decke, so erhält man ein sehr gutes Licht, das so lange brennt, bis man die Flamme mit Gewalt dämpft. Die Einwohner benutzen dieses wundertolle Feuer, sofern dabei und brauchen es zum Kaltbrennen. Auch hat man Brunnen gebracht, in welchen die Naphtha trockenwill herverquillt, gesammelt, und in ledernen Säcken verfüllt wird. Diese Brunnen sind Eigentum des Landesherren und bringen jährlich gegen 50,000 Taler ein. Besonders geschätzt ist die weiße Naphtha, deren Flamme feiner und reiner und deren Dampf nicht unangenehm ist; auch entzündet sie sich viel geschwinder als die schwarze, und wird zu dünnen Kerzenmitteln eingeschmolzen, während letztere nur zum Verbrennen gleich dem Öl in den Lampen verwendet wird. Ein der Naphtha sehr ähnliches, aber bei weitem teureres Gespräch oder Asphalt, ist die mineraliche Masse, die ebenfalls in Persien in der Nähe von Schiras quillt, und daher Masse von Schiras genannt wird. Sie soll die schwersten Knochenbrüche in 24 Stunden heilen, und wird darum außerordentlich theuer bezahlt, mit Gold aufgewogen, ja denselben noch vorgezogen. — Auch in einigen Gegenden Europas, z. B. in Italien, bei Modena und Parma, in Frankreich, im Elsass und Lothringen, quillt die gröbere Naphtha aus Berg- und Felsenrissen. Wan brennt sie auch hier in den Lampen, verwendet sie zu Kerzen, und da sie die Eigenschaft besitzt, auf dem Wasser zu brennen, sehr häufig auch zu Wasserspeierwerken.

nie noch einer gebraucht wird. In diesen Feuer-tempeln geht, nahe bei dem Altar, eine drei Fuß hohe Röhre aus der Erde hervor, aus welcher, sobald man sich ihr mit einem brennenden Hölzchen nähert, eine schöne blos mit Roth versetzte Flamme aufsteigt, die nicht den geringsten Geruch von sich gibt. Durch das Aufwerfen eines wollenen Lappens oder Filzes auf die Mündung der Röhre wird die Flamme sogleich gedämpft. Bei diesem Tempel halten sich beständig drei fromme Parseen als Priester auf, und von ihren Glaubensgenossen wird, um ihre Andacht bei diesem heiligen, ewigen, und wie sie meinen, von ihrem Propheten Zoroaster schon vor 4000 Jahren entzündeten Feuer zu errichten, häufig, sogar von Indien her gesollfahrt. — Als das große persische Reich von innen zerstört, unter Alexanders Glücke völlig dahinsank, sank auch dieser Kultus. Von den Griechen zwar gebuldet, von den Moslemen aber mit ungälicher Härte verfolgt, zerstreute sich der traurige Rest seiner Anhänger, deren Zahl in Indien und Persien sich etwa auf 50,000 Seelen belauften mag. Eine Träumerei der Vorwelt, segnen sie ihren Glauben und Übergläubken, der sich; ohne daß sie es vielleicht selbst wissen, mit den Meinungen der Völker, unter welche sie das Schicksal warf, vermehrt hat, fort. Uebrigens sind die Parseen oder Gedenkthülige, einträchtige, fleißige Menschen, die fast nur Ackerbau und Gärtnerct, selten Handel treiben. Das Schmiedehandwerk, wie alle Arbeiten in Feuer, verabscheuen sie. Sie stehen unter ihnen eigenen Obligkeiten, genießen, wodurch sie den Moslemen und Hindus natürlich sehr anständig werden, unbedenklich Wein und alle Fleischspeisen, leben aber dabei streng und mäßig, auch begnügen sie sich mit einer Frau, und nur wenn diese in den ersten neun Jahren der Ehe keine Kinder gebiert, nehmen sie neben derselben noch eine zweite; Ehescheidung aber verbietet ihre Religion gänzlich, oder läßt sie doch nur unter großen Beschränkungen zu. — Das höchste unsichtbare Wesen, das sie den ewigen Geist oder Yerd nennen, verehren sie unter demilde des Feuers. Opferschalen mit brennender Naphtha füllend, (s. Taf. IX.) bringen sie Blumen und Früchte dem höchsten Wesen dar, und knien oder stehen, oft stundenlang, mit andächtig gesetzten Händen in heiliger Verzückung vor diesem Tempel der durch Licht und Wärme Alles segnenden Gottheit. Hähne und Hunde stehen bei ihnen in so auenehmender Achtung, daß eine Verordnung des Statthalters in Bombai, die lechteren, die die Geben in großer Anzahl halten und sehr gut füttern, aus Furcht vor deren Zollwerken zu erschlagen, diese sonst so sanften und friedlichen Menschen in offene Empörung setzte, die nur durch Zurücknahme jener Verordnung gestillt werden konnte. — Obgleich wegen ihrer Religion verachtet, werden sie doch wegen ihrer mutschaften Redlichkeit gebuldet. Ihre Toten begraben sie nicht in die Erde, sondern legen dieselben auf ein ohngefähr zehn Fuß hohes, inwendig holles Gemäuer, das mit dieselben von den Edgeln verzehrt werden, wobei sie genau Acht geben, welche Theile des Körpers diese Thiere zuerst fressen, indem sie hieraus auf das Schicksal der Verstorbenen schließen. Die Knochen der Leichname fallen nachher von selbst in die Höhlung des Gemäuers und machen neu angekommenen Körpern Platz.

#### Die Afganen,

die nach Schah Nadir's Tode 1747, in Ostpersien, auch Kandahar oder Afganistan genannt, sich fest setzten, und unter Ahmed Abdallah (daher man sie auch Abdallen nennt) ihren frähern Anführer bei den Siegeszügen Nadir's ein eigenes Reich, mit der Residenz Kabul, bildeten (s. Heft 2. S.-31), sind ein dem Namen nach seit Jahrhunderten schon bekanntes Volk, obgleich ihre Abstammung (einige geben sie für Nachkommen der alten Meder aus, andere sehen in ihnen, wahrscheinlich richtiger, einen kaukasischen Volksstamm) noch ungewiß ist. Von jenseit waren die Afganen, die in Indien Padonen oder Padanen genannt werden, als kühne Kämpfer berüchtigt. Ein wohlgebauter harter Menschenclag, sind sie stolz und übermächtig, und von langer Zeit her, nur an Krieg und Räuberreien gewöhnt,

aller feinen Bildung entsteht. Ihre Religion ist der sunnitische Islam, doch sind sie in Beobachtung der Vorchriften derselben nicht eben gewissenhaft. Die Grundverfassung nach ist ihr Reich, dessen Größe zu 250 Meilen in die Länge und 100 Meilen in die Breite angegeben wird, zwar eine despotische Monarchie, wie Westpersien; allein in Wahrheit mehr eine Aristokratie. Die 27 Provinzen des Reichs nämlich sind unter die Großen und Vornehmen erblich vertheilt. Diese herrschen als unumschränkte Herren, doch da der Freiheit liebende Afgane immer zur Empörung bereit ist, mit ziemlicher Mässigung, die ihnen untergebenen Provinzen, und sind ihrem gemeinschaftlichen Oberherrn, dem Könige von Kandahar, der 100,000 Mann Soldaten und ohngefähr 27 Millionen Einwohner, die aus den Steuern der Grundeigentümer fließen, hat, nur in so weit unterwürfig, als sie seine Uebermacht zu fürchten haben und das allgemeine Beste es zu ertheilen scheint. Die Kriegsmacht, die auf 300,000 Mann gebracht werden kann, besteht vorzüglich in gut bewaffneter Kavallerie, die minder zahlreiche Infanterie, mit ihren Luntenslinnen, taugt wenig; die Artillerie ist noch viel schlechter. Die Nahrungsmittel der Afganen sind sehr einfach und bestehen meist nur in Brot, Milch und Wasser. Die Kleidung ist, gegen den orientalischen Geschmack, eng. Lange enge Brustkleider, ein Hinde, das über dieselben herabfällt, eine Weste, die bis auf den halben Schenkel herabreicht und eine spitze Mütze von grobem Tuch; sind ihre gewöhnlichen Kleidungsstücke. Im Ganzen genommen sind ihre Sitten denen ihrer Nachbarn, den Westpersern, welchen sie früher unterworfen waren, sehr ähnlich, nur roher. Auch sind sie minder eifersüchtig und wollüstig als jene. Ihre Sprache soll dem alten Chaldäischen nahe verwandt sein.

Unter der Herrschaft des Afganen stehen jetzt:

#### *Die Kaschmiren,*

Bewohner der ehemaligen hindostanischen Provinz Kaschmir, des Paradieses von Indien fertiger Shawl kommt daher, nach Maasgabe

und vielleicht des amuthigsten Landes der Erde. Fruchtbare Hügel sind mit höheren und höheren Bergen umgeben, deren letzte sich, mit ewigem Schnee bedeckt, zu den Wolken erheben, und so ein großes, 20 geographische Meilen langes und 9 Meilen breites Thal bilden. Hier rinnen schöne Bäche und Erdme, das Erdreich schmückt sich mit gesunden Kräutern und Früchten; Wiesen und Gärten stehen im exquiden Grün, mit wohlgenährten Viehherden, hauptsächlich mit sehr feinwolligen Schafen, sind die üppigsten Tristen bedeckt, giftige und wilde Thiere scheinen aus diesem Paradiese, in welchem ein ewiger Frühling blüht, verbannt zu sein. Die Bewohner dieses Landes sind Hindus und in physischer und moralischer Hinsicht, der Schönheit ihres Himmelsstriches, der Reize der Natur und der Reichtümer, womit diese sie geschenkt, nicht unwert. An Schönheit der Gesichtszüge, an seiner, aber dabei kräftiger Körperbildung übertreffen sie fast alle Nationen Asiens. Ihre Farbe ist mehr weiß als braun, ihre Nieren sprechend und einnehmend. Ihre Frauen, oft Muster der Schönheit, sind meistens brünett, auf ihren Wangen blüht das zarteste Roth und über ihre ganze zarte und doch kräftige Gestalt ist ein wahrhaft zauberischer Reiz ausgegossen. Dabei genießen beide Geschlechter in der Regel einer dauerhaften Gesundheit. Die geistreichsten und witzigsten Hindus sind die Kaschmiren zu Poësie und Wissenschaft, zu Handthierung und Künsten gleich geschickt. Bei ihrem lebhaften und munteren Temperamente haben sie einen, freilich oft unmäßigen Hang zu allen sinnlichen Genüssen, namentlich zur Wollust. Uebrigens unterscheiden sie sich, rücksichtlich ihrer Lebensweise, wenig von den übrigen Orientalen. Unter den Kunstarbeiten dieses fleißigen Volks schätzt man besonders die feinen, aus einheimischer und tibetanischer Wolle und Ziegenhaar verfestigten, Shawls, die besonders in den neuen Zeiten ein großer Gegengstand des höchsten Luxus geworden sind und nirgends in der Welt so schön verfeiligt werden als hier. Ein achter, in Kaschmir ver-

der Größe, Feinheit und Farbe, oft auf 100 bis 300 Dukaten zu stehn. Diese Shawar machen den Haupthandelsartikel des Landes aus und werden auch als Tribut an den Hof des Königs von Afghanistan geliefert. Außerdem werden in Kaschmir die feinsten Papeterie im ganzen Morgenlande, ganz vorzüglicher Lack und kostbares Rosenöl, das man aus den hier ungemeinschönen und mit besonderer Sorgfalt in den Gärten gepflegten Rosen zieht, gefertigt.

**Die Beludschen oder Beluchen und Brahus** sind die Bewohner Beludschistan's, einer grossen, sonst zu Ostpersien gerechneten, erst seit 1810 durch die Engländer etwas näher bekannt gewordenen, südpersischen Landschaft, die, den neuesten Nachrichten zufolge, sich über 10000 geographische M. ausdehnt und von 3 Millionen Menschen bewohnt wird. Zwei Völkerhaften, sowohl durch ihr äusseres Ansehen, als auch durch ihre Gebräuche von einander unterschieden, und wieder in eine Menge Nebenstämme zerfallend, aber doch unter einem gemeinschaftlichen Khan stehend, dem sie einen gewissen Tribut zahlen und im Kriege ein Truppenkontingent stellen müssen, heilen sich in der Bezeichnung dieses Landes, die Beludschen und die Brahus.

Erstere, vielleicht ein arabischer Völkerstamm, sind schlank, wohlgebildet und thätig, aber von verhältnismässig geringer Körperkraft. Ihre Farbe ist dunkel, ihr Haar schwarz. Alle haben einen unverträglichen Hang zum Rauben, halten das füne Plündern einer fremden Gegend für ehrenvoll, fürchten keine Gefahr, und sind tapfer im Gesicht. Ihre Lebensweise ist, mit Ausnahme der Städtebewohner, die ansehnliche Schiffahrt und Handel treiben, ein patriarchalischес Hirtenleben. Ihre Wohnungen sind Zelte oder Hütten.

Die Brahus, wahrscheinlich tatarischen Ursprungs, sind von kurzem stämmigem Wuchs, haben runde Gesichter und flache Augen; Haupthaar und Bart sind gewöhnlich braun. Sie

leben als eigentlich nirgends angesehne Nomaden, welche der Weideplage wegen ihre Wohnung in jeder Jahreszeit ändern. Frei von räuberischem Unternehmungsgenie sind sie ein braves, ruhiges und berücksichtigtes Volk. —

Beludschen und Brahus sind Muhammedaner; halten ihr gegebenes Wort unverbrüchlich, und üben die uneigennützigste Gastfreundschaft. Die jährlichen Einkünfte ihres gemeinschaftlichen Khan, der zu Kelat oder Kolat residirt, mögen sich etwa auf 250,000 Thlr. und seine Kriegsmacht auf 60 — 100,000 Mann, meistens Reiterei, belaufen.

### 3) Bewohner Ost-Indiens.

Die grosse Länderecke Süd-Asiens, die in Westen von Persien, gegen Norden von der freien Tartarei und Tibet, gegen Osten von China, gegen Süden vom Indischen Ocean begrenzt wird, nannte man bis zur Entdeckung Amerikas Indien. Nachdem aber Kolumbus 1492 auf seiner, Indien in westlicher Richtung von Europa suchenden, Fahrt die zwischen Nord- und Süd-Amerika gelegenen Inseln, die man noch lange Zeit nach Kolumbus für einen Theil von Indien hielt, und daher West-Indien nannte, entdeckt hatte; so erhielten nun, zur Unterscheidung, die beiden Halb-Inseln, von welchen man die westliche, weil der Gangas sich zwischen beiden in den Busen von Bengal ergiebt, die Halb-Insel düsselt des Gangas (nämlich von Europa aus) oder **Border-Indien**, die östliche aber: Halb-Insel jenseit des Ganges oder **Hinter-Indien** nannte, und die vielen Inseln am südlichen Asien, die man bisher einzige Indien genannt hatte, den Namen Ost-Indien. — Das weite Gebiet Ost-Indiens zerfällt demnach 1) in Border-Indien, 2) Hinter-Indien, und 3) den ostindischen Archipel.

**Bewohner Border-Indiens oder der Halb-Insel düsselt des Gangas.**

Die ältesten Einwohner Border-Indiens, welche noch jetzt den grössten Theil, man schäz-

ihn nach den neuesten Berechnungen auf 114 Millionen, der Verdüsterung anzumachen, sind die Hindus, deren Alter, wenn man ihre eigenen, höchst sabelhaften Zeitrechnung folgen wollte, sich auf Millionen von Jahren belausfen würde, dessen ohngeachtet aber, wie aus ihrer Sprache, Literatur und Bildung hervorgeht, noch immer anscheinlich genug ist. — Swarz waren die Erzeugnisse Indiens, die kostlichen Spezereien und Gewürze, Zimt wird schon in den Büchern Moses genannt, die edlen Metalle; die kostbaren Edelsteine und Perlen, die jetzt noch nicht von der Habsucht der Europäer erschöpft sind, und das im Alterthume höher noch als von uns geschätzte Eisenbein, schon in den frühesten Zeiten den Aegyptern, Phöniziern, Inden und Griechen bekannt, und Wunderdinge erzählt man sich von einem Lande, das so unvergleichliche Waaren lieferte; allein das Land selbst kannte man nur seinem Namen, Indien, nach, und nannte es, weil es allen diesen Völtern gegen Osten lag, vorzugsweise auch das Morgenland. — Swarz drang, nach Persiens Unterlohung, Alexander der Große auch in Indien ein; kam aber nur 326 v. Chr. bis jenseit des Indus zu einem Flusse Hyphasis, jetzt Bejah, denn seine Soldaten von den Geschwaden des weiten Zuges, der durch die eingetretene Regenzeit noch mühseliger wurde, erschöpft, weigerten sich beharrlich weiter zu gehen. Alexander fand das Land am Ostufer des Indus unter unctere Fürsten getheilt, denen ein Bund weiser Männer, Braminen genannt, die als Pfleger und Bewahrer aller politischen und religiösen Weisheit hoch verehrt wurden, zur Seite stand. Auch Alexanders Achtung wußten jene Männer im hohen Grade sich zu erwerben; einer derselben begleitete den Eroberer auf seinem unfehligen Rückzuge, und ließ sich, als er in Persien starb, nach der Sitte seines Standes, feierlich verbrennen. Als nach Alexanders Tode seine Feldherren in die gemachten Eroberungen sich theilten, erhielt Seleucus, außer Persien, auch die eroberten Indischen Länder, aber nach seinem Tode ging alles wieder verloren. Derjenige Theil von Indien der dem Seleukos unterworfen gewesen war,

fiel dem Monarchen von Bactriana, in Norden Indiens, in die Hände, der hier ein ziemlich glänzendes Reich stiftete. Dessen ward dieses Reich schon nach 150 Jahren durch die Eroberungen der Parther, und die Einfälle nördlicher Barbaren, zerstört, und dadurch die Nordseite Indiens dem Andraec der Wüstenzüge gefügt. Scythen und Parther beherrschten den Lauf des Indus; denselben Weg nahmen die Eroberungszeuge der weißen Hunnen und andere mongolische Stämme, und seit jener Zeit beweist der weichliche Hindu seine angestammte Seelenkraft mehr durch Bewahren seiner edleren Statur und Sitte, als durch kriegerisches Abwehen roher Wüstensämme. — Im 10ten Jahrhundert brach Mahmud, der Sultan von Ghazna, dem alten Bactriana, ein Währich, der die unglücklichen Hindus, aus Fanatismus, hart drückte und, so weit er kam, alle ihre Tempel zerstörte, in Indien ein, eroberte einen großen Theil derselben und gründete daselbst eine muhammedanische Herrschaft, die bis an das Ende des 12ten Jahrhunderts dauerte, wo die Ufaganen oder Pondonen (s. S. 39) eine, oft durch die Mongolen, namentlich durch Tamerlan verheerende Siegeszüge gesetzte Herrschaft gründeten, die endlich 1525 durch den, von Tamerlan abstammenden mongolischen Fürsten Babur, gänzlich vernichtet ward. — Babur nannte das erste, von seinen Nachfolgern immer mehr vergebherte Reich, das in seiner schärfsten Blüte unter der 50jährigen glorreichen Regierung Akbar's auf 70,000 Meilen 40 Millionen Einwohner zählte, ein Heer von 900,000 Mann unterhielt und 225 Millionen Röhr. Einkünfte brachte, Mogolistan, d.h. das Reich der Mongolen. Daher erhielt nachmal der Beherrscher dieses Reiches, der im Morgenlande Sultan el Hind d. i. Kaiser von Indien, genannt wurde, bei uns den sonderbaren Namen des großen Mogul's, der noch heute zum Bilde unüberschwinglichen Reichtums und dummihuenden Geldstolzes dient. Dies große, von der Natur mit unermeßlichen Reichtümern gesegnete Reich, bestand theils in unmittelbaren, von Stauhaltern, Nabob'

beherrschten, theils mittelbaren eingeborenen füllt durch die Art eines kühnen Nabob, Rāja's, unterworfenen Provinzen, die nach den Urgesetzen des Landes regiert werden und dem Beherrscher von Megalistan nur einen unschönen Tribut zahlen. Noch im Anfange des vorigen Jahrhunderts behauptete es seinen großen Glanz unter seinem Kaiser Nurung-Zeb, der, gewiß ein seltener Fall, aus einem heuchlerischen Bösewicht, der seinen Vater vom Throne stieß und alle seine Brüder ermordete, während seiner 50jährigen Regierung, ein weiser und gütiger Fürst wurde und 1707 als 90jähriger Greis starb. Unter seinen schwachen Nachfolgern zerfiel das Reich. binnen 50 Jahren herrschten 12 Kaiser, und nur drei starben eins des natürlichen Todes. Unarchie und Empörung waren an der Tagesordnung. Die Nabobs, auch Subhās genannt, machten sich gehäuftentheils zu unabhängigen Fürsten, große Volksstämme, worunter die Maratten, Sikhs, Dschattāqā, setzten sich in Freiheit, und so wurde es dem (s. S. 31) Schah Nādie oder Kuli Khan möglich, als Sieger Indiens aufzutreten, die Hauptstadt Delhi zu erobern, und unermessliche Schätze davon zu tragen. Dem Groß-Mogul blieb zuletzt nur noch ein Schatten seiner ehemaligen Größe, bis mit Schah Allum, dem letzten Indischen Kaiser, den der bekannte Hyder-Uln, Raja von Mosore, entthigte, sich den Engländern in die Arme zu werfen, auch dieser verschwand. So bewährte sich auch hier die alte Erfahrung: eine Monarchie durch fremde Eroberer gegründet, die an die Denkart der Unterjochten sich nicht anschließen, mit ihren uralten Sitten sich nicht befremden oder durch überwiegende geistige, sitliche und religiöse Bildung, nicht einen neuen und besseren Geist ihnen einzuhauen wissen, kann nicht von langer Dauer sein; sie zerstört und unterjocht, bis sie selbst zerstört wird. Die Einnahme der Hauptstadt, ist der Tod eines Königs allein, endet die ganze Räuberseene. Der Baum möge bis an den Himmel reichen und ganze Welttheile überschatten, hat er keine tiefen Wurzeln in der Erde, so vertilgt ihn oft ein Lusitosh; et vinz nach der andern an sich zogen, so fast

Die alte und neue asiatische Geschichte ist voll dieser Revolutionen. Despoten werden vom Throne gestossen und Despoten darauf gesetzt; das Reich hängt allein an der Person des Monarchen, oder des Führers einer überwiegenden Räuberbande. Drei Schlachten anders machen dem ungeheuren Perserreich ein völkiges Ende. Nebusadnezar ist dem ganzen Vorder-Asien furchtbar, und unter seinem zweiten Erben liegt sein unbesiegtes Reich im Staube! —

Während der Umwälzungen in der oberen indischen Hälfte Indiens war es den Europäern gelungen, im Süden der Halbinsel festen Fuß zu fassen. Denn als Vasco de Gama 1498 den neuen Weg um die Südspitze Afrikas nach Indien entdeckt hatte, beschauten die Portugiesen fast 100 Jahr lang den ostindischen Uehterhandel und thielten des Landes Herrschaft mit den Mongolen. Ihnen folgten von 1595 unter Cornelius Houtmann die Holländer, dann die Engländer, Franzosen und Dänen. Die Holländisch-ostindische Compagnie ward 1602, die englische 1698 errichtet. Immer zahlreicher fanden nun Europäer in diesem gelobten Lande sich ein, um an den Reichtümern desselben Theil zu nehmen, und sich auf Kosten der duldhaften Einwohner zu bereichern. In Haufen zogen europäische Abenteurer von allen Völkern, Städten und Lebensaltäthen herbei, über schwammten das reiche Land wie ein Heuschreckenschwarm, und brachten wie diese, den armen Hindus nichts als Verderben, Elend und Tod. An den Küsten Indiens legten sie nun, um die Dauer ihrer Niederlassungen zu sichern, feste Plätze an, und frahen von da, krebsartig, immer weiter um sich. Indem sie in die inneren Angelegenheiten der Landesküsten sich mischten, die Schwäche oder Zwietracht derselben benützten, sie wohl auch gegen einander absichtlich aufsetzten, brachten sie außerordentliches Unglück über dieses schöne Land, von dem sie eine Prost

alle Könige und Fürstenhäuser umstürzten ähneln. Wenn daher die europäische Cultur und namentlich auch die Mitterassen zum vom Süden Indiens ausgehend nach den Fällen des großen Mogul's wurden. — Der nördlichen Gegende des Landes sich hinaufmeiste Vorwurf trifft ohnstreitig die Briten, zog, so war der Gang der früheren Cultur Indien gerade ein entgegengesetzter. Immer Hyder-Aly 1767 bis 1782, nach Besiegung nur von Norden oder Nordwesten her, nicht Tippo Sahibb 1799, des Raja von aber vom Küstenlande aufwärts lädt die älteste Napaul 1815, und der Birmanen 1826, bei sie indische Geschichte gegen 1500 v. Chr. nahe eine vollkommene Souveränität in allen das herrschende Volk einwandern. Kaschmir und die Alpenländer am Himmaya und an den Quellen des Ganges sind der klassische Boden heiliger Weisheit und Cultur; an den Lauf des Ganges gebunden, zieht sich Religion und höhere Bildung nach und nach in die nördlichen Länder herab. Darum ist der Ganges der heilige Strom des Hindu und seine Ufer voll Wallfahrtsorte, deren Besuchung um so reverentieller ist, je näher sie der Quelle des Stromes liegen. — Der Mittelpunkt und das Hauptergebnis der ältesten indischen Geschichte ist die Kasteneinteilung, nach welcher die Kinder, wie ausgezeichnete Geschicklichkeit sie auch zu einem andern Gewerbe haben mögen, von der Lebensweise der Vätern nicht abweichen und Menschen aus verschiedenen Abtheilungen sich nicht heirathen dürfen. Abtheilungen der Art nach Stämmen sind auch in andern Gegenden die einfachste Einrichtung der menschlichen Gesellschaft gewesen: sie wollte hierin der Natur folgen, welche wie den Baum in Acte, so das Volk in Stämme und Familien abheilt. So war auch die Einrichtung in Aegypten \*), und daß hier wie in Indien der Stamm der Priester sich zum ersten hinaufsehe, sehen wir bei weit mehreren Nationen. Weisheit ist immer über Stärke gegangen, und in allen Zeiten hatte der Priesterstamm fast alle politische Weisheit sich zugeignet. — Die drei obersten herz-

Das ganze Indische Volk zerfällt in zwei Hauptstämme. Der dunkelfarbige Volksstamm, eine den Malaien verwandte Race, bildete, allen geschichtlichen Nachrichten zufolge, das Urvolk Indiens, während der weiße Volksstamm, von tatarischer oder kaukasischer Race, von den Hochgebirgen Mittel-Asiens herabziehend, durch die Macht der Religion und des Schwertes, jene Ureinwohner sich unterdrückt mache. Helle Farbe, ovale Gesichtsbildung, eigenthümliche und charakteristische Physiognomien, (s. Taf. 10), zeichnen ihn aus. Der Körperbau ist besonders zart, fein, gelenk, behend und zugleich ausdauernd, aber bei weitem weniger robust als der europäische. Schlanke, leichte Gestalten von schöner Bildung. — Schon Herodot, der Vater der Geschichte, 844 v. Chr. unterschied in Indien einen südl. chen Volksstamm von schwarzer Farbe, an Bildung der Aethiopier ähnlich, von einem nördl. chen Gebirgsvolke, welches den Aegypten

\*). Überhaupt führen manche historische Spuren, z. B. Schnitzfeste der Skulptur, Architektur und der Religionsideen, auf einen früheren Zusammenhang Aegyptens und Indiens, und die alte Nachricht: es sei im frühesten Zeitalter vom Indus her eine Colonie nach Aegypten eingewandert, wird durch die Bilder und Figuren an den altdgyptischen Ruinen und manche andere Schnitzfeste beider Völker, auffallend bestätigt. Farbe der Haut, Tracht bauvoller Kleider, die geschnörten Löste, die Heiligkeit des Flusses, die Prozessionen längs seinen Ufern, die Verehrung des Silbers, die Liebe von einer Seelenwanderung, die Verfeierung eines Priesterstaates (Theokratie), Unterschied reinster und unreiner Kosten. — alles dies fand sich bei den alten Aegypten, wie es sich heute noch bei den Sadieta findet.

schenden Kasten (Kaste ist ein portugisisches Wort und bedeutet so viel als: Geschlecht, Zunft, die Hindu's selbst nennen diese Zünfte: Dschabi oder Warna) deren Unterschied schon im Gesetzbuche Menu's<sup>9)</sup> auf das genaueste bestimmt wird, werden durch den edleren Stamm, der von Norden her einwanderte, gebildet. Nach den heiligen Büchern der Hindu's stammen die einzelnen Kasten unmittelbar von Brahma ab. Aus dem Kopfe des Brahma's entsprangen die Braminen; aus den Schultern oder Armen die Schertrier; aus dem Leibe oder den Schenkeln die Baishiks. Aus Brahma's Füßen ging noch eine vierte Kaste, die Suders hervor. Diese Zunft, die zahlreichste von allen, bildet der dunsstbarige Volkstamm. Die Mitglieder derselben sind von der Lesung der heiligen Bücher ausgeschlossen, und an die übrigen Kasten, mit denen sie sich eigentlich nie ehelich verbinden dürfen, als an ihre Oberherren hingewiesen. Die Suders bestehen aus Handwertern und Künstlern aller Art; selbst die Gauler, Zauberer, Wahrsager gehören dazu. Jedes Gewerbe bildet seine besondere Zunft, deren keine sich mit den Berichtungen der andern beschäftigt, so daß man zu seiner Bedienung immer eine Menge Leute braucht, deren Dienstleistung eben dadurch sehr kostspielig ist. So muß ein vornehmer Mann, der in Ost-Indien mit Unstand leben will, wohl an 200 Dienstleute haben, welche freilich schlechter als unsere Dienstboten bezahlt werden, denn das Rodeauklopfen will keine Meister pühen, das Kindermädchen, welches die Kleinen spazieren führt, will sie nicht anziehen u. s. w. — Die ganze Kaste der Suders zerfällt wieder in zwei Hauptabteilungen, deren Entstehung aber nicht bekannt ist: in die Abteilung der rechten und linken Hand. Jede dieser Abtheilungen hat besondere Vorrechte, was zu manchen Sonderbarkeiten und wohl auch zu gegenseitiger Erbitterung

häufiger Unrat giebt. Die zu der einen Hand Gehörigen dürfen zwar mit bloßen Füßen, nie aber mit Fußwerk, mit Leichenzügen oder Pantoffeln die Straßen der andern Hand betreten. Jede Hand hat ihre besondern Ausdrücke, und nur die rechte Hand bei ihren Aufzügen weiße Fahnen, weiße Sonnenschirme u. dergl. Zur Kaste der Suders gehören auch die öffentlichen Tänzerinnen, Bajaderen, die Schuster, welche zugleich Barber sind, und die Fleischer, welche das Amt der Henker mit versehen müssen. —

Die vornehmste aller Kasten, in der sich der edlere Stamm am reinsten erhalten hat, ist die der Braminen, früher auch Brachmanen genannt, worunter man jedoch richtig im Allgemeinen alle Bekenne der Bramareligion versteht. Sie sind Indiens Theologen und ihre eigentliche Bestimmung ist Aufbewahrung und Erklärung der Vedas, der ältesten und heiligsten Religiouschriften der Nation. Alle Priester sind Braminen, aber nicht alle Braminen Priester, denn einige dürfen auch Landeigenhume besitzen, Krieg führen, Handel treiben. In den Ländern, wo Hinduischer Fürster regieren, sind sie die Räthe der Regenten und fast die einzigen Regierungsbamten. Mit dem Priestertum ist also auch hier das Richteramt, und damit noch eine, meist auf Überglauken beruhende, Arzneikunde verbunden. Es gibt unter ihnen mehrere Sектen, deren Zahl sich auf 18 belausen soll, und wovon einige sehr feierlich gehalten werden. Auch bestehen unter ihnen viele verschiedene Orden, an welchen die ganze Kaste, je nachdem der einzelne an Alter und Weisheit vordrekt, Anteil nimmt. Auf der untersten Stufe der Würde und des Ansehns stehen die Bramatschari, junge Braminen von ihrem 7. bis 12. Jahre, die in den ersten Graden der Erthaltsamkeit geblübt werden, und verschiedene Prüfungen bestanden haben müssen, ehe

<sup>9)</sup> Wenn wird von den Indiern als der älteste und heiligste Gesetzgeber verehrt. Seinem in der Sanskrit-Sprache geschriebenen, durch den Engländer Jones 1794 zuletzt ins Englische und seit 1797 durch Müller auch ins Deutsche übersetzten Gesetzbuch muß man wenigstens ein Alter von 3,000 Jahren zuschreiben. Es ist dieses Hindu-Gesetzbuch, dessen Hauptthema die Bestimmungen über die Wörter, Rechte, Pflichten, wechselseitige Eheverbindungen u. s. w., der verschiedenen Kasten sind, die Grundlage der noch heute geltenden Indischen Verfassung und Gesetzgebung.

sie die zweite Stufe erreichen und in den Orden der *Grahamsta's*, die sich dem Wdenhöf und Einsiedeleben widmet, aufgenommen werden. In den Orden der *Wana'vasta's*, aus welchem die *Samadris* oder Opferpriester und die *Guru's*, d. i. Religionslehrer, gewählt werden, kann der Bramin erst mit seinem 40. oder 50. Jahre eintreten. Um aber ein Mitglied des vierten Ordens, der *Saniassi* oder *Sanjasj*, zu werden, muß man 72 Jahr alt sein und 22 Jahr in gänzlicher Abgeschiedenheit von der Welt, unter den strengsten Büßungen, und in beständiger Betrachtung des göttlichen Wesens zugebracht haben. Die Seele eines Saniassi führt das aber auch, ohne eine weitere Verwandlung zu erleiden, unmittelbar in den Himmel, und vereinigt sich mit dem höchsten Gott.

Doch unternehmen es bei weitem nicht alle Braminen, diese verschiedenen Grade, deren jeder wieder seine Abstufungen, Eigenheiten und Vorräte hat, durchzugehen. — Die Braminen unterscheiden sich von andern Kästen durch eine eigene gesetzliche Kleidertracht, besonders durch eine aus 27 kleineren Schänden zusammengestellte baumwollene Schnur, *Zenar* genannt, die sie selbst verfertigen müssen und die ihnen, wie ein Degengehänge, über die Schulter quer über Brust und Rücken fällt. Sie leben von den Geschenken der unteren Kästen, die sie das Recht haben einzufordern, frei von Abgaben und Lebensstrafen. Wer einen Braminen tödet, muß zur Ablösung dieses Verbrechens 12 Jahr lang pilgern, und darf nur aus der Hirnschale des Geißdorfs essen und trinken. Selbst der Fürst, in dessen Diensten sie stehen, darf sie nicht anrühren, ohne sie zu versucen; eben so wenig darf ein Bramin mit einem Mitglied einer andern Kaste unter einem Dache, oder in der nächsten Nachbarschaft desselben wohnen, noch weniger mit ihm essen und trinken, oder Nahrungsmittel zu sich nehmen, die ein Nichtbramin bereitet hat. Strenge Enthaltsamkeit und Vermeidung aller Fleischspeisen ist unerlässliche Pflicht. Ihr ganzes Leben ist durch die strengsten Gesetze geregelt und der ängstlichsten Beobachtung anzuhängiger Vorschriften, deren geringste Vernach-

lässigung durch mühevolle Bußübungen bestraft wird, gerümt. — Ehemals waren die Braminen obstruktiv im Besitz großer und seltener Gelehrsamkeit, und genossen selbst von den Künsten der tiefsten Verehrung; jetzt aber ist diese Kaste sehr gesunken, und nur die Gelehrten, *Pundar's* oder *Pundit's*, von Benares, ohngefähr 8000 Braminen, deren jeder hier ein eigenes Haus mit einem Garten hat, stehen noch im Rufe hoher Gelehrsamkeit, und sind die Lehrer der zu Benares bekannten Hochschule der Hindus. Dagegen vernachlässigen die meisten übrigen, im Bewußtsein ihrer Hoheit und Unvergleichlichkeit, alle Geistesbildung und Tüchtigkeit, und keine Kaste trifft jetzt der Vorwurf der Unwissenheit und Ausschweifungen mehr, als die der Braminen.

Die aus den Schultern und Armen Brahma's entspringende Kaste der *Tschettaries* behauptet, nächst den Braminen, den höchsten Rang. Sie ist die Kaste der Krieger, aus der die Raja's, d. i. Fürsten, erwählt werden. Ein anderes als das Kriegshandwerk, Großhandel ausgenommen, ist keinem Gliede dieser Stämme zu treiben erlaubt. Der Abteilung der *Nadgeschaputra's*, d. h. Thronkinder, welche aus der jetzt gewöhnlichen Namke *Kastabüten* entstanden ist, wird in den Schulen der Braminen erzogen, und darf, obschon sie Schätzungen halten kann, so viel sie will, doch keine regelmäßigen ehelichen Verbindungen eingehen. Die *Vedas* dürfen *Tschettaries* zwar nicht selbst lesen, doch besitzen sie das Vorerecht, sich dieselben von den Braminen vorlesen zu lassen. Ein alter Kampf zwischen ihnen und den Braminen wird in indischen Sagen erwähnt. Ihre Hauptpflicht war Beschützung des Volks und Freigiebigkeit gegen die erste Kaste. Jetzt sind sie durch mongolische, muhamedesche und vor allen durch europäische Eroberungen am meisten beeinträchtigt und fast vertilgt. Merkwürdig ist ein Gesetzbuch *Menus*, die Erwähnung verwildelter *Tschettaries*, welche von den Braminen in den früheren Kämpfen ganz abgesunken, und dadurch Barbaren geworden seien; man findet unter ihnen berühmte Namen:

Pahlavas, d. i. Meder, Chinas, d. i. Chi-  
ria's, der nicht zu den Kästen gerechnet und  
neben, Navannas, d. i. Griechen. — Unter  
den zu dieser Kaste gehörigen Mäzen aus  
der malabarisches Küste herrscht die sonder-  
bare Sitten, daß eine Frau mehrere Männer  
haben darf.

Die dritte Kaste, deren Glieder Walshi's  
heissen, ist die Kaste der Gewerbetreibenden, der  
Kaufleute, Banianen genannt, der  
Landwinde, Hinter, im Allgemeinen des  
Mährstandes, der bedeutenden Ubgaden unter-  
worfen ist, und wenigstens †, oft ‡ vom  
Ertrag seines Fleisches abgeben muß. Wegen  
ihres Gewerbsleidens, ihrer vorzüglich im Um-  
gang mit den Europäern gewonnenen Geistes-  
bildung, und Sittlichkeit ist sie jetzt die achtungs-  
werte aller Hindukästen. —

Nur hier, auf dem dunklerbigen Volks-  
stamm hergegangenen und schon erwähnten  
vierten Kaste, den Suders, sind durch  
Widdergrafen und andere Umstände im Laufe  
der Zeitsäume dienen genannten, vier ursprüng-  
lichen edlen Kästen, mehrere Neben- und  
Mittel-Kästen entstanden, so wie sich in  
den vier Hauptkästen selbst eine große Menge  
Unterabtheilungen gebildet haben. Wechselse-  
heit raten unter den drei ersten Kästen sind  
zwar erlaubt; aber nur Kinder von Eltern  
aus derselben Kaste behalten die Würde ihres  
Geschlechts, alle anderen bilden Mittelkästen,  
 deren Rang und Rechte in dem Hindugesch-  
buch des Menu auf das Genauste bestimmt  
sind. Als gemeinschaftlich für alle Kästen und  
Abtheilungen gelten folgende Gesetze: nur ein  
Gott darf als höchstes Wesen anerkannt wer-  
den; diesen Gott muß man unter den 3 Sinn-  
bildern der Erde, des Feuers und des Wassers  
verehren; an töntige Belohnung oder Bestra-  
fung muß jeder glauben; keiner darf durch  
Verdeitathung oder Verlustwechsel aus seiner  
Kaste heraus und in eine andre treten.

Auffallend ist die Verachtung, mit welcher  
die vier edleren Kästen den Stamm der Par-  
ia's, der nicht zu den Kästen gerechnet und  
nur für einen Auswurf der vier oben Kästen  
gehalten wird, behandeln. Nicht nur zu den  
schlechtesten Verüchtigungen ist er veranimit, und  
von dem Umgange aller übrigen Stämme auf  
ewig gesondert; er ist sogar der Menschenrechte  
und der Religion beraubt. Niemand darf ei-  
nen Paria berühren, ohne sich zu verunreinis-  
gen, sein Anblick entweicht den Braminen; er  
ist daher von allen religiösen Versammlungen  
ausgeschlossen und darf keinen Tempel betreten.  
Ob man gleich mancherlei Ursachen dieser Es-  
nidrigung, unter andern auch die angegeben  
hat, daß die Parias eine unterjochte Nation  
sein mögen; so ist doch keine derselben durch  
die Geschichte genugsam bewahrt, wenigstens  
unterscheiden sie sich von den übrigen Hindus  
nicht an äußerer Bildung. Also kommt es,  
wie bei so vielen Dingen alter Einrichtung,  
auch hier auf die erste harte Stiftung an, nach  
der vielleicht sehr Ueme, oder Missbehäter und  
Verwoesene, um sie zu strafen, zu einer Erwic-  
kung bestimmt wurden, der sich die unschul-  
digen zahlreichen Nachkommen derselben, bis  
zur Verwunderung, willig unterwerfen. Bei  
der Vertheilung der Lebensarten unter erbliche  
Stämme, die eine vergleichbare Heiligkeit und  
Reinigkeit sich anmaßen, mußte doch eine  
Klasse von Menschen gebildet werden, welche  
das niedrigste Loos des Lebens tragen und zu  
den Verbrechen sich hergäben, die jenen zu  
schmäzig oder ekelhaft dünktent. Was war  
nun natürlicher, als daß man in der Folgezeit  
es als Strafe des Himmels ansah, ein Paria  
geboren zu sein und nach der Lehre der See-  
lenwanderung, durch Verbrechen eines vorigen  
Lebens die Geburt vom Schicksal verdient zu  
haben glaubte? — Die Zahl der Parias ist  
überaus groß, so daß sie leicht das schmachvolle  
Joch der Knechtschaft abwerfen und in eine  
bessere Lage sich versetzen könnten, wenn sie ge-  
nug innere Kraft dazu in sich fühlen. Ihre  
wildes Uehnere entspricht dem Zustande der Ent-  
würdigung, in welchem sie leben, und schon  
das Indische Epos, der Ramajana, das leicht  
an das Jahr 1000 v. Chr. hinaufreichen mag,

Auffallend ist die Verachtung, mit welcher  
die vier edleren Kästen den Stamm der Par-

schildert den Paria, auch Chandalas genannt, als ein ungestaltetes Geschöpf, mit entzündeten knirschfarbenen Augen, von einem schenklischen Ufzenbraun. Ihre Wohnungen, die in abgeleiterten Gegenden sich befinden, damit der Wind nicht ihre für unrein gehaltenen Ausdünstungen den Wohndörfern anderer Kasten zuführe, sind armstige Hütten, in die ein ansrecht gehender Mann kaum eintreten kann. Die elenden kleinen Dörfer, welche diese Hütten bilden, nennt man Paretscheris. Die Bewohner derselben dürfen kein Wasser aus den Brunnen der andern Kasten schöpfen, sondern müssen ihre eigenen Brunnen halten, die, damit kein Reiner daraus trinke, mit Thiersknochen eingesetzt sind. Sehen sie zufällig einen Braminen, so müssen sie schon in weiter Entfernung von ihm fliehen; werden sie von einem Gliede der höhern Kasten angeredet, so müssen sie bei der Antwort die Hand vor den Mund halten, damit ihr veruneinigender Altherren Frager nicht berühre, und begegnen sie ihm sonst auf der Straße, ihm den Rücken zuwenden, bis er vorüber ist. Durch die gewöhnliche Thür darf ein Paria nie in das Haus eines andern Hindu eintreten, und da sie zu mancherlei niedrigen Vertrichtungen unentbehrlich sind, so hat man in den Häusern eigene Thüren für sie, durch die sie aber nicht anders als mit niedergeschlagenen Augen ein- und ausgehen; denn hätten sie ihre Blicke etwa auf das Küchengeschirr, oder andere zum täglichen Gebrauch bestimmte Gegenstände geworfen, so müßten alle diese dadurch entweihten Dinge zerstochen werden. — Eine besondere Klasse der Parias sind die Pulus an der Westküste Vorder-Indiens. Sie leben in einem fast noch unglücklicheren Zustande, als ers Stere. Entfernt von allen übrigen Menschen, in sumpfigen, waldigen oder gebirgigen Schlupfwinkeln sich aufhaltend, sind sie mehr Thieren als Menschen ähnlich, aber noch elender als das Thier. Sollte ein Pulia, aus Verschon, einen andern Hindu berühren; so hat dieser das Recht, ihn auf der Stelle zu tödten. Ueberhaupt sind diese Unglücklichen so verab-

schnet, daß kein Hindu, dem es doch Religion erlaubt ist, das schlechteste Thier zu reiten, einen in Lebensgefahr schwebenden Paria die helfende Hand reichen würde. Die glücklichsten unter ihnen sind noch die, welche von andern Hindus als Hirten und Ackernechte, von den Europäern als Dienstboten, Lastträger und Soldaten in Dienst genommen werden.

Die Religion der Indier, (Bramanismus) und wie sie nach und nach durch eine zugelose Phantasie von der alten Reinheit und Einfachheit in eine ausschweifende Mythologie ausgetragen ist, bedarf noch der größten Forschung. Ihr Grundzug ist Pantheismus, nach welchem Eines in Allen und Alles in Einem, Gott in der Welt, und die Welt in Gott ist. Es ist nur ein allerhöchstes, unbegreifliches, alle Denkraft der Menschen übersteigendes Wesen, welches Parabrama oder Pramatta heißt, aber außerdem noch viele andere Namen führt, die sich auf besondere Eigenschaften oder Verhältnisse derselben beziehen, z. B. Ischur, d. h. großer Wille, Sera wachar, d. h. Herr des Weltalls, Ekkumashaz, d. h. der Einzige, Schiis rübi, d. h. der Unsterbliche u. s. w. Vor der Schöpfung ruhte es schweigend versunken in sich selbst. Die Schöpfung war ein Ers vorgehen (Emaniren) aller andern Wesen und Dinge aus dem höchsten Wesen, in das zuletzt Alles wieder zurückkehren wird. Aus seinem Wesen ließ Parabrama, zuerst die Bes wani, die Göttin der Natur, hervorgehen und zeigte mit ihr die drei Obergötter: Brama, Wischnu und Schiwa, welche als die drei Stellvertreter oder obersten Beamten des höchsten Gottes, zusammen auch die Trimurti, d. i. die Dreigestalt, genannt werden. Außerdem ließ Parabrama 1180 Millionen Geister, welche anfangs alle gut und glücklich waren, aus seinem Wesen hervorgehen. Über bald empfanden sich mehrere 100 Millionen, unter Anführung des Moisafur, gegen das höchste Wesen, und wurden zur Strafe durch Schiwa in den Podallam, Abgrund, Höhle, gestürzt.

Brama schuf hierauf die Körperwelt, und die geschäftigen indischen Fleisches, ja auf Kosten versteckten Geister wurden vornehmst, irdische Hölle anzunehmen und so die organischen Wesen zu bilden. Auf der Leiter derselben sollten sie von niedriger zu immer höheren Stufen emporsteigen, aus unvollkommenen Organismen in immer vollkommene übergehen, sich so allmälig reinigen, dadurch würdig werden, in erst dann, wenn man ein hohes Alter erreicht hat. Dem ältesten Sohn übergiebt man nun, ohne das Eeigste für sich selbst zu behalten, sein ganzes Vermögen, erbaut sich in einem Walde, Gedrige oder in einer andern einsamen Gegend eine Strohhütte, entzagt von nun an allen Vergnügen der Welt, widmet seine ganze Zeit Andachtüübungen, und führt unter schmerzlichen Kasteiungen seines Leibes ein hartes, rohes und elendes Leben. Fühlt der Einsiedler sein Ende herannahen, so geht er entweder nach Morden oder nach Osten in einem Zuge fort, ohne innerhalb 24 Stunden mehr als dreimal austruhen zu dürfen, bis er endlich vor Mattigkeit niedersfällt und seinen Geist aufgibt. Auch steht es solchen Einsiedlern frei, ihr elendes Leben gewaltsam zu endigen, und die heiligen Bücher der Hindus geben ihnen für diesen Fall die Wahl zwischen fünf verschiedenen Arten des Selbstmordes. Entweder können sie sich zu Tode hungern, oder sich selbst im Kuhmist lebendig verbrennen, oder sich in den höchsten indischen Gebirgen in den Schnee vergraben, oder sich in einem von den Mündungsändern des Ganges vor einem Krokodill verschlingen lassen oder endlich sich in diesem heiligen Flusse ertränken. —

Die indischen Mönche sind in viele Orden getheilt, deren Mehrzahl die Gelübbe der Armut, Keuschheit und Mänterntheit ablegt. Zu ihnen gehören die schon oben erwähnten Saniassi, die beinahe ganz nackt, nur mit einem Stück blauer Leinwand, das über den Rücken herabfällt, bekleidet, mit geschoenem Kopfe einhergehen, von Almosen leben, und nur so viel genießen, als zur Erhaltung des Lebens unumgänglich nötig ist; die Pandaron's, die Gesicht, Brust und Arms mit Kuhmistasche bedecken, sich in gelbe Leins.

wand kleiden, und denen, welche ihnen Almosen reichen, dagegen Abzeichen von Kuhmäss und Sanselholz geben, die sie von heiligen Orten herbeigebracht zu haben versichern. Unter ihnen gibt es mehrere, die gleich den Trappisten das unverbrüchliche Gelübde des Schweigens sich aufgelegt haben, und wieder andre, die in Gesellschaften von 10 bis 20 Mann ihres Ordens, nach Benares walsfahren, um daselbst heiliges Wasser aus dem Ganges zu holen, das sie in thönernen Gefäßchen, deren Hals mit Kalk und Thon zugestopft und mit dem Siegel des Oberpriesters zu Benares, der noch überdies jedem Pilger eine schriftliche Bescheinigung giebt, daß das Wasser echtes Gangesswasser, an der gehdrigen Stelle und mit den vorgeschriebenen Ceremonien geschöpft sei, verschenken. Mehrere solche Mönche (Taf. 13.) treiben einen anscheinlichen Handel mit diesem sehr theuern Wasser, dem der Überglauke der Indier wunderbare Kräfte zuschreibt. Man sieht etwas davon Toddkranken und Sterbenden in den Mund und auf den Kopf, reicht es wohl auch bei den glänzenden Gastmälern, als das kostbarste Getränk, in kleinen Schälchen den Gästen dar. — Ein anderer Mönchsorden ist der der Kadins, die tanzend und singend von Haus zu Haus ziehen und milde Gaben sammeln. Um die Knöchel der Füße tragen sie hohle, kupferne, mit Kieselsteinen angefüllte Ringe, deren Klappert zur Begleitung ihres Tanzes und Gesanges dient. Ihr Körper ist mit einem gelben Tuch, ihr Kopf mit einer einem Hütchen ähnlichen Mütze bedeckt. Das Oberhaupt, unter dem sie stehen, wenn sie irgendwo zusammen wohnen, unterscheidet sich blos durch eine große rothe Mütze, deren vorswärts gebogener Zipfel sich in einem Vogelkopf endet. — Einen eigenen Stamm geborner Mönche, in deren Orden kein anderer Hindu aufgenommen wird, bilden die Satadevew. Sie heirathen, und zeugen wieder Mönche, die in Familien beisammen leben und durch

eln sich erahmen. — Die Schonie sind eine niedrige Art von Bettelindianern, aus den untersten Abtheilungen der Schlanders. Sie haben ein Oberhaupt und bestimmte Regeln, vermeide deren sie z. B. kein Almosen oder Geschenk fordern dürfen, ohne sich dasselbe durch irgend ein Kunststück oder eine seltene Fertigkeit verdient zu haben. So sah ein europäischer Reisender einen Schonic, der auf zwei kleinen, anderthalb Spannen langen Pfirsichen, deren Mundstücke er in die Nasenlöcher steckte, ganz artig, und zwar auf jedem dieser Pfirsichen zu gleicher Zeit, eine andre Melodie blies. —

Unter den Büfern, die sich entweder selbst diese oder jene schwere Buße ausgelegt haben, um ihre Sünden zu tilgen, oder denen eine solche von den Braminen auferlegt worden ist, zeichnen sich die den Halbs zwar ähnlichen, aber von diesen, die Muhammedaner sind, wohl zu unterscheidenden Joghī's aus. Diese Menschen affectiren eine Etel erregende Schamlosigkeit, gehen meist, eine nachlässige Bedeckung um die Hüften ausgenommen, ganz unbedeckt einher, und suchen ein Verdiest darin, sich wie Wahnsinnige zu geben, fürchterlich zu brüllen, Gesicht, Arme und Beine absichtlich zu verwunden, in dieser Gestalt das Land zu durchziehen und Almosen zu sammeln, die gewöhnlich, da das Volk sie mit besonderer Verachtung behandelt, sehr reichlich ausfallen. Wer sich in die oft unverschämten Vordeutungen dieser fremmen Tagediebe nicht sägen will, auf den rufen sie nicht nur die Rache der Götter herab, sondern er wird auch von ihnen persönlich beleidigt, beschimpft, angepsucht u. s. w. Die Zahl dieser Taugenichse, die als eine wahre Pest und Landplage angesehen sind, ist in Border-Indien überaus groß. Eine besondere Abtheilung derselben führt den Namen Sie heirathen, und zeugen wieder Mönche, die in einsamer Etelle, ohn-

<sup>\*)</sup> Sie haben viel Ähnliches mit den im 5ten Jahrhundert der griechischen Zeitrechnung hinsg vor kommenden, christlichen Sanktenthiligen. Das erste Beispiel dieser unglaublichen Thordit unter den Christen gab ein syrischer Schäfer, Simeon. Nicht weit von Antiochen erbaute er sich auf ei-

Gefühl für Kälte und Frost anhaltend mit dem Nachdenken über die 1000 Namen des Parabrama beschäftigen, und dabei stets auf die Nasenspitze sehen. — Um ersudisamsten in der Kunst, dem Leib zu lasten und denselben den reichlichsten Martyrii und dem härtesten Zwange zu unterwerfen, ist der Orden der Cabesi. Einige dieses Ordens bringen ihre ganze Zeit in einem engen eisernen Rößig zu; andere beladen sich mit schweren Ketten; wieder andere halten die Hände zusammen, und machen sie nie wieder auf, so daß ihnen die Nase in das Innere des Handellers hinein wachsen. Einige heben beide Arme in die Höhe, lassen einen Baumzweig und bleiben so lange in dieser Stellung, bis sie unbeweglich und steif werden. Andere stehen immerwährend auf einem Beine, und lehnen sich nur des Nachts an ein aufgespanntes Seil, so daß ihnen die Füße furchtbar anschwellen. Einer von diesen religiösen Schwärzern hatte den Einfall, stets bis an den Hals im Ganges zu stehen; ein zweiter, Lebenslang auf einem mit spitzigen Stiften besetzten Brett oder auf einer mit Dornen durchstochten Matte zu liegen; ein dritter (s. Taf. XV.) rollte sich, fast ganz nackt, auf einer Strecke von 30 deutschen Meilen, von einer Pagode zur andern; ein vierter mach mit seinem Körper einen Weg von vielen Meilen, indem er sich der Länge nach auf die Erdewarf, dann wieder aufstand, um sich abermals niederzuwerfen, womit er fortfuhr, bis er sein Ziel erreicht hatte. Ein bühnender Delambari (s. Taf. XV.) aus der Landschaft Datta in Bengalen, sah, nachdem er sich am ganzen Leibe mit einem Dolch die Haut aufgerissen hatte, eine glühende Kohlenplatte mit der einen Hand, während er unter dem andern Arme die Enden seines Schurzes mit gefälligem Anstand trug; ein anderer endlich ließ sich (s. Taf. XV.), vermittelst eines eisernen durch den Rücken gesteckten Hakens,

an einem zu diesem Ende aufgerichteten Wippgalgen befestigen, und sodann zur großen Erbauung der andächtigen Menge auf und ab schnellen. — Bei solchen und ähnlichen Künsten, denen nicht immer religiöser Fanatismus, sondern oft auch die Absicht, ehrfurchtsvolles Staunen zu erregen und Geld zu gewinnen, zum Grunde liegt, mögen freilich auch manche Betrügerien mit unterlaufen. So erzählt z. B. ein glaubwürdiger Augenzeuge: ein Büßer, von mehreren seiner Anhänger in einem fest verschlossenen Palankin herumgetragen, kam auch nach Pondichery, an der Küste von Coromandel. Die leichtgläubigen und wundersüchtigen Hindus, denen die Begleiter jenes Büßers versicherten: ihr Herr und Meister bediene sich weder des Lichtes, noch der Fusi, noch der Nahrung, brachte sie dieselben Almosen in Menge herbei. Der europäische Besitzerhaber jener Stadt aber ließ den Palankin, in welchen der vermeinte Heilige eingeschlossen war, streng, Tag und Nacht, mit dem Befehl bewachen, keinen Menschen in die Nähe desselben kommen zu lassen. Mehrere Tage hielt der Betrüger sich erhängt, zuletzt aber überwältigte ihn der Hunger; er öffnete ein kleines Thürchen, dessen Schlüssel er bei sich führte, und bat siebenzig um Nahrungsmittel. Diesse, aber auch eine tüchtige Tracht wohlverdienter Schläge, wurden ihm und seinen betrügerischen Begleitern zu Theil. Ein anderer Betrüger wollte sich lebendig begraben lassen und 200 Meilen von dem Ort seines Begräbnisses wiederaufstehen; allein, nicht neben der von ihm selbst dazu ausgesuchten Stelle seines Grabs, entdeckte man eine bisher verborgene Höhle. Das über den frechen Betrüger empörte Volk nahm natürlich die blinden Vertrauen auf seine Kurzsichtigkeit sehr übel auf, und zerriss den Unglüdlichen nebst vielen andern seines Gesichts.

Nach den heiligen Schriften der Hindus

Berge eine Säule von 9 Fuß, die er allmählig bis auf 50 Fuß erhöhte. Auf der Spitze dieser Säule brachte er, ohne jemals herabzusteigen, 20 Jahre unter freiem Himmel zu, wo Kälte und Frost ihm das Gehirn noch mehr zertrümmerten. Die Leute aus der Nachbarschaft brachten ihm Speise und Getränke hin an. Er starb zuletzt auf seiner Säule.

verlich das höchste Wesen dem Brama die erste Weltalter, in welchem alles unter der Macht, alles zu schaffen; dem Wischnu die Herrschaft der Braminen stand, Glück und Ungen auf Erden wohnten und die Menschen 100,000 Jahr alt wurden, umfasste 1,728,000 Sonnenjahre. Im zweiten Weltalter herrschten die Tschettis. Nur drei Vierteltheile Tugend, mit einem Vierteltheile Laster gemischt, blieben übrig; die Menschen wurden nur 60,000 Jahr alt, und der ganze Zeitraum dauerte 1,296,000 Jahre. Im dritten Weltalter hatten die Braminen die Oberhand, Tugend und Laster waren gleich, das Lebensalter der Menschen betrug nur 1000 und der ganze Zeitraum nur 864,000 Jahre. Gegenwärtig leben wir im vierten Weltalter, welches vor 4931 Jahren, also ohngefähr um die Zeit, in welche die letzte große Überschwemmung der Erde gesunken ist, begann, und noch 427069 Jahre dauern wird. Die Schuders haben das Übergewicht; die Menschen werden, bei drei Vierteltheilen Laster und einem Vierteltheile Tugend, nur noch 100 Jahr alt. Am Ende dieses Zeiträumes wird auch das letzte Vierteltheil Tugend, und mit ihm das Menschengeschlecht, in einer neuen Wasserfluth untergehen. Die Welt wird wieder in ihr Chaos stürzen, aus welchem zuletzt das goldene Zeitalter sich entwickeln und ein neuer Himmel und eine neue Erde sich gestalten wird. — Der Zeitraum aller vier Weltalter ist für Brama nur ein Tag. 360 solche Tage machen ein Jahr des Brama aus, und nach 100 solchen Jahren wird er in das Wesen Pramatma, von dem er ausgegangen, zurückkehren. — Wohl feiert man zu Ehren Bramas, besonders unter der Kaste der Braminen, me rete Feste, aber eigene Tempel und Altäre hat man ihm eben so wenig als dem Pramatma, den man nun unter dem Symbole einer steinernen Kugel verehrt, gewidmet. —

Seit der Weltschöpfung durch Brama sind drei Millionen Jahre verflossen, die in vier Weltalter (Yogs) eingeteilt werden. Das

Wischnu, (s. Taf. XIII.) die erholtende Worschung, hat die meisten Verehrer. Er wird unter verschiedenen Gestalten, welche sämmtlich auf seine zehn vornehmsten Verwandlungen oder Verkörperungen, deren jede immer einen das Heil der Welt fördernden Zweck

hatte, sich beziehen. Von diesen Verwandlungen sind erst neun vorüber; die zehnte wird am Ende des gegenwärtigen Weltalters eintreten. Seine Gemahlin Lakshmi, die als Göttin der Fruchtbarkeit, der Schönheit und des Reichtums verhet wird, hat sich eternally auf verschiedene Weise verwandelt, und ihrem Gatten stets Gesellschaft geleistet.

**Schiva**, (s. Taf. XIII.) der Berüstscher, Personification der vergeltenden Gerechtigkeit, hat noch viele andere Namen, von denen **Kudra** und **Mahadeva**, d. i. der große Gott, am gewöhnlichsten sind. Er ist der Richter über alle Handlungen der Menschen und bestimmt ihren Lohn wie ihre Strafe. Werkzeuge der Bestrafung sind eine Menge Dämonen in Menschen- und Thiergestalt, Hunde mit 3 Kopfen, dem griechischen Höllenhunde Cerberus ähnlich, Geier u. s. w. welche die Verurtheilten unablässig quälen. Auf die 1008 Verwandlungen Schivas beziehen sich die mancherlei Gestalten, unter denen er abgebildet wird. Von seiner Ruhe, auf welcher ein Affenkopf angebracht ist, hängen gewöhnlich Schnüre von Todtentköpfen herab (s. Taf. XIII.). Ein Sohn des Schiva ist **Ganesa**, der Gott der Weisheit, der mit sehr dickem Leibe, einem Elefantenkopfe und mit untergeschlagenem Beinen auf einer großen Maus sitzend, abgebildet wird. Bei wichtigen Unternehmungen rufen ihn die Hindus um Beistand an, und beginnen alle ihre schriftlichen Verhandlungen mit „lob, Preis und Anbetung dem Ganesa!“ Andere Söhne Schivas sind: **Kartika**, der Kriegsgott, **Harrira**, der Gott der Jäger, u. a. m.

Mehrere dieser drei Obergottheiten hat der Hindu noch eine Menge Untergottheiten, wohin die als Götter oder Göttinnen verehrten geistigen Eigenschaften der Menschen, Tugenden und Fäster, die Schönzothheiten der einzelnen Wissenschaften und Künste, eine Unzahl Dämonen und Genien, die bei den höhern Gottheiten die Stelle der Gesellschaften, Räthe, Beamten und Dienst vertreten, zu rechnen sind. Diese Dämonen, die in zwei Classem

getheilt mit dem allgemeinen Namen **Dewa** oder **Deuta** und **Deitti** bezeichnet werden, sind beinahe immer im Kriege mit einander besiegt. Die Deutas sind gute, die Deittis bödsartige Wesen. Alle diese Geister können, so oft es ihnen beliebt, allerlei Gestalten von Menschen, Riesen, Zwergen, Thieren u. s. w. annehmen. Unter den Thieren ist dem Hindu die Kuh und der Ochse, die, obwohl zu Feldarbeiten gebraucht, niemals geschlachtet werden, der Speckber mit der weißen Brust, der große weißhaarige Affe, die Brillenschlange und der Schwanz unter den Pflanzen: der **Lotos**, die **Banane** und der **Rango**; unter den Mineralien eine Art versteinerter Ummmondhener heilig, ohne das man sie jedoch zu Gegenständen göttlicher Verehrung macht.

Die Hindus verehren ihre Götter, den Parabrama und Brahma ausgenommen, denen man keine Tempel errichtet, in grösseren oder kleineren Tempeln, Pagoden genannt, die zum Theil uralt und als Prachtgebäude und Muster altindischer Baukunst höchst merkwürdig sind. Verhüntere Pagoden (s. Taf. XV.) sind gewöhnlich mit sehr hohen und dicken Mauern und Pallisaden umgeben, auch mit pyramidenförmigen mit Götterbildern, die immer von Stein, Kupfer oder Gold, nie von einem andern Metalle oder Stoffe sein dürfen, verzierten Thümen versehen. Diese Thüre haben mehrere Stockwerke mit Fenstern, die an festlichen Tagen alle erleuchtet werden, während zu andern Zeiten nur in das oberste Fenster eine brennende Lampe gesetzt wird. Innerhalb der Mauern einer grossen Pagode findet man Schulträte, Herberger für Fremde, oder statt derselben bloße Säulengänge von ungemeiner Höhe, auch kleine Gemächer in Menge, in denen die Götterbilder aufgestellt sind, so wie Wohnungen für die den Tempeldienst besorgenden Braminen und Dewadaschis. In der Nähe jedes bedeutenden Tempels, oder auch innerhalb der Mauern desselben, ist ein Bäder teich, (s. Taf. XV.) angetrennt, dessen, von den Braminen gewei-

hetes Wasser die darin Badenden entzündigt. Jede Pagode hat zwei Bildsäulen derselben Gottheit; die eine steht außerhalb derselben und ihr bringt das Volk unmittelbar seine Opfer selbst dar, der andern, welche im Innern sich befindet, dürfen nur die Braminen sich nähern und die Gaben der Andächtigen darbringen. — Jeder großen Bagode steht ein Hoherpriester vor, der, bei Erbauung derselben erwählt, seine Würde auf seine Familie fortplanti, und die Pagode nie verlassen darf. Nur ein Mal des Jahres zeigt er sich öffentlich, liegend in der Mitte des Allerheiligsten. Das Volk bleibt niedergeworfen auf die Erde vor ihm liegen, bis er sich wieder unbemerkt entfernt hat. Zu seinen Gehülfen im Tempeldienst erwählt er sich so viel Braminen, als er von seinem sehr ansehnlichen, aus steuerfreiem Grundbesitz stehenden Einkommen ernähren kann. Für allgemeines, das Land trüffelndes Unglück ist er gewissmachend verantwortlich; denn wenn Gebete, Opfer, Fasten und Rakteisungen dem Unglück, großer Dürre, allgemeiner Hungernoth u. s. w. kein Ende machen, so ist er gezwungen sich selbst, zum Opfer für die erkrankte Gottheit, von der Spitze der Pagode herab zu stürzen.

Die ältere Verehrung der Götter besteht hauptsächlich darin, daß ihre Bilder in den Tempeln in Wasser und Milch gebadet, mit Butter und wohlriechenden Oelen gesalbt, berückt und dann mit kostbaren, von Edelsteinen starrenden Kleidern, die man, wenn die Pagode reich genug ist, täglich wechselt, bekleidet werden. Auch brennt man Lampen vor den Götterbildern an, schmückt und bewirft sie mit Blumen, während die Dewadaschis, Loblieder singend, heilige Tänze aufführen. Indem ein Theil der Braminen mit kostbaren Wedeln die Fliegen von den Bildern abhält, legt der andere, die von den andächtigen Hindus herbeigeholten Geschenk, die meist in Butter, Reis, Obst, Blumen, Kampfer, Specereien und Gelb bestehen, dem Gottes dar. Eine andere gottesdienstliche Ceremonie besteht darin, daß, während die Tempelmädchen loszingend

um das Götterbild herumtanzen, und ein Bramine, mit einer Schelle klingend, eine kupferne Lampe um dasselbe herumträgt, das in Andacht versunkene Volk seine liegenden Wünsche an den Gott richtet; worauf der Bramine die Blumenkränze, mit welchen das Bild geschmückt war, zerreiht und die Blumen an die Unwesenden austheilt, die hierauf ihre Opfergaben darreichen. Auch für Verstorbene feiert man eine Art von Gottesdienst, der darin besteht, daß ein Bramine einem der nächsten Verwandten des Verstorbenen Wasser in die hohle Hand giebt, Blätter von einem heiligen Kraute darauf streut, und dazu für das Seelenheil des Todten, den er namentlich nennt, zum Schira betet. —

Außer den Opfern, mit welchen mancherlei Gebete, Gelübde, Almosen und andere gute Werke verbunden sind, haben die Hindus auch gewisse Fasen zu beobachten, Wallfahrten und Abwaschungen zu verrichten. — Die Wallfahrtorte sind theils gewisse Städte und Tempel an den Ufern der heiligen Flüsse, besonders des Ganges, theils einzelne für heilig gehaltene Berge. Ganze Heere von Menschen aus allen Gegenenden, vorunter Alte und Kranke, von welchen oft viele um so schmerzloser im Getummel erdrückt werden, je glücklicher der Übergläubische der Indier den auf solche Weise und bei solcher Gelegenheit gefundenen Tod preist, wallen zu gewissen Zeiten an solche Orte. Man nimmt Wasser aus diesen Flüssen, und Erde von diesen Bergen mit nach Hause, überreicht es Freunden oder Bekannten, Angehörigen oder Fürsten zum stets willkommenen Geschenk; denn wer es nur vermag, trägt immer eine Flasche des kostbaren Gangeshidders bei sich und bei einem damit gefüllten Gefäß wird geschworen. Die religiösen Abwaschungen werden nicht bloß in den heiligen Flüssen verrichtet, sondern müssen auch zu Hause, regelmäßig, und zwar jeden Tag wenigstens drei Mal vorgenommen werden. Um häufigsten müssen sich die höhern Rästen, namentlich die Braminen, durch solche Waschungen reinigen, da der Gelegenheiten, wo sie mit Leuten der

niedern Kasten oder mit Nichthindus in Verührung kommen, so viele sind, und sie jedes Mal dadurch verunreinigt werden. —

Die Feste der Hinduereligion sind sehr zahlreich; man zählt deren gegen hundert und beinahe jeder Gott hat sein eigenes, das als jährlich zur bestimmten Zeit gefeiert wird. An solchen festlichen Tagen werden die Pagoden äußerlich mit Guirländen, Musselintüchern und kostbaren Stoffen verziert. Das herbeiströmende Volk wirft sich betend vor der Bildeskule des Gottes nieder, steigt zum Thell in den heiligen Reich des Tempels, und spricht, bis an den Gürtel im Wasser stehend, Gebete und Loblieder. Eines der wichtigsten Feste ist das *Tirunal* oder *Wagengefest* (s. Taf. XII.), welches alljährlich zum Andenken der Weihe jeder großen Pagode zehn Tage lang gefeiert wird, und unseren Kirchweihfesten entspricht. Aus der Nähe und Ferne kommen bei dieser Gelegenheit, je nachdem nun die Pagode mehr oder minder berühmt ist, Wallfahrer herbei. Zahlreiche Musikkörper ziehen am Vortag des Festes lärmend durch die Straßen und Gegend, durch welche an den folgenden Tagen die Prozession ihren Weg nehmen wird. Am ersten Tage beschränkt sich die Prozession auf die inneren Räume der Pagode; am zweiten bis sechsten Tage wird das Bild der Gottheit, welcher die Pagode geweiht ist, in feierlichem, durch Musik belebtem Aufzuge, durch die Straßen getragen, am siebenten aber in das oberste Geister des Tempelhumes gestellt, worauf Alles herbeistromt, um in die Hände der Braminen reiche Opfer für die Gottheit zu legen. Am achten und neunten Tage tragen die Braminen selbst das Götterbild innerhalb des Tempels herum, worauf denn endlich am zehnten Tage dieses Fest mit einer vordriglich feierlichen Prozession be schlossen wird. Das Hämmern auf ein sehr dikes kupfernes Becken, Kanonenschüsse und Pulschläge zeigen dem Volke die Stunde an, in welcher der feierliche Umgang beginnt, und erinnern dasselbe, sich in Ordnung zu stellen. Den Anfang des Zuges bilden, mit lärmenden Instrumenten ver-

sehen, eine Menge Musikanten, von denen ein Theil eine besonders verdienstliche Geschicklichkeit dadurch an den Tag zu legen sucht, daß er auf dem Rücken fortwährend mit dem aufrechten einhergehenden gleichen Schritt und gleichen Takt hält. Hierauf folgen viele Tausend Unschuldige, in zwei Reihen getheilt, mit bunten Fahnen, Sonnenschirmen, Standarten und einem drei Fuß langen Stock, an dessen einem Ende, da vergleichnen Prozessionen gewöhnlich erst mit einbrechender Dunkelheit ihren Anfang nehmen, eine brennende Oellampe befestigt ist. Nun kommt, oft von 30 bis 40 Mann getragen, die Bilderrinde, *Ter* genannt, in Gestalt eines Tempelchens mit Säulen, worin das mit kostbaren Kleinoden geschmückte Götterbild sich befindet. Gewöhnlich, und namentlich am *Tirunal*, wird dieses tragbare Kaschelchen auf einen ungeheuern, auf vier Rädern ruhenden, manchfach verzierten und mit einem bunten Baldachin und vielen Flaggen (s. Taf. XII.) versehenen Wagen, der von einer unzählbaren Menge Menschen gezogen wird, gefest. Um das Götterbild und dessen Wagen führen die *Dewadashis* ihre heiligen Tänze auf. Hinter dem Wagen gehen übertrieben gepudzte Jünglinge, und den Schluss des Zuges bilden die bürgerlichen Oberhäupter und andere reiche, angesehene und in Kleidern stehende Männer. Von Zeit zu Zeit hält die Prozession bei kleinen, zu diesem Zweck ausgerichteten Kapellen, in welche das vom Wagen gehobene Götterbild auf kurze Zeit gefestet wird, still. Gleich schwelen, zur besondern Erbauung der Unschuldigen, eine Menge kleine Marionetten, an seidnen Schnüren, aus dem oberen Theil dieser Kapellen herab, der Gottheit gleichsam ihre Aufwartung machend und um ihr Bild herumtanzen und springend. — Bei Gelegenheit dieser feierlichen Umzüge geht vor fromme Wohnkina des Volkes oft so weit, daß einzelne Personen, entweder um ihre Sünden schnell abzuwaschen, oder sich durch diese Selbstopferung die künftige Seligkeit um so gewisser zu erwerben, sich in das Fahrgestel des ungesäuerten 'Götterwagens legen, um sich von der Last desselben zermalmen zu lassen. Die Kla-

geidne der Sterbenden, wenn sie ja dergleichen aussöhnen, werden von der rauschenden Musik und dem Geräusche der daherziehenden Volksmenge erstickt. — Andere wichtige Feste (jeder Monat hat deren eins) sind: das Neujahrsfest (Pongol), welches den ersten April gefeiert wird, und an welchem man den Göttern Reis mit Milch opfert, der bei einem Feuer von getrocknetem Kuhmist gekocht werden muß; das Fest des Feuers; das Fest der glühenden Kohlen, wo Bühner mit bloßen Füßen über glühende Kohlen laufen; das Wassersfest, an welchem Wassen und andere Gerätschaften von den Braminen geweiht werden; das Fest der Lakshmi, der Göttin des Glückes und des Reichtums. Ein Engländer hatte 1809 Gelegenheit, diesem Feste beizuwohnen und sagt darüber Folgendes: Man glaubt, daß die Lakshmi in dieser Nacht vom Himmel zur Erde komme und in die zu ihrem Empfange offen gelassenen Häuser gehe. Die Hausschlur wird daher rein und wohlgefegt und viele Lampen die ganze Nacht hindurch zu Ehren der Göttin angezündet. Kein Hindu ist so arm, daß er nicht in dieser Nacht sein Haus erleuchtet und nach Kräften schmücke. Glücksspiele sind an diesem Feste erlaubt; und wer zu andern Zeiten sich sorgfältig daran hätte, versucht an diesem Tage sein Glück mit voller Zuversicht. Über oft werden solche Summen gespielt, daß, um vor öhmlichem Mißgeschick sich zu hüten, die unglücklichen Spieler sich eindlich verbindlich machen, nie wieder zu spielen. Dieser Eid wird auch streng gehalten, bis das nächste Lakshmisfest ihnen neue Hoffnungen erweckt, und sie abermals täuscht. Zwei Dinge an diesem festlichen Tage gefunden, werden von allen Hindus als dem, der sie findet, Glück bringend angesehen; nämlich die Blüte des Gulur, eines Baumes, der eine runde, rohe Frucht, aber nie Blüten trägt, und — eine Schlangenseele! Die Schlange soll nämlich zuweilen während dieses Festes ihre Seele in den Schatten eines sich weit ausbreitenden Baumes niederlegen, und ohne dieselbe herumkrabbeln.

Die den Göttern dargebrachten Opfer bestehen geistigen Theils in leblosen Dingen. Blutige Opfer sind selten. In einigen Gegenden wird, was an den Cultus der alten Griechen und Römer erinnert, um eine fruchtbare Urethe zu erhalten, von den Feldbesitzern ein Schafs geopfert. Man führt denselben um die Hirn herum, schlachtet ihn dann zu Ehren der Götter und heiligt sein Fleisch unter die Anwesenden. — Merkwürdig ist das der Sonne und den 9 Planeten gewidmete Brandopfer, Jaguer genannt. Man bringt es dar, um das heilige Feuer zu erhalten, womit die Scheiterhäuser entfeuelter Braminen, die dann aller weiteren Befahrungen und Wanderungen nach dem Tode überhoben, unmittelbar aus der Asche in Bramas Herrlichkeit eingehen, angezündet werden. Es erfordert große Anstalten. Hundert Braminen suchen einen Platz, der durch Gebete und Weihwasser geheiligt wird. In der Mitte desselben wird ein großes Zelt errichtet, rings umher mehrere kleine. Im großen Zelte wird ein vierzehriger Herd oder Altar, aus dessen Mitte sich eine hölzerne Säule erhebt, aufgebaut. Neun besondere heilige Holzarten, wovon auch die Priester ein Stück in der Hand halten, liegen umher. Dann wird Arasusholz gerieben, bis sich Feuer fängt; hierauf ein fehlerloser Bock oder Widder in den Kreis geführt, über ihm gebetet und ihm allerlei Kraftworte ins Ohr flüstert, dann wird er erstickt, seine Leber wird herausgenommen, mit Milch gewaschen, mit Butter bestrichen, an der Sonne und am Feuer gebraten, das Opferthier selbst aber verbrannt. Die Leber wird unter die Braminen vertheilt und gegessen. Der Oberpriester trägt von dem heiligen Feuer mit sich nach Hause. —

Ein anderes Opfer heißt vorzugsweise das heilige Opfer, Dewasagna, und wird bei allen wichtigen Unternehmungen dem Feuer geopfert Agri, dargebracht. Ein weiß gekleideter Bramin (s. Taf. XIII.) setzt sich auf einen Schemel und sagt einige Gebete her. Vor ihm liegt eine Schale, eine brennende Fackel und ein Gefäß mit flüssiger Butter oder Kokosnussöl;

zu den Seiten große Bananenblätter, auf welchen die zu opfernden Sachen, z. B. Kämper, Musketen-, Sandel- und Gopal-Holz, ausgebreitet sind. Dieses Holz wird nun angezündet, darüber geschellt, Butter oder Öl ins Feuer gegossen, und unter anhaltendem Gebet Reis, Blumen u. s. w. in die hell austosende Flamme geworfen. — Auch Freundschaftsbündniß pflegt man durch gewisse Opfer zu heiligen. Indem nämlich im Hause des Hauses das Bild der gemeinschaftlichen Gottheit aufgestellt, und unter Gebeten von beiden Freunden, die nacher einander die Füße waschen, mit Blumen bestreut wird, verbindet man sich zu gegenseitiger unveränderbarer Liebe und Treue. — Diese zusammengedrängte Darstellung der Religionslehren und des Cultus der Hindus schlichen wir mit der wohl begründeten Bemerkung eines geistlichen Kenners indischer Mythologie und Religion. „Nur das die göttliche Begegnung einen hohen idealen Sinn gehabt und ihn verloren hat, und dann von der Sage die bloßen äußeren Gestalten zu einem Mythus zusammengethet sind — nur dies hat jenen Unsinnes hervorgebracht, der schon dadurch, daß er ein so großer war, hätte auf die Vermuthung bringen sollen, daß er wohl einen großen und tiefen Sinn ursprünglich gehabt haben müsse.“ Sonderbar tief ist übrigens die Einwirkung des Bramanismus, Jahrtausende hin, auf die Gemüther seiner Beliebten gewesen, da nicht nur, Troß des so lange getragenen Mongolischen und Muhametanischen Joches, und der alles in Bewegung sehenden Beklehrungsucht europäischer Missionäre, sein Ansehen und seine Lehre noch unerschüttert steht, sondern auch in der Perung der Hindus eine Kraft duftet, die schwerlich eine andere Religion in dem Maasse erwiesen hat. Der Charakter, die Lebensart, die Sitten des Volkes bis auf die kleinsten Verrichtungen, ja bis auf die Gedanken und Worte, ist sein Werk, und obgleich viele Stücke der Bramareligion, man denke an den Kastenunterschied, Büßungen, Wallfahrten, Fasten, Speisegesetze u. a. m., höchst drückend und beschwerlich sind, so bleibt sie doch auch den niedrigsten Stämmen, wie

Naturegese Gottes, heilig. Nur Weisheitshäher und Werwörne sind meistens, die eine fremde Religion annehmen, oder es sind arme verlassene Kinder. Auch ist die vornehme Denkart mit der der Indianer, mitten unter seinem Druck, unter einer oft tödlichen Dürstigkeit den Europäer ansieht, dem er dient, Bürger genug dafür, daß sich sein Volk, so lange es da ist, nie mit einem andern vermischen werde. Ohne Zweifel lag dieser nach Umsang, Tiefe und Dauer fast beispiellosen Einwirkung sowohl das Clima als der Charakter der Nation zum Grunde; denn kein Volk übertrifft den Hindu an geduldiger Ruhe und sanfter Folgsamkeit der Seele. Daß er aber in Lehren und Gebräuchen nicht jedem Fremden folgt, kommt offenbar daher, daß die Einrichtung der Braminen so ganz schon seine Seele, so ganz sein Leben eingenommen hat, um keiner andern mehr Platz zu geben. Das her so viele Gebrauche und Rituale, so viel Götter und Märchen, so viel heilige Orte und verschiedenste Werke, damit von Kindheit auf die ganze Einbildungskraft beschäftigt und beinahe in jedem Augenblick des Lebens der Hindu an das erinnert wird, was er ist. Alle europäischen Einrichtungen sind gegen diese Seelenbeherrschung nur auf der Oberfläche geblieben. Uebrigens verfolgen die Hindus nicht; sie gedenken jedem seine Religion, Lebensart und Weisheit und machen nie Proselyten! —

Die Anhänger des Bramanismus zerfallen in mehrere Secten, von denen jetzt die zahlreichsten die der Schivaliten (Anhänger des Schiva) und der Wischnuiten (Berehrer des Wischnu) sind. Frühzeitig schon standen die Braminen mit den Buddhisten in heftigem Streite. Die Buddhisten verehren einen Gott Buddha, (Weisheit) als die Weltseele, verwerfen den Kastenunterschied, und sind abgesagte Feinde der oben erwähnten indischen Trimurti. Auch der Stifter ihrer Secte, ein Reformator des Bramanismus, 1000 v. Chr., wird Buddha genannt, und nach Kaschmir versetzt. Seine Anhänger wurden von den Braminen, nach langen und heftigen Kämpfen aus den Gangesländern und der Halbinsel vertrieben; noch herrscht aber sein Dienst in Ti-

het, auf Ceylon, und als Religion des Fohi, in China. — Eine längere, seit 1469 nach Christo durch einen gewissen Manek entstandene, den Buddhisten sehr ähnliche Secte, sind die Seik's oder Sich's. Dem britischen General Malcolm, der 1805 Gelegenheit hatte sie näher kennen zu lernen, verdanken wir die interessantesten Nachrichten über dieselbe. Manek, ein Hindu aus der Kaste der Schettiris, durch eine lebhafte Phantasie und heile, auf religiöse Gegenstände gerichtete Wissbegierde ausgezeichnet, durchzorendete, die heiligen Wallfahrtsorte der Muhamedaner und Hindus besuchend, ganz Hindostan, Persien und Arabien allen weltlichen Geschäftten enttägnd, begeisterte er sich für die erhabene und menschenfreundliche Idee: durch eine einfache Glaubens- und gereinigte Sittenlehre, eine Vereinigung zwischen den Hindus und Muhamedanern zu bewirken. Er behandelte daher beider Religionen mit Achtung, suchte sie nur von den Auswachsen einer jüngelosen Phantasie und offensabaren Widersprüchen zu befreien und sie zu einer ethatigen Religion, zur reinen Gottesverehrung und Menschenliebe zu veredeln. Daher hielt er zwar den Glauben der Hindus an einen einzigen höchsten unsichtbaren Gott (Parabrama) fest, verwarf dagegen den Glauben an die vielen Unter- und Halbgötter seines Volks; auch die Lehre von der Unsterblichkeit der Seele und deren Wanderung und die sittlichen Vorschriften des Bramanismus, die religiösen Abwaschungen, Faseln, Almosengaben u. s. w. beschrieb er bei, behauptete den göttlichen Ursprung der Vedas und des Korans, und gründete für die Verehrung des unsichtbaren Gottes einsache Tempel ohne Bilder und glänzenden Eustus. „Hunderttausend Muhameds, sprach er, eine Million Bramas und Wischnus, stehen am Throne des Allerhöchsten; sie sterben alle, Gott allein ist unsterblich. Der allein ist ein guter Hindu, der gerecht, der allein ein guter Moslem, dessen Leben rein ist!“ So erhaben, wie die von ihm gefistete Religion, so menschenfreundlich wie seine Lehren, so rein war sein gaujes Leben. Weit entfernt, einem Muhammed gleich, durch trügerische Wunder Glauben einzwingen zu wollen, antwortete er den Jogs his, die einer durch Selbstpeinigung über die Naturkräfte erworbenen Heerschaft und eines prophetischen Scherastes sich rühmten, und auch von ihm Wunder zu schen verlangten: ich besitze solche Wunderkraft nicht! Ein Lehrer des Heiligen hat nichts zu seiner Wertheidigung, als die Reinheit seiner Lehre! Die Welt kann sich ändern; aber ihr Schöpfer ist unwandelbar! — Während seines Lebens übte er als Priester und Herr, die geistliche und weltliche Herrschaft über seine Anhänger, die sich Seik's, d. i. Schülern, nannten, und verehrte sie, sterbend, nicht auf seine Ehne, sondern auf seinen Lieblingsjünger. Einer seiner Nachfolger sammelte Maneks Schriften, sie zu einem heiligen Buche vereinigend, und gab dadurch der neu gestifteten Religion zuerst Fertigkeit, erregte aber dadurch auch zuerst die Unzufriedenheit und Eifersucht der muhamedanischen Regierung, die nun über die Seik's die blutigsten Verfolgungen ergehen ließ. Ein anderer Nachfolger Maneks, der Guru, d. i. Lehrer, Govind, sah sich dadurch gendigt, diese friedliebenden Gläubigen in tapfere Soldaten zu verwandeln, und sie noch enger unter einander zu verbinden. Dieser Govind, gleich groß als Krieger wie als Gelehrter, gründete in dem nordwestlichen Hindostan, den noch jetzt bestehenden Staat der Seik's die von nun an wegen ihrer Tapferkeit in den endlosen Kriegen mit ihren Unterdrückern, und wegen des Heldenmuthes, mit dem sie, ihn oft mehr suchend als fliehend, den Tod der Märtyrer unter den grausamsten Martyrii, ohne je ihrem Glauben zu verlügen ertruldeten, die Heilnamen der Sich's d. h. der Löwen, erhielten. Zur steten Auszeichnung vor den Muhamedanern und Hindus fühlte Govind seinen Anhängern, stets lange weiße Kleider von blauer Farbe, einen farbigen Mantel und einfachen Turban zu tragen, das Haar wachsen zu lassen und stets bewaffnet zu sein. Um seine religiösen Einrichtungen noch mehr zu befestigen, stiftete er einen geistlichen Orden, die Akalis, d. h. Unssterbliche, denen er die Stadt Amritsar zum

Wohnsitz und zur Vertheidigung gegen feindliche Angriffe übergab. Diesem Orden übertrug er die Beklebung und die mit gewissen Geistlichkeiten verbundene Ausnahme neuer Sei's, und in ihren Händen ruht noch heute die oberste Leitung aller religiösen und bürgerlichen Angelegenheiten des Landes. Sovi und war das zehnte und letzte Oberhaupt der Sei's, denn da eine heilige Sage die Zahl dieser Oberhäupter auf 10 beschränkte; so sagte er sterbend zu den Steinen: ich übergebe das Reich Gott, der nie stirbt! Von nun an ward die Regierungshform dieses Staates eine theokratisch-republikanische. Da aller Unterschied der Kasten unter den Sei's, deren Zahl sich jetzt etwa auf 44 Millionen belauften mag, aufgehoben ist, so herrscht eine ziemliche Gleichheit der Rechte und des Wunsches zwischen den Untertanen. Die Regierung ist mild, und die allgemeinen Staatsgeschäfte werden alljährlich von einer Volksversammlung, Guru Mela, d. i. Landtag, zu Amritsar, unter Leitung der Akalis und mit Inzierung der sehr zahlreichen kleinen Führer der Sei's, ihrer Bundesgenossen und der Repräsentanten der auf 250,000 Mann gehörigtheits Reiterei sich belauenden Armeen, berathen, und das Volk glaubt, es werde diese Versammlung unmittelbar von dem höchsten Gott erleuchtet, und fasse ihre Beschlüsse nur auf höhere Eingebung. — Uebrigend weichen die Sei's auch in Absicht ihrer Lebensweise bedeutlich von den übrigen Hindu's ab. Sie leben meist von Brod und Hülsenfrüchten, verabscheuen den Rauchtabak, verschmähen aber zeitige Getränke nicht.

Ueber Staatsverfassung, Rechts- und Militärwesen Indiens; lädt

sich im Allgemeinen nicht viel angeben, da dieses große Land jetzt in so vielerlei, theils unabhängige, theils abhängige, theils größere, theils kleinere Staaten von verschiedener Verfassung zerstückelt ist. — Unter den vier unabhängigen Staaten, aus denen Nordost-Indien jetzt besteht, nämlich: dem Staate der Maratten, der Sei's, (Lahor) Mepanch und der britisch-ostindischen Compagnie, der nach den neuesten wohl übertriebenen Nachrichten, 120 Millionen Einwohner zählt, ohnstreitig der größte. Die Compagnie besitzt die zu diesem Staatsgebiete gehörigen Länder theils als souveräne, nur unter britischer Oberhoheit stehende, Beherrschterin, theils als Schutzmacht mehrerer eingeborner Fürsten, die als zinspflichtige Vasallen oder als Schutzenwerande, zwar das Innere ihrer Staaten nach eignen Geschen und Einrichtungen regieren, im Übrigen aber mehr oder weniger von der Compagnie abhängig sind und z. B. in Kriegszeiten Truppen stellen, in ihre Festungen britische Besatzungen aufnehmen müssen und mit keiner fremden Macht in Verbindung treten dürfen. — Der Gesellschaft der nach Ost-Indien handelnden Londoner Kaufleute bewilligte zuerst im Jahre 1600 die Königin Elisabeth auf 15 Jahr das ausschließliche Privilegium des Handels mit allen Ländern vom Cap der guten Hoffnung ostwärts bis zum Magellanischen Straße, diejenigen aufgenommen, die im factischen Besitz befremdet christlicher Mächte wären \*). Dieses Monopol, immer von einer gewissen Reihe von Jahren zur andern verlängert, wurde zwar schon einmal unter Cromwell's Protectorat 1654, zu welcher Zeit in England die Begriffe politischer Freiheit sich so-

\*) Nicht unmittelbar von Seiten des Staates, wie die Spanischen und Portugiesischen, wurden die Kolonien der Engländer, früher auch der Holländer, in Ost-Indien gegründet; sondern durch Handels-Compagnien als Mittelmächten, denen hierzu ihr Besitz und zugleich ausschließliches Handelsrecht von Seiten der Staatsgewalt ertheilt ward. Das Prinzip der Monopole, wos auf solche Gesellschaften beruhet, war allerdings oft aus Kurzsigligkeit der Regierung oder aus Finanzspeculation übertrieben und dadurch dem Gedanken des Handels eine engere Grenze gesetzt. Doch schien, da die Regierung weder Kraft noch Lust zu selbstsagter Gründung entfernter Kolonien hatte, und noch weniger die Kraft einzelner Untertanen zu solchen Unternehmungen hinreichende, die Regierung gesellschaftlich öfflicher Verträge das hierzu allein noch übrige Mittel; aber nicht leicht würden sich Assoziationen mit hinreichenden Fonds gebildet haben, wenn nicht durch ausschließende Privilegien die Aussicht auf sichern Gewinn ihnen wider geöffnet werden.

weit ausdehnten, daß ein Monopol irgend einer seit wieder unter der Kontrolle eines, dem Recht vor ihnen nicht mehr bestehen zu können schien, aufgehoben, und auch nachher kam die große Streitfrage: ob der Handel durch ein königliches Privilegium beschränkt werden könne, und ob der Landesherr die Majestätsrechte, welche er selbst nur bedingungsweise besaße, einer von ihm privilegierten Gesellschaft, ohne Zustimmung des Parlaments übertragen könne, die auch die zuerst 1698 erfolgte parlamentarische Patentierung der Compagnie nach sich zog, ernsthaft zur Sprache; allein im Kampfe mit der hartnäckigsten Opposition, die der Compagnie nicht ohne Grund den Vorwurf machte, daß es keinen Herrn, Fürsten oder Staat in Indien gebe, den sie verhöhnt und den sie nicht verlaufen hätte; keinen Tractat, den sie nicht gebrochen; keinen Fürsten und keinen Staat, der sich ihr anvertraut und den sie nicht gänzlich zu Grunde gerichtet habe, und die ihr nachwies, daß ihre Beamten, ohngeachtet des strengen Verbotes, Geschenke Indischer Fürsten anzunehmen, allein von der Familie des Nabob's von Bengalen 6 Millionen Pfd. Sterling öffentliche Geschenke empfangen hätten, wußte die Compagnie ihr Privilegium bis heute zu bewahren, und ob es mit dem Jahre 1834, wo es wieder abgelaufen ist, ganz erloschen, Großbritannien die völliche Souveränität Worder-Indiens an sich ziehen und somit dasselbe dem britischen Reich einverleiben werde, dürfte schwer zu entscheiden sein. — Das Umlagecapital der Compagnie, gegenwärtig 6 Millionen Pfd. St., die bis 1755 nie mehr als 8, eine kurze Zeit 10 und neuerlich nur 6 pCent. Dividenden trugen, wurde durch Aktionen zusammengebracht. Eine Arie von 1000 Pfd. St. giebt, in der Generalversammlung der Compagnie, dem Inhaber Antrecht auf eine, 3000 Pfd. auf zwei, 6000 Pfd. auf drei, 10,000 Pfd. auf vier Stimmen. Unter den Besitzern von vier solchen Aktionen, also von 4,000 Pfd. St., werden die 24 Directoren gewählt, welche den zu London befindlichen Gerichtshof der Directoren, von dem alle übrigen höhere und niedere Behörden in Ost-Indien abhängen, bilden. Dieser Gerichtshof steht seinerseits wieder unter der Kontrolle eines, dem Britischen Ministerio einverleibten, Bureau der oberen Aufsicht (Board of Control) über die indischen Angelegenheiten, welches über die Civil-, Militärregierung und die Finanzen der Compagnie die oberste Aufsicht führen und die Ausfertigungen der Directoren contrasignieren muß. Die Macht ist demnach in den Händen des Ministeriums und nur die Details der Regierung sind der unterworfenen Compagnie geblieben. — Der mit fast königlicher Gewalt bekleidete, nur den Directoren in London verantwortliche Generalgouverneur, der wie überhaupt alle obersten Behörden zu Calcutta residirt, besetzt alle wichtigen Stellen durch den ganzen Staat, dessen gesammte Verwaltung der des Mutterlandes nachgebildet ist. Auch die beiden Gouverneure der Präfekturhöfen Madras und Bombay sind von ihm abhängig. — Von der Verwaltung ist die, leider sehr despottische, Rechtspflege getrennt. Selbst Britische Unterthanen verlieren in Ost-Indien viel Rechte, die sie in der Heimath besaßen; z. B. das Recht der Pressefreiheit und alle die Rechte, welche seit 1697 dem Briten die Habeas-corpus-Akte gewährt, jene kostbare Schutzwehr bürgerlicher Freiheit, die allen willkürlichen Gefangenennahmungen steuert, indem, nach derselben, jeder verhaftete Britin binnen 24 Stunden die Ursache seiner Haft erfahren, und auf geleistete Bürgschaft bei geringen Vergehen losgegeben werden muß, u. dergl. m. Man verwaltet die Justiz je nach den verschiedenen Volkseigenthümlichkeiten und Religionsystemen, zu denen sich die Einwohner bekennen und in Gemeinschaft eigener Geschöpfer, die seit 1793 mit Zurschlagung hinduischer und muhammedanischer Gelehrten abgefaßt sind. Die obersten Gerichtshöfe sind in Calcutta, Madras und Bombay. Gezwisse Fälle müssen nach London an den Gerichtshof der Directoren (Court of Directors) berichtet, auch wohl dem Parlamente und dem Könige vorgelegt werden. Freilich brauchen diese Berichte 6 bis 9 Monate, ehe sie an die oberste Behörde gelangen, und eben so viel Zeit verfließt, ehe die Entscheidung darauf, auch wenn

man in London die Sach sogleich erledigte, zurückgelangen kann. Die Mitglieder der einheimischen Gerichtshöfe sind nicht blos Britten, sondern auch, nach Maßgabe der Provinz, Hindut, Muhammadaner u. s. w. Die Unterbeamten, die wie fast alle Beamten der Compagnie, nur wenige Jahre der männlichen Kraft ihrem Dienste widmen, und dabei selten einen andern Zweck haben als Reichtümer zu erwerben, sind im hohen Grade bestechlich und die Schwierigkeit für den Armen, sich Recht zu verschaffen, wächst, je weiter er von dem Sitz der Oberbehörden entfernt ist, ohngeachtet aller halbe Jahre eigne Visitationsbeamte in den Districten herumreisen, an die man appelliren kann. — Bis auf die neuesten Zeiten war die Finanzverwaltung der Compagnie sehr schlecht, so daß durch die verkehrt Erhebungssort ein großer Theil der Einnahmen theils in Rückstand blieb, theils unterzogen wurde. Nachdem in den letzten Jahren ein besseres System eingeführt worden, beließen sich, nach den letzten, im Jahre 1827 dem Parlamente vorgelegten Rechnungen die jährlichen Gesammeinkünfte auf 21 Millionen Pfd. St., weit über das Doppelte der Einkünfte des ganzen russischen Reichs, die Schuldenlast der Compagnie aber auf ohngefähr 35 Millionen Pfd. St. und der Werth ihres nutzbarsten und ihres liegenden Eigentums auf 30 Millionen Pfd. St. Ist es eine sonderbare Erscheinung, daß eine Compagnie englischer Unterthanen, in Indien ein bei weitem größeres Reich besitzt, als das Mutterland ist, so ist es doch in der That eine noch sonderbarere Erscheinung, daß diese Compagnie bei solchen Erwerbungen verarmte, und das fruchtbarste, glücklichste Land, zugleich erschöpfte und unglücklich wurde. Die Habsucht der Beamten suchte nur sich zu bereichern, die Regierung der Compagnie verschwendete, im Vertrauen auf deren Unerschöpflichkeit, die indischen Reichthümer, und die fortanernden zerstörenden Kriege mit den Landesherrn, (die Kosten des letzten mit den Birmanen geführten Krieges werden auf 10 bis 12 Millionen Pfd. St. angefallen,) fraßen die reichen Schätze auf, welche der Handel einbrachte. — Die

Militärmacht der Compagnie, welche in die drei Armeen von Bengal, Madras und Bombay abgetheilt ist, mag sich auf 213,000 Mann belaufen. Der größte Theil dieser Truppen besteht aus Eingeborenen, den sogenannten Seapo's (sprich Silpus,) die nach europäischer Weise bewaffnet, als Krieger wegen ihrer Ausdauer geachtet sind. Die Seapons, meist Infanterie, werden gut bezahlt, sie bekommen monatlich ohngefähr 5 Thlr. Sold, im Kriege aber die Hälfte mehr. Ihre Kleidung ist sehr leicht und bequem, denn sie besteht bloß in einer rothen Lachsjacke, deren Aufschläge bei jedem Regiment, (man zählt deren 69, die 150,000 Mann ausmachen, anders sind,) einer Weste von weißem Kattun, Beinkleidern, die nur die halben Lenden bedecken und einem Paar Pantoffeln mit vorn gekrümmten Spangen; Strahlspie haben sie nicht, und den Kopf deckt eine Art von leichtem Turban. Sie sind zwar nicht so tapfer und geschickt als die europäischen Truppen, aber als Vantgarde zum kleinen Kriege und überhaupt zu geschäftlichen Unternehmungen verwendet, leisten sie sehr gute Dienste. — Obwohl man überall den Gebrauch der Flinten und des größten Geschüzes bei den indischen Kriegsgeheren kennt, so bedienen sich doch die Eingeborenen, wosfern sie nicht im Dienste der Compagnie stehen, lieber der alten Waffen ihrer Vorfahren, der Bogen und Pfeile, Spieße, Schilde, Schwerter, Säbel und Streitaxte (s. Taf. XVI. erste Figur rechter Hand). Mit den europäischen Gewehren wissen sie nicht recht umzugehn, so wie auch der britische Soldat die Säbel und Schwerter der Vorster-Indianer nicht so gut zu handhaben versteht, wie sie. Besonders gut ist die Reiterei der Maratten und Sikhs. Von den Elefanten, auf welche chemals im Kriege so großer Werth gesetzt wurde, macht man da, wo das Feuerwaffe entscheidet, jetzt fast gar keinen Gebrauch. Zu den merkwürdigsten Waffen der Indianer gehören die eisernen Feuerpfeile; schwere Stangen von 8 — 10 Fuß Länge und ohngefähr 3 Zoll dick. An dem einen Ende befindet sich ein eiserner Röhrer mit Pulver gefüllt, welches durch ein kleines Loch angezündet wird.

Die von kraftvoller Hand in die Höhe geworfenen Stangen fliegen mit unbeschreiblicher Geschwindigkeit davon, dreht sich immer im Kreise herum, und kann oft da, wo sie niederschlägt, 5 bis 6 Menschen tödten. (s. Taf. XVI. Westrische Soldaten, mittlste Figur). Bei vielen Indischen Fürsten sind die Truppen, besonders das Fußvolk, auf europäische Art eingereicht. Sie tragen den nämlichen Schnitt der Uniform, wie die Seapors, und werden auch so exerziert, zu welchem Ende europäische, besonders englische Offiziere, in Sold genommen, gut bezahlt, um zum Theil bis zu den höchsten Besitzhaberstellen erhoben werden. Auch ist der Sold der Truppen nicht unansehnlich, obwohl in der Auszahlung derselben zuweilen große Unordnungen herrschen, und in Folge der allgemeinen Gewissenslosigkeit, die überall in despotischen Staaten gefunden wird, vieler Unterschleiß stattfindet. Die Truppen sind daher sehr leicht zum Ungehorsam aufzureißen, besonders in Zeiten der Gefahr. Man beschwichtigt sie dann durch die Erlaubniß ungestraft zu brandstählen und zu plündern. Im Kriege selbst, und besonders am Tage der Schlacht, stehen die Heere der Indischen Fürsten gegen die Europäer, vorzüglich durch den Mangel an Subordination, so wie überhaupt an durchgängiger Einheit und allgemeinem Zusammenwirken, im Nachtheil, und ihre größten Heere sind oft von unverhältnismäßig kleinen Völkern der Briten geschlagen worden. Was der Gewohnheit der Eingeborenen, denen man persönliche Tapferkeit nicht absprechen kann, an die europäische Kriegswise große Hindernisse in den Weg legt, sind ihre Kasten- und andere religiöse Vorurtheile. Die Verpflichtung, sich gewisser Speisen zu enthalten, nichts aus den Händen eines Unreinen zu empfangen und eine Menge kleinerlicher Gebräuche zu beobachten, verträgt sich nicht mit dem Berufe des Kriegers. Besonders gut verstehen sich die indischen Truppen auf den Vertheidigungskrieg, auf die Errichtung undurchdringlicher Werke und Verpfahlungen aus Bambusstämmen und die Erbauung starker Festungen, welche sie mit der äußersten Hartnäckigkeit und Ausdauer, selbst

gegen die gebürtigsten europäischen Völker, zu vertheidigen wissen. So hat sich in den neuesten Zeiten die Festung Bhuntpur, Residenz eines von den Briten abhängigen Rajah's, welcher sich 1825 empfiehlt, durch ihre heldenmäßige Vertheidigung berühmt gemacht. Als das britische Heer, nach langer Anstrengung, die Mauern zerstört und eindrückt hatte, fand es sich, daß von den Belagerten während dieser Zeit ganz neue Werke hinter den alten angelegt worden waren. Nur durch Minen konnte zugleich der Platz erobert werden.

In den von der Compagnie unabhängigen Indischen Staaten wird die Rechtspflege gemeinlich durch die Pandschais oder die Gerichtshöfe der einzelnen Städte, selbst der Dörfer, verwaltet. Sie bestehen aus einem gesetzten Braminen, dem ersten Beamten des Ortes (Kotwal) und drei andern der angesessenen Einwohner, deren keiner, sobald er dazu aufgefordert wird, sich ausschließen darf, und versammeln sich, so oft es nöthig ist, auf einen besondern Befehl des Rajah's, in einem dazu bestimmten, nach allen Seiten offenen Gebäude, so daß jedermann zuhören kann. Als Gesetze gelten die Aussprüche der Vedas und andere heilige Überlieferungen. In zweifelhaften Fällen nimmt man auch wohl seine Zuflucht zu einer Art von Gottesurtheilen. Diese Pandschais sind von dreierlei Art, für kleinere Rechtsfälle, Schuldsachen und peinliche Untersuchungen. Es finden keine Anwalte oder Bertheidiger statt, doch kann der Berurtheilte an den Rajah appelliren, und die Richter müssen sich dann rechtsetzigen. Nicht selten sind die Aussprüche dieser Richter sehr finstreich. Ein Reisender wohnte einem solchen Pandschait bei, wo ein der Bauberei beschuldigtes Weib vor die Richter gebracht und mit großem Lärm und Geschrei sogleich ihre Bestrafung verlangt wurde. Unter andern Beweisen führte man an, daß man sie ins Wasser geworfen habe, ohne daß sie untergefunden sei. Der Ortsbeamte, ein ausgelärter Mann, sagte, man werde sie sogleich bestrafen, nur müsse die Sache bewiesen sein. Im Falle nämlich die Zauberei

rin im Wasser nicht untersinke, so folge daraus, daß jeder andre Mensch, der kein Zauberer sei, wirklich untersinken müsse, wenn er ins Wasser falle. Er wolle daher sowohl Kläger als Beklagte in einen Teich werfen lassen, um zu schaue, ob sich die Sache so verhalte. Sollte vielleicht einer oder der andere von den Auktörern selbst nicht untersinken, so müsse er ihn in diesem Falle auch als Zauberer behandeln, und ihm die Nase abschneiden lassen! Niemand hatte Lust, es auf diese Probe ankommen zu lassen, und die Beklagte ging ruhig wieder nach Hause. —

Bei Beurtheilung der geistigen Eigenarten und des moralischen Charakters der Hindus darf man nicht unbeachtet lassen, daß das ganze Volk in zwei Hauptähmme (s. S. 44.), einen hellern und dunkelfarbigen, einen bevorrechteten und einen fast rechtlosen zerfällt, und die den Geist im Hefeln schlagernd Kasteneintheilung und Bramareligion hat redlich dafür gesorgt, daß selbst Jahrtausende hierin wenig zu ändern vermochten. — Das die Hindus schon in den frühesten Zeiten auf einer hohen Stufe der Cultur standen und daß in ihrem gesegneten Lande die Wiege aller Wissenschaften und Künste zu suchen ist, ist anerkannt, und wird durch die noch vorhandenen architektonischen Denkmäler, deren Ursprung sich in die dunkelsten Zeiten der Vorwelt verliert, so wie durch ihr uraltet Religionsfond mit seinen heiligen Bühnen hindurchlich bestätigt. Freilich sind sie auf der Stufe der Cultur, welche sie seit Jahrtausenden schon erreicht hatten, stehen geblieben, ja eher zurück als vorwärts gegangen; allein ein guter natürlicher Vorstand und Geistesfähigkeiten, die nur der Entwicklung bedürfen, um Vorzügliches zu leisten, sind ihnen auch heute noch nicht abzusprechen. Die Kandheit wird milde erzeigen, und doch fehlt es ihnen nicht an Kenntnissen, noch minder an stolzen Fleiss- und sein nachahmenden Künsten. Selbst die niedrigeren Kästen lernen lesen, schreiben und rechnen. — Der sittliche Charakter der Hindus wird im Allgemeinen von unparadiesischen Europäern sehr gerühmt, und es ist unslogbar,

dass die Braminen ihrem Volke eine Sanctum, Höflichkeit, Wäßigung und Keuschheit angebilden, oder es wenigstens in diesen Tugenden so bestärkt haben, daß die Europäer ihnen dagegen oft als Unreine, Trunkene und Nasende erscheinen müssen. Ungezwungen zierlich sind Geberden und Sprache der Hindus, rein ihr Körper, einfach und harmlos ihre Lebensweise; ein sanftes Gefühl und eine sille Diese der Seele bezeichnet ihre Arbeit und ihren Genuss. Die schlechten Seiten ihres Charakters, jene slavische Frigkeit, jene hinterlistige Egoistigkeit, jene schmückige Habguth, jene stolze Unmacbung gegen Niedere und Schwächere, die ihnen oft zum Vorwurf gemacht werden, sind theils Folge des Klimas und des Kastengeistes, theils und hauptsächlich des tausendjährigen Despotismus, unter welchem sie bis diese Stunde schmachten. Gedankenslos, der Nothwendigkeit unter nur leisem Seufzer sich frugend, einen bessern Zustand wohl nicht einmal ahnend, tragen die Hindus Jahrhunderte hindurch und tragen noch alle Vrede und alle Schmach der Tyrannie, ähnlich den Thiergeschlechtern, welche zufrieden oder dankbar das farge Futter aus der Hand des Herrn nehmen, dem sie angehören, der nach Gefallen sie benutzt, schlägt, verzehrt. Jene sille Ergebung in ihr hartes Roos war von seher ein Hauptzug in ihrem Charakter. Mit Ergebung erwartet der Hindu sein Schicksal, wenn in der längsten Hungersnoth seinen absgezehrten Körper schon der Hund versetzt, dem er sinkend zur Speise werden wird; er stützt sich an, damit er stehend sterbe, und geduldig während sieht ihm der Hund in das blaße Todtentanlich. Eine Resignation, von der wir freilich keinen Begriff haben, die aber eben nebst mancherlei Erleichterungen der Lebensart und des Klimas das mildernde Gegengift gegen so viele Uebel einer Verfaßung ist, unter der er lebt, und die uns unerträglich dünkt. Leben wie dort, mit unserm Sinn und Mut würden wie die böse Verfaßung ändern, oder wir erschlaffen auch, und ertragen die Uebel wie jene Indier geduldig! — Haafner, in seiner Landkreise längs der Küste Koromandel,

wied nicht müde, den guten Charakter der Hindus zu loben, und sein Lob mit beweisenden Beispielen zu belegen, und Jouy, der mehrere Jahre in Indien lebte, sagte in seiner Schrift über die Hinduer, ihre Sitten und Meinungen: „Ich kann nicht bestimmen, in wie weit die Eindrücke der Jugend noch im reifen Alter Gewicht haben können; aber wenn die Erinnerung an die acht Jahre, die ich in Indien verlebt habe, nicht mein Herz und meinen Kopf irre führt, so sind die Bewohner dieses Landes, ich spreche jedoch nur von den Hindus, dasjenige Volk, dessen Tugenden dem Menschengeschlechte die meiste Ehre bringen. In einer düren, von der Sonne durchglühten Ebene, auf der Küste Koromandel, erquict den verschmachten Reisern, den der Schatten einer herlichen Baumgruppe und in einem einfachen Stein eingegraben, liest er folgende Worte: „Saadherwa-Mathewjam war in Gefahr, vor Ermattung und Hitze umzukommen, als er diese Ebene durchwanderte. Um andern die Leiden zu ersparen, die er selbst erbulden mußte, hat er diese Bäume pflanzen lassen.““ — In der Landschaft Kattel liest man auf einem Pfahle, mitten in einem ungeheuren Sumpfe, durch welchen jetzt eine schmale Dammstraße führt, folgende merkwürdige Worte: „Diese Dammstraße ist von Darmita-Koti erbaut worden, welcher seine Kamelle in diesem Sumpfe verloren hat!““ — Die Prachträume in Aegypten und Palmyra verkünden bloß die Macht der Regenten; die Denkmäler in Indien zeugen für die Jugend eines Volks. — Die Höflichkeit ist noch immer eine von den Tugenden, in welcher die Hindus ihres Gleichen nicht haben; denn der gebildete Europäer ist höflich, weil er weiß, daß dieses ihm nicht nur Ehre bringt, sondern ihn auch beliebt macht; der Hindu aber ist höflich, weil er die Höflichkeit für eine Pflicht hält. Er ist demnach höflich, weil er Andere ehrt; der Europäer aber, weil er sich selbst ehrt!“

Eine Folge des Lastengeistes, so wie der uralten Religion, ist jene starre Unveränder-

lichkeit der Lebensweise, Sitten und Gebärüche, welche die Hindus gleich den Chinesen und Japanern so merkwürdig macht. — Die Nahrungsmittel der Hindus sind einfach, und bestehen, obwohl nicht allen Casten das Fleischessen verboten ist, (den Eschettis und Waitschis ist der Genuss der Fische und des Geflügels erlaubt, die Suders dürfen Siegen- und Schopfenspeis genießen,) größtentheils in Pflanzenkost. Obst, Hülsenfrüchte, Gemüse, und vor allem Reis, der auf verschiedene Art zubereitet wird, und ihnen eben so unentbehrlich ist, als uns das Brod, sind die gewöhnlichen Speisen. Ein Lieblingsgericht ist das selbst Europätern mundende Karri, eine Brühe mit Fischen, verschiedenen Rädchenkätern, Safran und Gewürznelken. Was von der Gesäßigkeit der Hindus erzähl wird: daß bei großen Gastmählern sich nicht selten einige zu Tode ähnen, ja daß man gerade das nach die Größe eines Gastgebotes berechne, wie viele in Folge des unmäßigen Genusses der vorgesetzten Speisen gestorben, daß man auf einen Bissen über Macht hinunter gewürgt, einen bestimmten Preis, der mit dem zweiten, dritten u. s. w. Bissen immer höher steige, sehe, scheint übertrieben, oder doch nur auf die niedrigsten Casten anwendbar zu sein. Beim Essen sitzt man niedergekauert auf Teppichen, Kissen oder Matten, und bedient sich dabei nebst der Messer, Gabeln und Löffel, noch der Servietten, sondern der bloßen Finger, die man aber vor und nach der Mahlzeit sorgfältig reinigt. Stattd der Schüsseln und Teller dienen gewöhnlich große Baumblätter, besonders von Bananen. — Das gewöhnliche Getränk ist Wasser, doch ganz nicht der Wohlhabendere auch Thee und Kaffee, und selbst mancherlei geistige Getränke. Nach der Mahlzeit trinkt man gewöhnlich Reiswasser (Ranschi) oder saueren Coccussaft, (Toddy,) welche aus kleinen Gefäßen zum Munde geführt werden, ohne daß jedoch das Gefäß den Mund berühren darf. Unter den Nahrungsmitteln oder vielmehr Leckereien der Hindus nimmt der Betel eine wichtige Stelle ein. Das saftige, dem Epheu ähnliche Blatt, des rankenartigen, dem Weinstock gleichenden

Betelstrauches, wird, weil sein bitterer zusammenziehender Saft den Atem rein erhalten, das Zahnsleisch befestigen, den Schleim verdunnen, den Magen stärken, den Schlos befriedern soll, und die Lippen schön roth färbt, beinahe unzählig von Leuten jedes Geschlechtes, Alters und Standes gekauft. Immer trägt man, wie bei uns den Tabak, dergleichen Blätter in goldenen, silbernen, elsenbeinernen, oder hölzernen Büchsen oder Beuteln, mit sich, jedem Bekannten davon anbietend. Vornehme vermischen die Betelblätter mit mancherlei Gewürzen, vorzüglich mit Nüssen der Areca oder Kaschschupalme. Diese Masse haben die Gestalt eines Hühnerriccs und werden zum Kauen vorher präparirt, indem man sie sehr dünn schnüdet, etwas Gewürznelken, Kardamomen, Muschellkalk, Umbra u. dergl. hinzufügt, und dann dieses Gemenge in Betelblätter einschlägt. Weit schwerer als wir den Tabak würde der Hindu den Betel entbehren, der daher auch in grossen Pflanzungen sorgfältig an Stangen gezogen wird. Die länglichen, schuppigen, einem Eidechenschwanze ähnlichen Früchte, achtet man wenig. — Der Gebrauch des im Morgenlande so gewöhnlichen Opiums<sup>\*)</sup> s. S. 10 als Veräusserungsmittel, beschränkt sich hier in der Regel darauf, dass man einige Rönter davon unter den Tabak mischt, den man aus kleinen Pfleisen, und auch nur selten, raucht. —

Das Haussgeräthe ist bei den Vornehmern und Reichern selbst höchst einfach. Außer

einenigen tiefsternen Kochgeschäßen, kupfernen und messingenen Schüsseln und Näpfen, einigen Kisten, in denen sie ihre Kleider, Geld und sonstige Habeseligkeiten aufbewahren, und Decken oder Matten, welche auf den Boden gespreizt als Betten dienen, findet man in ihren Häusern keine Möbeln.

Einfach wie das Haussgeräthe sind auch die Wohnungen der Hindus. Lehnhütten mit Schilf und Palmblättern gedeckt, sind die gewöhnliche Wohnung der Armen. Reiche bauen ihre Häuser von an der Sonne getrockneten Backsteinen, mit platten Dächern, um Abends da zu essen, zu trinken, Gesellschaft anzunehmen und zu schlafen. Alle etwas beträchtlichere Gebäude haben rings umher bedeckte Säulengänge oder offene Hallen, Waranda genannt. Häuser von einem Stockwerke haben gar keine Fenster, aber die von zwei Stockwerken haben Jalousien von Holz oder Rohr, und ein Vorsaal in dem untersten Stockwerke vertritt die Stelle des Gesellschaftszimmers; im obersten Stock studirt und schäfft man. Aus den alten und ältesten Zeiten findet man Gebäude, die zwei, drei und mehrere Stockwerk hoch sind, ja es giebt sogar fürstliche Schlösser und Paläste, die bis sieben Stockwerk hoch sind mit den schönsten Gemächern versehen sind. Solche anscheinlicher Wohnhäuser sind gewöhnlich, nach orientalischer Sitte, ins Quadrat ausgeführt, mit einem Hof oder

<sup>\*)</sup> Seit langen Zeiten hat man im Morgenlande den Mohhabu mit grossem Fleiß betrieben, aber nicht sowohl, wie dies namentlich in Südeuropa der Fall ist, um Saamen und daraus Öl zu gewinnen, sondern das bekannte Opium, d. i. den milchigen Saft, der aus der Pflanze, zumal den fastreichen Saamenspflanze, fließt, wenn man sie riebt. Unter der Einführung des heißen Klimas erreicht die Wohnpflanze (*papaver orientale*) in Arabien, Persien und Hindostan oft die unglaubliche Höhe von 30—40 Fuß und trägt Kopfe von der Größe eines mächtigen Kindertkopfes, deren einer zwischen 2 Pfd. Wasser fasst kann. Man pflanzt das Opiummohr sehr weit aus einander, und schneidet vor der Blüte alle Köpfe, die auftreten, ab. Im Sommer ristet man den Kopf mit einem eigenen Messer von 5 Klingen, um 5 Einschüttungen auf einmal zu machen, zweck an der einen Seite. Der hervorgebrachte Saft wird an dem folgenden Tage mit dem Messer abgeschnitten und gesammelt, und so dann die andere Seite des Kopfes ebenfalls eingestochen. Das auf diese Weise gewonnene Opium wird am höchsten geschätzt. Durch das Auskochen der Köpfe erhält man eine geringere Sorte, durch das Auskochen der Stengel und Blätter aber die schlechteste (*Mecomion*), deren man sich in Indien nur zur Einhüllung der dessen Sorten bedient. Auch von unserem Mohr könnte man Opium erhalten, aber so gering an Menge und Kraft, dass es sich nicht der Wüche lohnen würde, es zu sammeln. So wichtiger das Opium als Arzneimittel wegen seiner schmerzstillenden, erregenden und dann auch wieder beruhigenden Kraft ist, dessen Gewinn bringender ist auch der Handel damit, den sich in den englisch-ostindischen Besitzungen die Compagnie ausschliessend vorbehalten hat. Sie verkauft das Opium hiesigenweise zu 300 Pfd. und zwar 200 Pfd. von der ersten und 100 Pfd. von der zweiten Güte, und mag jährlich wohl für mehr als 3 Millionen Pfd. Et. Geschäftes in diesem einzigen Artikel machen.

Garten in der Mitte. Ein besonders schöner und dauerhafter, aber theurer Gypsüberzug, Tschunam genannt, gibt den meisten Gebäuden der Reichen ein sehr gesäßiges Aussehen, dagegen die dem Regen ausgesetzte Seite geringerer Häuser in kurzer Zeit mit einem schwärzlich grünen Moose überzogen wird, während die andere von den scharfen, den Kalt zerfressenden Seewinden leidet, und so ein immerwährendes Ausbessern und Uppigen nötig wird. Ein sonderbarer, in den religiösen Ansichten der Hindus gegründeter Gebrauch ist die Überlünzung des Fußbodens und der Wände mit in Wasser eingerührtem Kuhmist, welcher bald so fest wie Kitt wird. —

Die Kleidung der Hindus ist ganz dem warmen Klima angemessen, nämlich weit und leicht. Der gewöhnlichste Kleidungsstoff ist Kattun von mancherlei Sorten und Seidenzeuge. Die Lieblingsfarbe zu den Kleidern ist weiß und roth. Den Wechsel der Mode kennt man nicht, und wie uralt die gewöhnliche Tracht der Hindus sei, sieht man an den alten Bildnissen der Götter und Göttern, die eben so gekleidet und geschmückt sind, wie noch heute die Vornehmsten beiderlei Geschlechts sich kleiden und schmücken. — Der gemeine Mann schlingt um die Hüften und zwischen die Schenkel hindurch ein großes Tuch, und bedeckt den übrigen Körper entweder gar nicht, oder bloß nachlässig mit einem Stück leichten Zeuges (s. Taf. XVI. Indianer von Korandombel). In manchen Landschaften trägt man auch weite Pantalons und Westen, oder kurze bis an die Knie reichende Überwürfe von Katun. Vornehme tragen weite, bis auf die Knöchel herabreichende, am Halse zugebundene, und in der Mitte durch einen Gürtel oder Shawl zusammengehalten Überdecke von seinen baumwollenen oder leinenen Zeugen (s. Taf. X.) und darunter lange Beinkleider. Das Haupthaar wird bei den Männern fast allgemein abgeschoren, nur die Braminen lassen am Hinterhaupt, und einige andere Kastenabtheilungen auf dem Wirbels, einen Buschel stehen. Die Frauen winden das mit wohlriechenden

Oelen gefaltete Haar entweder lunklos in ein Nest zusammen, oder flechten es in Zöpfe. Nur Witwen in der Trauer und Verbrecherinnen gehen mit geschorenem Haupte. Um den Kopf wird von Männern und Frauen ein seines Tuch turbanähnlich gewunden. Bei Regenwetter vertauscht man dieses Tuch mit einer Art von großem breitrandigem Hut aus Kokos- oder Bananenblättern, der dann die Stelle des Regenschirms vertilgt. Die Frauen tragen in der Regel lange enge Beinkleider, eine kurze Aermelweste und ein seides oder muselingesnes gold- und silbergesticktes Oberkleid mit langen, engen Ärmeln. — Der größte Theil der Hindus geht barfuß, der übrige trägt Sandalen oder eine Art Pantoffeln mit vorn gekrümmten Spangen (s. Taf. XVI.). Strümpfe braucht Niemand. Die Sandalen sind bei einigen aus zwei schmalen Brettern mit hölzernen Absätzen, die vermittelst eines kurzen Holzes, gleich einem Knopf, zwischen den beiden ersten Zehen gehalten werden. Häufiger trägt man Sandalen von schwarzem Leder ohne Absätze und mit Niemen über die Mitte des Fußes befestigt (s. Taf. XVI.). Die höheren Kästen haben rothes und gelbes Leder und einen, wiewohl kaum merklichen Absatz. Der Fuß ist solid und besteht theils in goldenen und silbernen Ringen an den Armen, Füßen, in den Ohren, und selbst an den Fingern, theils in Diamanttringen an den Fingern, in Perlen schnüren, die um den Hals gewunden über die Brust herabfallen, (s. Taf. X. Indischer Nasob) oder die Kopfbedeckung, an der man auch kostbare Uigretten anbringt (s. Taf. X. Physiognomie der Hindus), schmücken. — Das Fättiren oder Punctiren und Brumahlen mehrerer Theile des Körpers ist bei vielen, besonders in den höheren Kästen und unter den Priestern, üblich, die sich auf die Arme, Brust (s. Taf. XIII. erster Brämin linker Hand) und Stirn gewisse Zeichen machen, aus deren Gestalt und Lage man zugleich die verschiedenen Religionssecten erkennt, zu denen sie gehören. Hierher möchte auch die Sitte vorzüglich frommer Hindus, mit pulverisiertem Kuhmist sich gewisse Zeichen auf die Stirn zu malen, zu rech-

nen sein. Von Zeit zu Zeit salben sich die Hindus den Leib, besonders den Kopf, mit Öl. Dicht und die durch religiöse Wortschriften täglich gebotenen Bäder erhält bei der großen Höhe sie gesund und munter. — Alle Hindus machen sich um die Augen eine schwarze Kreislinie und färben das Intervalle der Hände mit Alhenna roth. Fast alle Männer tragen kleine Knebelbart; den Bart am Kinn aber lassen nicht alle wachsen. Die Hautfarbe der vornehmsten Hindus, die den Sonnenstrahlen sich entziehen und fast nur in Palmenhainen wohnen, kommt an Weise der der südlichen Europäer ganz nahe, die der Mittelstände ist olivenfarben, die der Fischer, Handwerker, Ueberleute und aller Verer, welche die meiste Zeit im Freien zu bringen, ist ganz schwarz. —

Alle Hindus betrachten die Ehe als einen heiligen Stand, in den jeder treten mösse, der seine ganze Menschenpflicht erfüllen wolle; auf dem ehelosen Stande haftet daher in Hindostan eine gewisse Verachtung, und die Verheirathung junger Leute wird auf alle mögliche Weise von Verwandten und Freunden gefordert. Mehrere Frauen zu nehmen ist zwar erlaubt; allein nur Reiche und Vornehme machen von dieser Erlaubniß Gebrauch. Auch wird nur eine Frau als die rechtmäßige betrachtet und die Kinder der Nebenweiber gehören sämmtlich zur vierten Kaste, und haben kein Recht auf die Erbschaft des Vaters. Eheschließungen, besonders wenn die Ehe kinderlos ist, was als ein auf ihr ruhender Glück betrachtet wird, machen keine Schwierigkeiten; den unter den Hindus seltenen Ehebruch aber kann der Mann ohne Weiteres mit Verstöckung der Schuldfügigen, ja sogar mit ihrem Tode bestrafen. Das Mädchen, das man heirathet, muß in der Regel nicht nur von gleicher Kaste, sondern wo möglich auch von derselben Familie mit dem Bräutigam sein, sonst entsteht eine Missverthah. — Es gibt zweierlei Arten von Eheschließungen: eine durch den Pariam, die andere durch den Kaningadananam. Pariam nennt man die Summe von 35 — 40 Thalen, welche der Vater des Bräutigams einige Tage, oder auch

unmittelbar vor der Hochzeit, als den Kaufpreis für die Tochter, dem Brautvater zahlt. Ist der Vater der Braut wohlhabend, so schenkt er seiner Tochter diese Summe, oder gibt ihr allerlei Schmuck dafür. — Kaningadananam, d. h. Geschenk einer Jungfrau, wird die Handlung genannt, wenn ein reicher Sünder entweder einem armen Braminen eine hinreichende Summe gibt, um sich verheirathen zu können, oder einem armen Verwandten, der nicht im Stande ist, den Pariam zu zahlen, seine Tochter unentgeltlich als Gattin überlässt. Dafür muss aber der Empfänger die sämmtlichen Söhnen des freigebigen Wohlhabers, der also seine Seele löst, übernehmen, und dieser Umstand macht bei den abergläubischen Hindus solche Eheverträge sehr selten. Wer aber einen der gleichen eingehet, wird von seiner väterlichen Erbschaft ausgeschlossen; dagegen können aber auch seine Verwandten von väterlicher Seite nichts von ihm erben, und stirbt er ohne Kinder, so fällt sein ganzes Vermögen auf die Witwe. Andere Erbschaftsrechte gelten unter den durch den Pariam verbundenen Eheleuten. Stirbt nämlich hier der Mann ohne männliche Erbessern, so fällt die ganze Verlassenschaft auf die Verwandten von väterlicher Seite. Witwe und Tochter erhalten nichts; doch sind die wirklichen Erben verpflichtet, für deren Unterhalt zu sorgen. Hat der Verstorbenen auch nichts hinterlassen, so fällt die Sorge für Witwe und Tochter doch auf die natürlichen Erben, die auch, wenn nicht das väterliche Erbgut schon völlig geheilt ist, verpflichtet sind, die Schulden des Verstorbenen zu bezahlen. Hat aber ein Mann das väterliche Erbgut mit seinen Bedürfnissen völlig geheilt und hinterlässt nur Tochter, so erben diese allein seine Verlassenschaft. Doch tritt dieser Fall sehr selten ein, weil Familienväter, die keine männlichen Erben haben, gewöhnlich einen Knaben aus ihrer Familie an Kindes Statt annehmen und zum Erben einsehen. —

Der Abschließung des Ehevertrages gehen eine Menge, zum Theil abergläubische, Geheimnisse voraus. Sterndeuter und Wahrsage-

bestimmen den Tag und die Stunde, in welcher der Vater des Bräutigams sich von dem Brautvater das Jawort erbitten kann. Er muß auf diesem Wege zum wenigsten von einer verheiratheten Frau, von einem seiner Verwandten und von einem Braminen begleitet sein, der im Stande ist, die günstigen oder ungünstigen Vorbedeutungen zu erkennen. Begegnen ihnen Unglück verkündende Geschöpfe, z. B. ein Ochshändler, ein Hund, der die Ohren schüttelt, ein Rabe, der über sie hinsiegt u. s. w., so wird der Besuch gewiß auf einen andern Tag verschoben. — Um Vermählungstage versammeln sich die eingeladenen Verwandten und Freunde im Hause des Bräutigams, und ziehen von hier, unter Vortretung einer Anzahl Packträger, die in besonders gesetzten, aus spanischem Rohre geflochtenen, und mit kostbaren Tüchern bedekten Körben (Potagons) die für die Braut bestimmten Hochzeitgeschenke tragen, ins Brauthaus. Je länger die Reihe der Träger solcher Körbe ist, desto mehr Ehre macht es dem Bräutigam und seinem Vater; deshalb tragen zum Punkte auch mehre von den dazu angestellten Leuten nur leere Körbe, die man aber natürlich mit doppelter Vorsicht zudeckt. Arzta und Kostnässe, Betel, Bananen und Pisangfrüchte sind die gewöhnlichsten Geschenke. In einem der Körbe befindet sich das Parikure oder die Leibbinde, die auch bei den ärtesten Leuten von Seide sein muß, und blos zum Schmuck der Braut am Hochzeitstage bestimmt ist. An der Stelle des Parikums geben Vornchue einen kostbaren Juwel oder einen reichen Schmuck, der auf das Parikure gelegt wird. Der Korb mit diesen lebendigen Gegenständen wird, sobald man im Hause der Braut angelkommen ist, in Gegenwart der ganzen Versammlung aufgedeckt, das Parikum dann von Seiten des Vaters des Bräutigams dem Brautvater mit den Worten überreicht: „das Geld ist dein, und die Tochter ist mein!“ worauf dieser antwortet: „das Geld ist mein, und die Tochter ist dein!“ Hierauf bestätigt der Bramin unter frommen Glöckchenklängen die geschlossene Verbindung. Die Stelle unserer Trauringe vertritt der Tali, eine kleine goldne Figur, oft ein in Gold gefasster Tigerzahn, welche bei der Trauung von dem Braminen gesieht und dann dem Bräutigam übergeben wird, der sie der Braut, nach der Übergabe des Parikums, um den Hals hängt. — Bei der Vermählung Reicher und Vornchuer werden noch mancherlei andere Ceremonien beobachtet. Man erbaut eine prächtig verzückte Hütte oder Zelt, in welcher sich Bräutigam und Braut einander gegenüber setzen. Krüge stehen im Kreise herum und angezündete Kerzen. Der Bramin bietet die großen und kleinen Göttler, in die großen und kleinen Krüge segnend hess absteigen; zündet dann ein kleines Feuer an, in welches er betend wohlziehendes Holz und Butter wirft. Der Brautvater legt hierauf in die Hand der Tochter Betel, Bananenpisang und ein Goldstück. Die Tochter giebt dies alles dem Bräutigam; die Brautmutter schüttet einiges Wasser über die vereinigten Hände des Paars, und der Vater giebt nun, indem er alle Göttler zu Zeugen nimmt, feierlich die Brautleute zusammen.“ Hierauf nimmt der Bramin den Tali, reicht ihn zuerst den Götttern in den Krügen, dann den Verwandten, die segnen ihre Hände darauf legen, und ruft: „Sie werden Gold, Getreide, Käthe und viel Kinder bekommen!“ Der Bräutigam empfängt nun den Tali aus der Hand des Braminen, reicht ihn der Braut, und nachdem er den Eid der Treue bei dem Feuer geschworen und die Braut von dem Braminen zu gewissenhafter Erfüllung der Pflichten ihres neuen Standes ernahmt worden ist, wird die Ehe als geschlossen betrachtet. Der Bramin und alle Anwesenden werfen Reis und Safran glückwünschend über die Schultern des Paars, das nun etwas von der Milch mit Palmzucker und Bananen kostet, welche die Weiber bringen, worauf die nie schlenden oft 15 — 20 Tage dauernden Schmausereien beginnen. — Reiche und Vornchue lassen sich auch bei ihrer Vermählung mehrere Tage hindurch in Begleitung ihrer Verwandten, Freunde, Bedienten, umgeben von zahlreichen Spielzeugen und Tänzerinnen, auf dem Palakin, auf welchem sie einander gegenüber sitzen, durch die Hauptstraßen tragen (s. Taf. XI.).

Alles dies soll oft, mit Einschluß der Geschenke an die Braminen, die bei solchen Gelegenheiten fast 20 Stunden im Umkreis herbeiströmen, dem Water des Bräutigams, dem die Ausrichtung der Hochzeit allein zur Last fällt, einen Aufwand von vielen Tausenden verursachen. — Da man es in Hindostan überall für eine Schande hält, lange unverheirathet zu sein, so vermählt man nicht selten schon Kinder mit einander, und wiederholt, wenn sie das mannbare Alter erreicht haben, ohngefähr dieselben, jetzt beschriebenen Ceremonien, die allerdings nach den einzelnen Kasten und Ständen der Hindus sehr von einander verschieden sind. — Die junge Frau bleibt in der Regel so lange im Hause der Eltern, bis sie Hoffnung hat, Mutter zu werden, worauf sie das Zenna oder Zanana, d. h. das Frauengemach, in ihres Gatten Hause bezieht.

Die Geburt eines Kindes wird mit lautem Jubel und Danksgesungen begangen. Nach der Niederkunft wird das ganze Haus gereinigt und mit Wasser besprengt. Die Mutter und alle andere im Hause müssen sich baden und die Wöchnerin sodann einige besondere Getränke einnehmen. — Um zehn Tage nach der Geburt wird dem Kinde in einer Versammlung der Verwandten feierlich der, gewöhnlich von einer Gottheit entlehnte, Name gegeben. Sind an diesem Tage die Gestire nicht günstig, und das hängt von dem Ausspruch des Braminen ab, so werden, um alles Unheil abzuwenden, dem Namen, dem Gott des Todes, und nach ihm den 9 Planeten Opfer gebracht und das in der Opferschaale gebliebene Wasser durch ein Sieb dem Kinde und dessen Eltern über den Kopf gegossen, worauf sich leichte Weiß ankleiden. Nun erst werden die Namen der Eltern in ein Becken mit Reismehl geschrieben, und das Kind empfängt seinen Namen. Schmausserien und andere Lustbarkeiten beschließen das Fest. Sechs Monate darauf werden die Verwandten wiederum eingeladen, um Zeugen der Ceremonien zu sein, die man dann beobachtet, wenn das Kind zum ersten Mal Reis mit Milch und Zucker zubereitet erhält. —

Das häusliche Leben der Hindus ist im Allgemeinen, bei der sanften, verträglichen und menschenfreundlichen Gemüthsart derselben, ein sehr friedliches. Meistens liebt die Ehefrau ihren Gatten auf das Innige und behandelt und verpflegt ihn aufs Beste. Die Weiber der niedern Kasten heilen willig die mühseligsten Arbeiten mit ihren fleißigen Männern. —

Die Begräbnissfeierlichkeiten der Hindus richten sich nach der Verschiedenheit der Kasten. Die Todten werden entweder verbrannt oder in einem heiligen Strom, besonders in den Ganges, geworfen, oder auch, namentlich bei den geringen Kasten, begraben. Da man die Todten für unrein hält, so schafft man sie sobald als möglich fort und zwar nicht durch die gewöhnliche Haustür, sondern durch eine besondere, schon S. 48 erwähnte Öffnung, durch welche man sie durch die Parias in sichender Stellung bringen läßt. Auch trägt man Sterbende nicht selten in feierlicher Prozession an einen nahen Fluß, begleicht sie mit Wasser oder läßt sie das schlammige Flusswasser, an welchem sie dann gewöhnlich vollends erstickt, trinken. — Sobald ein Hindu verstorben, werden sogleich seine Verwandten davon benachrichtigt, die sich hierauf sogleich in das Trauerhaus begeben. Die ganze Nachbarschaft wiederholt von Klagedönen und Trauergesängen; die Weiber zerzaufen das Haar, zerstüppeln die Brust und wälzen sich wie Unsinige auf der Erde herum. Der Bramin ordnet nun die heiligen Gebräuche, badet sich, befestigt dem Verstorbenen um den Goldfinger einen Ring von dem für heilig gehaltenen Kraute Herbeh (eine Art Hundszahn, Erythronium) betet, opfert, räuchert, damit der Einzelne ins Paradies komme, und erhält für seine Bemühungen in der Regel sehr anscheinliche Geschenke, gewöhnlich eine schön verzierte Kuh und Esel, mit der schenklischen Bitte, sich des Verstorbenen anzunehmen und ihn der Gunst der Götter zu empfehlen. Vier Parias tragen hierauf, in einem mit rotem Tuch überzogenen und mit Blumen ausgeschmückten Palankin den Leichnam, den sie zuvor gewaschen, dem sie Nägel und Haare

verschnitten, Butter, Reis und grünnene Milch in Mund, Hände und Ohren gesteckt und das Zeichen seiner Kaste auf die Stirn gemacht haben, unter den dumpfen Tönen langer Trauerosaunen und kleiner Trommeln, zu dem vorher aufs Sorgfältigste gereinigten Verbrennungspunkt. Hinterdrein gehen lautweinend die Verwandten und gebungene Klageweiber. Von den nächsten Verwandten wird der Todte auf den Scheiterhaufen, den Reiche von Mangogweigen, wohl auch Sandelholz, Aermere nur von gemeinem Reichholz und gedreitem Kuhmist errichten, gelegt. Hat man den Leichnam nochmals mit Wasser und Öl besprengt und in die Nase gewetzt, vielleicht um zu versuchen, ob noch Leben in ihm sei, so zündet das Oberhaupt der Familie, mit abgewandtem Gesicht, den Holzkohle an, die andern folgen, während die Musikanter das laute Geheul aller Anwesenden mit ihren übelstörenden Instrumenten zu übertönen suchen, s. Taf. XI. Die Usche und übrig gebliebenen Knochen werden sorgfältig gesammelt und in Töpfen aufbewahrt, bis man Gelegenheit findet, sie in einen heiligen Fluss zu werfen. — Wenn man die Toten begräbt, pflegt man eine Zeit lang auf das Grab allerlei Speisen, Gewürze und Spezereien zu stellen.

Die seit undenklichen Zeiten bei den Hindus herrschende Sitte, daß sich die Wittwen zugleich mit dem Leichnam des Gatten lebendig verbrennen lassen, wird zwar heut zu Tage in den indischen Provinzen, welche unter der Oberherrschaft muhammedanischer Fürsten und der englisch-ostindischen Compagnie stehen, seltener gehabt, wünftigstens kann die Erlaubniß dazu nur durch sehr auslehnliche Summen erkauf werden; in den Ländern hinduistischer Fürsten aber ist sie noch ganz in der Regel, ja nach den neuesten englischen Zeitungen haben die Hindus vor kurzem durch ihren Sachwalter eine dringende Verstellung an das Parlament gelangen lassen, in der sie um Wiedererlaubniß der Frauenverbrennung und des Kindermordes bitten! Welche Ursachen auch die erste Einführung dieser barbarischen Sitte gehabt

habe, da sie entweder als Nachfeuerung großer Seelen, oder als Strafe, oder als Mittel, das Leben des Mannes dem Weibe theuer zu machen, indem sie nun auch im Tode untrennbar von ihm ward und ohne Schmach nicht zurückbleiben konnte, in Gebrauch kam, so hat doch unstreitig die Lehre der Braminen von jener Welt diesen unnatürlichen Gebrauch zu veredeln gesucht und die armen Schlachtopfer mit der lebendigen Schilderung der in den heiligen Buchen ihnen verheissenen unbeschreiblichen Seligkeiten, über die Qualen des Hämmapodes zu erheben gestrebt. Auch ist schon im Allgemeinen die Lebensverachtung der Hindus, besonders wenn es sich um religiöse Angelegenheiten handelt, unglaublich groß. Es giebt z. B. Fälle, wo Jemand sich in einem Brunnen stürzt, Gisi nimmt u. dergl., blos in Folge eines Zankes mit einem andern und in der Absicht, daß sein Blut über das Haupt seines Gegners komme. Beispiele von Selbstmord aus Fanatismus, um Sünden abzubüßen und sich den Göttern wohlgefällig zu machen, sind schon oben bei der Schilderung der Religionsgebräuche der Hindus aufgeführt worden. Gewöhnlich gehen daher solche unglückliche Wittwen, Suttis genannt, ihrem Tode mutig entgegen. Swar sucht man sie in ihrem Entschluß wankend zu machen, allein wehe der, die sich wankend machen ließe; sie wird entweder von den eigenen Verwandten gewaltsam ins Feuer geworfen, oder in eine niedrigere Kaste, selbh. unter die Parias, verschoben, und dem größten Elend preisgegeben; doch gilt dies nur von den Wittwen der beiden obersten Kasten und von denen, die keine völlig unerzeugne Kinder haben. Stirbt ein Mann auf der Reise oder sonst von seiner Gattin entfernt, so ist diese gleichwohl verpflichtet, sich auf die Nachricht von seinem Tode fogleich lebendig zu verbrennen. In Erinnerung des Leichnams muß ein Stück von der Kleidung des Verstorbenen, oder irgend ein Werkzeug, eine Waffe u. s. w., die ihm angehörte, dessen Stelle vertreten und mit verbrannt werden. Das dieser Gebrauch allerdings von schlechten Menschen benutzt werden könne, um durch erdichtet Nach-

richten von dem Tode eines abwesenden Ehemannes dessen Gattin zu dieser Selbstopferung zu verleiten, hat auch nach den Berichten der neuesten Reisenden die Erfahrung bestätigt. — Wie theilten hier aus den schon oben S. 64 angeführten trefflichen Reisebeschreibungen Haafner's und Jouys zwei höchst merkwürdige Berichte von Augenzeugen jener barbarischen Sitte, die Wittwen zugleich mit dem Leichnam des Gatten zu verbrennen, mit. Haafner erzählt:

„Um 3 Uhr kam ich in dem Dorfe Belur (an der Küste von Koromandel) an, und fand bald das Hans der Person, welche die Hauptrolle in diesem Trauerspiel übernehmen sollte. Sie saß vor ihrer Haustür unter einer Art von Thronhimmel, umringt von einigen Frauenzimmern und Mannspersonen (wohrscheinlich ihren Verwandten), unter welche sie von Zeit zu Zeit Beel austheilte, während sie unterdessen, ohne ein Wort zu sprechen, immerfort die Lippen bewegte, wie eine Person, welche betet. In ihrem ganzen Wesen war nicht die mindeste Spur von Angst oder Furcht zu bemerken; sie schien im Gegenteil ganz ruhig und gesäfzt zu sein. Es war Jammerchade um die hübsche Frau! Meiner Schätzung nach war sie nicht viel über zwanzig Jahr und hatte eine liebenswürdige häusliche Gesichtsbildung bei einer wohlgebauten Leibesgestalt. — Einzig Freude verließ ich sie, um mir Bequemlichkeit die Grube zu beschaffen, in welche sie sich stürzen sollte. Hindu er von der obersten Kaste rührten keine Leiche an, weil sie sich dadurch verschmutzen würden; darum giebt sich auch nur die verachtete Kaste der Parias mit der Vergrubung oder Verbrennung der Toten ab; wenn aber eine Frau sich mit ihrem verstorbenen Gatten verbrennen lädt, so ist die Sache ganz anders, dieß ist ein heiliges Werk, bei welchem mit Hand anzulegen auch dem

„Vornehmsten Ehre bringt! Aus den niedern Volksklassen wird bei solchen Gelegenheiten niemand zugelassen. — Ich fand die Grube eine Viertelstunde weit von dem Dorfe in einer Ebene; sie war nach meiner Schätzung zehn Fuß lang, acht Fuß breit und eben so tief. Man war eifrig damit beschäftigt, Holz hineinzwerfen, um die schreckliche Kohlenglut zu vermehren und zu unterhalten. — Nicht lange nachher hörte ich das Gebüse der Musik, welche die Annäherung des Schlachtopfers verkündigte; diesellen Personen, welche bei ihr vor der Thür gesessen hatten, begleiteten sie auf diesem Zuge. Sie trug eine mit Gewürzen bestreute Kinnone in der Hand, welche bei den Frauen der Hindus die Dienste der wohltümenden Wasser versieht, und woran sie zuweilen roch. Der ganze Zug begab sich nun mit ihr zu dem nahen Teiche. Ehe sie zu demselben kam, legte sie allen ihren Schmuck und ihre Geschmeide ab, vertheilte es unter einige ihrer Begleiterinnen, und nachdem sie sich gebadet, hülle sie sich in ein weißes kattunenes Kleid, das in Curcumam<sup>\*)</sup> getaucht war, und näherte sich mit feierlichem Gange, mit erhabenem Haupte, gleichsam im Triumph, unter dem Schalle der Musik, begleitet von einigen Braminen, die ihr in heiligen Biedern Wuth einsprachen, der Feuergrube, die man unter dem mit hohen Matten umgeben hatte, damit die sich Opfernde nicht erschrecken sollte, wenn sie zu fröh die Glut erblickte. Um Rande der Grube lag der Leichnam des Gatten auf einer Bahre. Die Witwe blieb eine Weile vor demselben stehen, blickte mit einer Miene voll der bittersten Wehmuth die Leiche an, schlug sich vor die Brust und weinte laut; endlich machte sie eine Verbewegung vor derselben und ging dreimal um die Grube herum, indem sie jedesmal, wenn sie an dem Leichnam vorbeilam, die Hände vor den Kopf hielt und sich tief verbeugte. Dann

<sup>\*)</sup> Gilbowz, eine Art hohe ostindische Fädeleßpflanze mit schliffartigen Blättern und überrormigen, röthlichen Blüten. Die Wurzel ist innenwändig rot, außenwändig aber grünlich gelb. Man bedient sich in Indien derselben, um Fleisch und andere Speisen eine gelbe Farbe und einen gewürzigen Geschmack zu geben. Bei uns wird sie zwar eigentlich als ein häckliches Mittel gebraucht, mehr aber noch als ein Mittel, gelb zu färben und solche Metälen eine goldgelbe Farbe zu geben, wie auch die Holz- und Drechslerwaren damit zu bestreichen, die vergollet werden sollen.

„blieb sie dicht bei ihm stehen, wandte sich an „ihre Freunde und Verwandte und nahm, so „viel ich bemerken konnte, ganz ruhig Abschied „von denselben. Man überreichte ihr hierauf „einen Topf mit Oel, wovon sie zuerst einen „Theil auf die Leiche goss. Nachher nahm sie „den Topf auf den Kopf, indem sie decimal mit „lauter Stimme Maraina! (ein Name des „Wischnu) aurief. Nun wurde schnell die Matte „von der Grube weggenommen, die Leiche hin- „eingeworfen und furchtlos sprang die Witwe „ihr nach in den glühenden Feuerpfuhl, unter „einem furchterlichen Geschrei der anwesenden „Weiber und dem bedäubenden Geräusche der „Musik, während jeder von den Umstehenden den „Feuerbrand, den er zu diesem Ende in der „Hand hielt, ihr nachwarf, so daß sie in dem „Augenblicke davon bedeckt war.“ —

Noch schrecklicher ist die Schilderung, welche uns Jouy von einer solchen in Bengalen unter seinen Augen stattgefundenen Verbrennung gibt:

„Wir begaben uns Morgens 8 Uhr auf „eine Ebene am Ufer des Ganges. Eine uns „scheure Menge von Hindus hängte sich in „einem Halbkreis an das Ufer, an welchem „die Leiche des Verstorbenen, von Mannperso- „nen aus seiner Familie und von einigen be- „stenden Braminen umgeben, lag. Einer der „lechteren hatte einen Zweig in der Hand, den „er in das Wasser des Ganges tauchte, womit „er unaufhörlich den Todten und die Umstehens „den bespritzte. In einiger Entfernung erhob „sich ein sehr großer Scheiterhaufen, den die „Weiber in Prozession bestiegen, um ihn mit „Oel zu begießen, während andere sich damit „beschäftigten, die Lücken zwischen den Holzschei- „ten mit Berg auszustopfen. — Gegen 10 „Uhr kündigte der Schall der Instrumente die „Ankunft des jungen Wittwe an, welche von „ihren Verwandten und laut weinenden Schla- „vinnen begleitet war. In reichen Kleidern „saß sie in einem offenen Palankin, und ihr „Gesicht schien Freude und Vergnügen auszu-

„drücken, als ob sie zu einem Feste zöge; aber „als ich sie genauer betrachtete, bemerkte ich „einige convulsive Bucklungen in ihren Gesichtszu- „gügen, worin ich die Wirkungen eines heraus- „schieden Getränktes zu erkennen glaubte, das „sie für ihren Zustand fühllos mache. Als der „Zug nahe am Ganges angelangt war, stieg „sie, unter dem lauten Zurufen der versammel- „ten Menge, aus dem Palankin und setzte sich „auf die Matte, auf welcher die Leiche ihres „Gatten lag. Auf das Zeichen, das der Schall „einer Trompete gab, erhob sie sich von der Er- „de, löste den Schmuck ab, mit welchem Kopf, „Armen und Füßen geziert waren, thellte ihn un- „ter ihre Begleiterinnen und befahl sobann, die „Leiche auf den Scheiterhaufen zu tragen. Als „dies geschehen war, näherte sich ein Bramin „der Witwe, band ihr ein Band, an welchem „eine korallene Figur hing, um den Hals und „reichte ihr einen Strauß von rothen Blumen; „sogleich trat das junge Schlachtopfer an den „Fluß, tauchte Füße und Hände in denselben „und ging dann mit festem Tritte durch eine „Reihe von Braminen, die ihr den Weg „bahnten, dem Scheiterhaufen zu. Das tiefste „Stillschweigen herrschte unter der zahllosen „Menge, welche die Ebene bedeckte. Ohne Beis- „hülfe stieg jetzt die Witwe den Scheiterhaufen „hinauf, goss sich Oel auf den Kopf, legte sich „an die Seite ihres Gatten hin, den sie mit „dem einen Arm umschlang und mit dem an- „deren fasste sie eine Fackel, die ein Bramin „reichte und zündete mit ihr, so weit sie „dieselben erreichen konnte, die Brennmaterialien „an. — Ich will hier nicht von den qualenden „Empfindungen sprechen, die uns bei diesem „schrecklichen Anblicke durchbebten, noch unseret „eben so vorvergenem als vergeblichen Versuche „gedenken, diesem Trauerspiel ein Ende zu ma- „chen, sondern nur einfach erzählen, was wir „sahen. Auf das Zeichen, das die heldenmäßige „Sutti gab, wurden Bambusröhre quer „über sie hergeworfen, die auf den Seiten von „starken Männern gehalten wurden, so daß die „Unglückscheide auf ihrem Schmerzensbett gleich- „sam angeseßt war und die Braminen flei-

ten nun den Schreiterhaufen an allen Ecken Ring oder Reifen unaufhörlich im Kreise heran. — Das Rasseln einer großen Menge um. Andere balanzieren, auf dem Rücken liegend, einen eigens dazu abgerichteten, vermittelst „den Instrumenten und das Geschrei des vera einer hölzernen Säule auf ihrem Unterleibe stets sammelten Volkes vermohten es kaum, die henden jungen Büffel, s. Taf. XVI; andere „Klagetöne des Schlachtopfers zu überstimmen, jähmen die giftigsten Schlangen und lehren sie „das zweimal vergeblich mit gewaltsamer Anstrengung sich aus den Flammen erhob und „leider zu spät einem so schmerzlichen Tode zu entfliehen suchte; beide Male wurde sie von „den Unmenschlichen wieder in das Feuer zurückgestoßen, das die Bedauerungswürdige endlich „verzehrte.“ —

In Kalkutta lichen sich im Jahr 1812 in Zeit von zwei Monaten nicht weniger als 70 Witwen, die 184 Waisen hinterlassen, mit den Leichen ihrer Gatten verbrennen, und in dem nämlichen Jahre wurden 52 Frauen, die zwei reichen Braminen gehetzt hatten, dem Flammenode geweiht! —

Die Vergnügungen der Hindus sind mancherlei Art. Sie spielen gern Schach\*) oder sehen den Lanzierinnen und Gaulatern zu, welche leichter an Geschicklichkeit alles überbieten, was man in dieser Art in Europa zu sehen Gelegenheit hat. Besonders gelbt sind sie in der Kunst des Balanzirn. So sehen sie z. B. eine Menge kleiner und dünner Stäbe mit dem einen Ende auf die Nase oder die Stiefel, verbinden dieselben durch andere Stäbe, die sie auf die oben Enden legen, zu allerlei Figuren und drehen, während die Hände diesen künstlichen Bau verrichten, mit den Füßen einen auf den Achseln tragen. Die vier Undern ges-

\* Es ist jetzt wohl ziemlich gewiss, daß dieses geistvolle alter Spiel indischen Ursprungs ist. Der Erfinder desselben war ein Bramin, Namens Nassir, welcher es in der Absicht ausgedacht haben soll, dem jungen Kronen Schuh, der sein Volk auf Grausamkei behandelte, die Gründisse einer vernünftigen Regierung einzubringen und diese Absicht auch in so hohem Grade erreichte, daß ihm Schuh die Erlaubnis gab, sich eine beliebige Belohnung auszublättern. Auch hierbei zeigte der Bramin eine, den folzen Herrscher ließ beschämende Weisheit, indem er, wie bekannt, nur so viel Weizenkörner verlangte, als auf das 64 Felder des Schachbrettes geben, wenn man auf das erste 1 Korn, auf das zweite 2 Körner, auf das dritte 4 u. s. f. auf jedes folgende doppelt so viel legt, als das vorhergehende enthält. Es fand sich bald, daß diese auf den ersten Aufschluß so unbedeutende Belohnung allen Weizenvorrath überstieg, der im Lande vorhanden war, indem die Zahl der Körner über 18 Trillionen betrug. — Der König wußte nichts Besseres zu thun, als den weisen Braminen zum ersten Minister zu machen. — Im 16ten Jahrhundert kam das Schachspiel aus Indien nach Persien, und von da durch die Araber und die Kreuzfahrer über die ganze alte Welt. — Die Chinesen wollen es schon 200 Jahrz. gekannt haben.

hen nebenher und lösen ihre Kameraden zu bestimmten Zeiten ab. Es machen diese Träger eine eigene Kunst von der Kaste der Suders aus, haben einen eigenen Vorgesetzten und werden zu diesem Dienst von Kindheit auf gebildet. Auch versehen sie denselben mit bewundernswertter Geschicklichkeit und laufen fast immer munter und singend einen scharfen Trab. — Zur Bespannung des in Indien überhaupt seltenen Räderfuhrwerks bedient man sich einer besondern Art von Büsfeln, die unsern Kutschferten an Größe oft nichts nachgeben und einen starken Schritt gehen. Man spannt sie vor das Halkerti, Taf. XII., das gangbarste Fuhrwerk Indiens. Es ist dies ein überall offener, aber mit Vorhängen verlebner Kasten, der wie eine Sänfte auf einem Karren mit zwei Rädern ruht. Der Fuhrmann sitzt auf der Deichsel dicht vor dem Kasten. Die Hörner der vorgespannten Büsfel, auf denen hier und da zuweilen Damen mit kreuzweis untergeschlagenen Beinen auch reiten, lädt man oft mit Gold oder Silber beschlagen. —

Die im ganzen Morgenlande übliche Sitte, durch Tänzerinnen sich unterhalten zu lassen, ist auch in Indien allgemein. Diese Tänzerinnen, (nur Frauen dürfen sich mit der Tanzkunst beschäftigen), welche wie unter dem portugiesischen Namen, Bajaderen oder Ballaliadaren, d. h. Tänzerinnen, kennen, haben in Indien, nach den verschiedenen Klassen, die sie bilden, verschiedene Namen. Die vornehmste Klasse, welche man Dewadassis, d. h. Sklavinnen der Gottheit, nennt, stehen im Dienste irgend eines Tempels und widmen ihre Kunst allein der darin verehrten Gottheit, indem sie die Feier der öffentlichen Feste durch ihre Tänze verherrlichen, die Prozessionen, das Lob und die Thaten des Gottes, dem sie dienen, besingend, begleiten, für die Heiligkeit des Tempels und der Priesterstellen, für den Schmuck der Götterbilder und vergleichen, sorgen müssen. Sie wohnen im Umfange des Tempels, zu welchem sie gehören, und in dem sie von zarter Jugend an erzogen, in Musik, Tanz und Gesang unterrichtet werden, auch was Frauensitten

von Privatstande in der Regel verboten ist, lesen und schreiben lernen. Ohne bestimmte Erlaubniß des Oberpriesters dürfen die Dewadassis vom ersten Range nie anders als bei Prozessionen die Ringmauern des Tempels verlassen. In mancher Pagode gibt es 4 bis 500 solcher Mädchen. Die Dewadassis der zweiten Klasse, die im Dienste der untern Götter stehen und dafür eine Vergütung an Reis und Geld erhalten, wohnen nicht innerhalb der Pagoden, und können an den Tagen, wo sie keinen Tempeldienst haben, mit ihren Fertigkeiten erfreuen, wen sie wollen, und nur der Umgang mit Männern aus den unreinen Kästen, mit Europäern, Muhammedanern u. s. w. ist ihnen verboten. Als Tänzerinnen und Sängerinnen werden sie zu allen Festen der Vornehmen und Reichen berufen. Bei großen Gesellschaften empfangen sie die Unbekommenen mit Tanz, überreichen ihnen im Namen des Wirthes Betel und Areca auf einem silbernen Teller, dergleichen Rosenwasser, Erfrischungen, ja sogar Geschenke, die der Wirth zuweilen den Gästen verehrt. Dafür erhalten sie ansehnliche Vergütungen an Geld, Kleidern und kostbaren Requisiten, so daß manches Mädchen dieser Art ein sehr ansehnliches Vermögen besitzt und oft für 15000 Thaler Juwelen an ihrem Leibe tragen soll. — Die geringste Klasse der Tänzerinnen sind die bei keinem Tempel angestellten Sutradaris oder Kantchenis, welche die Europäer vorzugsweise Bajaderen nennen. Man trifft sie in allen Gegenden Indiens an, und es wird kein häusliches oder öffentliches Fest gefeiert, das sie nicht durch ihren Gesang und Tanz verherrlichen. Bei den Hostagern regierender Herren müssen sie jeden Abend Schauspiele aufführen und bei jeder Festlichkeit zugehen sein. Bei feierlichen Gesellschaften sind sie, singend und tanzend, mit im Aufzuge. Große Städte halten, wie bei uns Schauspieler, so hier eine Truppe Bajaderen. Dergleichen Truppen stehen unter der Direction einer Matrione, Daja genannt, haben in ihrem Gefolge mehrere Musikanten und einen Ballet- und Kapellmeister, der von dem Schelimbie, einem lärmenden In-

strumente, das aus zwei kleinen Becken, das eine von Stahl, das andere von Kupfer besteht, Schelimbikar genannt wird. Die meisten Tänze der Bajaderen sind Pantomimen. Mit großer Genauigkeit wissen sie, während sie singen und tanzen, durch Geberden und Stellungen irgend einen Gegenstand, eine interessante Scene aus dem häuslichen oder öffentlichen Leben, Gefechte und dergl. darzustellen. In der Kunst, Leidenschaften durch Mienen und Geberden auszudrücken, haben sie es, nach dem einsinnigem Zeugniß aller Reisenden, so weit gebracht, daß die geschicktesten europäischen Ballett-Tänzerinnen nur als leise Marionetten neben ihnen figuriren würden. — Ehe der Tanz beginnt sehen die Bajaderen mit verschleiertem Gesicht in einer Gruppe. Nun sangen die musikalischen Instrumente an, eines nach dem andern zu spielen. Die gelenen Glieder der Tänzerinnen regen und dehnen sich in sanften Wellen, der Schelimbikar tritt endlich mit seinen runden Becken hinter sie; auf diese Zeichen fallen die Schleier, die Mädchen treten vorwärts und bilden sich in zierlich Reihen, wirbeln hieraus mit einer bewunderungswürdigen Kunst unter einander herum oder tanzen Paarweise, und bewegen dabei ihre Augen, Arme, Hände, ja alle ihre Glieder mit unbeschreiblicher Geschicklichkeit und sprechendem Ausdruck. — Der Anzug dieser Tänzerinnen ist in der Regel ungemein reizend. Ihr rabenschwarzes, glänzendes, von wohlriechenden Oelen duftendes Haar fällt in einem langen dicken Bopf, an dessen Ende eine goldne Quaste befestigt wird, geflochten bis auf die Hüften herab. Oben auf dem Hinterkopf glänzt die Aschorenka, eine goldne, handbreite Scheibe. Das Haar ist auf der Stirne zu beiden Seiten gleich abgeteilt und von der Stirne aus laufen an den Schläfen hinter die Ohren hin einige sehr kleine Ketten, die nebst mehreren runden Goldplättchen in den Böpf mit verflochten sind. In den Ohren, sowohl in den Läppchen als in den Rändern derselben, tragen sie mehrere Ringelchen und andern dergleichen oft kostbaren Schmuck, und selbst mit dem dünnen goldenen Ringe in der Nase dieser Mädchen, und

den um ihre Augen gezognen, anfangs wohl abschreckenden schwarzen Kreisen, höht sich der Europäer bald aus. Das Gesicht und alle entblößte Theile des Körpers färben sie mit Curcuma gelb, schminken aber ihre sehr blauen Wangen nur selten roth. Um den Hals, s. Taf. XIII. tragen sie mehrere goldne Ketten; auch Arme und Beine, Finger und Füßzehen sind mit einer Menge goldner und silberner Reisen geschmückt. Den Busen, auf dessen Erhaltung sie die größte Sorgfalt wenden, deckt ein Leibchen mit kurzen Uermeln. Beinkleider von gestreiftem Seidenzeug, ein kurzer musselinener Rock, um die Hüften mit einem silbernen Gürtel befestigt, und ein feiner durchsichtiger Schleier, der über den Kopf fällt, vollenden ihren geschmackvollen Anzug. — Ihr äußerliches Vertragen ist sehr sittsam und ehrbar.

Außer den Tänzerinnen dienen auch öffentliche dramatische Vorstellungen, die unter freiem Himmel aufgeführt werden, zur Unterhaltung der Hindus. Der Inhalt dieser Schauspiele bezieht sich gewöhnlich auf ihre alte Geschichte und Mythologie, und die Stücke sind oft so lang, daß sie mehrere Tage hinter einander gespielt werden. In der Nähe der im offenen Felde errichteten Schaubühne sind einige Zelte aufgeschlagen, in welchen sich die ihre Rollen gewöhnlich trefflich durchführenden und meist mit den kostbarsten und angemessensten Costüms, verfehenen Schauspieler (Kalikoren) umkleiden und nach gespielter Rolle zurückziehen. Die Vorstellung beginnt erst mit eintretender Nacht, und der Schaulaß wird durch eine große Menge Lampen erleuchtet. Die in der Regel sehr zahlreichen Zuschauer beiderlei Geschlechts lagern sich in einiger Entfernung von der Bühne auf jeder ihnen beliebigen Stelle. — Die dramatischen Dichtungen der Hindus, (Natats) sind von großer Vollendung und ausgezeichnetner Schönheit, und schon 900 Jahr vor Chr. besaßen sie in dem Dichter Kalidas einen Dramatiker, den man mit dem größten Recht den indischen Shakespeare genannt hat. Von seinem verzüglichsten Drama: Sakuntala oder der

Schicksalstring, das Jones in Englische, Forts ben große Geschicklichkeit, aber von Schatten, ster ins Deutsche übersetzte, urtheilt Herder, Licht und Perspective wissen sie wenig.

ein gewiß competenter Richter: „Von Blumens-  
ketten sind darin alle Scenen gebunden; jede  
entspringt aus der Sach selbst, wie ein schô-  
nes Gewächs, natürlich. Eine Menge erhaben-  
ner sowohl als zarter Vorstellungen finden sich  
hier, die man bei einem Griechen vergebens su-  
chen würde, denn der indische Welt- und Men-  
schengesell selbst hat sie der Gegend, der Nation,  
dem Dichter eingehaucht!“ Von demselben Kas-

lidas hat man: *Ouvrasi* *Vikrama*, *Utra-  
sis* *Heldenmuth*, ein Drama in 5 Akten, *Me-  
gha-Duta*, die Botschaftswolke, *Hasi-ati-  
nava*, das Spottmeer, ein satyrisches Drama  
u. s. w. Durch die Engländer, welche in Cal-  
cutta eine orientalische Druckerei angelegt ha-  
ben, mehrt sich fast jährlich der uns bekannte  
werdende Schatz der indischen Literatur, und  
noch ganz häufig sind wieder durch den Eng-  
länder Wilson mehrere indische Gedichte auf  
europäischen Boden verpflanzt und bereits davon  
Einiges, was auch von der Zartheit der lyri-  
schen Poesie der Hindus zeugt, in deut-  
scher Übersetzung mitgetheilt worden. Als Pro-  
be stelle hier ein kurzes, aber gewiß sehr liebli-  
ches Gedicht eines Liebenden an sein Mädchen,  
während einer Mountfinternis:

Schnell hinein! o weile nicht!  
Flieh! verschlecke dein Gesicht! -  
Dieser Wal entlant der Mond,  
Blick von seinem Feld verschont.  
Du, die fiedlerlose Kr.,  
Schau' des Wächt'gen Hinterlitz!  
Gib' er dich — er kliebt gern  
Vom mäder reinen Wonde fern! —

Dagegen befindet sich die Tonkunst der  
Hindus, ob sie gleich eine sehr große Anzahl  
musikalischer Instrumente besitzen, deren Ton  
aber, besonders für ein europäisches Ohr, viel zu  
lärmend und rauh ist, noch auf einer sehr nied-  
ern Stufe. Die Tonweisen und Gesänge sind  
einförmig, ohne Geist, Leben und Harmonie.

Die Maler Hindostans beweisen nur in  
Unschöning des Colorits ihrer Arbeiten und der  
Bereitung ungemein schöner und lebhafter Far-

In der Bildhauerkunst hat man grö-  
ßere Fortschritte gemacht, besonders bewundern  
muß man hier oft die Feinheit der Ausarbei-  
tung in den kleinsten Theilen, worin sich, wie  
bei den Manufakturarbeiten der Hindus, eben-  
falls ihr hervorstehendes Talent zu allem, was  
mühsamen Fleiß und unterschiedliche Geduld for-  
dert, bewährt.

Am weitesten haben es die Hindus in  
den ältesten Zeiten schon in der Baukunst ge-  
bracht. Ihren Denkmälern alter Architectur stie-  
hen an solosaler Pracht und ausgedehntem Um-  
fang selbst die der Aegyptier, weit nach, und in  
Üblicht auf Ehrfurcht gebietende Gedie-  
nschäuterliche Festigkeit und blendende Pracht, ob-  
schon sie die edle Einfachheit, den Geschmack  
und die Zierlichkeit altgriechischer, rdmischer und  
arabischer Bauwerke vermissen lassen, ist ihnen  
kein anderes Bauwerk der Erde vergleichbar. —  
In den lebendigen Felsen gehauen, finden sich  
hier unterirdische Felsentempel, Höhlenpaläste,  
Grottenwohnungen für Tausende von Priestern  
und Pilgern, ausgeschmückt mit Säulengängen,  
Worhöfen, Kapellen, freien Plätzen, innen Zel-  
len, Brücken, Treppen, Teichen, Wasserbehäl-  
tern, Pfeilern, Obelisken, Basreliefs, mannig-  
fachen Zierrathen, Kolossalstatuen von hohen  
und niedern Göttern, Elephanten und andern  
geweihten Thieren. Alles ist aus hartem Thon-  
porphyr gehauen; ganze Säulen sind mit Pers-  
ien und Edelsteinen überzogen; kolossale Gedie-  
ne und prachtvolle Ausführung wetteifern bis ins  
Einzelne. Hauptpunkte, auf welchen solche Nie-  
ßenwerke sich finden, sind die kleinen Inseln  
Elephanta und Galsette unweit Bombai.  
Auf ersterer, die ihren Namen von einem un-  
geheuren Elefanten, zu welchem ein schwarzer  
Fels umgesetzt worden ist, erhalten hat, befin-  
det sich ein unterirdischer, 130 Fuß langer, 123  
Fuß breiter, auf 26 Säulen und 16 Pfeilern  
ruhender Haupittempel des *Shiva* mit vielen  
Nebengebäuden, ohne Inschriften zwar, aber mit

sehr erhabenen Reichts ausgegieri; s. Taf. XIV. — Auf der hohen Felseninsel Salsette sind mehrere Pagoden, die selbst in Stockwerken über einander in Stein gehöht sind, mit Inschriften in einem verloren gegangenen Alphabet. Die Pagoden von Ellora befinden sich in einem Felsengebirge, das mit aller Pracht der Baukunst amphitheatralisch ausgehauen ist. In diesen Tempelgrotten sind oft Felsenmassen stehen geblieben und daraus wieder innere Tempel gearbeitet, deren prachtvoller Bau und reiche Verzierung alle Beschreibung übertrifft. „Man mag diese Kunstwerke“, sagt ein Reisender, „in Hinsicht der Anlage oder Ausführung betrachten, somuß man auf jeden Fall darüber erschauen, wie Menschen auf den Gedanken kommen konnten, ein so großes Gebirge zu Gebäuden umzuschaffen, die für die Ewigkeit bestimmt zu sein scheinen!“ Diese Höhlen sind eigentlich ein brahmanisches Pantheon. Alle Gottheiten der Hindus vom ersten und zweiten Range haben hier ihre Pagoden, Shiva deren 20, und selbst dem Brahma, der doch sonst nirgends einen Tempel hat, ist hier eine Pagode gewidmet. Die berühmte Pagode in Tanschaur (Tanjore) s. Taf. XIV. ist ohnstreitig das schönste Muster eines pyramidalförmigen Tempels. Im Innern befindet sich ein kolossal Stier von schwarzem Granit, der für eine der schdnsten Denkmäler altindischer Bildhauerkunst gehalten wird. Nicht sind alle diese Tempel, deren Entstehung noch in die Zeit fällt, wo Vorder-Indien von eigenen Fürsten regiert wurde, und deren Alter wohl auf mehr als ein Jahrtausend sich belausen mag, wenigstens nach der Euhenscitt hin verfallen und zum Theil durch die wilde Wuth muhammedanischer Eroberer in Schutt und Trümmer begraben. Der englische Bischof Hebon, der in den Jahren 1824 und 1825 eine allgemeine Inspectionstreise zu den, seinem Sprengel, Calcutta, unterworfenen christlichen Kirchen und Schulen unternahm, und deren Resultate neuuerlich bekannt machte, versichert, daß die heutigen Baumeister und Bildhauer Ostindiens, wie die in neuen Zeiten erbaueten Tempel bewiesen, noch dieselben Geschicklichkeit zu dergleichen Unternehmungen besitzen; aber

die reichen Fürsten sind nicht mehr vorhanden, welche solche Bauwerke errichten lassen könnten.

In der Astrologie besitzen die Bramanen gleichzeitig genaue, aus den feinsten Zeiten herstammende und in ihnen heiligen Büchern schriftlich niedergelegte Kenntnisse. Mit der größten Geschicklichkeit wissen sie Sonnen- und Mondfinsternisse zu berechnen, von dem Umlauf der Erde um die Sonne aber scheinen sie wenig oder nichts zu wissen. Das Jahr wird von ihnen in 12 Monate und in Wochen zu 7 Tagen eingeteilt. Die Monate sind von verschiedener Länge, und werden nach den vornehmsten in jedem Monat blühenden Gewächsen benannt, wie bei uns z. B. Februar, statt Juli, Weinmonat, statt October. In ihren Kalendern (Panchangams) sind die schlimmen und guten Monate, Tage und Stunden durch bestimmte Zeichen angegeben, deren Auslegung aber nur die Braminen richtig verstehen. Ein Bramin, Panchamakar genannt, pflegt daher jeden Monat in die Häuser seiner Kunden zu gehen, und ihnen, gegen eine Vergütung, die Kalenderszeichen zu erklären. Überhaupt ist die Astrologie der heutigen Hindus, wie überall in Asien, zur Dienstleistung der Astrologie herabgesunken, und immer bringt das gemeine Volk die Erscheinungen am Himmel in Verbindung mit seiner Götterlehre. Der Mond z. B. ist nach einigen Mythen eine mit Götterrank gefüllte Schale. Vom Vollmond bis zum Neumond trinken die Götter daran, und daher nimmt der Mond ab, vom Neumond an wird sie nach und nach wieder gefüllt. Eine Sonnen- oder Mondfinsternis entsteht durch das Ungeheuer Rahu, welches diese glänzenden Himmelskörper verschlingen möchte, worauf sich auch das oben mitgetheilte kurze Gedicht bezieht. Man macht daher, wie bei den Chinesen, einen furchtbaren Lörm mit Trommeln, Trompeten u. s. w. Während einer solchen Finsternis ist es die Pflicht jedes strommen Hindu, Almosen auszutheilen, und jedes Stück Geld zu dieser Zeit verschenkt, hat mehr Verdienst als 100 an jedem andern Tage. Bei Gelegenheit solcher Verfinsternungen fallen

sich daher die Wohnorte der Hindus mit Bettlern aller Art.

In der Rechenkunst sind die Hindus, die auch die Erfinder des Zehnersystems, der Dekadik, gewesen sein sollen, und unter ihnen besonders die Kaste der Banianen, überaus erfahren. Letztere lösen mit einer bewundernswerten Leichtigkeit durch Kopfrechnen in kurzer Zeit die schwersten arithmetischen Probleme.

Die Arzneikunde mag bei den Indiern in früheren Zeiten wohl auf einer höheren Stufe gestanden haben als jetzt, wo sie fast nicht viel mehr als Quacksalberei ist; wenigstens kommen in ihrer Literatur mehrere in der Sanskritsprache geschriebene Bücher vor, die vortreffliche Rezepte, namentlich ein Mittel gegen den Viß toller Hunde, das auch dann noch reitet, wenn die Wollerschau bereits ausgebrochen ist; ein Pflaster gegen den kalten Brust u. a. enthalten sollen. Ein Haupthindernis des Fortschreitens in dieser Wissenschaft ist der gänzliche Mangel an anatomischen Kenntnissen, indem der Hindu, aus religiösen Vorurtheilen, vor der Bergliederung todter Menschen oder Thiere einen unüberwindlichen Abscheu hat. Die indischen Arzte gehören zu der Kaste der Schuster und betreiben ihre Kunst handwerksmäßig, nach Ueleitung eines, gewöhnlich in Versen geschriebenen Rezeptbüches, welches sie von ihren Vorfahren, die auch Arzte waren, erbt. Aus Mangel an Kenntniß des Sanskrit können sie die oben erwähnten medizinischen Bücher nicht studiren. Die Arzneien bereiten sie, da es in Indien, wie im ganzen Morgenlande keine Apo-

theken giebt, selbst. Wenn daher der Hindu von einer äußerlichen oder innerlichengefährlichen Krankheit geheilt wird, so haben gewiß seine einfache mögliche Lebensweise, seine gute Kleidbeschaffenheit, das Klima und die sorgfältige Pflege mehr Antheil daran, als die Kräuterkräfte, Pflaster und abergläubischen Ceremonien seines Arztes. Ueberhaupt aber genießt der Hindu einer sehr dauerhaften Gesundheit, und es ist etwas Seltenes, wenn junge Leute in der Blüthe des Lebens anders, als durch Unglücksfälle hinweggerafft werden. Hundertjährige und noch ältere Greise, die noch im vollen Genusse aller ihrer Kräfte und Geisteskräfte sind, gehörten nicht unter die Seltenheiten. Man kennt in Indien nur wenige Fieber, heimlich gar keine Gicht, keine Rheumatismen, keine Kataarrhe, keinen einseitigen Kopfschmerz und dergleichen; wenigstens bleiben die Eingeborenen von diesen Krankheiten frei, und nur die Europäer, die durch Unvorsichtigkeit, Unmäßigkeit und andere Ausschweifungen sich dieselben zugingen, seufzen unter ihrer Geiheil. — Eine diesem Lande eigentümliche Krankheit ist der Aussatz (Lepra, Elephantiasis), welcher den Körper mit schwarzen Flecken überzieht, so daß die Oberfläche desselben einem Damenbrette ähnelt, und durch trüpfende Augen, Aussfallen der Haare, Verdickung und Unempfindlichkeit der Haut sich zu erkennen giebt. Er ist selten heilbar, dauert 10 — 20 Jahre, und scheint sich zu vererben, ohne jedoch für andere Personen, selbst für die nächsten Umgebungen, ansteckend zu sein \*).

Nichts zeugt für die Geistesgröße eines Volkes besser als seine Sprache und deren künste

\*) Eine andere Krankheit, als deren Vaterland wohl nicht ganz mit Recht Indien genannt wird, und die jetzt zum Geschäft des Tages geworden ist, hat besonders seit dem Jahre 1817 hier große Verheerungen angerichtet, und von hier aus über ganz Persien, Arabien, Syrien, Kleinasien u. s. w. fast bis zu uns sich verbreitet, die sogenannte Cholera mordax oder Brechruhr. Schon im 14. Jahrhundert von 1348 bis 1350 durchzog diese Krankheit, unter dem Namen des Schwarzen Todes fast ganz Europa. Die Erscheinungen und Folgen dieser Krankheit haben Ähnlichkeit mit den Wirkungen der Gifte. Wo sie am heftigsten wölbt, verfällt sie den Menschen augenblicklich, ohne daß er sich vorher merklich überwinden hätte. Es treten gewaltige Erbrechungen ein, welche mit einem heftigen Durchfall und unerträglichen Schmerzen im Unterleibe verbanden sind, und gewöhnlich innerhalb weniger Stunden mit dem Tode endigen. Beim ersten Ausbruch der Süße ist alle menschliche Hülfe fast vergeblich. Erst wenn sie weniger heftig zu wähnen anfangt, kann der eine oder der andere geheilt werden. Zuweilen ist aber auch die Krankheit gleich im Anfange so stark, daß man in keiner großen Gefahr schwächt,

lerische Ausbildung. Dass das uralte und jetzt unter die todtten Sprachen gehörende Sanskrit eine hochgebildete und für alle Gattungen prosaischer und poëtischer Rede, insbesondere für Philosophie und theologische Dichtung gleich calviorie Sprache gewesen sei, versichern alle, die es kennen. Sein Vaterland ist Nordindien.

Jetzt ist es nur im Besitz der bramanischen Gelehrten (Pundits). Die Sanskritsprache hat eine bewunderungswürdige Ausbildung, Regelmässigkeit und Schönheit, und bei allem Wortreichthum dennoch einen hohen Grad von Einfachheit, so dass sie leichter zu erlernen ist als viele andere morgenländische und todtte Sprachen. Die Schriftzeichen des Sanskrit (wir teilen sie in einem späteren Hefte mit) bestehen aus 52 Buchstaben, welche von der Linken zur Rechten geschrieben werden. — Die VolksSprache der Hindustheilt sich in eine fast unüberschbare Menge von Mundarten. Die (Guru's) sind Braminen. Dann erfolgt gemeinst ist die mongolischhindostanische. Das Persische ist die Sprache der Hofs, der Diplomatie und der Vornehmen in Europa das Französische. — Man schreibt in Indien mittels eines Griffels auf die langen schmalen Blätter (Ollas) der Kätherpalme (Borassus) der der übrigen Kästen werden überdies noch stabilliser), die man auf den Handeller der linken Hand legt, während man mit der rechten welche zu ihrem künftigen Berufe erforderlich hand den Griffel führt. Die Ollas werden auf beiden Seiten beschrieben und dann die eingeklappt. Schulen angelegt, in welche arme Hindukinder

ten Buchstaben, um sie herauszuheben, mit einer schwarzen Farbe überzogen. Aus solchen regelmässig über einander gelegten, in den oben Enden durchbohrten, und sodann durch einen Faden oder ein Band zusammengehefteten Ollas bestehen die Bücher der Hindus. —

Die Hindus haben regelmässige Schulen. Zum ersten Unterricht im Lesen und Schreiben versammelt der Lehrer die Knaben unter dem Schatten einer Palme oder Baniane. Lehrer und Schüler zeichnen die zu erlernenden Buchstaben in den Sand. Die Unterrichtsmethode soll mit der Bell-Lancasterschen übereinstimmen, und diese leichtere ursprünglich eine Nachahmung der indischen sein. Aus der Elementarschule geht der Knabe in eine höhere über, in welcher Unterricht im Rechnen, in der Sprachlehre und Dichtkunst ertheilt wird. Die Lehrer für die Söhne der Braminen der Uebertreit. in die Akademien, auf denen Geschichte, Astro nomie, Philosophie und Theologie vorgetragen werden. Die vornehmste dieser Akademien befindet sich (s. S. 46) zu Benares. Die Kins Blätter (Ollas) der Kätherpalme (Borassus) der der übrigen Kästen werden überdies noch zu Hause in allen den Kenntnissen unterrichtet, zu Hause in allen den Kenntnissen unterrichtet, werden. Die vornehmste dieser Akademien besitzt eines Griffels auf die langen schmalen Blätter (Ollas) der Kätherpalme (Borassus) der der übrigen Kästen werden überdies noch stabilliser), die man auf den Handeller der linken Hand legt, während man mit der rechten welche zu ihrem künftigen Berufe erforderlich hand den Griffel führt. Die Ollas werden auf beiden Seiten beschrieben und dann die eingeklappt. Schulen angelegt, in welche arme Hindukinder

sondern nur von wiederholten Anfällen Aufreitung der Käste zu besorgen hat. Es sind dagegen aber auch Fälle vorgekommen, wo Menschen, ohne das sich ein Symptom der Krankheit vorhergezeigt hätte, plötzlich mitten auf dem Wege, dem Felde, bei ihrer Arbeit im Hause u. s. w. niedersanken und starben. Vergessen, ein englischer Arzt, der die Kreuze in Sommer 1822 in Griechen zu beobachten Gelegenheit hatte, erzahlte von 20 jungen und starken Männern, welche auf dem Felde, wo sie arbeiteten, plötzlich und alle zugleich, unter dem Ausruf: «Naal! Naal! (meine Eingereichte!) von der Seuche angefallen wurden und nach 3 Stunden sämtlich tot waren. Nach den Untersuchungen der in Griechen ans gesellten britischen Arzte waren Unregelmässigkeiten der Atmung, besonders atypische Regengrässe, in Verbindung mit großer Hitze, die entstehen Ursachen des Ausbruchs dieser Seuche gewesen. Als nächste Ursache betrachtete man das Zusammenwohnen vieler Menschen, besonders an schlammigen Flußufern, und eine schlechte, besonders biss aus Pflanzensorten bestehende Nahrung. Dohr brach diese pestartige Krankheit gewöhnlich zuerst in großen Städten, vornehmlich in stark besiedelten Wollfabrikstädten, oder auch in den Feldlagen der Kriegsherrsche aus, und Leute, die viele Fleisch aßen, z. B. Musomedane und Guepder, littent weniger davon als die Hindus. Als das fröhlteste Mittel bewährte sich in Griechen wenigstens den britischen Arzten Opiumtinctur oder Laudonum. Auch Fußbäder, stets überlassen an beiden Armen, Abziehungen von Weidenblättern oder Minthe (Mentha) in Essig, und häufige Trinken von Granatapfeli, soll sich als heilsam bewiesen haben. Als Verwahrungsmittel wird eins kräftige Nahrung und Warmhaltung des Körpers, besonders des Unterleibes, sehr empfohlen. Ob Verärtem album (Germes), in dessen Kurzel sich, wie in der des Bettlosen, ein mit Gallussäure verbunktes Kalb, Verrottene genannt, befindet, sich als soziales Hellmittel der Cholera bewähren werde, steht noch zu erwarten. —

unentgeltlich aufgenommen werden, ohne daß man jedoch unmittelbar darauf ausgeht, sie zu bekehren. In der Regel kommen die meisten Kinder, wenn sie erwachsen sind, von selbst, und bitten, daß man sie taufen möge. Die Zahl aller von christlichen Missionärs in der Präsidentschaft Madras gegründeten Schulen soll sich weit über 300 belaufen. Unstreitig ist von besserer Jugendbildung noch das Meiste für die bis jetzt noch wenig gelungene Einführung des Christenthums zu erwarten.

Da sich mit den mechanischen Künsten und den Handwerken nur eine einzelne Kaste, die Schuders, beschäftigt, und auch diese wieder in zahllose Unterabteilungen zerfällt, deren jede eine besondere Kunst oder Handwerk treibt, mit dem sich Niemand aus einer andern Abtheilung befassen darf; so begreift es sich leicht, wie auch in dieser Hinsicht bei den Hindus heut zu Tage alles noch so betrieben wird, wie vor unendlichen Zeiten, und wie schwer jede Verbesserung halte. Was aus dem Indier hinsichtlich des Gewerbstheiles werden können, wenn er der europäischen Kultur zugänglicher wäre, beweist die Vollkommenheit, zu welcher er es in einzelnen Zweigen seit uralter Zeit schon gebracht hat. — Die Weberei stand schon im höchsten Alterthume über allen Handwerken und mechanischen Künsten; daher thun sie es auch in Ansehung ihrer Baumwollen- und Seidenzunge noch jetzt allen andern Wohlfern zuvor. Es ist nicht möglich, etwas Schöneres und Feineres zu fertigen. Ein zerröhnes Stück Nesseltuch (so nennt man ein aus Nesseltwien, dem Bast der Urtica dioica versorgtes Tuch und dann überhaupt das künstliche Gewebe des feinsten Musselins) können sie so geschickt wieder ganz machen, daß auch das schärfste Auge den Riß nicht mehr wahrnehmen vermag. Man findet Stücke von 20 und mehr Ellen, die in eine mittelmäßige Tabakdose gehen, oder durch einen Fingerring gezogen werden können und fast so durchsichtig sind als die Lust selbst. Die Spinnerin unterscheidet im rohen Seidencocoan wohl an zweyzig verschiedene Grade der Feinheit, blos

durch das Gefühl ihrer Fingerspitzen. Eben so bedunderungswürdig sind die Arbeiten ihrer Juweliere, Goldarbeiter, Steinschneider, Sticker und anderer Handwerker. Was aber diese Geschicklichkeit noch staunenswerther macht, ist die geringe Zahl, Einfachheit und selbst Plumpheit ihrer Werkzeuge und Vorrichtungen. — Der Zimmermann kennt kein anderes Werkzeug als eine Art Axt, die Säge, den Hammer, den Bohrer, Meißel und Hobel. Er arbeitet ohne Unterlage auf bloher Erde; braucht aber auch einen Monat Zeit zu der Arbeit, die ein Europäer in 3 Tagen macht. — Der Holzfäger steckt sein Stück Holz zwischen zwei in die Erde gesteckte Balken, setzt sich ganz nachlässig auf eine kleine Bank und zieht die Säge, mit welcher er in 3 Tagen ohngefähr so viel zuwege bringt, als ein europäischer Arbeiter in einer Stunde. — Der Schmied schleppt sein Handwerkzeug, seinen steinernen Ambos, seinen Ofen, seine Blasbälge mit sich herum. Wer ihm Arbeit geben will, ruft ihn zu sich, und vor dessen Hause schlägt er nun seine Werkstatt auf, und arbeitet vor dem Ambos mit eingeschränkten Beinen sitzend. Auch die Goldarbeiter gehen zu den Leuten, die sie brauchen, ins Haus, ihre wenigen Werkzeuge mit sich fahrend. — Der Schuster, ohnehin zu der verachteten Klasse der Schuders gehörend, weil er Kleider verarbeitet, läßt sich, wenn man bei ihm ein Paar Schuh bestellt, etwas Geld voraus bezahlen, kauft dann eine Ziege oder einen Hund, zieht ihm das Fell ab, gerbt es selbst, und macht nun daraus ein recht bequemes und nettes, freilich aber nicht sonderlich dauerhaftes Stück Arbeit.

Der Ackerbau, nächst der Weberei, das ehrenvollste Gewerbe in Indien, könnte bei der ungemeinen Fruchtbarkeit des Bodens in höchster Blüthe stehen und gewiß dreimal soviel Menschen ernähren, als das Land gegenwärtig Einwohner hat. Aber die fehlerhaften politischen Einrichtungen sind hauptsächlich schuld, daß die Meisten, welche sich mit dem Landbau beschäftigen, im größten Elend leben, und daß von Zeit zu Zeit nicht blos Theuerung der Lebensmittel, son-

dern auch thellweise die schrecklichste Hungersnoth entsteht. Grund und Boden sind überall Eigenthum des Staates, dem von den Bauern fast ein Drittel des Ertrags abgegeben werden muß. — In den britischen Besitzungen ist die Erhebung dieser Abgabe an die sogenannten Bevölkerungsbehörden, die unsern Rittergutsbesitzern, Vasallen, entsprechen, verpachtet. Diese Beamten haben sich nach und nach zu Erbpächtern erhoben, und sind somit wirkliche Eigentümer des Bodens geworden. Sie verpachten die Grundstücke wieder an Unterpächter, wodurch die Bauern von Jahr zu Jahr immer mehr gedrückt werden. Auch sind die Erbschaftsgesetze der Hindus und Mongolen, vermdige deren das Grundeigenthum unter die Erben des Besitzers getheilt werden muß, Ursache, daß immer kleinere Wirtschaften entstehen, von deren Ertrage der Eigentümer nicht mehr leben kann. Die Hauptfeldfrucht ist der Reis, der hier wegen des sorgfältigen Anbaues nicht nur sehr schwachhaft und gesund, sondern auch äußerst ergiebig ist, insdenn er, im Durchchnitt, in jeder Acre, und auf zwei, ja in manchen Gegenden auf vier Reisäckern kann man mit ziemlicher Sicherheit rechnen, einen sechshundertfältigen Ertrag giebt, während der Weizen, auch in dem besten Boden, nie mehr als das vierhundertste Korn trägt. Ehe die Hindus den Acker bestellen, brennen sie zuerst alles Unkraut von derselben ab,

dungen aber denselben nie oder nur selten, und dann mit Salz, oder, wenn sie es haben können, mit Meerwasser. Der Acker wird nur einmal, vermittelst eines sehr einfachen mit Büffeln bespannten Pfluges, und nur 4.—5 Zoll tief geplügt; das Saatkorn aber, ehe man es aussstreut, in starkes Salzwasser eingeweicht. — Auch Baumwolle, von der man hier sieben Arten hat, welche theils weiße, theils röthliche, theils gelbe Wolle liefern, Pfeffer, besonders schwarzer, Mohn, Zucker, Tabak, werden reichlich in Vorder-Indien gebaut.

Mit der Fischerei beschäftigt sich, obwohl sie Jedermann erlaubt ist, nur eine besondere Klasse der Schuhers. Von großer Bedeutung für Ostindien ist die Perlenscherei, welche vorzüglich an den Küsten von Cochin und der Insel Ceylon betrieben wird, und von der britischen Regierung an gewisse Unternehmer verpachtet ist, was ihr seit den letzten Jahren bis auf 150,000 Pfld. St. jährlich einbrachte. Die Perlenscherei findet immer im April statt, weil zu dieser Zeit das Meer am ruhigsten ist. An den Orten des Fanges kommen bei dieser Gelegenheit oft bis auf 150,000 Menschen zusammen, welche unter Bambushütten wohnen und einen ungeheuren Markt bilden, auf dem die gewonnenen Perlen gleich verkauft werden \*). Im Allgemeinen erhält in Asien die gelblichen Perlen den Vor-

\* ) Die Perlen sind ein Erzeugniß der Perlmuttermuschel, welche in den ost- und westindischen Gewässern und in andern Meeresgegenden der wärmeren Erde lebt. Man findet sie in einigen Gegenenden an den Felsen in der Meerestiefe, wie die Aukern, in großer Menge zusammen. Solche Orte heißen Perlendämme. Von der Natur und Lebensweise des Thieres, das diese Muscheln bewohnt, wissen wir, wie von allen übrigen Muscheltieren, nur wenig. Eben so ungewiß ist man darüber, was die Perlen, die man sowohl im Thiere selbst, als innerwändig an der Schale trifft, eigentlich sind, und wie sie entstehen. Man hat bemerkt, daß dieselgen Muscheln, welche Perlen haben, an der Schale mehr oder weniger verdeckt waren, und daß die Perlen gerade da lagen, wo von außen her Sächer eingedobelt waren. Es sollen vorzüglich die Pholaden, Bohrmuscheln, deren es 12 Arten gibt, sein, welche sich einbohren, um zu dem in der Muschel lebenden Thiere selbst zu gelangen und es auszusaugen. Dieses dagegen überzieht die Öffnung mit einer falkartigen Materie, die sich endlich eben so verdeckt wie die Schale selbst, und dies ist die Perle, welche an der Schale sitzt. Die Perlen, welche sich im Leibe des Thieres befinden, mögen einen ähnlichen Ursprung haben. Wenn nämlich ein stiges, scharfes Sandkörnchen oder sonst ein fremder Körper an den Leib des Thieres kommt und sich in das weiche Fleisch eindrückt, so mag ihm das empfindlich sein; es überzieht daher den fremdartigen Körper mit seiner Kollomaterie und so entsteht die Perle. In mehreren Gegenenden Asiens sucht man die Muscheln zur Erzeugung der Perlen zu zwingen, indem man behutsam die Schalen öffnet, läßtlich gearbeitete Körperteile hineinbringt und sie dann wieder ins Wasser legt. Nach einiger Zeit sind letztere dann mit der Perlomaterie so lüst überzogen, daß sie dem Nichtkenner für wirkliche Perlen gelten und oft dafür verkauft werden. Wie es mit dem oft gerührten Geheimniß des großen Einnes, Perlen mittelst der gewöhnlichen Blasiusmuscheln ähnlich zu erzeugen, steht, (ein Geheimniß, das zur Zeit noch schriftlich in den schwedischen Archiven aufbewahrt werden soll) möchte sich wohl daraus zum Theil erachten lassen, daß es noch niemals benutzt

zug vor den übrigen. Für den europäischen Handel haben die weißen den grössten Werth.

Die Jagd wird als Beschäftigung und um sich Lebensunterhalt dadurch zu verschaffen, nur von den wilden Bergvölkern Border-Indiens getrieben; dem eigentlichen Hindu verbietet schon seine Religion, die die grösste Wilde und Schonung gegen die Thiere ihm zur Pflicht macht, diese Gewerbe, doch zieht er gegen die wilden und reisenden Thiere auch zu Felde und bekannt sind besonders die Tigerhehen des berühmten Hyder-Uli, dessen Jagdgeellschaften das Ansehen kleiner Armeen hatten und dessen Treibjagden oft viele Wochen dauerten. Zu den Tigern bedient man sich entweder der Elefanten oder noch häufiger eines dem Fuchs ähnlichen, hier einheimischen Thieres, Siaigost, d. h. Schwarzohr, genannt. Der Siaigost, dessen die gewöhnlichen Naturgeschichten nicht gedenken, den wir aber aus der Schilderung eines Franzosen, der Augenzeuge der Tigerjagden Hyder-Ulis war, näher kennen, ist gewöhn-

lich 14 — 16 Zoll hoch, hat einen Balg mit langen seidenartigen Haaren, dem des Zobels ähnlich; seine behenden lebhaften Bewegungen und starken Muskeln zeigen seine innere Kraft an, und seine großen feurigen Augen deuten auf seine List und Verschmittheit. Er ist ein geschworerer Feind der Tiger und Wölfe und überhaupt aller fleischfressenden vierfüßigen Raubthiere, die er hödig aufsucht, mit Wuth anfällt und mit höchster Erbitterung bekämpft. Sanft und gutartig gegen die Menschen ist er rasend und wild gegen Raubthiere und fürchtet die grössten und stärksten derselben nicht; Tiger und Hyänen fordert er fahnen heraus. Dem furchtbaren Tiger, der mit höchster Wuth, lautbrüllend, mit einigen Sprüngen auf seinen tollkühnen kleinen Feind losstölt, geht der kleine, behende Siaigost unerschrocken entgegen. Ohne einen Schritt zu weichen, legt er sich der Länge nach gestreckt mit dem Bauche auf die Erde hin, so daß der Tiger, wenn er einmal den Umlauf genommen hat, durchaus über ihn weg springen muß. Der Hyder-Ulis war, näher kennen, ist gewöhn-

worden ist. Andere halten die Perlen für unbefruchtete Eier der Muscheln; noch andere endlich für verhärteten Schalenstaft, woraus die Muschel jährlich ihr Gehäuse vergrößert. — Das Geschäft, die Perlensammlung aus der Tiefe herauzuholen, ist eine der schwersten und gefährlichsten, welches Menschen je übernommen haben. Es wird durch Taucher betrieben, welche von Jugend auf dazu gewöhnt werden. — Graf Noé beschreibt als Augenzeuge die Perlensammlung in Ceylon auf folgende Weise: „Die Bänke mehreter Meilen vom Ufer entfernt sind, so wird das Zeichen zur Fahrt allezeit um Mitternacht gegeben, und die Kahn kommen mit Anbruch des Tages dort an. Nun beginnt der Fang, wozu das Zeichen durch einen Kanonenschuß am Ufer gegeben wird. Die Boote, an denen gesetzt werden soll, sind durch Schwimmholze bezeichnet, und die Wachtkähne der Regierung erlauben Niemanden, außer diesen angegebenen Stellen zu fischen. Jeder Kahn entlädt auf dem Eigentümmer und Steuermann zwanzig Mann, unter denen sich 10 Taucher befinden, wovon immer 5 zu gleicher Zeit im Wasser sind. Um schnell hinunter zu kommen, segeln die Taucher den Fuß in einen vermittelst eines Stricks an den Kahn befestigten Stielbügel, an welchen ein 20 bis 30 Pf. schwere Stein gebunden ist. Um den nackten Leib wird ein Seil geschlungen, Nasenlöcher und Ohren sind mit Baumwolle verstopt und an dem Kiem ein in Öl getränkter Schwamm befestigt, den sie bisweilen an den Mund halten, und so, ohne zugleich Wasser einzuschlucken, Atem holen können. Außerdem nimmt jeder Taucher ein Messer mit, um die Muscheln vom Felsen loszumachen, ingleichen ein Körbchen oder einen Reißbeutel, um sie einzufangen. In einer Tiefe von 10 bis 12 Fütern erreicht er den Grund und fühlt nun schnell sein Netz mit allem, was sich ihm darbietet. Ist letzteres gefüllt oder kann der Taucher unter dem Wasser nicht länger ausdauern, was ihm selten länger als 5 Minuten möglich ist, so läßt er den Steigbügel fahren, schwimmt das am seinen Ketten befestigte Seil und wird nun elends herauzgezogen. Wird damit gesäumt, so ist er verloren. Außerdem aber drohen ihm noch andere Gefahren. Nicht selten verliert er sein Leben durch einen gefährlichen Haifisch, der ihn entweder ganz verschlingt oder schredlich verlämmelt; seine Gesundheit aber leidet jedenfalls bei diesem beschwerlichen Geschäft unauslöschlich, und Blutsooßen nicht nur, sondern das Ausfließen des Blutes, selbst aus Nase, Ohren und Augen stellt sich nach mehrmaligen hinter einander erfolgten Untertauchen fast unablässlich ein, und dagegen schützt auch die bei dieser Gelegenheit oft angewendete Taucherglocke nicht. Ist das Geschäft, das in der Regel von Morgens 6 bis 10 Uhr dauert, vollbracht, so geht eins der Wachtschiffe das Zeichen zur Radfahrt, und gegen 4 oder 5 Uhr Nachmittags erreicht die kleine Flotte wieder das Ufer. Jeder Kahn fährt zu einem besondern eingerückten Raum, wo die Muscheln zusörderst ausgeladen und vertheilt werden. Nicht bloss der Eigentümner, sondern auch der Arbeiter bekommt seinen verhältnismäßigen Anteil, indem sowohl die Bootsfahrer als die Taucher mit Perlenschalen bezahlt

umzudrehen und mit seinen beiden Vorderfüßen den Schwanz des Tigers zu fassen, der, indem er denselben emporhebt, seinem linken Feinde beisteht, auf seinen Rücken zu kommen, wo derselbe dann mit seinen langen scharfen Klauen sich fest einklammert und nun mit seinen spitzten Zähnen das Genick des Tigers zerfleischt, weshalb, an seinem empfindlichsten Theile angegriffen sich nicht anders zu helfen weiß, als daß er sich auf der Erde herumwälzt, um seinen hartsäugigen Feind los zu werden. Dieser weicht dann auch, aber nur auf kurze Zeit; denn sobald er sich durch einige behende Sprünge in Sicherheit gesetzt hat, wagt er schon wieder einen neuen Angriff, bis der Tiger, vom Blutverlust entkräftet, tot oder sterbend auf dem Kampfplatz liegen bleibt.

Der Siaigost, der gewöhnlich bei diesem Kampfe nur wenige Quetschungen erhalten hat, bleibt bei denselben, bis er sich überzeugt hat, daß er sich nicht mehr erschlagen werde, und verläßt ihn dann, ohne ihnlein in Gruben, sondern auch in Flüssen, und

weiter zu berühren; denn dieses heldenmäßige Thier frisst kein Fleisch, ob es gleich alle reichenen Thiere während anfällt. Er ist demnach eine unschätzbare Wohlthat für das an grimmigen Raubthieren reiche Indien.

Der Bergbau stand in Hindostan nie auf einer hohen Stufe, in neuerer Zeit ist er noch mehr vernachlässigt worden, da hier ein Übersluß an edlen Metallen überhaupt nicht vorhanden zu sein scheint. Wohl aber sind die Edelsteine und Diamantgruben, die die edelsten Diamanten des ganzen Erdgebietes liefern, auch heute noch ergiebig, obschon nicht mehr in dem Grade, wie chemals. Die berühmtesten Diamantgruben befinden sich in Visapour, Golkonda und Deccan. Die Mutter oder die sie umgebende Erdkruste, in welcher die Diamanten liegen, ist hier, wie in Brasilien, fast allemal eine rothe eisenhaltige Erde. Nicht als-

werden, die sie nachher auf dem Markte verkaufen. Hierauf werden die Muscheln innerhalb des eingezäunten Raumes in die Sonne gelegt, damit sie faulen. Sind sie hinlänglich gesaut, so wische man sie in Krüze von ausgehöhlten Baumstämmen, gleicht Gewässer darauf und sängt an zu waschen. Diesenjenigen, welche diese Arbeit verrichten, stehen alle an einer Seite des Trogos, die Kusshörer aber in der Mitte und an beiden Enden, um darauf sehen zu können, daß nur die unndigen Muscheln weggeworfen werden. Nicht in allen finden sich Perlen; dieseljenigen aber, welche Perlen haben, enthalten deren gewöhnlich 8 bis 12. Berühren die Arbeiter den Mund mit der Hand, so bekommen sie von den Kusshörern Stocherschilder. Dennoch geschieht es zweitens, daß sie Perlen von Wert zu verschlucken suchen. Dasselbe sieht sich darüber erklappen, so werden sie sogleich an einem Pfahl gebunden und man bringt sie, ein wichtiges Abführungsmitel einzunehmen. Sind alle Muscheln heraus, so leert man den Trog mit großer Sorgfalt und sieht nun die größten Perlen auf dem Sande liegen, wählt sie noch mehrmals und sucht nun die schönsten heraus. Das Uebrale wird dann auf weißen Tüchern ausgebreitet und an der Sonne getrocknet. Nachdem man noch die kleinen Perlen herausgesucht hat, schreist man zum Siechen und Dedern. Dies geschieht gewöhnlich durch 9 in einander gestraute Siebe von verschiedener Größe, mit engem und weitern Zwischenräumen. Die Perlen, die im obersten Siebe zurückbleiben, haben natürlich den meisten Werth." Die Größe der Perlen sei: man in ihre Größe, voll innen runde Form, seine Politur und hellen durchsichtigen Glanz. Die größten erreichen die Größe einer kleinen Walnuß, sind aber äußerst selten. Die sogenannten Kirchperlen, welche von der Größe einer Kirche sind, werden häufiger gefunden, sind aber auch noch sehr teuer. Rächt den runden sind die bicuspiden am meisten gesucht, weniger beliebt sind natürlich die sogenannten Baroqueperlen, die solchen, höchstens, zeigen. Die größten heißen Jahrperlen, die kleinen Koch- oder Saatperlen, die kleinsten Staubperlen. Aus dem Puder der letzteren macht man undate Perlen, die durch die geringere Klarheit sich leicht von den übrigen unterscheiden. — Was den Preis der Perlen anlangt, so wird sich derselbe aus nachstehenden Angaben leicht ermitteln lassen. Beste eine sehr gute Perle 5 Karat (etwa 2½ 4 Gran) Gewicht, das Karat zu 5 Thlr., so multipliziert man diese Zahl mit sich selbst, giebt also 25. Diese Zahl mit dem Preise des Karats multiplizirt, giebt nun den wahren Werth der Perle, 125 Thlr. Sind die Kochperlen rund und schön, so kann die Linie, die etwa aus 100 einzelnen Säcken besteht, 100 Thlr. gelten; dagegen, wenn 200 Perlen auf die Linie gehen, diese nur 60 oder 70 Thlr. kosten. Die Linie von Baroqueperlen gilt oft kaum 1 Thlr. Die europäischen Perlen stehen allerdings niedriger, als die orientalischen. Von diesen letzteren sind mehrere einzeln für mehr als 100,000 Thlr. verkauft worden, und eine im Schatz des Königs von Persien soll sogar 400,000 Thlr. gekostet haben. Die größte Perle der alten Welt, ohngefähr ½ Mill. Thlr. an Werth, wurde Cleopatra bei einem Gastmahl, in Weinflaschen aufgeföhrt, auf die Gefunckheit des Antonius. Eine andere ovale, dem König Philipp II. in Spanien gehörig, in porregius genannt, hatte die Größe eines Taubeneis, und wurde gegen 80,000 Thlr. verkauft.

die hier gefundenen werden gewöhnlich für vorzüglicher gehalten, findet man Diamanten. Berühmt sind die Diamantwölfschen von Sumbhulpoor in dem Flusbettte des Mahanodi. Es giebt hier zwei eingeborene, in 16 ethnische Dörfer vertheilte Stämme, die Jhara's und Tora's, welche sich seit unendlicher Zeit mit dem Aufsuchen der Diamanten beschäftigen. Sie stehen unter drei Kusschern und dürfen bloß das Gold, welches sie nebenbei finden, für sich behalten, die Diamanten aber müssen sie an ihre Beherrschter, seit 1818 die Britten, abliefern. Verheimlichungen würden sonst mit dem Tode gestrafft. Man teilt die Diamanten in 4 Klassen ein, die nach den 4 Kasten der Hindus benannt werden. Der Werth des Steines wird wie der der Perlen, nach Farbe, Reinheit, Form und Größe bestimmt. Die kostbarsten sind die ganz farblosen, wie Wassertropfen hellen und durchsichtigen, welche weder Adern, Wolken noch Fasern haben. Der größte bekannte Diamant ist der noch rohe, aus den Minen Brasiliens gekommene und dem König von Portugal zugehörige; er soll 1680 Karat oder 12½ Unze wiegen und den unglaublichen Werth von 229 Millionen Pf. St. haben, aber niemand weiß, wie er beim Schleifen ausfallen wird. Ein Diamant des Großmoguls hatte die Größe eines halben Hähnereies, wog 215 Karat, und wurde 6 Millionen Gulden geschätzt. Der Diamant, welcher sich im russisch-kaiserlichen Scepter findet, hat fast die Größe und Form eines Taubencies und wiegt 215 Karat; er wurde von Katharina II. für 450,000 Rubel von einem Armenier gekauft. Der berühmte französische Stein, bekannt unter dem Namen Pitt oder Regent, wiegt 136 Karat, und wird auf 1,250,000 Thlr. geschätzt. Ihn fand in den ostindischen Diamantengruben ein Slave. Da hier wie in Brasilien diese armen Menschen völlig nackt arbeiten müssen, damit kein Stein entwendet werde, so machte er sich einen tiefen Einschnitt in die Lende und verbarg darin den Stein. Der Verband der stark blutenden Wunde rettete ihn auch glücklich vor Nachsuchungen. Der Stein wurde nun von dem Slave an einen englischen Matrosen,

von diesem für einige tausend Pfund an den englischen Gouverneur Ostindiens, welcher Pitt hieß, verkauft, von welchem ihn der damalige Regent von Frankreich, der Herzog von Orleans, für den noch nicht mündigen König für 400,000 Thlr. erhandelte. Napoleon ließ diesen Diamant auf dem, für ihn zu besonderen Feierlichkeiten gefertigten Schwerte als Knopf am Griffe anbringen. —

Der Handel Indiens ist bei den vielen und kostbaren Naturprodukten und Fabrikaten dieses Landes von außerordentlicher Wichtigkeit und Ausdehnung. Schon in den ältesten Zeiten war er berühmt und ein Gegenstand der Wünsche aller Völker beinahe der ganzen Erde. 1000 Jahr v. Chr. schon brachten die Indianer auf seinen Schiffen die Produkte ihres Landes in den persischen Meerbusen; hier wurden sie an der Küste Arabiens ausgeladen und durch Karawanen nach dem arabischen Meerbusen geführt. Von hier nahmen wieder phönizische Karawanen und auf kurze Zeit, unter David und Salomo, auch jüdische Schiffe diese Waren in Empfang und brachten sie ins Mittelmeer und alle westliche Länder. Als nach der Zerstörung von Tyrus, durch Alexander 333 v. Chr. der Handel der Phönizier vernichtet und das an der westlichen Mündung errbaute Alexandria in Aegypten, die erste Seestadt der Welt geworden war, nahmen die indischen Handelsartikel ihren Weg über Aegypten. Man holte sie von Arabien her über den arabischen Meerbusen, führte sie eine kurze Strecke über Land bis an den Nil, und schiffte sie den Nil herunter ins Mittelmeer. Als die Römer 30 v. Chr. Aegypten erobert hatten, kam der ostindische Handel in ihre Gewalt. Durch die Theilung des römischen Reiches in das morgenländische und abendländische Kaiserthum (395 n. Chr.) fiel Aegypten dem Morgenlande zu, und die Griechen trieben nun, unter den Kaisern von Konstantinopel, diesen Handel. Allein 630 n. Chr. wurden die Griechen aus Aegypten und aus allen Häfen der phönizischen und syrischen Küste durch die Araber vertrieben und die

wilden Kriege der Ma home d' an er unterbrach jenen alten Handelsverkehr auf einige Zeit, so daß die Indier es nicht sicher fanden, auf dem gewöhnlichen Wege ihre Producte zu versenden. Nach freilich nicht ganz verbürgten Nachrichten erzählt man, daß die ostindischen Landeserzeugnisse in den folgenden Jahrhunderten durch Russland an die Ostsee gekommen seien. — Bald suchte man aber den näheren Weg über den persischen Meerbusen wieder in Gang zu bringen, und nachdem die Leuber von ihren Kriegszügen ruheten, kamen wieder die Waaren aus Indien zu Schiffen in den persischen Bächen, den Euphrat und Tigris hinauf nach Bagdad, dann auf Kamelen nach den Handelsplätzen der syrischen Küste, Aleppo, Tripoli und andern, und von hier holten die Italiener, besonders die Venetianer, Genueser und Pisaniere sie ab. Nachdem aber seit 1498 durch die Portugiesen der Seeweg nach Ostindien, um Afrika's Südspitze herum, entdeckt worden war, mußte der Handel der Italiener aufhören und die meisten seefahrenden Nationen Europa's nahmen nun an demselben unmittelbaren Anteil. Die Geschäfte, welche jetzt die Franzosen, Portugiesen, Niederländer und Dänen in Ostindien machen, sind unbedeutend; bedeutender ist in neueren Zeiten die Schiffsahrt der Nordamerikaner nach ostindischen Häfen geworden, und der Handel der Britten, die sich allerdings ein entschiedenes Uebergewicht zu verschaffen gewußt haben, ist seit 1813 nicht mehr, wie sonst, ausschließlich in den Händen der Compagnie, sondern es haben, in Folge der Beschränkungen, welche damals die Vorrechte dieser Gesellschaft durch das Parlament erlitten, nunmehr auch eine beträchtliche Anzahl anderer englischer Schiffe, deren Gesamtgeschäfte die der Compagnie zu übertreffen scheinen, am ostindischen Handel Theil genommen. — Unter den Hindus selbst beschäftigen sich nur die Banianen, eine Abtheilung der Kaste der Waishis, mit dem Handel, und machen oft sehr ansehnliche Geschäfte. Ein Handelshaus aber, wie das der Gebrüder Schek in Bengalen, deren Vermögen auf 100 Millio-

nen Thlr. geschätzt wurde, und alljährlich 60 bis 80 große Handelschiffe ausrüstete, gibt es unter ihnen nicht mehr. Es trich dieses Haus vorzüglich Wechselgeschäfte und sein Kreis war unermöglich. Einst besuchte die Gebrüder Schek der Kaiser A ur u n g - Z e b (s. S. 43) und speiste mit ihnen zu Mittag. Nach Tische machten sie ihm den Prachtstuhl zum Geschenke, auf welchem er gesessen hatte; es bestand derselbe aus Goldsäcken von etwa 8 Millionen Thalern an Werthe, auf welche samme Polster gelegt waren! — Von den Naturprodukten Worder-Indiens kommen in den europäischen Handel hauptsächlich: Baumwolle, Salpeter, rothes Färberholz, Guumilack, Kardemomen und weißes Sandelholz; von Manufacturen aber: Baumwollens- und Seidenzeuge, Shawls u. dergl. m. — Im Allgemeinen rechnet man nach Rupien, deren einzige ohngefähr 16 Gr. Conv. gleich ist; eine andere Silbermünze ist der Fanon oder Pannem, gleich 2 Gr., auch hat man halbe Fanons, Anas oder Annus genannt; zu den vielen Kupfermünzen gehören der Dubon, 3 — 4 Pfennige, der Tukan, 1 — 2 Pfennige werth. Die kleinste Münze und für die ärmsten Volksklassen zugleich fast die einzige, sind die Kauri's, die auch andernorts bei Küstenbewohnern, namentlich auf Guinea (daher auch guinische Münze genannt) gebräuchlichen Porzellanschnecken (*Cypraea moneta*), deren man bereits an 114 Arten zählt, und die an Glanz und Schönheit dem Porzellan gleichen. Sie leben im Sandboden des Meeres und werden zweimal im Monat, nämlich 3 Tage nach dem Neumond und 3 Tage nach dem Vollmond und also nach der stärksten Fluth, welche sie aus der Tiefe heraußführt, gefischt und sodann in Bündeln von 12,000 Stück versendet. Ihr Kurs ist bald im Steigen, bald im Fallen, so daß bald 1920 bald 2560 Kauris auf eine Rupie gerechnet werden. — Goldmünzen sind die Assorafie, auch Mohur, von den Europäern Goldrupie genannt = 12 Thlr., verschiedene Pagoden = 2½ bis 3 Thlr. und einige Goldmünzen der englisch-ostindischen Compagnie, Taf. XVI. Große Summen Gold oder

Silber rechnet man nach Lacks und Krore's. Ein Lack ist = 100,000 und ein Krore = 1 Million. — Die vorzüglichsten Maße sind: das Längenmäß Malom =  $\frac{1}{2}$  Pariser Elle, der Gadsh =  $\frac{1}{4}$  Pariser Elle. Das Gestraidemäß, Magala, hat 15 Ser's = 8 Pf. 4 St. Das allgemeine Wegmaß ist der Kos oder indische Meile =  $2 \frac{1}{4}$  geographische Meilen. Die gebrauchlichsten Gewichte sind: der Kandi, hält 10 Mah oder 500 englische Pf., der Bar = 480 Pf., der Man = 65 Pf., der Ser =  $1\frac{1}{2}$  Pf. oder auch 60 Roth. —

Auher den Hindus leben in Border-Indien auch im Innern des Landes, namentlich in den höheren Gebirgsgegenden, zahlreiche andere Völkerschaften, welche, obwohl sie sich größtentheils zur Hindureligion bekennen, doch zu auffallend in ihrer Körperbildung und Lebensweise von den Hindus selbst verschieden sind, als daß man sie für Stammverwandte ansehen könnte. Einige dieser Halbwilden mögen allerdings in den frühesten Zeiten wirkliche Hindus gewesen sein, die aber, vielleicht in Folge von Verbrechen oder Verunreinigungen, aus ihren Kästen gestossen wurden, sich mit andern vermischten, die das nämliche Schicksal gehabt hatten, und nun gemeinschaftlich sich in die Gebirge zurückzogen, von welchen sie nunmehr als Räuber in die tiefen Länder herabstiegen, um sich an denen zu rächen, die sie vertrieben hatten. Dahin schweinen z. B. die am mittleren Mervabudha Strom wohnenden Bils zu gehören. Andere dieser Bergvölker mögen zweifelsohne Ueberreste der alten Ureinwohner sein, die von den Hindus verdrängt, in die weniger zugänglichen Hochgebirge zurückgetrieben wurden. Man findet Bergvölker dieser beiden Klassen fast durch ganz Border-Indien. So leben in Bengalien die Kukie's und die Mug's, die rohesten Einwohner Border-Indiens, blos Jäger und Krieger mit malaiischer Gesichtsbildung, fast ganz nackt gehend; die etwas gesitteteren Garrows ebendaselbst sind mit den Hindus verwandt. — Die Puharris in Bahar, auf

den Gebirgen rechts vom Ganges, haben gar nichts Aehnliches mit den Hindus; auch ihre Religion ist eine ganz eigne. Sie waren in früheren Zeiten grausame und gefürchtete Räuber, und wurden von den oben erwähnten Beimardars wie Tiger und andere wilde Thiere gejagt. Über vor ungefähr 50 Jahren erwarb sich ein junger britischer Beamter, Namens Cleve-land, das seltene Verdienst, diesen Verfolgungen nicht nur Einhalt zu thun, sondern auch, indem er ihr Zutrauen zu gewinnen suchte, einen Grund zu ihrer Besitzung zu legen. Er heilte unter sie Weizen, Gerste, Ackergeräthe u. s. w. aus, ermunterte sie zu friedlichen Beschäftigungen und brachte es in wenigen Jahren dahin, daß die Puharris auf die Märkte des Flachlandes kamen und diese mit den Erzeugnissen ihres Berglandes, Getreide, Honig, Wachs, Wildpfer und Häuten, versorgten. Zugleich errichtete er aus ihrer Mitte ein Corps Seaspys. Als er im Jahr 1784 starb, wurde er allgemein betrauert und die Häftlinge dieser Gebirgsbewohner errichteten ihm ein noch jetzt bestehendes Denkmal, zu dessen Erhaltung, wie Bischof Hobart berichtet, der Ertrag eines eigenen Stück Landes bestimmt wurde. — In den Provinzen Agra und Uschmir machen die Dschatten (Jauts) die große Masse der Einwohner aus. Obwohl sie Hindus sind, bekannt sich doch ein Zweig von ihnen, die Batties, ein wildes, räuberisches Volk, bis jetzt jeder Civilisation unzugänglich, zum Islam. Ihre Nachbarn in Uschmir sind die Kasbuten, Hindus von der Tschettinskaste, mit verschiedenen Unterabteilungen. Ihr Land steht unter der Oberherrslichkeit der Mahratten. Sie sind theils Ackerleute, theils Krieger und werden im Ganzen als edelmäthige, gastfreie, aber auch stolze und unbändige Leute geschildert. — Als der mächtigste und furchtbarste aller Hindustämme sind noch immer die Mahratten zu betrachten, ungeachtet sie seit 1817 von den Briten gänzlich besiegt und zum Theil zinspflichtig gemacht worden sind. Ihr Gebiet, welches die innern gebirgigen Gegenden der Halbinsel disset des Ganges umfaßt, beträgt ohngefähr 2,600

Quadratmeilen mit 9 Millionen Einwohnern. Von den Mongolen gedrängt, bildeten sie, zur Kaste der Tschettis gehörig, anfangs nur ein räuberisches Gebirgsvolkchen, bis Aurungzéb ihnen den Islam aufdringen wollte und sie unter Sewadisch 1670 einen eigenen Staat gründeten, der selbst den des Großmoguls verschlang und bis 1739 eine unumschränkte Monarchie bildete. — 1740 aber, als der schwache Rām Rājāh den Thron bestiegen hatte, thollten sein erster Minister (Peischwa) und sein Oberfeldherr (Bukshī) das Reich; der Erste nahm seinen Sitz zu Punah, der Andere zu Nagabuhr in Verar. So entstand ein doppelter Reich: der Punah-Mahratten und der Verar-Mahratten. Die andern zinspflichtigen Fürsten folgten diesem Beispiel, jeder sich ein großes oder kleineres Gebiet an sich und die eine unumschränkte Monarchie zerstießt in eine von vielen söderirten Fürsten (Rājāhs), die dem Namen nach nur dem Peischwa, wie sonst die deutschen Fürsten dem Kaiser, untergeordnet sind. — Die gemeinen Mahratten beobachten die aufs Neuerliche sich beziehenden Vorschriften der Religion sehr nachlässig, sind sehr abgehärtet, verachten die Unnehmlichkeiten des häuslichen Lebens und kennen keine schnere Heimath, als ihr kriegerisches Lager. —

Die Pindarāhs, ein räuberisches,  $\frac{1}{2}$  Millionen Köpfe starkes Volk, in den Gebirgen des östlichen Mahrattenlandes, von wo aus sie, mit Weibern und Kindern, bis auf 100 Meilen weit, Raubzüge unternahmen, sind erst seit 1818 von den britischen Armenen völlig gedemütigt und unschädlich gemacht worden. Jeder aus seiner Kaste verstohne, Hindu oder Verbrecher, selbst Muhamedaner, wurden von ihnen aufgenommen. Jetzt sind nur noch kleine Reste dieses Volkes, das 1814 noch mehr als 30,000 Reiter stark war, vorhanden. — In Nipal finden wir die Newaris, ein Mischlingsvolk mongolischer und hindu'scher Abstammung. Sie sind von untersetztem Wuchs, muskulärstäsig, fleißig, friedliebend, und beschäftigen sich meistens mit dem Ackerbau. Von ähnlichem Schlag sind

ihre Nachbarn in Nipal, die Denwaris, Mandchis und Porthottis. — Die Urias in Orissa, ein Hindustamm, gehen fast nackt, sind mit Bogen und Pfeilen bewaffnet, aber sonst ein thätiges und gewerbsleidiges Volk. — Die Gonds oder Goands, auf dem Hochlande Dwerkuntuk in Dekan, sind in Bildung, Sprache und Religion den Hindus völlig unähnlich, groß und stark, kriegerisch, fast ganz wild, aber gutmuthig und ehrlich. — Im südlichen Dekan leben die Todewies, ein, besonders was das weibliche Geschlecht betrifft, schöngebautes Hirtenvolk, das mit seinen Büffelherden nomadisiert. Unter ihren Nachbarn, den Kuties, findet man besonders geschickte Musiker, Tänzer und gymnastische Künstler.

Die Körperbildung der in Vorder-Indien lebenden Mongolen ist durch den langen Aufenthalt — schon im 8. und 9. Jahrhundert vor Chr. ließen sie sich hier nieder, und machten sich bald zu Beherrschern des Landes — sehr verändert. Die Männer sind von ansehnlichem Wuchs, haben schwarzes Haar, fast gar keinen Bart und eine dunklere Gesichtsfarbe als die Hindus; übrigens sind sie, wie die Weibspersonen, welche sich durch kleinen Wuchs auszeichnen, wohlgebildet. Dem Charakter nach sind die vorderindischen Mongolen mutig, ernsthaft, stolz, herrschaftlich, selbst grausam und dabei verstellte, ränkevoll, sinnlich und trotz dem Koran, zu dem sie sich bekennen, dem Trunk ergeben. In Ansicht auf Kleidung, Wohnung und manches andere, gleichen sie den Muhamedanern in Persien und in der asiatischen Türkei. Namentlich sind sie leidenschaftliche und geschickte Schachspieler, große Liebhaber des Tabakrauchens, gute Reiter und treffliche Schützen.

Araber und Parseen haben sich hauptsächlich an der Westküste Armenier und Juden über die ganze Halbinsel verbreitet. Legtere teilt man hier in weiße, die ihren Ursprung aus den Zeiten der babylonischen Gefangenenschaft herschreiben, wo 20,000 Familien in Indien eingewandert sein sollen, und schwarze.

z e, die von Negerclaven abstammen, welche von Juden belehrt wurden. —

Aus der Verbindung der Europäer mit den Weibern der Hindus sind zahlreiche Mestizen entstanden, welche größtentheils an den Meeresküsten und in den Niederlassungen der Europäer leben. Sie stehen, theils ihrer Herkunft, theils ihres Lebenswandels wegen, indem sie dem Mäiggange und dem Trunke ergeben sind, in geringer Achtung und beschäftigen sich mit Handwerken und Gewerben. Auf ihre Abstammung von den Europäern sind sie sehr stolz. —

Unter den Europäern sind die Britten als herrschendes Volk am zahlreichsten. Sie sind theils Eingewanderte, theils Nachkommen der fehlernden Ansiedler; beschäftigen sich mit Gewerben, Handlung und Schifffahrt, oder sind Geistliche, Lehrer, Soldaten und Beamte. Ein beträchtlicher Theil kommt jährlich nach Ostindien, um hier sein Glück zu machen, selbst ledige Frauenspersonen, die sich hier dann in der Regel gut verheirathen. Die Britten leben hier fast ganz auf europäische Weise, haben ihre Theater, Bälle, grellen Gesellschaften u. s. w. Gewöhnlich steht man früh auf, um noch vor Sonnenaufgang die kühle Morgenlust zu genießen, nimmt um 12 Uhr ein warmes Frühstück, legt sich dann einige Stunden schlafen und hält die Hauptmahlzeit Abends zwischen 7 und 8 Uhr. Wohlhabende Europäer und selbst reiche Hindus halten sich jetzt in den größern Städten fast allgemein Wagen und Pferde. Doch vor der Hauptmahlzeit pflegt man aufzufahren. Ist es bereits dunkel, so laufen Knaben mit Fackeln vor dem Wagen her. Ehemals kleideten sich die Herren in weiße leichte Wämser, was uns streitig dem Klima mehr angemessen war, als die jetzt allgemeinen englischen Tuchkleider.

Zum Schlusse stehe hier eine interessante Schilderung eines neuen Reisenden, von dem bunten Volkgemisch und dem Leben und Treiben der großen vorder-indischen Handelsstadt Madras. „Vor allem führe ich Sie auf den

Basar oder Markttag. Es ist früh um 5 Uhr; von allen Seiten strömen Veräußerer herbei. Junge Frauen und Mädchen, mit Milch, Getreide, Eiern und Obst; Männer mit Hirse, Reis und andern Feldfrüchten; alte Weiber mit Matten, Topfwaren und Kohlen; Betel-, Spezerei-, Ureka- und Tabathändler; Verkäufer von Palmblättern, Palmzucker und Sandholz; Korbblechter, Reiskuchenbäcker; Hausträger mit gläsernen, kupfernen oder schildplattenen Arms- und Fußringen u. dergl. m. Alle eilen in Hast herbei, Alle stellen sich in zwei Reihen auf. Zu gleicher Zeit erscheinen die Gauklser und Wahrsager, die Tättuurer mit ihren Hautnadeln, die Banianen mit ihren Prostiersteinen; endlich eine Menge Kadins, so wie die splitternackten, sich wie Verrückte gebredenden Ooghī's. Unterdessen wird es 8 Uhr, und alle Buden und Gewölbe öffnen sich. Die Menschenmasse und das Getümmel wird immer größer, der ganze Basar erdtont von tausendfältigem Geschrei. Mangos! reife Mangos! Tamarinden und gelbe Bananas! Ureka und Betel! Babsfetuhmilch und Uthar (eingemachte Bamboossprossen)! Reife Kokosnüsse und frischer Palmenkohl! Dazu das Gesumme der Tamburins, die Glöckchen der Putcharis (Sänger geistlicher Balladen) die Cymbeln der Bänkelsänger und die Hörner der Schlangenbeschwyder, Alles in der seltsamsten Vermischung; ferner der Lärm der Schulen, mit dem gellenden, hunderstümmligen Una, Unena, Ina (U. B. C.) und das alles betäubende Geckelz der Tausende von Sklaven, die man unaufhörlich die Fruchtörde bestehlen und mit einander kämpfen sieht. Weiter ein Hochzeitzug mit den geschmückten Tänzerinnen und Spielleuten voran; dann eine lange Reihe englischer Matrosen, jeder ein westiges Mädchen am Arme, und zur Seite des ganzen Schwarmes zwei Reihen Wimpel, Flaggen und Fahnenträger. Hier ein prächtiger Maharatentürk auf seinem silzen, arabischen Pferde, von 25 riesenhaften Lanzenträgern umringt, dort ein armenisches Begräbnish mit Trauersängern und blau gekleideten Priestern voran; der Sargdeckel ist abgenommen, die junge

fräuleiche Leiche mit Blumenkränzen geschmückt, die Seiten mit Lichtern beleuchtet; endlich ein Marsch auf seinem reich behangenen Elefanten unter einem rothsamminen Baldachin mit einer Begleitung von hundert Scapoy's" —

### Bewohner Hinter-Indiens oder der Halbinsel jenseits des Ganges.

Die Natur scheint die Bewohner Hinter-Indiens für fältiger gegen die Erbogenungen der Kremlinge geschützt zu haben als die Völker disseits des Ganges, obgleich auch in ihren Ländern herrliche Schäze zu holen waren. Auch ist ihr Geist kriegerischer, als bei den schon durch ihre Religion zu knechtischer Unterschwäche geleiteten Hindus, die ruhige Zuschauer blieben, als sich Tatarren, Mongolen und Europäer um ihr Vaterland stritten. Die Völker der jenseitigen Halbinsel dagegen leben, so lange wir sie kennen, in ewigen Kriegen unter einander, und bis auf die neusten Zeiten wenigstens, haben die Europäer hier so wenig das Übergewicht ihrer Tactik als über treulosen Politik, recht geltend machen können. — Hinter-Indien, größtentheils in den heißen Zone liegend, ist überaus fruchtbar und erzeugt fast alle Producte der Halbinsel disseits des Ganges. Auf einem Flächentraum von 40,000 Quadratmeilen nährt es eine Bevölkerung von 38 Millionen, über deren Abstammung jedoch und Verwandtschaft unter einander zuverlässige Resultate nicht vorhanden sind. Nach Physiognomien und Sprachen zu urtheilen gehört die Hauptmasse der Bevölkerung theils dem mongolischen, theils dem malaiischen Stämme an. In Künsten und Wissenschaften erreichen die Bewohner Hinter-Indiens fast die Hindus, leben ihnen aber in der stillen Eugenden der Menschenliebe und Großmut weit nach, denn der Krieg, ihre Hauptbeschäftigung, hat sie rachsüchtig, räuberisch, blutdürstig gemacht. Auch haben eben diese Kriege das Gediehen der Industrie und des Handels verhindert und der alte Ruf der Europäer, namentlich der Britten, die mit der einen Hand Bibeln austheilen, mit der andern Eclatentzetteln schwieden, hat ihnen eine genaue

Verbindung mit diesen bewaffneten Kaufleuten einzugehen gar sehr mißrathen. In politischer Hinsicht ist die Halbinsel in mehrere Königsreiche und Fürstenthümer getheilt und besteht 1) auf dem Gebiete der ostindisch-enalischen Compagnie, mit dem Königreich Assam und den Provinzen Arakan, Martaban und Tenasserim, 2) dem Königsreiche Birma, mit seinen Hauptstädten Ava und Pequin, 3) den Königreichen Siam und Anam mit Cochinchina und Tunkin, 4) der Halbinsel Malakka.

### Bewohner des britischen Hinter-Indiens.

#### Assamesen oder Assamer

heinen die Bewohner des Königreichs Assam oder Aschem, das früher von einem eins geborenen erblichen Maha-Radscha, d. h. Großfürsten, der sich auch den Löwen mit der sieglichen Fahne nennen ließ, regiert wurde, nachher unter birmanische Oberhoheit kam, und seit 1826 unter dem Protectorat der Briten steht. Außer dem Goldmaischen, das, da die Glücks die es Landes, namentlich der Bramasputra, viel Gold und Silber führen, 10 — 12000 Menschen nehmt, beschäftigen sie sich mit Ackerbau und Viehzucht, die in diesem fruchtbaren Lande überaus eindrücklich sind und mit Sammeln und Seidenweberei, in der sie es in Absicht auf Geschicklichkeit den Chinesen gleich thun. Weil das Land in der Regenzeit fast ganz überschwemmt wird, so ist zur Bequemlichkeit der Reisenden eine sehr hohe und breite Landstraße, zu beiden Seiten mit schattigen Bambus beest, deren Gipfel sich begegnen und in einander flechten, angelegt. — Die Gesamtzahl der Bewohner Assams mag sich auf 1 Million belaufen. Die eigentlichen Assamesen, welche die tieferen Gegenden bewohnen, scheinen, ihrer Sprache und ihren religiösen Ansichten nach, hinduistischer Abkunft zu sein; ihre Sitten sind milder und sanfter als die der wilden, kriegerischen und räuberischen Gebirgsbewohner Assams, namentlich der Zephofs, die von den chinesischen Grenzgebirgen einges

wandert, nur den Waffen leben, und alle Feldarbeiten durch assamesische Slaven verrichten lassen, und der Garrow's (spr. Garrow's) Bewohner der nach ihnen benannten, Vorder- und Hinter-Indien scheidenden, Garrow gebirge. —

Die Garrow's bestehen aus mehrern von einander unabhängigen Stämmen', deren Radscha's zum Theil brittische und birmansche Vasallen sind. Diesenigen Garrow's, welche in den nördlichen Bezirken wohnen, haben chinesische Gesichtsbildung, sind von starkem und kräftigem Körperbau, hellbrauner Farbe, kleinen braunen Augen, platter Nase, grohem Mund, und schwarze Augenbrauen. Die Weiber sollen klein und häftlich sein. Ausser einem groben Tuch oder Felle um den Kopf und die Lenden gewunden, gehen sie völlig nackt, nur die Vornehmsten tragen einen seidnen Turban und am Gürtel einen Beutel, der ihr Geld und Tabaksgeräthe enthält, und eine Kette, an welche die Tabakspfeife befestigt wird. Hinsichtlich ihrer Mahnungsmittel sind sie nicht sehr wählig; selbst Raken, Ratten, Schlangen und Hunde verschmähen sie nicht; nur vor Milch haben sie einen unüberwindlichen Abscheu. — Höhlen und Hütten von Bamboosrohr sind ihre gewöhnlichen Wohnungen, ihre Waffen Lanze, Bogen, Pfeile, Schwert und Schild. Obwohl in Rücksicht ihrer Religion von den Hindus ganz verschieden, glauben sie doch an ein höchstes Wesen, Salung genannt, und an eine Seelenwanderung, haben aber weder öffentliche Tempel, noch Götterbilder. — Bei Hochzeiten, die mit Schmausereien mehrere Tage gefeiert werden, opfert der Priester einen Hahn und eine Henne, und weissagt aus derer Eingemeinden das Schicksal der Neuverehelichten. — Männer und Weiber tanzen, jedes Geschlecht für sich, im Kreise auf einem Beine herumhüpsend, und die schlechte Musik von Trommeln und metallnen Becken begleitet ein eben so schlechter Gesang. Eigne Kriegsländer werden sehr künstlich und gewandt von den Männern mit Schild und Schwert ausgeführt. — Mit den Leichen der Vornehmen werden eine Menge Lebensmittel, oft

auch ein Slav, dem vorher der Kopf abgeschlagen wurde, verbrannt. Bei dem Tode eines Radscha sucht man einen Hindu einzufangen, um ihn an dessen Scheiterhaufen zu opfern. — Die meisten Vergehungen werden mit Geld, welches sogleich verschmauset wird, Ehebruch, Raub an Stammesgenossen und Mord mit dem Tode bestraft. — Bei wichtigen Berathungen versammeln sich alle Männer im Kriegerschmucke, setzen sich in einen Kreis, die Schwerter vor sich in die Erde gesteckt. Was beschlossen ist, wird sogleich ausgeführt, bei weniger wichtigen Angelegenheiten aber zuvor getanzt und verschmauset. — Bei Ubbagen steht jeder gesonnenhaft so viel Stäbchen in ein irdenes Gefäß, als er Theile der Ubbagen glaubt entrichten zu können; was dann noch an der irdischen Summe fehlt, müssen die Radscha's hinzufügen. —

Etwas gebildeter sind die südlicher wohnenden Garrow's, deren Haufarbeit ins Olivengelbe fällt und deren Sprache und Religion mit der hinduistischen näher verwandt scheint. — Die Weiber, welche alle Geschwister des Hausthofs und der Feldwirtschaft verrichten, verschleiern sich nicht und erfreuen sich hier überhaupt eines größern Ansehns als bei andern orientalischen Völkern. — Die Häuser stehen wegen der häufigen Überschwemmungen auf Pfählen; Wände und Fußboden sind von geslochten Bambus, das Dach mit Matten und langem Gras bedeckt. Selbstsam ist's, daß die jüngst geborene Tochter die einzige Erbin aller väterlichen Güter wird. Auch besteht eine eigenhümliche Sitte dieser südlichen Garrow's darin, daß eine Frau nach dem Tode ihres Mannes einen von dessen Brüdern heirathen muß. Sollte auch dieser sterben, so kommen die übrigen Brüder, wenn dergleichen vorhanden sind, an die Reihe; im entgegengesetzten Falle muß sie sogar den Schwiegervater heirathen, und nur, wenn dieser zu alt sein sollte, kann sie nach freier Wahl einen zweiten und dritten Gatten außerhalb der Familie des Verstorbenen suchen. —

Die Magah's, ein anderes Gebirgvolt Ussam's, leben in kleinen, von einander unab-

hängigen Horden und in Dörfern, die auf den Gipfeln der Berge oder in der Nähe derselben liegend, oft 60 bis 130 Hütten enthalten. Obwohl schon diese einzelnen Ortschaften oft in Feinden mit einander gerathen, so sind die *Maga's* doch im Allgemeinen und in Bezug auf die Nachbarvölker kein kriegerisches Volk. — Ihre Wohnungen halten sie sehr reinlich, essen Fleisch, Brot, Zucker und überhaupt alle Nahrungsmittel, die ihnen von den Briten zum Tausch angeboten werden. Ist ihnen gleich die Bereitung und der Genuss geistiger Getränke nicht fremd, so war ihnen doch der Rum, welchen sie von einem ihrer Gebirge im Jahr 1825 bereisenden englischen Offizier erhielten, anfangs zu stark, bald aber gewöhnten sie sich daran und baten um mehr. Dieser Offizier schildert sie als ein ungängliches und äußerst arbeitsames Volk. Ihre Tänze sollen Ähnlichkeit mit den schottischen und den Quadrillen haben. Die Frauenzimmer waren sehr zurückhaltend, und ließen sich lange bitten, ehe sie tanzten. Das Vertragen der Männer gegen sie war anständig und verbindlich; ein englischer oder französischer Stutzer hätte sich nicht besser benehmen können. — Von ihren sorgfältig angebauten Bergen herab bringen die *Maga's* Baumwolle, Pimentpfeffer<sup>\*</sup>), wilden Thomian, Wachs, Eisenstein, vorzügliche Betelblätter u. dergl. in den Handel. Wenn die Regenzeit vorüber ist, also gegen Ende Octobers, verlassen sie in Gesellschaften von 30 bis 100 Personen ihre Dörfer und

steigen in die Thäler herab, ihre Waaren auf dem Rücken in Körben tragend, die unsern europäischen ähnlich, oben breit und unten schmal, sehr geschickt aus Bambus geflochten sind, durch zwei Bänder, deren eines um die Stirn das andre um den Leib geht, auf dem Rücken befestigt werden. An einen größern Korb sind oft noch zwei oder drei kleinere angehängt, so daß die Last oft 60 bis 70 Pf. beträgt. Das mit wandern sie, einer hinter dem andern, ganze Tage lang bergauf bergab, bis sie den Inhalt derselben gegen Salz, Reis, Leinwand u. dergl. umgetauscht haben.

Die Bewohner Uralans, deren Gesamtmzahl 100,000 nicht übersteigen mag, bestehen aus mehreren Völkerschaften, unter denen die der *Mug's* die zahlreichste ist. Sie haben weite Nasenlöcher, kleine, aber lebhafte Augen, eine breite flache Stirn, die durch Bleiplatten, welche man neugeborenen Kindern auflegt, hervorgebracht wird, und lange, ebenfalls durch künstliche Mittel bis auf die Schultern herabgedehnte Ohren. Bei aller Rohheit und Neigung zur Räuberei werden sie dennoch als ein ziemlich gutmütiges Volk beschrieben.

Die Gebirgsbewohner Uralans (s. Tat. XVIII.), zu denen auch die *Kainer* gehören, sind überaus mutig und tapfer, und haben bisher mit Erfolg sich jeder Unterjochung, so wie früher von Seiten der Birmanen, so

\* ) Die vor der Reise getrockneten Früchte der *Myrtus pimenta*, der *Gewürzmyrte*, eines Baumes von mittlerer Größe, der mehr noch in Jamalka, daher auch *Jamalkapfeffer* genannt, als Ostindien heimisch ist. Die länglich einzuden Blätter stehen wechselweise; die Blümen erscheinen am Ende der Zweige in großen Büscheln und bringen länglich oder völlig runde Beeren, die oben mit den Kelchblättern gekrönt, glatt und schwarz sind, und zwei Saamendörnen in weichem Mark enthalten. Wegen des Körpers, gewürzhaften Geruches, der, wenn schon im schwachern Maße, auch der Rinde und den Blättern eigen ist, machen diese Beeren einen beträchtlichen Handelsartikel aus. Man muß sie unreif pflücken, wenn sie ihre Kraft behalten sollen. Nach dem Pflücken trocknet und wendet man dieselben an der Sonne, wobei die grüne Farbe in Schwarzaus übergeht und die Haut sich runzelt. Weil man sich eingebildet hat, oder so h. einbildet, sie vereinten den Geschmack des Zimms, der Gewürzgurkens und der Muskatnüsse in sich, so haben die Namen: *Allerlei Würze*, auch *Wunderpfeffer* erhalten. In unseren Haushaltungen findet sie unter der Benennung: neue Würze, auch englische Würze, bekannt. Betruggerische Verduft vermischt sie zuweilen mit den Körbern des an der Küste der ostindischen Inseln wachsenden *Fischmondsamenkrautes* (*Menia coerulea*), auch Fisch- oder Kostümblener genannt. Diese Körner, die eine heftige Blütenart und stark purgante Kraft haben, werden von den Indern zerstoßen und mit dem Fleische einer Krabbenart versetzt, um kleine Augen daraus zu fertigen, die man ins Wasser wirft und durch deren Genuss die Fische so betäubt werden, daß sie sich mit den Händen greifen lassen. In Europa bedient man sich dieser Körner, mit Mehl und Honig vermisch, zu gleichen Zwecken, obwohl in den meisten Ländern dieser der Gesundheit nachtheilige Fischkörper mit Recht verboten werden ist.

sezt der Britten widerlegt. Siebt einer ihrer Stammgenossen im Auslande, so trägt man seine Asche auf einen in ihrem Gebiete liegenden heiligen Berg. Die Männer gehen vom Fuß bis an den Gürtel nackt, ein kurzes, über der Brust tief ausgeschnittenes, mit kurzen, weiten, nur bis an die Ellenbogen reichenden Ärmeln vertheiltes Täschchen, über welchem an einem breiten, mit allerlei Zierrathen geschmückten Gürte eine Art Jagdhaube getragen wird, bedeckt den Oberkörper; den Kopf zierte eine hunde, oben in breite Schleifen ausgehende Binde, (s. Taf. XVIII.). Die Frauen idiorummen sich, tragen einen weiten, bis an die Knie reichenden Hubmannrock, Perlenschmuck oder Ketten um Hals, Brust und Handgelenke, und auf dem Kopfe ein in Form eines Turbans zu ammengeschlagenes Tuch, an dessen Zipfeln Quasten herabhängen (s. Taf. XVIII.). Nach dem Tode, behaupten sie, würden sie wieder Kinder, den Kreislauf des menschlichen Lebens von neuem beginnend.

In den Provinzen Martaban und Tenasserim, die höchstens von 20,000 Menschen bewohnt werden, unterscheidet man die Zanhanthari oder Küstenbewohner, ein Gemisch von Siamesen, Peguanern und Malaien, von den Bewohnern des Innern und der Gebirge oder den Karianern, einem sich bis nach Arakan erstreckenden friedlichen Hirtenvolke, das auferst hutsam und gegen Fremde überaus gastfrei sein soll. Es hat keine eigene Sprache und Sitten, scheint aber wenigstens von positiver Religion nichts zu wissen. Man erzählt nämlich: Gott habe seine Gesetze und Verordnungen auf eine Büßelhaut geschrieben und diese auf alle Völker zusammenberufen, damit sie eine Abschrift davon nehmen möchten. Diesem Beschluss wären alle nachgekommen, die Karianer ausgenommen, weil sie gerade mit Feldbau beschäftigt waren; darum seien sie immer anwissend geblieben und hätten keine andere Sorge als für ihre Wirthschaft — Mit Fremden verheirathen sie sich niemals. — Auf die Erbäder der Verstorbenen pflegen sie ein geslöchtes Huhn oder eine Ente mit etwas Reis zu stellen, ohne dies jedoch für eine Religions-

pflicht, sondern nur für ein uraltes Herkommen zu halten, das man ehren müsse. — Die Zanhanthari bekennen sich zum Buddhabismus, haben Religionsbücher und Priester und treiben mancherlei Gewerbe, besonders Weberei und Küstenhandel.

### Bewohner des Königreichs Birma mit Ava und Pegu.

#### Die Birmanen.

Unter den Birmanen oder den Bewohnern von Buraghmab, wie sie selbst ihr Land nennen, versteht man diejenige Nation, welche Ava bewohnt, und sich jetzt auf sechs Millionen belausen mag. Die Birmanen sind mongolischer Abkunft; ein wohlgebauter Menschenstamm, mehr groß als klein, besonders die Männer von einer offenen, einnehmenden, an die der Araber erinnernden Gesichtsbildung, welche bloß durch eine platte Nase etwas entstellt wird. Die Augen und der Mund sind klein, die Hautfarbe gelblichbraun, bei den Weibern etwas heller; die Haupthaare sind schwarz, lang und dicht; nur wenige tragen einen Bart, da man denselben in der Regel frühzeitig mit kleinen Zangen sorgfältig anstreift, was ihnen bei ihrer natürlichen Lebhaftigkeit auch in dem höheren Alter ein noch jugendliches Aussehen giebt. Seit der Mitte des 15ten Jahrhunderts lebten die Birmanen in fast ununterbrochenen, mit abwechselndem Glück geführten, Kriegen mit den Peguanern, bis 1752 letztere Ava eroberten, den König gefangen nahmen und das ganze birmanische Reich sich unterwarfen. Aber schon ein Jahr darauf stellte sich ein Mann unberühmter Herkunft zwar, aber fühnen Heilengestes, Ulompra, an die Spitze der Unterdrückten, schlug im raschen Siegelaufe die Peguaner bis zur Vernichtung und vergruberte das Reich, zu dessen Beherrscher er sich nun aufwarf, durch bedeutende Eroberungen. Seine Nachfolger rieben ein großes chinesisches Heer, das in ihr Land eingefallen war, nach einer schrecklichen Niederlage völlig auf, so daß noch heute die Chinesen den größten Respect vor

den birmanischen Wässen haben; eroberten Pegu und die jetzt an England abgetretenen Provinzen Arakan und Tenasserim, und vertauschten, da List und Verschlagenheit unter ihrem Volke für eine der herrlichsten Tugenden gilt, den früher geführten Titel: Herr des weisen Elefanten auch Herr der 24 weisen Sonnenschirme, indem außer ihnen Niemand einen weißen Schirm tragen darf, im Jahr 1800 mit dem Titel Boa, den sie von der bekannten Boa constrictor, der Riesen-, auch Königs- u. d. Abgottschlange, unter allen Schlangenarten die grösste und schönste, entlehnen. Ihre Residenz ist abwechselnd Ava und Amarapura.

Die Religion der Birmanen ist der Buddhismus, eine urale Religion, die auf Ceylon, in ganz Hinter-Indien, Tibet, China u. s. w. vorherrschend ist, von welcher einige sogar die Civilisation der Griechen herleiten, ja Spuren derselben in den Mythen des Nordens finden wollen. Die heiligen Bücher der Buddhisten, die zuverlässigsten Quellen der Kenntniß ihrer Glaubenslehren und Uebungweise, sind den Europäern noch wenig bekannt. Buddha, bei den Birmanen Gautama genannt, wird als ein Sohn des Mondes und als ein schweigender beschaulicher Weiser dargestellt. In allen Tempeln der Buddhisten findet man Stein gewöhnlich 24 Fuß langes marmornes Bildnis in schreitender Stellung mit widernatürlich verschiedenartigen Beinen, die rechte Hand im Schooße ruhend, die linke herabhängend, welche Stellung zur Erweckung heiliger Beterungen und Abstraktionen besonders geschickt sein soll. Auch seine Fußstapse, die man an mehreren Orten Ostindiens, namentlich auf dem Gipfel des Adamspils der Insel Ceylon zu finden glaubt, und nicht weniger als 3 Fuß Länge und die verhältnismäßige Breite haben, werden göttlich rechtfertigt. Verschieden von diesem, und doch vielfach in seine Geschichte verwickelt, ist ein anderer Buddha, wahrscheinlich ein Reformer der Religion des Brahma (s. S. 57), welcher als die zweite große Verdipierung des

Wischnu (s. S. 52), in der indischen Mythologie vorkommt. Die nahe Verwandtschaft des Buddhismus und Bramanismus ist übrigens seinem Zweifel unterworfen, nur der letztere ohnfehlbar älter. Buddha war, ehe er Menschengestalt annahm, ein Gott. Auf dringendes Bitten der andern Götter stieg er zur Erde hernieder und lebte auf ihr, ein Muster der edelsten Selbstverläugnung, ein Vorbild der erhabensten Tugenden, ein Lehrer der heiligsten Wahrheiten, 82 Jahr. Von seinem Todestage datirt sich die Zeitrechnung der Buddhisten, welche 542 Jahr vor Chr. anfängt und gegenwärtig 2373 Jahre zählt. Außer dem Buddha verehren seine Bekänner noch mehrere Untergottheiten und selbst die Sonne und den Mond; immer aber steht über diesen allen ein einziges höchstes Wesen, das die Welt regiert und jene gleichsam nur als G. hält, als Mitregenten angenommen hat. — Gott ist nicht Welschdopfer; die Welt war von Ewigkeit her und wird nie ein Ende nehmen, wohl aber ist sie in einem steten Wechsel von Erstdührung und Wiedererzeugung begriffen; sie zerstört sich selbst und erzeugt sich von neuem aus den Trümmern ihrer fehlerhaften Gestalt. — Die Gottheit ist ein rein geistiges Wesen, im Zustande der höchsten Vollkommenheit und Glückseligkeit, das die Welt liebt und von jeher sich derselben herzlich angenommen hat. Die Seelenwanderung ist allgemeiner Grundzug dieser Religion, doch weicht die Metemphose, die sie lehrt, von derjenigen, welche von andern Völkern angenommen wird, darin bedeutend ab, daß nach ihr nicht die Seele aus einem Körper in den andern übergeht, sondern daß mit dem Tode jedes beständigen Wesens Seele und Leib zugleich stirbe und nun aus den Materialien beider ein neues Wesen entsteht, das entweder ein Thier oder ein Mensch, oder ein Nat. d. h. Geist, oder ein Ruka, d. h. vollkommner Geist, wird. Diesem Wechsel sind alle Wesen so lange unterworfen, bis sie nach ihrer vollkommenen Erstreuung in den Zustand des Nirvana übergehen, der in einer Vernichtung aller sinnlichen Arten von Dasein besteht, in welchem der Reiz der Organs und des sinnlichen Bewußtseins

aufhört und die seligen Wesen von allen Veränderungen, von allem Elend, von Krankheit, Alter und Tod befreit sind. — Die vollkommenen Geister nehmen Theil an dem Verhalten der Menschen, schicken ihre Diener auf die Erde, zu schen, ob die Menschen ihre Pflichten erfüllen oder die Gebote der Religion überstreiten, freuen sich über gute, trauen aber böse Handlungen derselben, und rufen, wenn sie von den letzteren hören: „Elende Menschen und Thoren! Um euch für ein kurzes Leben zu erschöpfen, um einen vier Urme langen Körper, einen spannengroßen Magen zu fügeln, häuft ihr Sünden auf euch, die euch künftig elend machen werden.“ Die Moral der Buddhas empfiehlt sich durch Einfachheit und Weise. Einheit der Gesinnung, Weisheit, Gerechtigkeit und Güte sind die Grundzüge ihrer Sittenlehre, die Buddha selbst in 10 Geboten ihnen bekannt mache und unter 3 Haupttributien: Gedanken, Worte und Werke brachte. Gegen den Glauben und die Anbetungsweise Andersdenkender ist man höchst tolerant. In den Städten hört man oft zu gleicher Zeit in derselben Straße die feierliche Stimme des Muezzim, der die Moslemen zum Gebet ruft, und die Glocken der christlichen Kapellen. — Wohlthätigkeit ist eine der ersten Religionspflichten; der armste spart von seiner täglichen Nahrung, um Almosen austheilen zu können, an welche selbst die Kranken und Schwachen feindslicher Nationen Anspruch machen können. — Der Cultus ist einfach und beschränkt sich zum großen Theil auf gewisse Gebete, die des Tages 3 Mal, Früh, Mittags und Abends, gehalten werden. Die Mittwoch e und der Sonnabend sind zur öffentlichen Feier in den Tempeln bestimmt; doch hat man überdies noch viele andere Festtage, sowohl der Verehrung des Buddha als auch der Untergottheiten und der Sonne und dem Monde gewidmet. — Ehe man die Tempel betritt, muß man sich in einem dazu gehörigen heiligen Teiche in einem dazu gehörigen heiligen Teiche mit Blumen schmücken, auch Morgens und Abends Musik vor derselben machen. Ihre

ster zerfällt in zwei Hauptklassen, in die der Phongs oder Nahaan's, auf Ceylon, auch Tirinaxo's genannt, die eigentlichen Ondenspriester, und der Talapoin's<sup>\*)</sup>), auch Tong's geheißen, die zum Theil als Mönche in gemeinschaftlichen Gebäuden, wie die Nahaan's, zum Theil als Einsiedler leben. Diese Klostter, Kium's, sind in allen Städten, oft auch in schattigen Hainen errichtet, und werden zugleich als Schulen für die Knaben gebraucht, in denen sie ohne Unterschied des Standes von den Priestern im Lesen, Schreiben und Religion unterrichtet werden. Ehemal gab es auch Nonnen; ihre Klostter sind aber in neuer Zeit aufgehoben worden. Die Priester der ersten Klasse werden sämtlich vom König aus dem Adel des Landes gewählt und für ihren Stand in den Kium's sorgfältig gebildet. Ihre Person ist heilig und der weltlichen Gerichtsbarkeit nicht unterworfen; jede bürgerliche Beschäftigung bleibt ihnen fremd; sie kaufen und verkaufen nie und nehmen kein Geld; bei allen Kriegen und Empörungen, deren Schauspiel Uva und Pegu waren, nahmen sie nie an den Unruhen Theil, und erhielten sich durch dieses weise Verhalten die Achtung und den Schutz der Sieger. Ein Priester, der die Gläubigen zu den Waffen ruft, ist in den Augen der Birmanen ein Ungeheuer. Von jeder Art der Abgaben ist der Priesterstand frei und lebt von den seinem Orden gehörigen Gütern und den reichen Geschenken der Laien. Das von den Priestern gewählte geistliche Oberhaupt entscheidet in allen Religionsstreitigkeiten und genießt, wie der ganze Stand, eine große Achtung, indem allen Gliedern desselben königliche Ehrenbezeugungen erwiesen werden. Die Pflichten derselben bestehen darin: öffentliche Gebete und Lehrvorträge zu halten, die Tempel zu reinigen und die Lampen vor demilde Buddhas immer brennend zu erhalten. Alle Menschen müssen sie ferner die Bildsäule des Gottes mit Blumen schmücken, auch Morgens und Abends Musik vor derselben machen. Ihre

<sup>\*)</sup> Von ihnen hat eine kleine niedliche ostindische Meerlage, Cercopithecus oder Simia Talapoina, die meist graulich oder gelblich-schwarz, unten gelblich weiß, an Armen und Händen aber schwarz ist, wegen ihrer gelben Farbe und kleinen Bartchen, ihren Namen.

Kleidung besteht in einem gelben weiten Gewande, das in der Regel über die Schulter zurückgeschlagen wird und die rechte Brust- und Schulter unbedeckt läßt (s. Taf. X.). Buddha selbst wird in einem solchen Kleide abgebildet. Den gewöhnlich glatt geschnorren Kopf bedecken sie auch dann nicht, wenn sie mit einem Geißel in der Hand (s. Taf. X.) die Straßen durchziehen, um Almosen einzusammeln, wohl aber bedienen sie sich dann eines in Form eines runden Blattes, an einem oben gekräumten und in einen Vogel- oder Schlangenkopf endigenden Stab befestigten Sonnenschirms (s. Taf. X.). So lange sie dem Orden angehören, müssen sie überaus mäßig und nicht nur im ehelosen Stande, sondern in volliger Abgeschiedenheit von dem weiblichen Geschlechte leben. Fleisch dürfen sie nicht essen, sondern nur Eier und Vegetabilien genießen. Jeden Augenblick können sie aus dem Kloster in die Welt zurücktreten, ohne deswegen an der Achtung ihrer Glaubensgenossen zu verlieren. Ausschweifungen werden durch schlimpfisches Ausstoßen aus dem Orden bestraft; man sieht den Verbrecher, dem man zuvor das Gesicht weiß und schwarz bemalte, auf einen Esel und führt ihn unter Trommelschlag durch die Straßen aus der Stadt; doch nur selten sieht man sich gendigt; diese entehrende Strafe anzuwenden. — Die Einweihung eines Knaben zum Priesterstande gehört zu den feierlichsten Handlungen; die Eltern sparen dann nichts und bereiten reiche Geschenke an Kleidern, Reis, eingeschlagenen Früchten, Matrassen und anderem Hausrath. Der Noviz, oft erst 8, nie über 12 Jahr alt, reitet in dem bestimmten Tage auf einem gepfuhlen, von zwei Knechten geführten Pferde durch die Straßen, und ist wie die Rahaan's, die ihn umgeben, gelb gekleidet; ein Musstchor eröffnet den Zug, den die männlichen und weiblichen Verwandten, die Geschenke für die Priester tragend, schließen. Drei Mal muß ein solcher Zug, jedesmal mit neuen Geschenken, wiederholt werden, und nun wird der Knabe, obwohl er erst mit dem 25. Jahre die volle Würde und alle Rechte eines Priesters erlangt, in den Kium angenommen. In den, gewöhnlich

unansehnlichen, Tempeln der Untergottheiten versieht eine wenig geachtete Klasse von Priestern, die Koppuh's, den Dienst; in noch geringerer Achtung stehen die Taddesen, Bettelmönche, Landstreicher, Quacksalber, deren vorzüglichstes Geschäft in Geisterbeschwörungen besteht, wodurch sie auch meistens ihren Unterhalt verdienen.

Bei Erbauung ihrer Tempel, Prav's und Kibster, Kium's, dergleichen viele von reichen und andächtigen Privatpersonen errichtet werden, machen die Birmanen einen oft an die unsinnigste Verschwendug grenzenden Aufwand. Wir gedenken hier nur des Tempels des Scho-Madu, des goldenen Gottes, in Pegu (s. Taf. XIX.). Dieses außerordentliche Gebäude, das zu den grössten und merkwürdigsten ganz Asiens gehört, steht auf zwei, 30 Fuß über der Erde erhabenen Terrassen, die man auf steinernen Stufen ersteigt. Fünf Fuß über der Erde stehen auf beiden Seiten die Wohnungen der Priester. Der Tempel des Scho-Madu selbst ist eine massive Pyramide von Backsteinen und Mörtel, ohne Höhlung oder Definition irgend einer Art; an der Basis achtseckig und nach oben zu gewunden; jede Seite der Basis ist 162 Fuß lang. Diese große Breite nimmt schnell ab, so daß das Gebäude das Aussehen einer Trompete bekommt. Ein 6 Fuß hoher Rand umgibt die Basis der Pyramide, und auf diesem stehen 57 kleine Thürmen rund um den Tempel herum; alle sind massiv, 27 Fuß hoch und 40 Fuß unten im Umkreise. Dicht darüber steht ein zweiter Rand, welcher 53 ähnliche, an der Spitze gleich den ersten mit Flaggen verschene Regel enthält. Eine Menge Sierathen umgeben das Gebäude und das Ganze krönt ein 56 Fuß im Umfange haltender ganz vergolderter, mit starken Ketten an die Spitze befestigter Ti oder durchbrochener eiserner Aufsatz, der auf jedem heiligen Gebäude der Birmanen sich befindet und stets mit grosser Feierlichkeit aufgesteckt wird; über demselben ist ein vergolderter Weiterhahn befestigt. Die ganze Höhe des Tempels beträgt von der Grundfläche an 361 Fuß. — Im südwestli-

hen Winkel der oberen Terrasse befinden sich zwei schöne Kium's, zwar nur von Holz, aber schön ausgeschnitten, vergoldet und lackiert. In der Mitte der Ostseite stehen unter einem vergoldeten Sonnenschirm zwei menschliche Gestalten; die eine stehende Figur ist ein Mann mit einem Buche und einer Schreibfeder in der Hand, und heißt Chasami, der Aufzeichner der menschlichen Tugenden und Laster; die andere ist ein knieendes Weib, Masumdra genannt, die Beschützerin der Welt. — Eine lange hölzerne Hütte in der Nähe des Tempels dient, zum Aufenthalt der Pilger. Jeder Unterkommende geht zuerst an die Nordseite, wo 3 große Glocken hängen, und schlägt mit einem Hirschhorn wechselseitweise an die Glocken und auf die Erde, um den Gaudma von seiner Ankunft zu benachrichtigen. Um Fuße des Tempels, dessen Alter auf 2.300 Jahr angegeben wird, sind niedrige Wände angebracht, auf welche der Betende seine Gedanken legt: Reis, Zuckerwerk, Kokosnüsse u. dergl. Einen andern Tempel, der eben erst zu Ammerapura gebaut wurde, beschreibt ein neuer Reisender folgendermaßen: „Als wir zu den Stufen der ersten Terrasse des Hügels, auf welchem er errichtet ist, gekommen waren, bat man uns die Schuhe auszuziehen; unsere Kopfbedeckung aber durften wir behalten. Unmittelbar auf der Basis der ersten Terrasse befanden sich zu beiden Seiten der Treppe zwei riesenhäufige Bildsäulen von Löwen oder vielmehr Sphingen in liegender Stellung [Die Figur eines stehenden Löwen bemerkten wir auch an dem Fuße der Treppe zum Tempel des Cho-Madu-Taf. XIX.]. Sie waren von Ziegelsteinen und standen auf eben solchen Fußgestellen; die Höhe der Figuren betrug 95 Fuß. Rumpf und Glieder waren nach der Art der birmanischen Bildhauer ziemlich gut gearbeitet und hatten erstaunliche Verhältnisse; Augen und Zähne waren von Alabaster; der Augapfel hatte 13 Fuß im Umfange. Über der ersten Terrasse erhoben sich stufenweise; in gleichen Entfernungen noch 6 andre, und erst auf der Oberfläche der letztern stand der Pram selbst, dessen Oberfläche die achte Terrasse bildete. Nähe dabei befand sich ein kleines Schauspielhaus

aus Bambus und Schilf, warin sich bei festlichen Gelegenheiten Tänzer, Musizir u. dergl. der königlichen Familie produziren.“

Usien ist das gelobte Land der Despoten, daher lässt sich auch in dem von den Birmanen bewohnten Uva nur eine desp�tische Verfassung erwarten. Der Thron geht auf denjenigen Sohn des Boa über, welcher dieser zu seinem Nachfolger bestimmt. Gewöhnlich aber suchen sich die andern Söhne, mittelst eines Anhanges unter den Truppen, ebenfalls empor zu schwingen, so dass der Tod eines Boa oft die blutigsten Austritte veranlasst. Von den zwei rechtwährenden Gemahlinnen des lebtern gilt nur eine für die vornehmste; außer ihnen hat er auch noch eine Menge Nebenweiber. — Der Hofstaat ist zwar sehr glänzend, aber mit genauer Pünktlichkeit eingerichtet, denn jeder Theil des selben hat seine bestimmten Geschäfte. Unter den vornehmsten Hofbeamten findet man einen Aufseher der Elephanzen, die zu allen Pracht aufzügen und Feierlichkeiten gehörten, einen königlichen Wassenträger u. s. w. Erbliche Würden giebt es nicht, wie diese denn im ganzen Morgenlande unbekannt sind. Der zahlreiche Adel hat zwar Vorteile vor dem übrigen Volke, vor dem Boa aber gilt er nicht mehr als der geringste Unterthan. Alles was die Person des Königs angeht, wird mit dem Worte Scho, d. i. Gold, bezeichnet. So heissen die Elephanzen, die Ziegenböcke, die Boote u. s. w. des Boa die goldenen, und will man z. B. sagen: der König hat es gehabt, so spricht man: es hat das goldne Ohr erreicht; er ist beim König gewesen: er kommt von den goldenen Füßen! —

Die vier Staatsminister heißen Wung's von dem Worte Wun, eine kost, um die Bürde und Belästigung ihres wichtigen Amtes anzudeuten; sie bilden den Stadtrath, welcher sich täglich von 12 bis 4 Uhr versammelt. An ihn schicken sowohl die Statthalter in den Provinzen, die Maiwun's, die oft Prinzen sind, und dann die Einkünfte ihrer Provinzen ziehen, auch den Titel von ihr führen,

als auch die vier Präfектen der Hauptstadt, die mit ihren Gutachten begleiteten Gerichtssachen. Das Resultat wird durch den Staatsrath an den Boa berichtet, der bei Criminalprozessen das Recht der Begnadigung ausübt. Außerdem hat der König noch vier Minister des Innern, Atow an's, Geheimräthe, die die eigentlichen Rathgeber desselben sind und zu jeder Zeit freien Zutritt bei ihm haben, ein Vorrecht, das selbst der Kee-Wung oder erste Minister nicht genießt. Vier Ceremonienmeister führen vornehme Fremde beim König ein und überbringen die Beschlüsse oder Berichte des Staatsrates dem Boa. Neun Sandazain empfangen, wie einst in Frankreich die Requememeister, alle Bittschriften und andere offizielle Eingaben und lesen sie mit lauter Stimme im Conseil vor. — Zu den Behesten der Partheien sind bei den Gerichten besondere Sachwalter angestellt; beim Staatsrath gibt es deren 8, die Processe führen dürfen. — In den Provinzen wird die Justiz durch den Maiwan, den Reowan oder Stadtcommandanten und zwei andere Magistratspersonen, verwaltet. Jeder der drei letzgenannten hat sein eigenes Departement, und entscheidet in weniger bedeutenden Fällen allein; bei wichtigen Angelegenheiten aber treten diese drei zusammen, vernehmen die Partheien, verhören die Zeugen und fällen ihr Urtheil. Alles wird protocollirt und zur Bestätigung an den Maiwan geschickt, und von diesem findet nur dann eine Appellation an den Staatsrath und Boa statt, wenn der Beklagte ein öffentliches Amt bekleidete. In diesem Falle werden die Acten in die Residenz geschickt. — Die Gesetze sind sehr bestimmt und klar; sieht z. B.emand zum ersten Mal, so brennt man ihm mit Schießpulver einen runden Fleck auf die Wangen; das zweite Mal haut man ihm einen Arm, das dritte Mal den Kopf ab, wobei der Verbrecher aufrecht steht. In schwierigen Fällen entscheidet wohl ein Gottesgericht. Wer Land kamen, wie denn das Schießpulver in

z. B. am längsten unter dem Wasser aushalten kann, ist unschuldig. —

Die Einkünfte des Monarchen bestehen im Zehnten alles Landertrages und der eingeführten Waren und dem Gewinn, welchen der Außenhandel mit Tiholz<sup>1)</sup>, Edelsteinen und Steinöl, das in seinem Gebiete aus mehr als 500 Brunnen wie Wasser geschildert und zum großen Theil als Brennmaterial und Schiffsscheer benutzt wird, abwirft.

Das birmanische Militär wird durch eine Art von Konscription rekrutiert. Jeder Erwachsene, ohne Unterschied des Standes und Alters, ist heerpflichtig; außer der Garde des Boa aber und den Polizeisoldaten hat Birma in Friedenezeiten kein stehendes Heer. Soll eine Armee ins Feld rücken, so ergibt vom König ein Befehl an die Maiwans, an einem bestimmten Tage mit ihrem Kontingente auf dem angewiesenen Sammelplatz zu erscheinen. Die Truppenstellung richtet sich nach der Besiedlung der Provinz und nach der Zahl der genau verzeichneten Häuser, deren je drei oder vier einen Mann stellen, oder 300 Takals (ein Takal = 18 Gr.) zählen. Vom Boa erhält das Militär nur Waffen und Lebensmittel, aber keinen Sold. Weib und Kind des Soldaten werden als Geiseln betrachtet, in ihrem Wohnorte sorgfältig beschützt und ohne Erbarmen ermordet, wenn er die Reichsfahne, Henja, treulos oder feig verläßt. — Uniformen hat in der Regel nur die Fuß- und Reitergarde des Boa (s. Taf. XVII.). Vorzüglich gut exercirt ist die letztere, die hauptsächlich aus Einwohnern der Provinz Kassei besteht. Fußvolk und Reiterei ist mit Schwertern, Flinten, Schilden und Lanzen, oft von 7 bis 8 Fuß Länge, bewaffnet. Das grobe Geschütz kannten die Birmanen, ehe noch Europäer in ihnen entscheidet wohl ein Gottesgericht. Wer Land kamen, wie denn das Schießpulver in

<sup>1)</sup> Das Tiholz kommt von dem Elsbaume, *Tectonia grandis*, der am häufigsten und schönsten in Hinter-Indien gefunden wird. Besonders wichtig ist er für den Schiffsbau, da sein Holz so hart als elches, aber bei weitem bleissamer, im Wasser fast unverwüstlich ist und dem Schiffswurm eben so wohl widersteht als der Feuchtigkeit.

Usten früher als in Europa entdeckt worden ist, wußten es mit ziemlichem Geschick, woron auch der mit Kanonen versehene Warbaum (Taf. XIX.) zeugt, zu benutzen; das kleine Schießgewehr aber wurde ihnen erst durch die Europäer bekannt. — Wichtiger als die Landsmacht der Birmanen ist ihre Marine, obgleich sie nur auf Booten besteht. Jede Ortschaft am Ufer des großen Flüsse, besonders des Irrawaddy<sup>\*)</sup>, muß eine Anzahl solcher Kriegsboote stellen und aufrüsten, und der Boa kann auf diese Art ohne große Kosten und Zeiterlust über 500 zusammenbringen. Sie bestehen aus einem ganzen Volkstamme, der durch Neuer oder die Art ausgeholt wird; die gebrauchten sind 80 bis 100 Fuß lang, aber nur 8 Fuß breit. Das Vordertheil ist oben ganz flach und mit einer sechs bis zwölfspündigen Kanone versehen, am Hintertheile sind häufig Drehbassen, kleine Kanonen, die bis 3 Pfd. schießen, mit den Zapfen auf Schwanenhälften ruhen und jede horizontale Richtung annehmen können, indem sich ihr Fuß auf einem Zapfen in einer Pfanne um seine Axe dreht, angebracht. Außer 20 bis 30 Mann Soldaten befinden sich auf jedem solchen Boote 40 bis 60 bewaffnete Ruderer, welche dasselbe mit so großer Schnelligkeit in Bewegung setzen, daß es auch im letzten Kriege, mit Ausnahme der Dampfboote, den britischen Kriegsbooten nie gelang, ein birmanisches einzuholen. Der Angriff ist ungestüm; mit Schnelligkeit dringen die Birmanen vor, indem sie einen kriegerischen Gesang anstimmen, der sie selbst begeistern, den Feind in Verwirrung legen und die Ruderer im Tact erhalten soll. Sie suchen gern zu entern und dann entsteht ein furchterliches Gesicht, denn an Muth, Stärke und Gelentigkeit fehlt es den Kämpfenden nicht. Da die Schaluppen nicht hoch über dem Wasser stehen, so laufen allerdings die

kleinen Boote die größte Gefahr, von den großen in den Grund gehoben zu werden; allein mit bewundernswürther Leichtigkeit und Sicherheit weiß der aufmerksame und geschickte Steuermann durch schnelle Wendungen dieser Gefahr auszuweichen. Die Ruderer sind auch darauf eingearbeitet, rückwärts zu rudern und die Schaluppe mit dem Hintertheil vorwärts zu bewegen, was den großen Vortheil bringt, daß auf dem Rückzuge noch die Artillerie stets gegen den nachsegenden Feind gerichtet bleibt. —

Was der Charakter, die Sitten und Gebräuche der Birmanen betrifft, so unterscheiden sie sich von den Hindus und Chinesen, zwischen welchen sie in der Mitte liegen, wesentlich, obgleich sie von beiden Völkern einige Gebräuche und Einrichtungen angenommen haben müssen. Mit der Wuth einer roher Leidenschaftlichkeit und dem Muthe tapferer Krieger verbinden sie eine Sanftmuth des Vergangs, ein gutherziges, unversteltes, fröhliches Wesen, wie selches nur bei den civilisirtesten Völkern anzutreffen werden kann. Die alten heiligen Schriften und Überlieferungen der Birmanen haben stets einen fond von Moralität unter ihnen erhalten, welcher, vereint mit dem politischen Schicksal, das sie in unaufhörliche Kriege verwickelt, dieses Gemisch von Barbarei und Humanität zu ihrer herrschenden Gemüthsart gemacht haben mag. Dasselbe Volk, welches das Alter ehrt, und Mangel an kindlicher Ehrfurcht gar nicht zu kennen scheint; dasselbe Volk, das lieblich sich der Leidenden und Armen erbarmt, das dem weiblichen Geschlechte mit einer Achtung begegnet, die in jenen Generationen beispiellos ist und Eunuchen und Hasen's nicht unter sich duldet; dasselbe Volk, das den Fremden gastfreudlich entgegenkommt und die Bekennner jeder Religion für wahrhaft segne-

<sup>\*)</sup> Das Wasser dieses Flusses, der vom Juni bis August das ganze benachbarte Land überschwemmt, hat die merkwürdige Eigenschaft, andere Adrever, namentlich Holz, zu versintern. So erzählt ein britischer Offizier, der den letzten Feldzug wider die Birmanen 1825 mitmachte, Folgendes: Die Schanzkäbler hatten Befehl, ein Haus an dem Ufer des Irrawaddy niedriger zu ziehen. Indem sie die massiven Pfeiler von Eisholz umhauen wollten, fanden sie, daß die Stäbe ihrer Arme alle umgebogen wurden. Bei genauerer Untersuchung zeigte es sich, daß sich die Pfeiler ganz in Stein verwandelt hatten, ungeachtet das Haus erst seit 10 Jahren gebaut war, und die Pfeiler nur 3 Monate jährlich, während der Überschwemmungen, im Wasser gestanden hatten.

me und gute Menschen halten kann und darf: dasselbe Volk übt in seinen Kriegen die unmenschlichsten Grausamkeiten, wirst beim Neubau eines Tempels die ersten vorübergehenden Menschen schonungslos ins Fundament, aus keiner andern denkbaren Ursache, als um der Gottheit ein Opfer zu bringen, sprach die weiblichen Verbündeten eines insolventen Schuldnern dem Gläubiger als einen Ersatz zu, den er nach Willkür behandelnd und verhandeln kann, und übergibt seine kranken Töchter dem Arzte unter der schändlichen Bedingung, sie nach vollbrachter Heilung als sein Eigentum zu behalten, im Fall des Todes aber den Eltern eine Geldentschädigung zu leisten!

Die gewöhnlichsten Mahlungsmitte der Birmanen sind Reis und Fische, letztere genießt der gemeine Mann auch dann noch, wenn sie schon halb verfault sind. Außerdem ist man auch Wildpret, Geflügel, im Nothfall selbst Eidechsen, Schlangen u. s. w. Haustiere zu schlachten verbietet die Religion. Die Speisen werden, wegen Feuergefahr, nicht im Hause, sondern in der Nähe desselben auf einem freien Platze zubereitet und in irreden, bei Reichen in goldenen, silbernen und gläsernen Gefäßen aufgetragen. Gewöhnlich trinkt man Wasser; auf den Tafeln der Vornehmen erscheint auch Tee. Männer und Frauen sehen sich ohne Bedenken mit Europäern zu Tische und essen von allen Speisen derselben. Kuhmilch geniekt man nicht, weil man, um den Kälbern nicht zu schaden, keine Kuh melkt, dafür ist aber auch das birmanische Kindvieh bei weitem grösster und stärker als das vorderindische. Besteck aue ist sehr gewöhnlich; vom Cigarrer zu rauen sind beide Geschlechter außerordentlich Liebhaber; selbst kleine Kinder rauchen schon, und ein britischer Offizier sah, im letzten Birmanenkriege, einen zwöljährigen Knaben, welcher von seiner Mutter noch geldigt wurde, und nachdem er die Brust hatte fahren lassen, sogleich eine brennende Cigare in den Mund stecken.

Die Wohnungen der Birmanen sind sehr einfach. Wie anderwärts in Südasien, wo das Land Ueberschwemmungen und dem An-

griffe wilder Raubthiere ausgegesetzt ist, stehen die Häuser oder Hütten des gemeinen Mannes auf in die Erde getriebenen Pfosten, auf welchen, in der Höhe von einigen Fuß der aus Bambus geslochene Fußboden liegt. Die Wände bestehen gleichfalls aus Bambusgesteckte und das Dach aus Palmenblättern und langem Gras, welches in der trocknen Jahreszeit, um Feuergefahr zu verhüten, durch Matten ersetzt wird. Wegen dieser Bauart muß man auf Leitern, die man nach sich ziehen kann, in seine Wohnung steigen. Nur die Häuser vornehmer Personen, namentlich der Priester und der hohen Staatsbeamten, dürfen, nach den ausdrücklichen Anordnungen der Regierung, dauerhafter gebaut und mit Ziegeln gedeckt werden; Gebäude aber von vier bis sechs Stockwerken, die in Vorder-Indien nichts Seltenes sind, vermischt man durchaus, keins ist mehr als ein Stock hoch. Selbst der Kaiserliche Palast zu Ava ist nur von Holz, aber von Innen und Außen ganz übergoldet, und mit vielen Dächern, die sich eins über dem andern wölben und zuletzt in einen Thurm auslaufen, auf welchem ein Regen- oder Sonnenschirm steht, verschön. Die Städte haben ziemlich breite und gerade, mit Ziegeln gepflasterte Straßen, auch wohl Kanäle zur Ablösung des Wassers und Unrathe. Von Außen sind nicht nur grdhete Dirschäften, sondern oft auch einzelne Häuser mit Paliäaden umgeben und die Hauptstraßen haben ihre Thore in einem Pfahlwerke. —

Die Kleidung der vornehmen Birmanen besteht aus einem langen, bis auf die Füße herabhängenden, in der Mitte durch einen bunten mit Goldstrangen belegten Shawl, zusammengeschalteten Oberkleide von Atlas oder Sammet, mit offenem Kragen und langen Ärmeln (Taf. XVII.). Ueber dasselbe werfen sie einen leichten flatternden Talar oder Mantel, der nur die Schultern bedeckt; den Kopf zierte eine Mütze von Sammet oder goldgeschicktem seidenem Zeuge. Die Schuhe oder vielmehr Pantoffeln sind an den Spitzen in die Höhe gebogen (Taf. XVII. birmanischer Wundergl.). Der Adel, der verschiedene Rangstufen hat, ist an der Zahl der Ketten oder Schnüre kennt-

lich, die er trägt. Drei glatte gewöhnliche Ketten oder Schnüre gehörten für den untersten Grab, drei andere von feinem, neit zusammen geslotchenem Draht bezeichnen die zweite Stufe (s. Taf. XVII. vornehmer Birman), sodann folgen die Großen, welche 6, 9 und 12 Ketten (s. Taf. XVII. birmanischer Wungi) tragen. Eine gehöhere Anzahl ist keinem erlaubt; nur der König ist mit 24 Ketten behangen. Überdies erkennt man den Rang eines Mannes auch an seinem Sonnenschirm; (der König nur hat einen weißen mit breiten Fransen versehenen, die Prinzen einen vergoldeten ohne Fransen, die Wungis einen rothen, die Maiwans blaue, niedere Beamte schwarze, aber auf sehr langen Stöcken, und Leute ohne Rang schwarze, auf Stöcken von mäßiger Länge); an seinem Pferdegeschirr; an dem Mundstück der Tabakspfeife, das, je angesehener der Besitzer ist, auch desto mehr Glieder oder Ringe hat; am Dache seines Hauses; an seiner Bettelbüchse, Trintstale, Spucknappe, die nach Verhältniß des Ranges entweder von Gold, Silber oder Holz sind. Eine harte Strafe würde den treffen, der es wagen wollte, sich in eine höhere Klasse einzudrängen. — Wenn der Kee-Wungi oder erste Minister des Boa im vollen Staate erscheint, so trägt er einen bis auf die Knie herabreichenden, mit goldenen Tressen besetzten Waffenrock, eine weiße Schärpe schlingt sich um die Hüften, ein goldgestickter Palatin zierte Achseln und Brust, und den Kopf deckt ein vergoldeter Helm, auf welchem sich, wie auf den heiligen Gebäuden seines Volkes, an einer vergoldeten Spiege eine Flagge oder Fahne befindet (s. Taf. XVIII.). — Der gemeine Mann geht bis auf einen um die Hüften gewundenen Schurz und ein buntes, vorin in einen Knoten geschlungenes Tuch um den Kopf ganz nackt (Taf. XVII.); nur in der kälteren Jahreszeit trägt er eine warme Weste, und ist gewöhnlich mit einem breiten kurvigen Schwerte und einem kleinen runden Schild bewaffnet. — Die vornehmen Frauen scheiteln ihr Haar, binden es auf der Mitte des Kopfes in einem Knoten zusammen und umgeben es mit einem Bande, dessen Stickerei und andere Zier-

rathen ihren Rang bezeichnet. Über einem kurzen Hemde tragen sie eine weite Ärmeljacke und um die Hüften ein Stück Seidenzeug, das bis auf die Füße herab reicht und zweimal um den Leib geschlungen wird. Gehet sie aus, so wird noch ein langer seidner Shawl umgenommen, der kreuzweise die Brust bedeckt und dessen über die Schultern geworfene Enden umherschlattern. Hals und Arme sind mit Persienschnüren oder Ketten geschmückt; die rechte Hand führt einen Fächer von europäischer Form, während die Männer, wenn sie ausgehen, einen wie ein rundes Blatt gestalteten Sonnenschirm tragen, (s. Taf. XVII.). — Geringere Frauen tragen oft nichts als eine Art Kleid, das wenig mehr als ein großes Hemde ist. Es besteht aus einem viereckigen Stücke Zeug, das um den Leib gewickelt, an der Brust befestigt und an den Seiten aufgeschürzt wird, so daß sich beim Gehet ein Bein um das andere bis an das Knie entblößt. Über diesem Kleide trägt man in rauher Jahreszeit noch eine kurte Ärmelweste, die bis über die Hüften herabreicht, und schlägt nach Art der vornehmen Birmaninnen kreuzweise über die Brust ein leichtes Tuch (s. Taf. XVIII.). Frühzeitig schon gewöhnt man die Mädchen, die Arme so zu drehen, daß sie verrenkt scheinen; strecken sie nämlich den Arm aus, so buuge sich der Ellbogen einwärts und das Gelenk auswärts. Schwarze Augensieder und schwarze Zähne halten beide Geschlechter für eine große Schönheit, und beißen sie daher mit einer Waffe, die sie aus dem Saft der Myrobalanen, *Myrobalanus indica* oder *nigra*, einer pfauenähnlichen, herben, inwendig pechartigen Nuss, gewonnen wird. Die Männer lättuuren sich Arme und Schenkel auf die seltsamste Weise, indem die eingezwängten Figuren Tiger und andere reisende Thiere vorstellen. Der Schenkel eines jeden Birmanen sieht vom Knie bis zur Hüfte kohlschwarz, und diese Schwarze wird schon in der Kindheit mit einem Instrumente, das aus vielen scharfen, dicht nebeneinander befindlichen Spangen besteht, in den Schenkel eingerieben, bis er ganz mit Blut bedeckt, zuletzt noch mit einer Salbe, wo zu vorzüglich Galläpfel kommen, überzogen wird.

Diese Operation wirkt ein so starkes Fieber, daß, nach der Versicherung der Einwohner, gewöhnlich 2 Kinder von 5 daran sterben. Ein glaubwürdiger Reisender behauptet sogar, unter den Birmanen ein Weib geschenkt zu haben, bei der das Weisse im Auge tätuiert war! —

Die Ehe ist bei den Birmanen ein bloß bürgerlicher Vertrag, Religion und deren Diener haben gar nichts damit zu thun. Will ein Jungling sich verheirathen, so geht dessen Mutter oder nächst Verwandtin in die Wohnung des erwählten Mädchens und trägt den Altern derselben die Sache vor. Wird der Vorschlag angenommen, so verabredet man das Heirathsgeschenk, das gewöhnlich in Stoffen zu Kleidungsstücken, Ohrringen, Armbändern und andern Schmucke besteht, und am Morgen des Hochzeitstages übergeben wird. Bei dem Hochzeitmahl, das der Brautvater austrichtet, essen die Neuvverbundenen, zum Zeichen ihrer Vereinigung, aus einer Schüssel, reichen sich hierauf gegenseitig gefälzten Thee, und hiermit ist die Ehe geschlossen. Obgleich die Gesetze nur eine Frau als die rechtmäßige anerkennen, so haben doch die meisten wohlhabenden Männer mehrere Nebenweiber, welche aber die rechtmäßige Hausfrau bedienen, ihr, wenn sie ausgeht, ihre Bettelose, ihren Hächer u. s. w. nachtragen müssen, und, wenn der Gatte stirbt, ihre Sklavinnen bleiben, wosfern der Verstorbene sie nicht durch eine gerichtliche Urte für den Fall seines Todes freigesprochen hat; auch erhalten die Kinder derselben nur einen geringen Theil der väterlichen Verlässenschaft. Die Witwe ist Vormünderin ihrer Kinder bis zu deren Volljährigkeit, und verwaltet auch bis dahin das Vermögen derselben. Ueberhaupt genießen die Weiber, ein im Morgenlande sonst ungewöhnlicher Fall, hier große Freiheit; an Einsperrung und Bewachung derselben ist nicht zu denken. In Besorgung des Hauswesens sind sie dasdrüber auch sehr thätig; selbst die vornahmste ist immer im Hause beschäftigt, und alle zum Haushandel erforderliche Seiden- und Baumwollengezeuge werden theils unter ihrer Aufsicht von den Dienstboten, theils von ihnen selbst gefertigt.

Die Leichen der Vornehmen und Reichen, so wie der Priester, werden verbrannt, und die gesammelte Asche begraben. Die Armenen machen ein 3 Fuß tiefes Grab, legen den Leichnam, blos in eine Matte gewickelt, hinein und stampfen dann das verschüttete Grab mit den Füßen zusammen. Oft werden die Leichen der gemeinen Volksklassen auch in den nächsten besten Fluß geworfen. Personen von hohem Stande werden zuweilen einbalsamirt, wozu man sich vornehmlich des Honigs bedient, und sodann eine Zeit lang in einem Tempel oder einem andern heiligen Gebäude aufbewahrt. Weiß ist die Trauersfarbe.

Die Birmanen sind große Freunde einer heiteren Geselligkeit und lassen daher nicht leicht eine Veranlassung zu öffentlichen Vergnügungen vorübergehen. Die Grundlegung beim Neubau eines Tempels, die Einweihung desselben, das Ende des Jahres und der Anfang eines neuen werden mit Illuminationen, Feuerwerken, Schauspiel, Musik, Wettkämpfen und andern Spielen, zwar immer mit einem gewissen Unstände von Seiten selbst des gemeinen Volkes, aber doch mit lauter Freude, gefeiert. Die Schauspiele sind nach dem Zeugniß Symes, der eine Zeit lang als britischer Gesandter in Uva sich aufhielt, voll Sinn und Regelmäßigkeit, und werden von geschickten Schauspielern, am Tage und unter freiem Himmel, aufgeführt. Der Stoff der Stücke ist in der Regel aus der Mythologie des Volkes genommen. Feuerwerke dürfen bei keinem Feste fehlen, damit aber niemand dabei verletzt werde, brennt man dieselben am Tage ab. Besonders schön sind die Raketen; die Cylinder derselben sind acht Fuß lange hohle Bäume von zwei bis drei Fuß Umfang. Diese bindet man an beinahe zwanzig Fuß lange Baumwurzeln, und diese große Maschine, die von einer angemessenen Menge Pulver in Bewegung gesetzt wird, steigt dann, einen herrlichen Feuerstrom durch die Lüfte fühlend, zu einer außerordentlichen Höhe. Freilich würden solche ungeheure Raketenstöße beim Herunterfallen in der Nacht, wo man sich nicht vorsehen kann,

sehr leicht die Zuschauer tödtlich verlegen. Bei diesen Fests, wo sich die Abgeordneten aus den verschiedenen Provinzen einfinden, hat jede Provinz ihren eigenen Wagen mit Feuerwerk beladen, das an dem allgemeinen Versammlungsplatze abgebrannt wird, und es entsteht dadurch ein für diese Kunst sehr vortheilhafter Wettkampf um die Ehre, das beste Feuerwerk geliefert zu haben. — Auch in der Kunst der Illumination haben es die Birmanen weit gebracht; ihre nächtlichen Beleuchtungen sollen bisweilen wahrhaft feenhafte Schauspiele gewähren. Laternen von buntpapierigem, durchsichtigen Papier, auf Gerüsten von Bambusrohr hängend und in allerlei Figuren zusammengestellt, machen einen überraschenden, angenehmen Eindruck. Das fröhliche Volk, das in zahllosen Haufen durch die Gassen wandelt, macht die bunte Scene noch lebendiger. —

Das Schachspiel, welches bei den Birmanen Chedrien, König, Oberherr, genannt wird, steht besonders bei den Vornehmen in grossem Ansehen. Sie legen diesem Spiele, das bei ihnen noch verwickelter als bei uns zu sein scheint, ein hohes Alter bei, auch kommt es schon in ihren heiligen Schriften vor, welche dasselbe erlauben, während sie alle Arten Glücksspiele verbieten. Ihr Schachbret hat wie das untrige 64 Felder, aber Name, Stellung und Gang der Steine, deren Zahl der unsern gleich kommt, sind von unserem Spiele ganz verschieden. Der König und sein Wungi reiten auf Elefanten und werden von zwei Kastellen, zwei Rittern, zwei Befehlshabern zu Fuß und acht Soldaten vertheidigt. Keiner ihrer Steine hat den Gang unserer Königin. Jede Partei ist in drei Reihen gestellt, so daß acht Felder an den Seiten offen bleiben.

Am letzten Tage des Jahres, der auf den 12ten April fällt, begießen Männer und Weiber, um alle Flecken des alten Jahres abzuwaschen, sich gegenseitig neckend mit Wasser; muß der Gegner triftend das Feld räumen, so ist die Freude um so größer; doch reicht schon die Erklärung, an diesem Vergnügen nicht Theil

Musik wird von den Birmanen sehr geschätzt und die Sprache der Sdter genannt. Die Zahl ihrer musikalischen Instrumente, die sie zu einem harmonischen Ganzen zu stimmen verstehen, ist sehr manigfaltig. Selbst der gemeinste Ruderknecht sucht sich ein Instrument anzuschaffen, und der Vermöste kann wenigstens nicht ohne Maultrommel leben, durch deren Töne er sich an lühlen Abenden, nach beendigter schwerer Arbeit, erheitert. Der Tanz wird nur von besondern Tänzerinnen aufgeführt, soll aber überaus anmuthig sein. Aus dem hohen Alterthume des birmanischen Volkes und der Ausbildung, welche das gesellschaftliche Leben bei ihnen erhalten hat, läkt sich schon im Voraus schließen, daß sie auch in wissenschaftlicher Hinsicht auf einer verhältnismäßig hohen Stufe stehen müssen; und in der That zeigt das, was die Reisenden bei ihnen beobachtet haben, daß man die eigentlichen Birmanen, so wie auch die Peguaner, mit den Hindus auf gleiche Höhe stellen kann. Die Geschichtsbücher der Birmanen reichen bis zum Jahr 543 vor Christo hinauf. Das älteste Gesetzbuch wird, wie bei den Hindus, dem Menu (s. S. 45.) zugeschrieben; am Schlusse desselben heißt es unter Andern: „ein weiser Fürst ist seinem Volke eben so theuer, als der Arzt dem Kranken, das Licht denen, die in der Finsterniß sitzen, das wieder erlangte Licht dem Blindgewesenen, als der Mond in der Mitternacht und dem Kinde die Milch der Mutter!“ Sie sind reich an medizinischen Schriften, kennen das Quecksilber als Mittel bei der Pestheilung und haben von den Europäern die Blattternimpfung gelernt. Da ihre Religion ihnen die Astrologie, die schon oft die Führerin zu reinen Himmelslunde gewesen ist, verbietet, so ist vielleicht gerade deswegen die Astronomie von ihnen vernachlässigt worden. Noch zeigen sie keine Kalender machen, sondern überlassen dieses Geschäft den eingewanderten Brahminen, welche als Astrologen, wie einst die Chaldaäer von den Persern, von den birmanischen

Reichen und Vornehmern in den Häusern gehalten und ansehnlich besoldet werden. Die Regierung soll sich ihrer bisweilen bedienen, um das Volk für gewisse Maßregeln und für den glücklichen Erfolg derselben günstig zu stimmen. Die Zeitrechnung der Birmanen geschieht nach Mondenjahren, mit Monaten, die abwechselnd 29 und 30 Tage haben. Von Zeit zu Zeit wird zur Ausgleichung mit dem Sonnenjahr ein Monat eingeschaltet. Die Monate werden bis zum Vollmonde 1, 2, 3 u. s. w. und von da wieder zurück, 14, 13, 12 u. s. w. bis zum Neumonde gezählt. Der Tag fängt Mittags an, und wird in 4 Zeiten eingeteilt. Im Allgemeinen ist die Beschäftigung mit den Wissenschaften den Priestern überlassen, obwohl auch unter den Laien sich einzelne geleherte Männer finden. Die Priester führen eine Art Tagebücher, welche aus mit Lampenruß bestreichenen Lutstreifen bestehen, worauf sie mit Stiften von Speckstein, Talcum Steatites, dessen sich die Maler auch bei uns statt der Kreide zu Umrissen für ihre Zeichnungen auf Leinwand, und die Schneider, um auf Tuch darmit zu zeichnen, bedienen, allerlei Gegenstände und Gegebenheiten anmerken. Gewöhnlich aber schreiben die Birmanen, wie die Hindus, mit Griffeln auf Palmblätter; die heiligen Bücher jedoch sind auf Eisenbeinstreifen geschrieben. — Die Sprachetheilt sich in die heilige Sprache oder Bali (deren Schriftzeichen wir in einem späteren Hefte mithallen), das Sanskrit der Birmanen und in die Volksprache oder Karianz; eben so hat man zwei reie Schrift, eine heilige und eine gemeine, welche beide von der Linken zur Rechten geschrieben werden. Die Volksprache gesäßt in mehrere Mundarten.

Die Beschäftigungen der Bewohner Birmas sind Landwirtschaft, vornehmlich Reis-, Zuckerrohrs-, Indigo- und Tabaksbau; die selten unterbrochenen Kriege haben ihn aber nicht zu der Höhe gedeihen lassen, zu welcher er bei der außerordentlichen Fruchtbarkeit des Bodens leicht gelangen könnte; Viehzucht, welche sich aber größtentheils auf Rinder, Pferde und Ziegen beschränkt; Elephantenjagd, Fischerei, Seiden- und Bergbau, Herstellung von Seiden- und Baumwollzeugen, Gärberie und Schiffbau, letzterer besonders wird mit der größten Geschicklichkeit und Eifer getrieben. Auf den Wersten von Nanguhn liegen oft mehrere Schiffe von 600 bis 1000 Tonnen, die nach französischen Modellen<sup>1)</sup> von birmanischen Zimmeleuten erbaut, für Meisterstücke gelten können. Auch fehlt es nicht an Indigo-, Oels- und Lackfabriken, geschickten Gold- und Silberarbeitern, Edelsteinschleifern und andern Handwerksleuten.

Der Handel der Birmanen war von jenseit sehr ansehnlich und ausgebreitet, besonders mit China und dem britischen Border-Indien. Für China, wohin weiße und braune Baumwolle, Eisenstein, Edelsteine, Seelenüsse und Vogelnester gehen, ist der Stapelplatz Bambu, für die Briten, welche besondere Eikholz und Gummiak erhalten, Nanguhn. Der Vinenhandel wird außerordentlich durch die großen, durch Kanäle mit einander verbundenen Städte und durch Landstraßen, auf welchen gut eingerichtete, von Stieren gezogene und mit Decken verdeckte Frachtwagen, in der trocknen Jahreszeit wenigstens, bequemes Fortkommen finden, befördert. — Gemünztes Geld findet man im birmanischen Reiche nicht. Sil-

<sup>1)</sup> Die Franzosen waren die Lehrer der Birmanen in der Schiffsbaukunst, und sie hätten keine besseren Lehrer sich wünschen können; denn nach dem Beugnis aller Sachverständigen arbeiten gerade die französischen Schiffszimmerleute mit der angsthaftesten Genauigkeit. Jeder Nagel, den man einschlagen will, wird vorher geprüft, ob er dauerhaft sei, und kein Balken, keine Platte verbraucht, ohne die dazu in beständlichen Errüngungen oder wurmähnlichen Stellen sorgfältig untersucht zu haben. Alle Thelle passen so genau und schließen so dicht an einander, wie die Arbeiten eines Uhrschaffers, und dieses ist selbst mit dem Rippenswerk der Fall, das doch anderndris gewöhnlich nur sehr grob gesimmet wird. Witz eben der Genauigkeit, womit der gemeine Arbeiter die einzelnen Thelle zusammenlegt, hat auch der Baumeister vorher den Platz zum Ganzen entworfen, und sich bemüht, Zugbarkeit mit den gefälligsten Formen zu verbinden. Selbst die englischen Schiffszimmerleute schätzen die französischen Zimmerleute sehr hoch und rühmen oft scherhaftweise: „dass sie ihre vorzüglichsten Werken in Frankreich hätten.“ Ohne Zweifel besitzen die Franzosen eine besondere Geschicklichkeit, Schiffe zu bauen; ja sie würden, wenn sie dieselben mit gleichem Geschick zu regularen verständniss den Engländern auf dem Meere sehr bald mit Erfolg die Spitze bleiken können.

ber- und Goldbarren, ingleichen Bleiklumpen, geachtet sie mit ihnen Vieles in Absicht auf deren Werth nach Feinheit und Gewicht die Einwohner sehr geschickt auszumitteln wissen, sind die Landesmünzen. Der Zusatz zum Silber, das im Handel und Wandel gebraucht wird, ist sehr verschieden; in Ranguhn beträgt er 25 Procente, in der Hauptstadt dagegen wird nur reines Silber angenommen, und alle Abgaben müssen darin bezahlt werden. Die zahlreichen Bankiers sind zugleich Silberarbeiter und Wardeine, d. h. Probiren und Berechnen des Gehaltes und Werthes der edlen Metalle. Jeder fremde Kaufmann hat einen solchen Bankier, bei dem er alles Geld niederlegt, der für seine Ausgabe und Einnahme ein Prozent erhält, und dagegen für den Werth des Geldes stehen muß, das durch seine Hände geht. — Gewöhnlich rechnet man nach Taka's oder Kia's, Silberstückchen ohngefähr 18 Gr. an Werth. Der Taka wird in 4 Math., der Math. in 2 Mu, und eine Mu in 2 Lubbi eingeteilt. Hundert Taka's machen ein Biß, eigentlich ein Gewicht von 3½ Pfd. sodann eine Rechnungsmünze 75 Thlr. Sächs. an Werth. — Die Gewichte heißen Biße, Man und Ceste. Die Biße ist = 3 Pfd. 14 Unzen, der Man = 16 Biße's; 40 Cestes = eine Tonne europäisch Gewicht. Neis wird nach Körben, Tyndauing's, welche 54 Pfd. halten, verkaust, und ist in Ranguhn so wohl sei, daß man 4 bis 5 Körbe für einen Taka lauft. — Das birmanische Längenmaß heißt Palgat oder ein Zoll, deren 18 auf ein Tai im oder eine Elle gehen. Die kaiserliche Elle hält 22 Zoll. Der Dha oder Bambus besteht aus 7 kaiserlichen Ellen; tausend derselben machen eine birmanische, = halbe deutsche Meile.

Unter Birma's Vormäßigkeit steht jetzt das ehemalige Königreich Pegu mit seinen Einwohnern,

#### den Peguanern,

auch Penguinen oder Talain's genannt. Sie sind von mittlerer Größe, stark und wohl gebaut und der Abstammung nach höchst wahrscheinlich von den Birmanen verschieden, un-

geachtet sie mit ihnen Vieles in Absicht auf Sitten, Lebensweise und Bildungsstufe gemein haben. Der Gesichtsbildung nach scheinen sie der malaiischen Race anzugehören. In ihrem länglichen Gesicht sprechen sanfte Züge und der einnehmende Ausdruck großer, schwarzer Augen, freundlich an. Ihre Miene ist geistvoller als die der Birmanen; die Nase ist wenig vorstehend, der Mund etwas breit, die Backenknochen heben sich in dem um jene Gesend breiter werdenden Gesicht; stark hervor. — Einige rausen die Barthaare ganz aus, andere lassen ein oder zwei Büschel am Kinneschen, die sie pflegen, schleifen und beschneiden. Aus Verschönerungslust beizen beide Geschlechter, wie die Birmanen, die Zähne schwarz. In den Ohren hängen Ringe von verschiedener Gestalt und zum Theil so groß und schwer, daß sie das Ohrläppchen bis auf zwei Zoll tief herabziehen; auch steckt man in die großen Öffnungen der Ohrläppchen fingerdicke Goldblechrollen, auch wohl Cigarren, um sie gleich bei der Hand zu haben. Die Männer umwinden die Lenden mit einem Stück bunten Baumwollens- oder Seidenzeug, das oft so lang ist, daß viele einen Theil davon über die Schultern schlagen. Mehrere tragen auch eine Weste ohne Ärmel, welche bis an die Lendenbedeckung herabgeht; Arme und Beine bleiben unbekleidet, aber den Kopf bedeckt eine zweispitzige Mütze. Beim Ausgehen führen sie in der Regel eine doppelte, mit langem Stiele verschene Hacke, die ihnen zugleich als Waffe dient (s. Taf. XVIII.).

Die Weiber ruhen sich hier, wie in der ganzen Welt, überaus gern. Gewöhnlich tragen sie ein Jäckchen mit kurzen Ärmeln und eine besondere Art Rock, der hinten beinahe bis auf die Erde herabreicht, vorn aber kurz und mit Fransen verziert ist. Beine und Füße sind zwar nackt, der Hals aber mit Perlen, die Arme mit goldenen Ringen und Edelsteinen verziert. Die Haare werden in viele Zöpfe geflochten und dann eine Pyramide daraus gewunden, die mit Goldfädchen, Bändern und großen Federn verziert und mit einem kleinen, leichten, Hüttchen bedeckt wird (s. Taf. XVIII.). — Die Peguaner sind vorzüglich geschickte

Schiffbauer und nähren sich zum Theil durch entsteht, sobald er sich gefangen fühlt, oder diese Kunst, zum Theil durch Schiffahrt und sobald er umgerissen worden, zwischen ihm Fischerei. Wasser ist ihr gewöhnliches Ge- und dem abgerichteten, an den er gebunden trank, Reis, Gemüse, Fische und Früchte die ist, ein gewaltiger Kampf, in welchem er, Bestandtheile ihrer frugalen Mahlzeiten. — da der zahme Elephant sowohl von seinen Gastfreiheit und ein offenes, gesäßiges Betragen Gesährten als von den Jägern unterstöhnt, der zeichnet sie aus. Ihre Religion ist der Bud- wilde aber von den Seinigen verlossen wird, dhaismus.

In den ungeheuern Waldungen Av'a's und Pegu's leben unzählige Elephanten, die oft in Heerden von Hunderten aus den Wäl- dern hervorbrechen und in einer einzigen Nacht vernichten, was tausend fleißige Hände säten und pflanzten. Vergleichlich häuft der Landwirth seine Felder ein; in einem Augenblitke ist der Zahn zerstört, die Ernte verwüstet, der Boden zerstampft. Um sie nicht zu sehr überhand nehmen zu lassen, aber auch um die lebendig gesangenen zu nützlichen Diensten, zum Reiten, Lastentragen, beim Ausbruch einer Feuersbrunst, zum Einstoßen der benachbarten Häuser u. s. w. abzurichten, oder doch die oft an 80 bis 100 Pfd. schweren Hauer der Gedideten als Elfenbein zu benutzen, macht man häufig Jagd auf sie. Da diese gewöhnlich 12 bis 14 Fuß hohen Thiere, deren Länge der Höhe fast gleich ist, nicht selten an einen dicken Baum gelehnt schlafen, so schneidet der Elephantenjäger solche Bäume, welche von dem Unlehn und Reiben des Elephanten deutliche Spuren tragen, unten am Stämme tief ein; wenn sich nun das Thier wieder daran lehnt, bricht der Baum um, der Elephant fällt, kann nicht wieder aufstehen, die versteckten Jäger eilen mit Schwertern, Spießen, Beilen herbei und tödten ihn. Um sie lebendig zu fangen, hat man zahme, eigens zu diesem Geschäft abgerichtete Elephanten, auf deren Rücken sich die Jäger niederlegen. Diese zahmen Thiere mischen sich, mit den Jägern auf ihren Rücken, unter die wilde Herde, und nun bemicht sich der Jäger dem wilden Thiere eine lockere Schlinge von starken Stri- ken, deren anderes Ende um den Leib des zahmen Elephanten befestigt ist, in den Weg zu werfen. Tritt der wilde Elephant in die Schlinge, dann geht drängend und schiebend hinter ihm her, bis er in den Stall gebracht ist, in welchem er, unter gehöriger Aufsicht, bald ge- zähmt wird (s. Taf. XIX.). Um männliche Elephanten, die sich auf die beschries- bene Weise selten fangen lassen, zu erhalten, machen die Jäger in Wäldern, in denen sich Elephanten aufhalten, eine feste Verzäunung aus Baumstämmen, in Form eines Trichters, dessen weite Öffnung immer enger zusammen- läuft und gegen das Ende zu, wo sie ganz eng ist, leicht mittelst Balken, welche wie Schlag- bäume vorgezogen werden, gesperrt werden kann. In diese Verzäunung wird der wilde Elephant durch einen zahmen, wohlabgerichteten weiblichen (Kumki) gelockt und dann ohne große Gefahr gefangen. —

In welcher großen Achtung in Hindostan namentlich die weißen Elephanten stehen, beweist schon der Umstand, daß der König von Birma, so wie auch der König von Siam, unter ihren Titeln den eines „Herrn der weißen Elephanten“ führen. Wer ein solches Thier entdeckt, gilt für ein Glückskind; er erhält eine silberne Krone und so viel Land, als ohngefähr der Raum beträgt, auf dem das Geschrei eines Elephanten vernommen werden kann; auch ist nicht nur er selbst, sondern seine ganze Familie bis ins dritte Glied, von jeder Dienstbarkeit, so wie ihr Eigenthum von Abgaben befreit. Man sieht hieraus zugleich, wie selten die weißen Elephants sein müssen. Dafür werden sie aber auch mit der grössten Aufmerksamkeit, ja mit einer Art heiliger Ehrebetreuung, die der Seele des großen Maunes, des Weisen oder Fürsten gilt,

die der an Seelenwanderung fest glaubende Indier in diesem majestätischen Körper voraus- sieht, behandelt. Die weißen Elefanten haben einen eigenen Hofstaat, eigene Bedienten, Golds und Silbergeschirre; Alles muß sich vor ihnen beugen, indem sie selbst nur vor dem regirenden Herren ihre Kniee beugen dürfen, der sie aber dagegen höflich wieder begruft. — Noch jetzt ist der gewöhnliche Elephant in mehreren Reichen Hinter-Indiens, wo das Feuergewehr, welches er sehr fürchtet, noch nicht allgemein üblich ist, ein bedeutendes Kriegsthier. Man gewöhnt ihn auf ausgestopfte Figuren, die Soldaten vorstellen, loszugehen und dieselben zu vertreten; befestigt auf seinem Rücken hölzerne Thüre, aus welchen heraus mehrere Soldaten fechten können; an seinen Rüssel und seine Seiten bringt man scharfe Schwerter an, mit welchen er mutig die Linien der Feinde durchbricht und so oft die Ehre des Tages davon trägt. Nur den Vornehmsten und Reichsten, denn ein gewöhnlicher Elephant kostet immer über 3000 Thlr., dient er zum Reiten und Tragen. Bei Triumphzügen und andern öffentlichen Feierlichkeiten sieht man ihrer oft an hundert beisammen, deren Zähne in goldne und silberne Ringe eingefasst, deren Ohren und Wangen bunt gemalt, und die mit Glöckchen und Schellen behängt sind — ein Zug, in welchem sie sich recht wohl zu gefallen und stolzer eins herzuschreiten scheinen. —

Von den Vo's, Danu's, Zule's und vielen andern kleinen Völkerstaaten, welche einzelne Bezirke des birmanischen Reiches bewohnen, weiß man nichts Genaues.

Die Kassaier wohnen an den Garrows gebirgen und haben viel Aehnliches mit den Garrows. Sie bekennen sich zum Brahmanismus und verstehen sich, außer der Landwirtschaft, gut auf die Waffenschmiedekunst. Da sie gewandte Reiter sind, so machen sie, wie schon oben erwähnt wurde, einen bedeutenden Theil der birmanischen Kavallerie aus.

Bewohner des Königreichs Siam und Aram mit Cochinchina und Tunkin.

#### Die Siamer

oder Siamesen, die sich selbst Tai, d. h. die Freien und ihr Land Meuang Tai, d. h. Königreich Tai, nennen und deren Gesamtzahl sich auf 2 Millionen belausen mag, gehörten zum mongolischen Volksstamm. Ihre Gestalt ist eher klein als groß, doch übrigens nicht übel gebaut. Ihr Gesicht ist auffallend groß, die Stirne sehr breit, ohne Wölbung, an beiden Seiten vorragend und mehr mit Haaren bedeckt als bei irgend einem andern Volke. Bei einigen Siamer geht der Haarschub fast bis auf die Augenbrauen herab, bedeckt die Schläfe und erstreckt sich bis an die äußersten Augenwinkel. Zwischen den schiefgespaltenen Augenlidern blitzen kleine lebhafte Augen; das Weibe derselben ist gelblich. Die Backenknochen sind groß, breit und hervorsteckend. Eine andere Eigenthümlichkeit in der Gesichtsbildung der Siamer ist die große Höhe des Hintertheils der unteren Kinnlade, was diesem Theile des Gesichtes natürlich eine ungewöhnliche Breite und dem ganzen Kopfe ein fast viereckiges Aussehen giebt. Dabei ist der Durchmesser des Kopfes von der Stirn nach hinten zu außerst klein. Der Hinterkopf ist so platt, daß vom Wirbel bis zum Nacken fast eine gerade Linie geht. Die Hautfarbe der weißen Siamesen ist gelb. In höheren Ständen, besonders bei Weibern und Kindern, wird der Körper durch den Gebrauch eines glänzendgelben Waschwassers oft goldfarbig. Die Haut ist auffallend weich und glänzend. Beide Geschlechter schneiden die Kopfhaare weg, und lassen nur die Stirnhaare, die sie hinterwärts lämmen, buschweise stehen. Schwarze Zähne, so wie lange Nagel, besonders am Zeigefinger, wo man sie oft zwei Zoll lang werden läßt, gelten auch hier für eine Schönheit, und die letztern namentlich für ein Zeichen vornehmen Standes. Eine kurze und an der Spitze runde Nase, ein großer Mund, dicke,

von dem beständigen Bettsauen auffallend rothe Lippen und unmäßig lange Ohren, vollenden das in der That, nach unsern Begriffen wenigstens, nicht schöne Bild eines Siameser's.

Die Geschichte von Siam ist in Faseln gehüllt. Bis zum Jahr 1546 unserer Zeitrechnung, zählten die Siamer eine Reihe von 40 Königen, die, aus verschiedenen Familien entsprungen, fast alle durch Revolutionen zur Regierung gelangt waren. Die ältern Reisenden erzählen, daß nach dem großen Mogul und dem Kaiser von China, im ganzen Oriente, dem König von Siam keiner gleich komme an gewaltiger Herrschaft. Der Ruf der unermesslichen Schäze dieses Landes lockte vielfach die Europäer, namentlich die Portugiesen, früher die Helden Indiens, dahin; die Kaufleute fanden Schutz, und fromme Heidenbeschränker ein duldsames, unwissendes Volk, das für die Lehre des Christenthums empfänglich schien. Der König selbst hat, man möchte ihm Mönche schicken, damit das Evangelium in seinem Reiche gepredigt würde, auch baute er, ohne jedoch selbst Christ zu werden, den Christen auf eigene Kosten eine Kirche. Ein anderer König machte einen französischen Grafen Forbin, zum Oberfeldherrn, und einen Griechen, Constantine Faulcon, zum ersten Minister, erregte aber durch diese Vorliebe für die Europäer und ihre Bildung mehrere Empörungen, die ihn endlich vom Throne stürzten, die Europäer auf das Blutgerüst führten, und die alte siamische Finsterniß, zur großen Freude der Talapoinen und des gemeinen Volkes, wieder heraußführte. Die Nachfolger dieses Königs, der bis ans Ende des 17. Jahrhunderts regierte, zeichneten sich durch nichts als durch eine ununterbrochne Kriegsführung und

als Grausamkeit und wüste Schweigerie auf.  
Wir finden eine Königin, welche nach und nach  
die Gemahlin des Vaters, des Sohnes und  
des Enkels wurde; Brüder, die um die Krone

streiten und sich einander ermorden; einen König, der achtzehn Vasallen in einem Königspferd sperren und sie mit dem Fleische nähren ließ, das den Unglücklichen vorher ausgeschnitten wurde, der mit eigener Hand sieben Hofsämen die Füße abhieb, weil sie zu schnell und drei andern, weil sie zu langsam gegangen waren. Um die Mitte des vorigen Jahrhunderts wäre Siam eine Eroberung des berühmten, schon oben erwähnten birmanschen Königs Alompra geworden, wenn ihn nicht, nur 3 Tagesreisen von der Hauptstadt Siam's entfernt, der Tod ereilt hätte. Die Christen, welche nach und nach wieder emporgekommen waren, und in diesem Kriege sich ausgezeichnet hatten, wurden nun weniger verfolgt und ihre Kirche erhielt den Namen: der Kirche des Sieges! — Von Alompra's Einfall in das siamesische Gebiet bis auf die neuere Zeit herab finden wir Siamer und Birmanner in immerwährenden, mit abwechselndem Glück geführten Kriegen, die erst der Friedenschluß von 1793 endete, in welchem Siam die am bengalischen Meerbusen liegende Küste, mit allen Häfen und festen Plätzen, an Birma abtrat. Der jegige, seit 1824 herrschende König residirt in Bangkok<sup>1)</sup>, und begann seine Regierung damit, daß er sowohl seinen Unterschthanen, als allen Fremden den Handel, der früher Monopol des Fürsten war, einige Ueitsfel, als Feuergewehre, Opium u. s. w. ausgesprochen, frei gab. Vor den Britten, deren Macht sie bisher verachteten, haben sie seit dem letzten Birmankriege gewaltige Furcht, die durch eine alte Sage, die Britten würden einst die Herren von Siam werden, nur vergrößert werden konnte.

Die Religion Siam's ist der Buddhismus, doch hat sich hier in denselben sehr Vieles vom Bramanismus eingeschlichen. Neben dem Buddha, den sie Sammona

<sup>\*)</sup> Der Sohn eines reichen Chinesen, Piavatak, stellte sich, nach der Gesangnenahme eines Königs von Siam durch die Birmanen, an die Spitze des thailändischen Heeres, verteidigte die Birmanen, schwang sich selbst auf den königlichen Thron Siam's und verlegte die bisherige Residenz Tschittha nach Bangkok, einer an dem großen Fluss Menam gelegenen Stadt, deren Einwohnerzahl man jetzt auf 150,000 Seelen anschlägt.

Kadom nennen, verehren die Siamer noch eine zahllose Menge anderer Gottheiten und Schutzgeister, von welchen lebten fast jeder Ort einen hat. Nach ihrer heiligen, in der Balisprache geschriebenen, Büchern ist die Lehre des Buddha bereits vor mehr als 2350 Jahren, und zwar aus Ceylon nach Siam gebracht worden. Der 8. und 15. jedes Monats sind Feste, an welchen in den Tempeln, die gewöhnlich eine pyramidalische, vierckige Form haben und in schlank, ziemlich hohe Thüreme ausgehen, gebetet und geopfert wird. In dem geräumigen und sauber gehaltenen Hofe, welcher den Tempel umschließt, befindet sich in der Regel noch ein kleines Gebäude, in welchem die heiligen Bücher in einem pyramidalischen, reich mit Perlmutter verzierten Schrank aufbewahrt werden. Die Priester, die in gemeinschaftlichen Gebäuden wohnen und den Talapoinen der Birmanen gleichen (s. Taf. XX.), bilden keine besondere Kaste, sondern jeder erwachsene ehrenhafte Mann kann in diesen Stand eintreten. Unter den religiösen Gebäuden der Siamen, sind die Prachadis merkwürdig, die in Absicht auf ihre Bauart viel Ähnlichkeit mit den ägyptischen Pyramiden haben. Sie stehen in der Nähe der Tempel und sind fest gemauerte Gebäude, ohne eine sichtbare Öffnung oder Eingang irgend einer Art zu haben. Auch wollen neuere Reisende bei der Feier einiger religiösen Feste große Ähnlichkeit mit den Egyptier beim Steigen des Nils verrichtetem.

Die Regierungsform in Siam ist die unumschränkteste Despotie. Der König ist nicht nur Herr über das Leben seiner Untertanen, sondern auch über ihr Eigenthum. Liegende Gründe kann kein Siamer besitzen, wenigstens nicht vererben, denn das ganze Land ist ausschließlich Eigenthum des Königs. Auch auf das bewegliche Vermögen des Vaters haben die Kinder keine vollen Unsprüche, denn ein Drittheil geht nach des Vaters Tode dem König, ein Drittheil den Priestern, und nur das letzte Drittheil den Kindern. — Der Thron zum Kriegsdienste abgerichtet haben soll. Nur folger soll nach dem Gesetz zwar der älteste

Sohn der rechtmäßigen Gemalin sein, indessen scheinen hier Ausnahmen statt zu finden. Erbschen Adel giebt es nicht, wohl aber eine Menge bevorrechteter Personen, die jedoch ganz von des Königs Willkür abhängen. Eine Art Reichsgesetz, welches die heiligen Bücher enthalten, ist zwar uralt, aber schon längst von den Königen nicht mehr beobachtet worden. Es giebt 4 Minister, nämlich für das Innere, den Krieg, die Finanzen und den Handel. Der Hofstaat ist glänzend und zahlreich, und unter den Hofchargen die des Ausschreibers über die Elephanten, (der König in Siam führt auch den Titel: Herr des weißen Elephanten, darf aber nicht auf diesem hochverehrten Thiere reiten, weil die Seele eines Vorfahren in demselben wohnen könnte) und Pferde eine der höchsten. An den Spitzen der Provinzen stehen Statthalter, denen eine Menge Lokalbeamte untergeordnet sind. Der Gerichtsgang ist ohngefähr wie in Birma, die Partheien werden verhört, ein schriftliches Protocoll geführt und die Sache von einem Gerichtshof entschieden. Feuer- und Wasserproben und andere Gottesurtheile müssen, wenn die Richter nicht klar sehen, ihrem Blodsinn zu Hülfe kommen. Die Strafen sind willkürlich und oft grausam. Würder z. B. werden lebendig gespietzt, den Krokodillen vorgeworfen u. s. w. Das Einkommen des Königs wird, nach neuen Berichten vom Jahr 1827, auf 2½ Millionen Thlr. geschätzt. Es besteht in der Grundsteuer, in Abgaben von mancherlei Vorrechten, als z. B. Urak zu brennen, in den Flüssen zu fischen, so wie in dem Gewinn des Monopols, welches sich der jetzige König bei der Freiheitigung des Handels, in Beziehung auf gewisse Artikel, vorbehalten hat. In besondern Fällen erfolgen außerordentliche Besteuerungen des Volks, vorzüglich der Reichern. —

Ueber die Stärke der siamesischen Kriegsmacht weiß man nichts Gewisses; bei auswärtigen Kriegen ist jeder waffensfähige Mann Soldat. Einen beträchtlichen Theil der Kriegsmacht bilden die Elephanten, deren man 3 bis 4000 zum Kriegsdienste abgerichtet haben soll. Nur die Leibwache des Königs hat Pferde. Die

Artillerie ist höchst unbedeutend und der Gebrauch des Feuerwaffen überhaupt in der siamesischen Armee noch sehr beschränkt, und Spieße, Pfeile und Bogen (s. Taf. XX. siameser Soldat) die allgemeinste Bewaffnung. An eigentlichen Festungen fehlt es; nur die unschönen Gebirge bilden eine natürliche Schutzmauer, die jedoch, wie die häufigen und erfolgreichen Einfälle der Birmanen zur Gnade beweisen, nicht unübersteiglich sind. — Die Marine beschränkt sich auf Boote von 60 Fuß Länge und 7 Fuß Breite, die 30 Mann aufnehmen können. Im Jahr 1827 befanden sich in den Magazinen zu Bangkok 236 solcher Boote, und es sollten noch mehrere gebaut werden. Die Besetzung derselben besteht aus Christen oder Muhammedanern, da die Siamesen selbst, für den Seedienst ganz untauglich sind.

Der Charakter der Siamer ist ein wunderliches Gemisch von guten und schlimmen Eigenschaften. Sie sind freundlich, ruhig, verträglich; ein gräßliches Schimpfen und höchstens einige Rippensöhne sind der Gipfel ihrer Nachsicht, die alle gröbere Thätschleiten vermeidet. Feigheit, so daß oft ein Birman 3 bis 4 Siamen in die Flucht jagt, außerordentlich Hang zur Lüge und Verstellung, unbändiger Stolz gegen Niedere und slavische Kriegerherrschaft, Neigung zum Diebstahl<sup>\*)</sup>, ob sie gleich den Dieb verachten und im Handel viel auf Treu und Glauben halten, sind die schlimmen Seiten ihres Charakters. Ein schöner Zug in dem Charakter der Siamer ist die große Liebe zu ihren Kindern, in deren Erziehung sie überaus forgsätig sind, und die große Achtung, die sie dem Alter und den Verstorbenen beweisen. Wollen sie einen unvergleichlichen Freundschaftsbund schließen, so trinken sie aus

einer Schale Krat, und vermischen dies Getränk zuvor mit ihrem Blute. —

Die Wohnungen der Siamer gleichen denen der Birmanen. Nur der König und einige vornehme Personen besitzen Häuser von Ziegel- oder Backsteinen, die jedoch immer nur ein Stockwerk hoch sind, und das Eigenthümliche haben, daß die einzelnen Zimmer nicht auf einer Ebene neben einander liegen, sondern daß man immer einige Stufen steigen muß, um aus einem in das andere zu kommen. — Die leichte und wohlsitzende Bauart der Häuser macht die Privatleute gleichgültig gegen Feuersbrünste, die denn auch nichts Seltenes sind. Im Jahr 1827 brannten in Bangkok mehr als 1500 Häuser, worunter auch der Palast eines Bruders des Königs, ab. Nach der Sitte des Landes wurden dem Prinzen von allen Seiten so viele Geschenke dargebracht, daß ihm der erlittene Verlust mehr als doppelt erschüttert ward. Eine Menge Leute haben schwimmende Häuser. Diese Häuser sind von Bretern erbaut, haben eine länglich runde, nicht ungewöhnliche Gestalt und nach dem Flusse zu eine bedeckte Plattform, worauf Obst, Reis, Fleisch u. s. w. zum Verkauf ausgestellt ist. An beiden Enden werden die Häuser an lange, in den Fluss gerammte Bambuspfähle gebunden, und unten stehen sie auf einer Art von Floß, und so, daß sich ihre Bewohner mit der größten Leichtigkeit von einem Ende zum andern begeben können. Zu jedem solchen Hause gehört ein kleiner Kahn, in welchem man herumfährt, um Geschäfte zu verrichten oder Besuche zu machen. — Zahlreiche und kostbare Wäbeln darf man in dem Innern der Häuser nicht suchen. Nur Vornehme behängen die Wände mit baumwollenen Beugen, die Decken mit weißem Musselin und

<sup>\*)</sup> Eintr von den siamesischen Gesandten an dem französischen Hof, unter Ludwig XIV., der auch Hülstruppen nach Siam schickte, um seinen Verbündeten gegen die Birmanen zu unterstützen, stahl in einem Hause, wo er als Gast bewirthet wurde, ein Paar Dugend Rechenpfennige, die er für Münze hielt und in einem andern Hause dem Bedienten als Trinkgeld gab. — Ein Aufseher über die Magazine des Königs in Siam hatte einiges Silber veruntreut. Als Strafe wurde ihm geschmolzenes Silber in den Hals gegossen. Gleichwohl konnte der, welcher das veruntreute Silber aus dem Hause des Hingerichteten abholen sollte, nicht unterlassen, etwas davon bei Selle zu schaffen. Der König ließ ihn gleiche Strafe leiden. Ein Dritter, der nur das Geld in Empfang nehmen sollte, machte es nicht besser; allein der König schenkte diesem das Leben und sagte: Ich muß nun ansehen zu strafen, sonst behalte ich am Ende keinen Unterthan.

halten einigermaßen auf Reinlichkeit. Feine verstehen. An dem Oberleibe gehen die Weisenmotten vertreten die Stelle der Tepiche und Bettlen. Die Tischgeschirre bestehen aus chinesischem Porzellan oder Thon; bei den Armen vertritt eine Kokoschale die Stelle der Schüssel. Tischlcher, Servietten, Messer und Gabel kennt man nicht.

Die Hauptnahrungsmittel sind Reis und Fische, letztere ist man am liebsten gesalzen oder halb in Fäulniß übergegangen. Mit einem Pfd. Reis, das 1 Pfennig kostet, und mit einem Fisch, der eben so theuer ist, kommt ein Siamer für einen Tag hinlänglich aus; will er sich eine Güte thun, so kauft er sich für 6 Pfennige eine Flasche Ultra oder Reisbranntwein. Bei solcher Wohlfeilheit darf man sich nicht wundern, wenn der Siamer keine Nahrungsorgen kennt und man Abends in den ärmlisten Hütten die heitersten Gesänge hört. Fleisch genießt man selten oder gar nicht, selbst Wild zu essen scheint durch die Religion verboten zu sein; nur Papageien lassen sich aufgeklärte Leute zuweilen gut schmecken. Uebrigens rauchen beide Geschlechter gern Tabak, so wie auch das Betelnkauen allgemeine Sitte ist.

Die Kleidung der Siamer ist sehr einfach. Gemeinlich gehen sie vom Nabel aufwärts nackt; von den Häften bis zum Knie aber verbüllt man die Schenkel mit einem bunten 3 Ellen langem Tuch oder einem Stück Seidenstoff, der entweder einfach oder am Rande mit Gold und Silber besetzt ist. Diese Bekleidung wird bei den Männern zwischen den Schenkeln hinaufgeschlagen, die Weiber aber lassen diesen Umwurf, wie einen Rock, bis auf die Waden hinauffallen (Taf. XX.). Vornehme Männer tragen über dem Oberleib eine Art musselinenes Hemde ohne Kragen, mit weiten offenen Ärmeln. Gehen sie zu einem noch Vornehmeren, so ziehen sie es entweder ganz ab, oderwickeln es um die Mitte des Leibes. Im Winter legen sie noch ein Stück Tuch oder Seidenzeug über ihre Schultern, entweder nach Art eines Mantels oder einer Schärpe, deren äußerste Enden sie ganz artig um ihre Arme zuwickeln.

Am fast ganz nackt; nur die Reichen tragen ein Halstuch, das sie über der Brust in Falten legen und dessen Ecken von den Schultern herabhängen lassen (s. Taf. XX.). Kleider von gestickten Seidenzeugen und mit Fransen besetzt dürfen nur die Damen tragen, welche durch die Gnade des Königs ein solches Gewand zum Geschenk erhielten. Ringe an den drei letzten Fingern sind sehr in der Mode und man trägt deren so viel na jedem Finger, als darauf Platz haben. Halsketten tragen weder Männer noch Weiber; desto geschächter sind die Ohrringe. Die Gesichter der Kinder, die bis ins 6. Jahr völlig nackt gehen, werden, weil dies für sehr gesund gehalten wird, mit indischem Safran gelb gefärbt. — Der König hat eine besondere Form der Kleidung, die von seinen Hofsleuten nur diesenigen tragen dürfen, denen er es erlaubt. Über dem mit Spangen befestigten Hemde nämlich trägt er ein Kamisol von schönem Gold- und Silberstoff, dessen enge Ärmel bis auf die Hand hervorjehen. Auch ist in Siam allgemeiner Gebräuch, daß der König und alle, die ihn im Kriege oder auf der Jagd begleiten, rot gekleidet sind. Desgleichen ist die hohe spige Mütze (s. Taf. XX.) eine Ceremonientracht, die nur der König und seine Beamten und die Soldaten, die seine Person umgeben, tragen dürfen. Die Mütze des Königs ist kreisförmig mit Edelsteinen, die der Beamten, je nach der Würde derselben, mit goldenen oder silbernen, oder auch nur vergoldeten Ringen oder rothen Tuch- und Seldentreifen, befestigt. Mit einem, gewöhnlich rothen, Band, das um das Kinn herumgeht, wird sie auf den Kopf befestigt und beim Grähen nie abgenommen. Unter dem Volke bedecken nur wenige Personen, und wenn es geschieht, mit einem Stück Tuch, ihre Häupter. — Die Siamer baden sich täglich 3 bis 4 Mal und halten es für unanständig einen Besuch zu machen, ohne kurz vorher gebadet zu haben. Die Männer färben sich oft die Höhe bis an die Waden blau, das Tinturen aber ist nicht gebräuchlich. Den an sich schon unbedeutenden Bart reihen sie sorgfältig aus. Daß man lange, aber reinlich gehalten

Mägel an den Fingern für eine große Schönheit hält, ist schon oben erwähnt worden; Tänzerinnen, welche die Eitelkeit bis aufs höchste treiben, zeigen sich noch künstliche Mägel von Messing, die ihren Händen das Aussehen von Klauen geben, an. Schuhe werden in Siam fast gar nicht getragen.

Die Ehen, welche hier fast eben so geschlossen werden wie in Birma, sind selten unglücklich. Hat sich ein Freier gemeldet, so gehen die Eltern des Mädchens zu einem Wahrsager, um sich nach dem Vermögen des jungen Mannes zu erkundigen, das ein Siamese sorgfältig verborgen muss, weil es ihm sonst von den hohen Staatsbeamten, oder dem König selbst, ohne alle Umstände genommen wird. Der Siamese hat nur eine rechtmäßige Gattin, darf aber so viele Nebenweiber halten, als er ernähren kann. Zwischen Bruder und Schwester ist die Ehe nicht gestaltet, doch in allen weiteren Graden der Verwandtschaft erlaubt. Scheidungen werden ohne viele Weitläufigkeiten vollzogen. Die Kinder werden dann so getheilt, daß die Mutter das erste, dritte, fünfte u. s. w., der Vater das zweite, vierte, sechste u. s. w. behält, und außerdem das empfangene Heiratsgut zurückgegeben wird. Die Nebenweiber und deren Kinder kann der Gatte willkürlich verkaufen und verschenken. Der Umgang der beiden Geschlechter ist hier weniger frei als in Birma, doch mehr durch Sitte und Gewohnheit als durch verschlossene Harems beschränkt. —

Die Behandlung der Todten ist mit Ausnahme der Kermten, deren Leichen in den Fluß geworfen werden, bei den wohlhabenderen und höheren Ständen mehr oder weniger kostspielig. Der Todte wird zuförderst in einen hölzernen, lackirten, wohl auch vergoldeten, bisweilen sogar bleiernen Sarg gelegt und im Hause ausgestellt. Eine Menge Wachskerzen und kostbares Rauchwerk werden angezündet. Nachts kommen die Priester, die feierliche Geessege anzstimmen, bei dem Todten wachen. Nach einigen Tagen wählt die Familie einen

freien Platz, in der Nähe eines Tempels, auf welchem der Scheiterhaufen, wo möglich aus Sandelholz und andern wohlriechenden Holzarten, erbaut wird. Bei der Verbrennung wird die Leiche aus dem Sarge genommen und ohne diesen auf den Scheiterhaufen gelegt. Die Asche des Verbrannten wird entweder in's Wasser geworfen oder zu einem Feige geknetet, aus welchem die Priester, unter Beobachtung einer Menge feierlicher Gebräuche, eine Figur des Buddha machen, die man nachher, oft reich vergoldet, entweder in einem Tempel oder in der Wohnung der Verwandten aufstellt. — Ist ein Prinz oder eine ganz vornehme Person gestorben, so zündet der König selbst den Scheiterhaufen an, ohne jedoch aus dem Palast zu selbst, ohne alle Umstände genommen wird. Der Siamese hat nur eine rechtmäßige Gattin, darf aber so viele Nebenweiber halten, als er ernähren kann. Zwischen Bruder und Schwester ist die Ehe nicht gestaltet, doch in allen weiteren Graden der Verwandtschaft erlaubt. Scheidungen werden ohne viele Weitläufigkeiten vollzogen. Die Kinder werden dann so getheilt, daß die Mutter das erste, dritte, fünfte u. s. w., der Vater das zweite, vierte, sechste u. s. w. behält, und außerdem das empfangene Heiratsgut zurückgegeben wird. Die Nebenweiber und deren Kinder kann der Gatte willkürlich verkaufen und verschenken. Der Umgang der beiden Geschlechter ist hier weniger frei als in Birma, doch mehr durch Sitte und Gewohnheit als durch verschlossene Harems beschränkt. —

Zum Reisen bedient man sich nicht der Pferde, die hier sehr schlecht und selten sind, weil der feuchte Boden kein gutes Futter erzeugt, sondern der Elephanten, der Palankins, und am häufigsten der Boote, die in diesem wasserreichen, von Canälen durchschnittenen Lande fast überall anwendbar sind. Solche Boote, Balon's, auf welchen die Siamese Reisen und Lustfahrten machen, haben 60 — 80 Fuß Länge und 4 Fuß Breite. Vorder- und Hintertheil sind beträchtlich hoch, aber die Mitte erhebt sich nur 2 Fuß über das Wasser. Sie sind geschmackvoll mit hölzernem und vergoldetem Schnitzwerk verziert, worunter sich meistiglich die Gestalt irgend eines Ungeheuers oder sonst eines fantastischen Geschöpfes auszeichnet. In der Mitte steht ein Baldachin, der gewöhnlich stark vergoldet und mit seidenen Vorhängen oder goldstofenen Gewändern behangen ist. Über nur eine oder zwei Personen können unter demselben Platz nehmen, während der übrige Raum des Bootes den Ruderern, oft 50 — 100 an der Zahl,

zum Aufenthalte dient. Da diese aus einem einzigen Stämme verfertigten Balon's sehr schmal und ganz dazu gemacht sind, das Wasser zu durchschneiden, so können sie bei starker Bevölkung, selbst stromaufwärts, mit der größten Schnelligkeit sich bewegen.

Außer der Musik, die bei den Siamesen wie bei den Birmanen allgemein beliebt ist, und in der sie es unter allen schönen Künsten noch am weitesten gebracht haben, gehören unter ihre Vergnügungen auch Schauspiele, Hahngesichte, Wettkämpfen zu Wasser in den eben beschriebenen Balon's, Thiere, besonders Stiergesichte, Belohnungen u. dergl. Auch fehlt es ihnen nicht, wie anderwärts in Indien, an Gaulern und öffentlichen Tänzerinnen.

Hinsichtlich der Wissenschaften der Siamese ist es mehr als wahrscheinlich, daß dieses Volk in früheren Zeiten auf einer höheren Stufe der Ausbildung gestanden hat, als gegenwärtig. Alte ehrenwürdige Überreste einer untergegangenen Cultur, Zeugen einer nicht gemeinen Geistesbildung, finden sich in den heiligen, in der Balisprache geschriebenen Büchern der Siamese. Die Balisprache nämlich ist in Hinter-Indien die geleherte Sprache, wie es in Vorder-Indien das Sanskrit ist. Beide Sprachen werden nur von den Gelehrten vollkommen verstanden und sind tote Sprachen. Es läßt sich aber keine tote Sprache denken, die nicht einst unter einem Volke lebend gewesen wäre. Ehe wir nicht die, wahrscheinlich mit der ältesten Geschichte der Ägypter (vergl. S. 44. Anmerkung) zusammenhängende Geschichte der Wölker, unter welchem das Bali und Sanskrit lebende Sprachen waren, näher kennen als jetzt, wird sich die antike Bildung in Indien nie von der modernen scharf trennen lassen. — Es soll in den neuern siamesischen Literatur sowohl lyrische, als epische und dramatische Dichtungen geben; deren Wert jedoch, da sie in keine europäische Sprache übersetzt sind, sich nicht bestimmen läßt. — Ihre astronomischen Kenntnisse scheinen sic

von den Chinesen erhalten zu haben, so wie sie auch ihren Kalender regelmäßig aus Peking bekommen. Am Schlusse des Jahres, der in den Dezember fällt, wird ein großes Fest, das Fest der Seelen, gefeiert. — Mit der Arzneikunst sieht es sehr schlecht aus. Wer jemand krank, so läßt er zuvor oder seinen ganzen Körper sehr mit Füßen treten und nimmt sodann eine Arznei, die nach Vorschrift der vielen Rezepte, in deren Besitz sie sind, und das sie, wie es der Zufall will, durch das Los aus der Menge herausziehen, bereitet wird. — In den Schulen, zu welchen die Klöster oder Wohnungen der Lalapoinen dienen, werden die Knaben im Lesen, Schreiben und Rechnen unterrichtet. Die Siamese schreiben wie wir, von der Linken zur Rechten; ihre Zahlzeichen sind den arabischen Ziffern ähnlich. —

Der Kunstfleiß der Siamese ist sehr unbedeutend, ob sie wohl bei ihren Verbindungen mit den Europäern reiche Gelegenheit hatten, nützliche Künste kennenzulernen. Zwar stehen sich die Frauen auf Herstellung einiger Gewebe, so wie man auch im Vergolden und im Schiffbau viele Spuren großer Geschicklichkeit antrifft; aber in allen übrigen Kunstfertigkeiten stehen sie sehr zurück, und was man von Handwerkern, Schmieden, Zinngießern, Gerbern, (merkwürdig ist, daß die beiden letzteren Handwerke in einer Person vereinigt sind, welche in einer und derselben Werkstatt arbeitet) in Siam findet, sind größtentheils Chinesen; letztere machen überhaupt die Hälfte der Bevölkerung und zugleich den betriebsamsten und wohlhabendsten Theil derselben aus. Sie haben gewissermaßen auch den Handel Siames, von dem zuvor fast keine Spur vorhanden war, erschaffen, und durch den Fleiß ihrer Hände, einige der schäßbarsten Handelsgegenstände, namentlich Zucker, Zinn und Blei, ins Dasein gerufen. Die Regierung selbst hat die großen Vortheile, welche das Land den eingewanderten Chinesen verdankt, eingeschenkt und muniziert dieselben durch bedeutende Vorrechte, die sie ihnen vor allen Fremden gewähret, immer mehr auf. —

In Beziehung auf die bildenden Künste kommen die Siamer nicht einmal den Birmanen gleich. Höchstens verstehen ihre Bildhauer ein Edhenbild erträglich darzustellen. Ihre Malerei ist ohne Perspective, Licht und Schatten; überhaupt sind ihre Begriffe von Schönheit gänzlich von denen der Europäer und selbst der Hindus verschieden. In ihren Gebäuden und in der Ausschmückung ihrer Paläste und Tempel erblickt man überall Spuren einer zwar lebhaften, aber rohen Phantasie, die sich in abenteuerlichen, grotesken Figuren gefaßt.

Die siamesischen Münzen sind alle von Silber, haben einerlei Gepräge und unterscheiden sich nur durch ihre Größe. Sie haben die Form kleiner Cylinder, die in der Mitte zusammen gerollt sind. Im Kleinen rechnet man nach Lauris, deren hier 7400 auf einen Tical gehen. An den Straßen, die nur, da man wenig anders als zu Wasser reist, in geringer Zahl vorhanden sind, findet man Meilenzeiger. Baumwollseide und andere Gewebe mißt und verkauft man nach der Länge des Armes. Die Schalen der Kokosnüsse dienen als Maße für Getreide und Flüssigkeiten. Für schwerere Waaren haben die Siamer das im ganzen ostindischen Archipel gebräuchliche Pukul, welches 133 bis 150 Pfd. beträgt.

### **Das Königreich Anam ober Cochinchina und Tunkin.**

Das Königreich Anam hat seinen Namen von seiner Lage gegen China erhalten, indem Anam so viel heißt als: das westliche Land. Die ehemalige Residenz der anamessischen Könige hieß Dou-Kinh, d. i. östliche Königstadt, und hieraus machten die Europäer, den Namen der Stadt auf das Reich übertragend, Tunkin. Das Reich Anam, welches die östliche Hälfte hinter-Indiens ausmacht und ungefähr 23 Millionen Einwohner zählt, umfaßt seit 1815, wo der letzte Erbe des alten tunkinischen Herrschers starb und Tunkin auf die Beherrschteren Cochinchina überging, die Provinzen:

Tunkin, Cochinchina, Tsampa, Camboja, Laos und Patho. In den ältesten Zeiten war dieses Reich den Chinesen unterthan, die es durch einen Statthalter regierten. Später, namentlich seit 263 n. Chr. erschien es Könige aus der Mitte seiner Landesbewohner, die jedoch als Vasallen von China betrachtet wurden und die Belehnung mit ihrem Reiche vom Kaiser in China nachsuchen mußten. Nur erst der jetzige Monarch, der seit 1815 den Titel eines Gialong, d. i. Kaisers, angenommen, hat auch die Freiheiten abgeschafft, wodurch ehemals die Oberherrschaft Chinas, wenigstens scheinbar, anerkannt wurde. —

Die Hauptmasse der Bevölkerung besteht aus Anamesen, welche hauptsächlich die Provinzen Tunkin, Cochinchina und Tsampa bewohnen. Obwohl zum mongolischen Stamme gehörend, weichen sie doch im Aussehen sehr von den Siamesen, Chinesen und Birmanen ab. In Hinsicht der Gestalt sind sie die kleinsten unter allen diesen Völkern. Die Anamesen haben weder die cylindrische Form des Schädels, noch die starken Unterkiefern der Siamesen, noch die schrägen Augen der Chinesen; auch fehlt ihnen das breite Gesicht der Malaien. Dagegen haben sie gemeinschaftlich mit diesen Völkern einen dünnen Bart, grobes, langes und schwarzes Haar, kleine, runde und dunkle Augen, eine gelbliche Farbe, besonders die Küstenbewohner, während im Innern des Landes die Hautfarbe an die Weisse der Europäer grenzt, und eine ziemliche Wohlbeleibtheit, die die Kürze ihres Wuchses noch mehr in die Augen fallen läßt. Andere Unterscheidungszeichen sind die runde Form des Schädels und des Gesichts, die vorwaltende Größe des Hinterhautes, die kleine Stirn und die runden Wangen. Die Augen stehen mehr hervor, als bei andern mongolischen Völkern, die Nase ist klein, aber wohlgebildet, der Mund auffallend groß, die Lippen hervorragend, aber nicht dick, der Hals meistens kurz. Im Ganzen hat der Kopf der Anamesen einen höhern Grad von Schönheit und ihre Gesichtszüge zeigen mehr Regelmäßigkeit, Munterkeit und Verständigkeit, als die der Chinesen selbst und der Siamer.

Was den übrigen Körper anlangt, so ist die Brust zwar kurz, aber breit und gewölbt, die Hüften stark, die Schenkel lang, die Beine kurz, aber auffallend kräftig. —

Die Religion der Annamesen ist nach Verschiedenheit der Stände und der Bildungsstufe, auf welcher die Bewohner Annams stehen, verschieden. — Die höhern Stände und die Aufgeklärten suchen eine Ehre darin, den Religionseinungen des Confucius \*) zu folgen, die, wie sie denn überhaupt sehr ungewiss und streitig sind und daher in verschiedenen Gescenden verschiedene Gestalt angenommen haben, auch hier zu keinen sicheren Resultaten und abgeschlossnen System führen konnten. Die Verehrer des Confucius in Annam erkennen einen obersten Gott an, der, wenn er auch nicht Schöpfer der von Ewigkeit her vorhandenen Welt ist, doch den Lauf der Dinge alle

gewaltig ordnet und das irdische Leben liebend erheitet und schmückt. Sich Bilder der Gottheit machen und diese anbeten, ist des höchsten Wesens und des verständigen Menschen unwürdig; der höchste Geist muss geistig verehrt werden und sein Altar sind die reinen Herzen der Gläubigen. Ein edles Leben empfängt noch jenseits seine Kronen, denn die Fortdauer des Gerechten widerspricht der Weisheit nicht; das Leben des Wüsten aber endet im Tode vdlig; die nur vom Irdischen erfüllte Seele thiebt mit dem Körper gleiches Los. Diese Religion hat weder Tempel noch Priester, noch irgend eine bestimmte Form des äußern Gottesdienstes. Nur Erdenkönige würfen dem Könige des Himmels opfern, allen andern ist dies bei Lebensstrafe untersagt. Zur Zeit allgemeiner Landplagen, bei Hungersnoth, Pest &c. verrichtet der Fürst diese Opfer in seinem Palaste. — Die Religion des Volks ist der Buddhas aus; doch

\*) Confucius oder Confusio, ein Zeitgenosse des Pythagoras, 500 v. Chr., welcher durch Verdienst weit mehr als durch seine, gleichwohl erlauchte Geburt, er stammte aus königlichem Geschlecht, erhoben, als erster Minister des Fürsten von Lou, welches gegenwärtig unter dem Namen Shantung eine Provinz des damals noch nicht zu einer großen Monarchie vereinigten chinesischen Reichs, ausmacht, den Staat, die Sitten, die Religion verbesserte; und da ihn die wandelbare Hofgutn seiner strengen Tugend wegen vertrieb, als Flüchtlings und Verbannter noch Lausende von Schülern zog, auch, wiederholt verfolgt im Leben, nach seinem Tode eine bleibende Verehrung, ja hier und da selbst Altäre und Tempel erhielt. Es scheint, daß er, gleich den alten jüdischen Sehern, in die Zukunft, die seinem verdorbenen Volke Schnach und Unterdrückung drohte, einen weissagenden Blick geworfen und dem bevorstehenden Unheil durch Erhebung des Volkscharakters, durch Einschärfung der Marinen, des Rechtes und der Tugend möglichst vorzukommen gesucht habe. — Er lehrte die Unfehlbarkeit der Seele, billigte und pflanzte den schon unter den Chinesen herrschenden Glauben an das Los und an die Wahrsagung fort, so wie die Verehrung gewisser Geister, welche als Beschützer und Wohlthäter über die Elemente und die verschiedenen Thelle der Erde wachen. Seinen Schülern machte er die Verehrung der Vorfahren zur heiligsten Pflicht. Nicht als von seiner Religionslehre wissen wir von seiner Moral, und als Sittenlehrer war er, der überhaupt in seinem ganzen Leben als ein friedlicher und nüchterner Weise erscheint, welcher die bestehenden Verfassungen weder umstürzt, noch durch Betrug Herrschaft über die Gemüther der Menschen erlangen, sondern nur Lehren der Tugend und Weisheit ausbreiten wollte, besonders ausgedehnt. Tief hatte er das menschliche Herz erforst und seine Sittenlehre umfaßt alle Verhältnisse des Lebens und enthält allgemein gültige Gebote. Auf die eindringende Weise lehrt er allgemeine Menschenliebe, Gerechtigkeit, Rechtschaffenheit und Redlichkeit und die Beobachtung der einmal eingeführten Ceremonien und Sitten, weil es ratsam sei, daß die, welche zusammenleben, auf einerlei Weise leben und Vortheile und Nachtheile den theilen. Das Alter gebot er zu ehren; die erwähnten Neigungen der aufklimmenden Leidenschaften des Jünglings und Mannes wollte er besonnen beherrschen, weise geleitet wissen; den Freunde lehrte er wert zu halten und am Freude Verzehrung üben. In der Gesetzesgebung führte er Alles auf die kindliche Liebe und die väterliche Gewalt, die er so weit auseinte, daß er den Vätern sogar das Recht, ihre Kinder zu verkaufen, zugesandt, zurück. Die Ehe und den Ackerbau empfahl er nachdrücklich, begünstigte aber, ohne ihn jedoch zu unterlägen, den Handel wenig. — Freilich sind von den ihm zugeschriebenen Sprüchen manche wegen der Bildersprache unverständlich, andre auch durch unreine Überlieferungen verstimmt, andere gar untergeschoben worden — daher sogar ein Schloß er ihn einen finstern Schrader meint, ähnlich dem Jacob Böhme, nannte: — aber viele sind inhalts schwer und voll ewig geltender Weisheit, als: „Niemande eine Nation zu Grunde geben, welche sich selbst vertraut!“ oder: „Wer nach dem Siegeslorbeer strebt, und Blutvergügen und Schlachten sieht, verdient aus dem Verzeichniß der Menschen gestrichen zu werden;“ oder: „Handle stets offen, und thue Niemanden, was du nicht willst, daß es dir geschiehen werde.“ Aber was vermag die Stimme eines Weisen gegen den Geist der Zeit und den Gang der Natur? — Wiel Gutes hat Confucius im Einzelnen gefüstet, aber den Charakter seines Volkes konnte er nicht besiegen; und es mag im Ganzen viel wunderbares sein, daß unter den Chinesen ein Confucius erschien, als daß er dieselben nicht umbildete. —

finden in Absicht der einzelnen Glaubenslehrer und der religiösen Gebräuche manche Beweisungen von dem statt, was in dieser Hinsicht bei den Buddha-Verächtern in Birma, Ceylon u. s. w. zur Rechtgläubigkeit gehörte. Der Gottesdienst erinnert an die alte patriarchalische Einfalt. Dem wohlwollenden, gütigen Geiste werden die Erstlinge der Heerden und aller Früchte zum Opfer gebracht. Die ersten Reisähren, die erste Areakanuhs, der erste Becher mit ausgeprägtem Zucker, werden zu dem Kästchen getragen, in welchem das heilige Bild sich befindet. Die Pagoden sind offene, meist vierseitige Hütten, in deren Mitte man einige Gedenkbilder aufgehängt oder auf Beeten gesetzt sieht, ohne Altäre und ohne allen Schmuck. Ein Reisender beschreibt die größte und schönste Pagode, die er im Lande sah, also: „Mit Backsteinen und Ziegeln gedeckt zeigte sie Spuren von großem Alterthum, welches nebst einem gewissen Unsehen von gothischer Größe und druidenartiger Abgeschiedenheit (außerhalb der Stadt mitten unter allerlei Bäumen, auf einem kleinen, dem Anschein nach künstlichen Hügel) ganz darauf berechnet war, unwillkürliche Ehrfurcht einzuflößen. Ein alter Priester mit einem grauen Bart, der sich jedoch durch nichts vor den Laien auszeichnete, kam uns einige Schritte entgegen, empfing uns mit vieler Herzlichkeit, und als er von dem Dolmetscher erfuhr, daß wir den Tempel zu sehen wünschten, war er sogleich bereit, uns zu willfahren. Vor dem Gebäude standen vier 30 Fuß hohe Thürme, auf deren jedem eine Glocke hing. Wir traten durch eine Thür zuerst in ein kleines Gemach, an dessen Wänden man verschiedene Kleidungsstücke erblickte. Aus diesem Gemache gelangten wir durch eine Seitenthür in eine geräumige Vorhalle, welche durch ein Gitterwerk von poliertem Holz vom Schiff der Pagan-gode getrennt wurde. Hier standen drei ungewöhnliche Trommeln auf Gestellen, und auf einem Tische sah man ein kleines metallnes Gedenkbild mit einem Elefantenrüssel, vor welchem ein metallnes Ranchah mit unten stand, von denen das eine Ende gebrannt haben mußte. Hierauf stieß der Priester eine große Thür in der Schei-

dewand auf und führte uns in den eigentlichen Tempel. Außer dem Lichte, das durch die Thür am Eingange hineinfiel, war es völlig dunkel darin; indes vermochten wir uns doch zu überzeugen, daß die innern Verhältnisse mit der Idee übereinstimmten, die man sich dem Neuherrn nach davon machen konnte. Mehrere Gruppen von Götterbildern, einige von ganz abschrecklichen, andre von kolossalen Verhältnissen, wurden durch die Dämmerung sichtbar, die sie noch abschrecklicher zu machen schien. Eine Beschreibung dieser Ungeheuer würde so überflüssig sein, als eine Wiederholung dessen, was der Priester über ihre Herkunft, ihre Thaten u. s. w. erzählte. Sie wurden jedoch von diesem Tempelhüter nicht eben mit großer Ehrfurcht behandelt.“ — Ueberhaupt werden die Pagoden wenig besucht. Die Bekänner des Buddha, hier Fohi, auch Bout genannt, begnügen sich damit, den erhabenen Geist, der ein reines und lautes Herz allen Tempeln vorzieht, an allen Orten und unter allen Umständen, die sich ihnen darbieten, anzubeten. In einem kleinen Kästchen, oft nicht größer als eine Schnupftabaksdose, führt man seine Lieblingsgottheit bei sich, oder stellt sie in einem Winkel des Hauses auf. Religiöse Gottesdienste werden noch am häufigsten unter Banianenbäumen, auf welchen und in deren Nähe Bilder der Gottheiten, namentlich des Fohi, in kleinen Verschlägen oder Kästen angebracht sind, gefeiert (s. Taf. XXII.). Religiöse Feste der Buddhaisten in Unam giebt es eigentlich nur drei, nämlich an den drei ersten Tagen des Jahres, dessen Anfang mit der letzten Woche unseres Februars zusammen fällt. An diesen drei Tagen darf Niemand, bei schwerer Geldstrafe, arbeiten, weder kaufen noch verkaufen; in manchen Häusern unterläßt man sogar das Kochen. Auch nicht das geringste lärmende Geschäft darf vorgenommen werden. Man bringt den Vorfahren Opfer, giebt sich Familienbesuche und bringt im Grunde die ganze Zeit mit Essen zu, denn überall wird man dazu eingeladen und für unhöflich gehalten, wenn man es abschlägt. Selbst die Verwaltung der Gerechtigkeit, so wie der Solda-

tendienst, sind während dieser Zeit unterbrochen. Wöchentliche, mit unsern Sonntagen zu vergleichende Ruhe- und Feiertage aber kennt man nicht. — Der Glaube an gute und böse Geister und an die Wirkungen der Zauberei ist allgemein. Der Dämon Kon le oh ang wird für den mächtigsten aller bösen Geister gehalten und sein Tempel zu Kek an in Tunkin mit den reichsten Geschenken selbst von Seiten des Monarchen überhäuft. Nicht blos Götter und Schutzgeister, sondern auch Himmel und Erde, die Berge, Wälder, Gewässer werden verehrt; auch verstorbenen Familienmitgliedern erweist man, haben sie sich dessen durch ein edles Leben würdig gemacht, eine Art religiöser Verehrung. — Seit dem Anfang des 17. Jahrh. hat auch das Christenthum, zuerst durch portugiesische, dann später durch französische Missionäre, Eingang in Annam gefunden, und im Jahr 1804 betrug die Zahl der katholischen Christen, die unter 4 Bischöfen standen und über 100, meistens eingeborene, Priester hatten, beinahe 400,000.

Die Regierungsform des anatmischen Reiches, das gewissermaßen eine politische Pflanzstadt Chinas war, hat viel Ähnliches mit der chinesischen. Wie indes kein Absatz sich über die Quelle erhebt, so ist auch nicht zu erwarten, daß Tunkin und Cochinchina ihr Vorbild, China, übertreffen werden; wie Religion und Wissenschaften vielmehr hier nur ein schwächerer Nachhall des Mutterlandes sind, so ist hier die Regierung auch despotischer, als dort. Das ganze Volk wird als eine Familie und der Monarch als der Vater derselben betrachtet, der daher zwar alle aus diesem Verhältnisse entstehenden Pflichten gegen sein Volk hat, aber auch die Vorrechte eines Vaters genießt, von denen er denn auch getreulich unumschränkten Gebrauch macht. — Obwohl der Wille des Kaisers das höchste Gesetz für alle Untertanen ist, so giebt es doch Einrichtungen, welche den Despotismus in gewissen Schranken halten sollen. Der aus den höchsten Staatsbeamten, Mandarinen, zusammengesetzte Staatsrat hat das Recht, alle Befehle des

Gialong zu präsen und ohne Bewilligung des ersten soll kein Befehl des Kaisers besetzt gemacht werden. Auch besteht in den Städten und Dörfern eine eigne Einrichtung, vermeide deren die Gemeindeversammlungen das Recht der Abgabenvertheilung, der Gesetzgebung in Polizeisachen, so wie der Gerichtsbarkeit in Beziehung auf die Justizverordnungen besitzen. Ferner hat jeder Unterthan das Recht, dem Kaiser Vorstellungen und Vorschläge in Beziehung auf Staatsangelegenheiten zu überreichen, welche dem Staatsrath zur Berichtigung vorgelegt werden sollen. — Das Reich ist in Provinzen, es giebt deren 24, Bezirke, Kreise, Gemeinden eingeteilt. An der Spitze jeder Provinz und jedes Kreises steht ein Civils und ein Militär-Mandarin. Der erstere muss täglich in einem großen Hofe seines Palastes vier Stunden öffentlich Audienz ertheilen. Auf einer erhöhten Bühne, wie auf einem Balcon, sitzend, giebt er jedem der Reihe nach Gehör, und entscheidet öffentlich, in Gegenwart mehrerer Zuschauer, die vor ihn gebrachten Klagen und Prozesse. Er nimmt bei seinen Entscheidungen nicht blos auf die geschriebenen Geschreie, die im Ganzen sehr weise und gerecht und zum großen Theil aus den chinesischen Gesetzbüchern entlehnt sind, sondern auch auf die Zuschauer Rücksicht, welche entweder dem Kläger oder dem Beklagten Weisfall zurufen. Hierauf spricht der Mandarin das Urtheil ohne Berzug mit lauter Stimme und lädt es in der Regel auch gleich vollstrecken. Die Strafen bestehen in Geldbußen, in Bambusschlägen, in Verbannung und in mancherlei Arten von Todesstrafen. Dem falschen Zeugen wird unausbleiblich die Strafe, wobei es auch die Todesstrafe, zuerkannt, die den Beklagten für das angeschuldigte Verbrechen gesetzlich getroffen hätte. Diese werden, wenn der Diebstahl beträchtlich ist, geköpft; bei geringeren Diebstählen wird dem Thäter für das erste Vergehen ein Finger abgehauen, für das zweite ein zweiter Finger, für das dritte ein Ohr, für das vierte der Kopf. — Einen Erbadel giebt es in Annam nicht. Bloß die vornehmsten kaiserlichen Beamten, die der Gialong ganz nach Willkür ernannt, haben gewisse

Vorrechte und Auszeichnungen vor den übrigen Untertanen; aber diese Vorrechte sind nur persönlich und gehen nicht auf die Kinder über, daher man den Sohn des ersten Ministers, nach dem Tode des Vaters, nicht selten das Handwerk eines Ruderknechtes ergreifen sieht.

Die Staatsenkünste bestehen im Ertrage der willkürlich bemessnen Steuern, Naturallieferungen, Handelsabgaben und kaiserschen Monopole. Die Abgaben werden gewöhnlich durch Schläge eingetrieben. Der Staatsrath läßt den Mandarinen der einzelnen Provinzen wissen, wie viel ihre Provinz zu zahlen habe. Diese schicken nun einen Unteroffizier mit einigen Soldaten an die Bezirksmandarinen ab; ist das Geld nicht gleich bei der Hand, so erhält derselbe Schläge auf den Rücken und die Schenkel; dieser behandelt auf gleiche Weise die Mandarinen der Kreise und Gemeinden, und diese prügeln die einzelnen Einwohner, welche wieder auf ihre Weiber und Kinder loschlagen, bis durch angestrengte Arbeit die Abgabe herbeigeschafft wird.

Über die gegenwärtige Stärke der anamesischen Kriegsmacht ist nichts mit Genauigkeit bekannt. Im Jahr 1800 belief sie sich auf 139,800 Mann, wovon 113,000 zur Landsmacht und 26,800 zur Seemacht gehörten. Unter der ersteren befanden sich 24 Schwadronen Büffelkavallerie, 16 Elephanten-Bataillone mit 200 Elefanten, 25 Regimenter, jedes 1200 Mann stark, die auf europäische Art eingerichtet und geübt waren, und 12000 Mann kaiserliche Garden. Ein Reisender schildert die anamesischen Soldaten auf folgende Weise: „Obwohl außerordentlich klein von Gestalt, sind sie doch kräftig und wohlgebildet, und scheinen als leichte Truppen recht brauchbar zu sein. Ihre Kleidung ist sehr passend für das Klima und nimmt sich dabei recht gut aus. Die Haupttheile derselben sind: ein kegelförmiger Helm von Flechtarbeit, locker und meistens vergoldet, zwar leicht, aber fest und vollkommen wasserdicht. Einige tragen darauf einen Busch von rothgesättigten Pferdehaaren und Federn. Dieser Helm

wird über dem gewöhnlichen Turban des Landes getragen und unter dem Kinn fest gebunden. Bei trockenem Wetter aber, oder wenn der Mann nicht im Dienst ist, wirft er den Helm über die Schultern zurück, so daß er an den Bändern hängt und einem kleinen Schild gleicht. Um Leibe tragen die Truppen einen weiten Rock von rotem Zeug, mit langen Ärmeln und kurzem Kragen, und vorn mit kleinen Knöpfen befestigt. Er reicht bis zum Knie, ist auf beiden Seiten aufgeschlitzt und blau und gelb eingefasst. Bei kaltem Wetter tragen sie über diesem Rocke noch einen oder zwei ganz ähnliche von gelbem Zeug, doch ohne Ärmel. Ein Paar weite Beinkleider von roth- oder weißseidenem Zeuge, die aber kaum bis unter das Knie herschreichen, vollenden das Ganze. Die Waffen bestehen in Musketen oder Lanzen. Jene scheinen fast alle französisch zu sein; (Vnain und Frankreich standen unter Ludwig XVI. in sehr naher, jetzt fast gänzlich aufgelöster Verbindung mit einander) sie sind auch mit einem Bajonet versehen, aber viel leichter als die unsrigen. Die anamesischen Soldaten tragen jetzt eine Decke über dem Schloß, und die ganze Musketen wird, sobald Regen droht, mit einem Zeugsuttermal überzogen. Die Patronetasche ist kleiner als die englischen. Ich untersuchte eine, fand darin ein Schachspiel, ein kleines Fläschchen mit wohlriechendem Öl, ein kleines Pulverhorn und ein Bündel Patronen von ausgehöhltem Bambus. An den Patronetasche hängt ein gestochenes Käubchen mit zwei sechs Zoll langen und einen Zoll breiten Stäbchen. Ein ähnliches Käubchen hängt auch an dem Schafte der Lanzen. Durch das Zusammenschlagen dieser Stäbchen geben die Schildwachen einander ihre Wachsamkeit zu erkennen. Die Schäfte der Lanzen sind von Bambus und 12 Fuß lang. Am oberen Ende befinden sich als Zierrath zwei Büschel rother Pferdehaare.“

Auch die Seemacht der Anamesen befindet sich in gutem Zustande. Die Schlüsselwerke und das Seearsenal zu Saigon kann mit vielen ähnlicher Art in Europa wettenfern. Wie die Landtruppen ihre Aufmärsche, Evaku-

tionen, Gefechte und Rückzüge oft mit großer auf diebische Weise an sich zu bringen. — Auf Geschicklichkeit ausführen, so fechten auch die jeden Fall aber sind die Anamesen ein bes- Seetruppen auf ihren 40—100 Fuß langen, sere Volk als die Siamesen, ob schon sie, oft mit 16 Kanonen von dreifändigem Kaliber wie diese, auch ihre Portion lächerlicher Nationalstolz haben. Über müssen diese Völker verschoben Galeeren, die meistens mit Vergoldung, nicht eitel werden, wenn Europäer und Amerikaner aus so ungeheuren Entfernungen kommen, Schnitzwerk und bunten Flaggen geschmückt, Geschenke bringen und um jeden Preis Verbin- ein sehr munteres und gefälliges Schauspiel dar- dungen mit ihnen anzulöpfen suchen! Ent- bieten, sehr tapfer und geschickt. — Jeder Unterthan schieden schlechte Seiten im anamesischen Cha- muss in der Regel Soldat werden, ins- rakter sind Trägheit, Gesäßigkeit, Unreinlichkeit, dem jeder Ort im Verhältniß seiner Volksmenge, eine Unzahl Soldaten, oft den dritten Mann, stellen muss. Sollen die Galeeren benannt werden, so durchstreifen mehrere kaiserliche Beamte das Reich, ergreifen alle, die zum Rudern tüch- slavische Kriegerei im Umgang mit Hör- tig sind und senden sie auf die Schiffe. Doch hren und herabwürdigender Stolz gegen Nied- ist diese Maasregel weniger drückend, als sie auf der ersten Unblick zu sein scheint; denn die Leute werden am Bord gut behandelt, ihre Weiber und Kinder, so lange die Männer abwesend sind, ernährt und mit allen Bedürfnissen standesmäßig versiehen. Die Matrosen dienen nicht allein am Ruder, sondern ergreifen in vorkommenden Gelegenheiten auch die Waffen, daher sie mit Flinten, Wurfspeichen und Säbeln versehen sind.

Der Charakter der Anamesen wird im Allgemeinen als wohlwollend und menschenfreundlich geschildert. Sinn für Familienliebe und Freundschaft ist ihnen nicht abzusprechen; das Alter steht in hohen Ehren. Ihr Wesen ist angenehm und meist sehr lebhaft, zu Scherz und Lustigkeit geneigt; und wenn fast alle Völker Indiens die Europäer als unehlige Menschen verabscheuen und fliehen, so suchen die Anamesen eine Ehre darin, mit Europäern vertraulich umzugehen, von ihnen unterrichtet zu werden und tausend Gefälligkeiten ihnen zu erzeigen. — So bereit aber auch der Aname ist, zu geben, eben so gern fordert und nimmt er auch Alles, was ihm gefällt. Es wird sogar für unhöflich gehalten,emanden, der Schie-Moca sagt, d. h. gib mir das Ding, die Bitte abzuschlagen, auch wenn es eine kostbare Sache wäre. Istemand so ungesittet, das Fordernde zu verweigern, so macht man sich kein Gewissen daraus, das Gewünschte

Die Hauptnahrungsmittel der Anamesen sind Reis und Fische, letztere, besonders werden in ungeheurer Menge verzehrt und sind für die Küstenbewohner eine nie versiegende Quelle von Lebensmitteln und Erwerb. Gewöhnlich bedient man sich zum Fischfang der Netze, häufig aber auch einer Art von gestochtenen Körben, die viele Ähnlichkeit mit unsren aus Draht gefertigten Mausfallen haben, und aus denen der Fisch, hat er sich einmal durch den Körber hinein locken lassen, nicht wieder heraus kommt. Die fliegenden Fische fängt man in tiefen irdenen Krügen mit engen Hälßen, die mit einem Körber von Schweineschleim oder Fischen versehen, ins Meer gelegt werden. Seewürmer, besonders die Mollusken, sind sehr beliebt, und einige derselben kommen nur auf die Tafeln der Reichen. Für ungemein nahrhaft hält man alle gallertartige Substanzen, die aus der See gewonnen werden, sie mögen thierischer oder vegetabilischer Natur sein, z. B. mehrere Arten von Meermoosen. Außerdem sammeln die Anamesen auch viele von den kleinen saftigen Pflanzen, z. B. Meerfenchel, die in salzigen oder süssen Sumpfgegenden wachsen, und kochen sie entweder an ihre Suppen oder essen sie roh oder suchen durch dieselben dem Reis, aus welchem sie auch eine Art vollkommen durchsichtiger Nudeln fertigen, mehr Wohlgeschmack zu geben. Gemeine Leute verzehren Ratten, Mäuse, Frösche, Krokodile, und das Fleisch von Elefanten, Uffen, Tigern, Löwen und Hunden, und fin-

den das letztere vorzüglich kostlich. In den Straßen der höheren Städte gehen chinesische Röcke mit schon völlig zubereiteten Speisen herum, welche sie dem Chlustigen sogleich auf einem großen Tische vorlegen; am gewöhnlichsten ist darunter ein gebacknes mit einer aus Zucker oder Syrup bereiteten Kruste überzognes Schwein. Beim Essen bedient man sich hier wie in China dünner Stäbchen, oder auch der Stacheln des Stachelschweins. (s. Taf. XX.) Gewöhnlich sieht in der Mitte des runden oder viereckigen, oft stark lackirten Tisches, an dem aber nicht mehr als vier Personen Platz haben, ein Napf mit Fischbrühe, in welche jeder Bissen, ehe man ihn zum Munde führt, getaucht wird. Im Genuss der Fleischspeisen sind die Bewohner Annam's, wie alle Menschen der heißen Erdstriche, in der Regel sehr mäsig, und überhaupt kann man, den Reis und seine einfachen Zutaten ausgenommen, alles Uebrige, sogar die Arekanuss und das Bosseikauen, das Opium, Reisbrannwein und alle geistige Getränke, unter ihnen für einen bloßen Gegenstand des Luxus halten. Thee, den die Vornehmern aus China beziehen, die Armeren aber aus einheimischen Blättern von geringerer Güte bereiten, ist das gewöhnlichste Getränk.

Die Wohnungen der Annameten sind, im Ganzen genommen, bequem, reinlich, und auch dicht genug, um ihre Bewohner in der einen Jahreszeit gegen die Sonnenhitze und in der andern gegen die Regenglocke gehörig zu schützen. Matten bedecken den Fußboden; die Hausrathäute sind sehr einfach. Der kaiserliche Palast zu Pak-schin in Tunkin enthält viele und große Gebäude, hat nach dem Berichte eines Augenzeugen einen Umsang von zwei Stunden und ist mit Mauern eingeschlossen, durch welche vier Thore führen, deren jedes nach einer Haupthimmelsgegend gerichtet ist und davon den Namen führt. Zum Innern des Palastes gelangt man durch mehrere Höfe, in denen sich die Wohnungen der Leibwachen, die Ställe für Elefanten und Pferde u. s. w. befinden. Das Hauptgebäude ist viereckig, besteht aus zwei Stockwerken mit weiten Sälen und Gemächern im Innern und einer großen Menge Säulen, an welchen man durchgängig vieles Gold verschwendet hatte. —

Die Kleidung der Annameten ist bei den niedern und mittlern Ständen ziemlich einfach, und die Weiber kleiden sich fast eben so wie die Männer. Beide Geschlechter tragen weite Beinkleider von verschiedenen Farben und eine weite baumwollene, braune oder blaue Jacke, die bis auf die Mitte der Schenkel herabreicht. Strümpfe kennt man nicht; Schuhe aber, die aus China kommen, und vorn ganz breit und aufwärts gebogen sind, tragen nur die Reichen und Vornehmen. Bei festlichen Gelegenheiten tragen die Männer fünf bis sechs lange und weite Schlafdecke von feiner Seide, jeden von einer andern Farbe, mit weiten Ärmeln. Alle diese Röcke sind künstlich geschlitzt, so daß im Gehen die verschiedenen Farben zum Vorschein kommen. Eben so tragen auch wohlhabende Frauen an Festtagen drei bis vier Röcke von verschiedener Farbe und Länge über einander; der kürzeste ist immer der oberste, der längste aber reicht bis auf die Erde und läßt beim Gange nicht einmal die Spizien der Beine sichtbar werden. Ihre langen schwarzen Haare flechten die Annameten, Männer und Weiber, zuweilen in einen Knoten, und befestigen diesen auf dem Winkel des Kopfes oder lassen die langen Flechten über den Rücken herabhängen (Taf. XX.). Den Kopf der Weiber umhüllt ein Schleier; auch tragen einige eine breite, beinahe das ganze Gesicht bedekkende Mütze, deren Rand sie beim Gründen aufzuhaben und dadurch das Gesicht erkennbar machen. Die Kopfbedeckung der Männer ist sehr mannigfaltig, aber meistens so eingerichtet, daß sie das Gesicht gegen die Einwirkung der Sonnenstrahlen schützt. Einige tragen Tücher von schwarzem Krepp, turbanähnlich um den Kopf gewunden; andere haben Hüte und Mützen von verschiedenen Formen und aus mancherlei Materialien fertigt (s. Taf. XX. u. Taf. XXIV.). Männer und Weiber tragen, wenn sie ausgehen, Fächer, die oft sehr künstlich aus bunten Federn zusammengesetzt sind, auch Sonnenschirme von starkem chinesischem Papier oder von den Blättern der Fächerpalme, oder irgend einer andern Palmenart. Aus der Größe und Verzierung dieser Gegenstände erkennt man Stand und Würde des Besitzers. Auch die

Farbe der Kleider richtet sich nach dem Stande. Hoch- oder goldgelb darf nur der König und seine Familie, bläsigelb aber dürfen nur die vornehmsten Staatsbeamten tragen.

Hinsichtlich der ehelichen Verhältnisse stehen die Bewohner U n a m s mit den Birmanen (s. S. 101) fast auf gleicher Stufe. Eine förmliche priesterliche Einsegnung der Ehe findet auch hier nicht statt, obgleich die Hochzeiten sehr feierlich begangen werden. Die Bewerbung um das Mädchen geschieht durch die Eltern des Junglings, mittelst mehrerer Speisen, die den Eltern des Mädchens angeboten werden; willigen diese ein, so versöhnen beide Familien diese Speisen gemeinschaftlich. Auch herrscht in einigen Provinzen die althebräische, schon aus der Bibel bekannte Sitte, daß der Bräutigam eine gewisse Zeit den Eltern der Braut als Slave dienen muß, bevor er die Hand der letzten erhält. Das Gesetz erlaubt nur eine rechtmäßige Frau, aber mehrere Nebenweiber, die jedoch nur vornehmere Dienstboten der ersten sind. Nach dem Tode des Vaters erhält der älteste Sohn der rechtmäßigen Frau das beste Haus und den fünften Theil des gesammten Nachlasses für sich allein, und ist dadurch, da die Ehen in der Regel sehr kinderreich sind, allerdings vor seinen Geschwistern begünstigt, muß dasdor aber auch die kränklichen und missgestalteten Schwestern, die keinen Mann bekommen können, verorgen. Die Frauen besorgen fast ausschließlich alle Arbeiten des Ackerbaus; helfen beim Bau ihrer Hütten treulich ihren fleißigen, unermüdlichen Männern, verseitigen die irdenen Geräthschaften, fahren mit ihren Booten auf den Flüssen und in den Hößen herum, bearbeiten die Baumwolle, spinnen sie zu Fäden, weben Zeuge daraus, färbten sie mit selbstgezogenen Stoffen und fertigen daraus Kleidungsstücke für sich und die ganze Familie. Der Fleiß und die Thätigkeit der Frauen ist so unerschöpflich, ihre Geschäfte so zahllos, ihre Anstrengungen so ermüdend, daß die Unamesen zu sagen pflegen: eine Frau habe neun Leben und könne manchen harten Schlag vertragen ehe sie umkomme!

Die Behandlung der Leichen ist bei den Unamesen vorzüglich feierlich und kostspielig. Die Ehre eines schönen Begräbnisses ist das Augenmerk aller, und selbst der armste sucht die dazu nothige Summe zurückzulassen. Fehlt es daran, so wird so viel von dem Eigentum des Verstorbenen verkauft, oder die Hinterlassenen legen so viel zusammen, als die Kosten betragen. Die prächtigen, aus kostbarem Holz gemachten, bemalten, vergoldeten und mit Inschriften versehenen Särge werden schon bei Lebzeiten bestellt und in der Wohnung als Theil des Hausrathes aufgestellt. Oft bleibt der Sarg mit dem Todten, wenn die Begräbnissfeierlichkeiten große Verdüstungen verlangen, oder das Geld dazu noch nicht beisammen ist, noch ein, auch wohl zwei Jahr lang in dem Hause der Hinterbliebenen stehen, soll aber so gut verschlossen sein, daß die Leiche keinen übeln Geruch verbreitet. Man bereitet während dieser Zeit der Leiche die nämlichen Ehrenbezeugungen, wie bei Lebzeiten des Verstorbenen. Bei dem Begräbniß geht der älteste Sohn oder der nächste andre Verwandte des Verstorbenen, den Kopf mit Stroh umwunden, vor dem Sarge her, wirkt sich wehklagend von Zeit zu Zeit auf die Erde und scheint den Todten hindern zu wollen, seine Familie zu verlassen. Ein gutes Zeichen ist, wenn die Träger des Sarges das Gleichgewicht in höchstmöglichen Grade zu erhalten wissen; um sich davon zu überzeugen, sagt man ein volles Glas Wasser oben auf den Sarg. Es ist nicht gleichgültig, wo der Todte begraben wird; man wählt dazu einen Platz, der eine gewisse Verbindung mit Bergen und Flüssen hat, und kaufst ihn oft für große Summen. Jeder solche Begräbnissplatz ist unvergleichlich. Bei Beerdigung der Vornehmen und noch mehr bei der eines Kaisers ist der Aufwand ungeheuer. Die größten Kostbarkeiten, selbst große Summen gemünzten Geldes, werden der Leiche mit ins Grab gegeben. Als daher während der letzten heiligen Kriege diese Gräber geplündert wurden, kam des Geldes so viel in Umlauf, daß der Wert derselben sank. Man trauert in weißen Kleidern von grobem Zeuge und mit abgeschnittenen Haaren. Die Trauerzeit währt nach Ber-

hältnis des Verwandtschaftsgrades 2 bis 3 Jahr; um den Kaiser wird nur 3 Monat ges trauert, aber während dieser Zeit werden öffentliche Lustbarkeiten eingestellt, lebt man sehr eingezogen und nur der älteste Sohn einer Familie darf Hochzeit halten. —

Die Vergnügungen der Unamezen bestehen in mancherlei Spielen, z. B. Ball schlagen, Kartenspielen, Glücksspielern mit Münzenwerfern, Hahnen- und Wachtellämpfen. Das Schachspiel ist unter allen Ständen sehr gewöhnlich und wird zuweilen auf großen Plätzen mit wirtlichen Personen statt der Figuren gespielt. Auch lässt man sich durch Künstler stände der Seiltänzer und anderer Gaulker unterhalten, stellt Wettkämpfe und Wetttrennen zu Wasser an, und sieht vorzüglich gern dramatische Vorstellungen, ob schon eigne Schauspielhäuser in Unam nicht gefunden werden. Beim Eintritt ins Theater wird kein Geld bezahlt, sondern die Schauspieler sind entweder von einer Privatperson für eine bestimmte Summe auf den ganzen Tag gebunden, oder das Publicum wirft ihnen, wenn sie ihre Sache gut gemacht haben, nach Belieben, einige Kupfermünzen auf die Bühne. Die Stücke sind zum Theil aus dem Chinesischen übersetzt und meistens in Verse gebrachte Begebenheiten aus der Geschichte des Volks. Der Engländer Barrow war Zeuge einer dramatischen, Taf. XXII. abgebildeten, Vorstellung, von deren Inhalt er jedoch, da er die Sprache nicht verstand, wenig zu sagen weiß. Die Schauspieler machten ein nur selten unterbrochenes Gedse, das durch die Kesselpauken, Bel ten, Trompeten und gellende Pfeifen noch verstößt wurde. Der unterhaltendste und am wenigsten lärmende Theil, des Stücks war eine Art von Zwischenspiel, das von drei jungen Frauenzimmern aufgeführt wurde und zwar, wie es schien, zur Belustigung der ersten Schauspielerin, die in dem charakteristischen Anzuge einer Königin, als Zuschauerin saß; zu gleicher Zeit machte ihr ein alter, übrigens armstig gekleideter Harlekin seine Späße vor. Der Dialog in diesem Zwischen-

spiel war leicht und komisch, und wurde von Zeit zu Zeit durch lustige Arien unterbrochen, die sich gewöhnlich in einem allgemeinen Chorus endigten. — Man findet auch Schauspieler beiderlei Geschlechts, die Schauspiele in Versen, sogar in gereimten Versen, aus dem Stegreife aufführen. Die Kunst der Improvisatoren findet hier in der allgemeinen Erziehung ihre Förderung. Jeder junge Mensch wird nämlich frühzeitig zur Uebung in der Wohlredenheit angeleitet; denn Werettsamkeit ist ein sicheres Mittel, zu Unsché und Würden zu gelangen. Wer gut zu sprechen weiß, kann sich der Militärconscriptioen entziehen, von kaiserslichen Arbeiten losprechen, bei Prozessen, die öffentlich verhandelt werden, immer Recht behalten und darf auf die höchsten Aemter Anspruch machen. —

Die Beobachtung der äußern Höflichkeitssformen ist dem Unamezen sehr wichtig. Der Niedere begrüßt den Höhern durch eine so tiefe Verbeugung, daß die Stirn die Erde berührt; dieser aber erwiedert sie nicht, sondern zeigt nur leichthin an, daß er sie bemerkte habe und damit zufrieden sei. Je nach dem Abstande beider Personen wird die Verbeugung mehrere Male nach einander wiederholt. Die Frauen segen sich beim Grüßen und biegen dann den Kopf bis auf die Knie herab. In die Gemächer höherer Personen tritt man ohne Fußbekleidung. In manchen Fällen ist es bei Besuchen gebräuchlich, sich zuvor anzagen zu lassen und der Wirth geht darauf dem Gaste mehr oder weniger weit entgegen. Gemeine Leute reisen zu Fuß oder zu Wasser, Wohlhabendere reisen zu Lande in Palankins, die entweder die Form eines Stuhls oder einer Hangematte haben und von 4 Personen getragen werden. Auf Elefanten dürfen nur die vornehmsten Kriegsmandarinen reiten. Begegnet der Niedere auf der Straße einem Höhern, so bleibt er stehen oder lädt halten, steigt auch wohl ab; die linke Seite ist die Ehrenseite; nach der Begrüßung legt man in Tunica die Arme kreuzweis auf die Brust, in Cochinchina erhebt man sie über den Kopf.

Die Zeit der Besuche ist der frühe Morgen; fr., d. h. man zwingt ihn, unentgegnetlich für es wird dabei Thee und Betel angeboten. Lobt den Hof zu arbeiten. Eine Familie hatte das ein Gast, der vornehmer ist, als der Wirth, so gend ein Hausrath oder etwas Anderes, so mußte aber auswandern, weil es unmöglich ist, dieser verbunden, jenem den Gegenstand des Lobes am folgenden Tage zum Geschäft zu machen. Auch darf der Niedere, wie im ganzen Morgenlande, wenn er einem Höhern seine Aufwartung macht, nicht ohne irgend ein Geschenk erscheinen, sollte dasselbe auch nur aus einigen Früchten bestehen; die Annahme des Geschenkes ist ein günstiges Zeichen. Bei großen Gastmählern (Barrow wurde 1793 noch mit 200 Gerichten bewirthet) herrscht unter den Gästen die strengste Rangordnung. Während des Essens spricht man nur mit leiser Stimme, am Ende der Mahlzeit werden zu Ehren des Wirthes Lobreden gehalten. Auch die Sprache der Unamesen, eine Tochter der chinesischen, aber dennoch so von ihr abgewichen, daß beide Völker sich nicht verstehen, ist ungemein reich an Höflichkeitssausdrücken und dahin gehörigen Formeln.

Der Landbau, dessen Hauptzeugnis der Reis ist und von welchem eine Art, man hat deren in Anam über zwanzig, in hundert Tagen reif wird, und demnach oft dreifache Uernten giebt, steht unter den Beschäftigungen der Unamesen oben an, und der Kaiser lenkt hier, wie in China, an einem bestimmten Tage selbst den Pflug. Der Bergbau wird hier nur auf Eisen, Kupfer und Zinn getrieben, da die Bearbeitung der Gold- und Silbergruben (die Gebirge Tunkins besonders sind reich an Gold, das für das vorzüglichste in der Welt gehalten wird) bei Todesstrafe verboten ist, um die Habsucht der Fremden, namentlich der Europäer, nicht zu reizen. — In Beziehung auf Handwerke, Manufakturen und Fabriken stehen die Unamesen noch unter den Chinesen und Hindus. Der Despotismus und die Raubsucht der Regierung sind gerade hierin überaus hinderlich gewesen. Zeichnet sich nämlich ein Mann in seinem Handwerk durch besondere Geschicklichkeit aus, so macht man ihn zum Hofhandwer-

Der Handel ist meistens in den Händen chinesischer Ansiedler, und um Fremde nicht herbeizulocken und zu Eroberungen zu reizen, werden alle Handelsverbindungen mit ihnen möglichst erschwert. Der einheimische Küstehandel scheint freilich sehr thätig betrieben zu werden, doch haben die Ladungen, welche in getrockneten und gesalzenen Fischen, eingepöktem Schweinefleisch, Salz u. s. w. bestehen, keinen sonderlichen Werth. Dabei ist jedes Schiff verbunden, einen gewissen Theil lastlicher Fracht, gewöhnlich Reis und andre Lebensmittel für die Truppen, Holz, Baumaterialien, Kriegsvorräthe für die Garnisonen &c. unentgeltlich mitzunehmen, und dennoch dieselben schweren Abgaben nach dem Maße der Schiffe zu bezahlen.

Die Münzen in Anam sind von Gold oder Silber oder einer gemischten Metallmasse. Man rechnet nach Oran, Mace oder Tien und Dong, oder, wie die europäischen Kaufleute sie nennen, Sapecks oder Sapeques. Die leichten sind kleine Münzen von gemischem Metall mit einem vierrechten Loche in der Mitte, welche zu 600 auf eine aus Fasern der Ananasblätter gemachte Schnur

gereicht werden; 60 gelten ein Mace und 10 Mace oder 600 Sepcks ein Qvan, nach unserm Gelde 18 Gr.; doch sind Mace und Qvan nur eingebildete Münzen. Auch hat man gegohne Golds- und Silbermünzen, worunter eine 18 bis 20 Thlr. an Werth; da aber der Stempel häufig geändert wird und nur die zuletzt gestempelten für voll gelten, die älteren aber mit einem Verlust von 20 bis 30 Prozent in die kaiserliche Münze zurückgeliefert werden müssen, muß man sich mit ihnen sehr vorschen. — Die Gewichte sind nach dem Schneidersystem eingeteilt. Der Tüt ist 10 Pfund; 10 Tüt machen 1 Fan, 10 Fan 1 Lang und 10 Lang 1 Men oder Pfund.

Unter den Bewohnern des anamesischen Reiches sind noch zu bemerken:

Die Bewohner der Provinz Siampa, Loxes genannt. Sie haben einen ansehnlichen, kräftigen Körper, lange, schwarze Haare und eine etwas plattgedrückte Nase. Ihr Hauptnahrungsmittel ist Reis; die Kleidung höchst einfach und wenig regelmäßig; im Ganzen genommen sind sie ein rohes Volk, das seiner Sprache nach mit dem malaiischen Stämme verwandt ist.

Die Bewohner der Provinz Cambuja, Romen genannt, unterscheiden sich durch ihre Sprache sowohl von den Siichern als Anamesen. Ihr Körper ist wohlgebaut und von lichtbrauner Farbe; haben ein langes Haar aber einen dünnen Bart. Die Männer kleiden sich in lange weite Röcke, lassen aber Kopf und Füße unbedeckt. Auch die Weiber tragen lange, bis auf die Knöchel herabreichende Röcke, und bedecken den Oberleib mit einer engen Jacke.

Die Einwohner der Gebirgslandschaft Lao, die Laosen, gehörten, wie die Anamesen, zum mongolischen Stämme; aber die Naturbeschaffenheit ihrer Wohnsähe, und die Abschiedenheit von den Flachländern, haben manche Abweichungen von denselben hervorgebracht. Da ihre Sprache eine Mundart der siamesischen

schen ist, so scheinen sie mit den Siichern von gleicher Abstammung zu sein; aber in Beziehung auf den Körperbau haben sie große Ähnlichkeit mit den benachbarten Chinesen. Sie genießen einer guten Gesundheit und werden oft über 100 Jahre alt. Die Fehler der Thägkeit und Unreinlichkeit haben sie mit den Anamesen gemein. Die Nahrungsmittel sind Baumfrüchte und Fleisch, da die Beschaffenheit des Bodens den Ackerbau nicht erlaubt. Die Tracht ist ohngefähr wie bei den Bewohnern des Flachlandes. Auch in Bezug der Sitten und Gebräuche stimmen sie sehr mit ihnen überein, so wie sie sich auch zum Buddhasismus bekennen. Im Ganzen sind sie zwar viel roher, als die Anamesen, doch wird ihr sanfter und aufrichtiger Charakter gerühmt.

Die Lakhoesen, Bewohner der Provinz Lakh, sind wahrscheinlich anamesischen Stammes, stehen aber auf einer viel niedrigeren Stufe der Gesittung. Sie nähren und kleiden sich fast eben so wie die Lunkisen, zeichnen sich aber durch mehrere Tugenden, namentlich durch Ehrlichkeit, Gaffreizeit und Keuschheit, vor diesen ihren Nachbarn und den Cochinchinesen aus.

#### Bewohner der Halbinsel Malakka.

Der südlichsten Theil Hindostan's bildet die grubenhelle schmale, ohngefähr 3000 Quadratmeilen haltende, von vielen Küstenflüssen durchschnitte Halbinsel Malakka. Im Innern des Landes und in den fast undurchdringlichen, mit reisenden Thieren und giftigem Ungeziefer angefüllten Wäldern, führen wilde Menschen von brauner Farbe, wahrscheinlich die Ureinwohner des Landes, die Daisongs und Venas, die dem Körperbau und der Sprache nach aber auch zum Stämme der Malaien gehören, in Wohnungen von der einfachsten und schlechtesten Art ein rohes Leben; die Küstenbewohner aber sind die

#### Malaien,

eine ehemals sehr ansehnliche Nation, die in

Asien eine glänzende Rolle spielte. Der Ursprung dieses Volks, dessen Sprache in einem Theile von Asien, besonders auf den Inseln, selbst auf den freundlichen Societäts- und Marquesas-Inseln und in Neuseeland verstanden wird, läßt sich mit Gewissheit nicht angeben. Nach einigen Schriftstellern kamen die Malaien von dem Festlande Indiens lange vor 1100 n. Chr. nach Sumatra, von wo aus sie auch die andern ostindischen, molukkischen, philippinischen Inseln, selbst die Südsee-Inseln und Madagaskar, besiedelten; andere suchen die ursprünglichen Wohnsäfte der Malaien auf Sumatra, wo sie, anfangs ein einfaches Fischervolk, am Flusse Malaiie ihr Wesen trieben, unter dem König von Siam standen, und Urang Malaju, d. i. Leute von Malaju, genannt wurden. Später wählten sie sich ein eigenes Oberhaupt, und ließen sich seit dem dreizehnten Jahrhunderte auf dem gegenüberliegenden Festlande nieder, das von ihnen den Namen Tarah Malaju, d. i. Land der Malaien, Malakka, erhielt. Ihr Sultan Mahomed Schah nahm 1276 die mahomedanische Religion an und er und seine Nachfolger erweiterten die Grenzen des Reiches immer mehr, so daß zu Anfang des sechzehnten Jahrhunderts die Malaien sich im ganzen östlichen Insellandere ausgedehnet, die Küsten der Inseln Sumatra, Java, Borneo, Celebes, der Molukken und Philippinen in Besitz genommen und die Ureinwohner in das Innere zurückgedrängt hatten. Sie trieben den Handel zum Theil mit eigenen Schiffen und schickten Colonisten aus, die ihre Handelsverbindungen erweiterten und sicherten. Eine große Anzahl Schiffe aus China, Cochinchina, Hindostan und Siam belebte die Häfen der Malaien auf Malakka. Mit dem wachsenden Übergewicht der Europäer in den indischen Gewässern aber sank auch die schon durch das bei ihnen geltende, die Nationalkraft zerstreuende, Einigkeit und Gemeingeist hindernde, Lehnsystem erschöpfte Macht der Malaien. Die großen Vasallen gehorchen dem Oberhaupt oder Sultan nur, wenn sie wollen, Magindano, die Tagalen und Pampang und haben wieder Untervasallen, die es nicht besser machen. Der größte Theil der Nation besteht aus Sklaven; ihre Herren sind die Oramai oder der Adel, der unabhängig ist, und seine Dienste demjenigen verkauft, der ihn am besten bezahlt. Der Slave, der seinen Lebensunterhalt aus der Cultur des Bodens gewinnen muß, wird demselben von seinem Herrn häufig entzogen, und muß, die Heimath verlassend, in den Krieg ziehen. Daher ist der gemeine Malaien ein armes, unglückliches Geschöpf, das unter der Last des Lehnsystems weder äußeren Wohlstand, noch geistige Bildung erlangen kann. — Heute ist die politische Macht der Malaien sehr herabgekommen; in verschiedenen Stämme getheilt entbehren sie eines gemeinschaftlichen Oberhauptes, wie denn auf Malakka allein sich 8 verschiedene malaiische Königtümer oder Sultanatschaften gefunden werden.

Die Malaien bilden einen eigenen Menschenstamm (s. S. 1), gleich verschieden von den Hindus, wie von den Birmanen und Siameern. Sie sind von brauner Gesichtsfarbe, von kleinem, aber schönem, muskuligem und kräftigem Körperbau, haben lange, glänzend schwarze Haare, kleine schwarze feurige Augen, ausdrucksvolle Gesichtszüge. Der Unterkiefer steht etwas hervor; die Nase ist kurz und klein, aber nicht flach. Die Frauen haben wenig Brust, und sind überhaupt nicht so ebenmäßig gebaut, als die Hinduinnen. Nur die Priester tragen einen Bart, die andern Männer rauen denselben aus (s. Taf. XXIV.) — Höflichkeit, die an Wuth gränzt, Treulosigkeit, Ungezähmtheit, Raub und Mordsucht charakterisieren die Malaien in Asien; während die malaiischen Stämme auf den Inseln Australiens größtentheils sanfter, gutmäthig, gesellig, offen und redlich sind, und durch die schönsten, regelmaßigsten Körperperformen sich auszeichnen. Die asiatischen Malaien, wohin die Malaien in Malakka, in Sumatra, Java, die Biadschus, Eida haner und Dayaks in Borneo, die Makassen in Celebes, die Harassen auf den Molukken, die Subanos in Mindanao, die Tagalen und Pampangos in Manila, die Bissaier auf den kleinen

Philippinen gehören, haben alle große Übersicht in ihrer körperlichen Bildung, in ihrer politischen Verfassung, in ihrer Sprache und in der rasenden Wuth und Grausamkeit, die einen Hauptzug in ihrem Charakter bildet. Der Werth eines Mannes wird, selbst von den Frauen, nach der Anzahl von Menschenködern abgemessen, die er ihnen zu Füßen legen kann. Besonders furchtbar ist der Malakai im Rausche des Opiums, welches zu seinen Lieblingsgenüssen gehört, während andere geistige Getränke ihm, als Anhänger des Islam, mit dem er freilich viel heidnischen Überglauben und heidnische Gebräuche verbindet, ein Gräuel sind. In einem solchen Rausche mordet er nicht selten, ohne durch eine Bekleidung gereizt worden zu sein. Sein fanatischer Glaube, daß die Ermordeten im künftigen Leben seine Sklaven sein werden, verstärkt ihn noch mehr in seinem Durste nach Menschenblut, die einzelnen Stämme leben daher auch beständig mit einander im Kriege, oder gehen zu Wasser und zu Lande auf Raub aus. Die rasende Wuth der Malaien hat die Europäer zu dem Gesetze geführt, welches jedem Schiffskapitän verbietet, einen Malaien als Matrosen zu nehmen; denn man hat geschen, daß einige von ihnen, wenn ihre Anzahl auch noch so klein war, mit ihren Dolchen unverzehens über die Schiffsbesatzung hergesunken sind, und ehe man sich ihrer bemächtigen konnte, bereits mehrere getötet hatten. Malaiische Schiffe mit 25 Mann besetzt, greifen europäische Schiffe von 40 Kanonen an, entern, und ermorden, den Dolch in der Hand, immer die ersten Matrosen, die sie erreichen können. Alle freien Malaien lassen sich nie ohne Dolch sehen und sind überhaupt in Verfestigung und dem Gebrauch der Waffen, besonders der Dolche, überaus geschickt. Werden sie im Gefecht verwundet, so drücken sie sich oft die Waffe des Feindes noch tiefer in den Leib, um nur dem Feinde näher zu kommen, und ihn wo möglich mit der letzten Kraft noch tödlich zu treffen.

Die Malaien besitzen nicht die Neigung zum Handel, welche man an andern ostindischen Völkern bemerkte. Dem Leben auf

der See leidenschaftlich ergeben, ist ihre vorzüglichste Beschäftigung Fischerei. Kühn und unternehmend auf ihren Seefahrten, verachten sie die friedlichen Künste des gesitteten Lebens. Nachlässig, träge und sorglos zur Zeit der Ruhe, zeigen sie in der Stunde der Gefahr die höchste Unspannung der Kräfte und die größte Unerschrockenheit. Sie genießen weder die Güter, noch ertragen sie die Beschwerden des Lebens mit weiser Müdigkeit und ruhiger Ergebung. — Besonders grausam beweisen sie sich gegen Personen, die auf dem Meere durch Schiffbruch oder andre Unglücksfälle in ihre Hände gerathen. Die einzelnen Stämme leben beständig mit einander im Kriege, denn ihre Friedensschlüsse und ihre Freundschaft dauern nur so lange, als der Eigennutz, der sie erzeugte, seine Rechnung dabei findet. — Die niedern Klassen unter den Malaien bringen fast ihr ganzes Leben auf dem Wasser in einem kleinen und erbärmlichen Kahn zu, in welchem sie sich kaum zur Ruhe ausstrecken können. Man findet gewöhnlich einen Mann, sein Weib und ein oder zwei Kinder in einem solchen Kahn. Ihr Unterhalt hängt vom Fischfang ab. Für den andern Tag wird nicht gesorgt. Wenn sie eine Mahlzeit gehalten haben, so suchen sie ihr Lager, das sie nicht eher verlassen, bis der Hunger sie zu neuer Thätigkeit anspornt. Dabei besitzen sie kaum einen Lumpen, um sich vor der brennenden Mittagshitze oder vor dem nächtlichen Thau zu schützen. In der Regierung der Fahrzeuge sind die Weiber eben so geschickt, als die Männer. Die vielen größern und kleineren Bäien, welche sich an der Küste von Malakka befinden, beherbergen eine bedeutende Anzahl solcher Wassernomaden, welche nie ein Haus oder einen festen Aufenthaltsort auf dem Lande besessen haben. Sie schweifen von einer Stelle zur andern, um Fische zu fangen; beschreiten das Glück mehr, als sie eben brauchen, so verlaufen sie den Übersluß, oder tauschen ihn gegen Reis, Sago, Betel und Kleidungsstücke aus. Man nennt diese Seebewohner *Urang laut*, d. i. Leute, die auf dem Meere leben. — Andere Malaien haben in der Bildung einen Schritt weiter gehan. Sie bauen Häuser und einen

festen Aufenthaltsort, bekleiden ihren Körper und bearbeiten kleine Stücke Landes, obwohl sich ihre Geschicklichkeit nicht über den Anbau des Reises und einiger anderer Getreidearten hinaus erstreckt. In den mehlanisch *Rano*-Stämmen besitzen sie wenig Geschick. Dass die Beschreibungen, welche die alten Seefahrer bei der ersten Entdeckung dieser Länder von den Malaien gegeben haben, noch ganz auf die heutigen Bewohner derselben passen, ist eben kein gutes Zeichen von der fortschreitenden Bildung dieses Volks.

Die Kleidung der Malaien weicht von der der übrigen südasiatischen Völker vornehmlich darin ab, dass sie in der Regel eng an den Körper sich anschließt. Der gemeine Mann trägt den Oberleib völlig nackt, während er den Unterleib mit einem Gewande bekleidet, das dicht anliegt und entweder zugelndpt oder durch einen Gürtel, in welchem ein großer scharfer Dolch, *Kris* genannt, nie fehlen darf, zusammengehalten wird. Diamantene Ohrringe und goldne Armspangen schmücken den Reichen, der auch den Oberkörper leicht bekleidet, und wenn er ausgeht, einen langen bunten Rock über die Unterkleider zieht (s. Taf. XXIV.). Die vornehmen Frauen kleiden sich in feinen Musselin, der bis auf die Knie herabfällt, und um die Mitte des Leibes durch einen Gürtel zusammengehalten wird; oft tragen sie darüber auch noch ein Oberkleid; Ohren und Hals schmücken goldne, mit Edelsteinen besetzte Ringe und Ketten; das Haar wird auf dem Scheitel zusammengewickelt und mit einem goldenen Reif umgeben. Bei einigen malaiischen Stämmen ist der Kopfzuh der Männer und Frauen äußerst phantastisch, so wie auch in der übrigen Kleidung dieses weit verbreiteten Volkes, dessen Gesamtzahl sich auf 30 Millionen Seelen belaufen mag. Klima, Lebensweise u. s. w. mehrfache Veränderungen veranlaßt haben.

Die Sprache der Malaien, das Malaiin, soll, was mit dem wilden und grausamen

Charakter dieses Volks im Widerspruch zu stehen scheint, eine der sanftesten und wohltingendsten in Asien sein. Man unterscheidet eine Hoffsprache, eine gebildete Umgangssprache, eine besondere Schrift- oder heilige Sprache, und noch eine VolksSprache, die ein buntes Gemisch von Wörtern aller hier Handel treibenden Nationen ist.

#### Bewohner des ostindischen Archipels <sup>\*)</sup>

Der ostindische Archipel, bei weitem die größte Inselgruppe auf dem ganzen Erdboden, besteht aus mehreren Gruppen und Reihen von Inseln, welche wieder besondere Namen führen, z. B. Lake = Diven und Male = Diven, Sundainseln, Molukken u. s. w. und hier und da von einzelnen großen Inseln, z. B. Sumatra, Borneo, Java, von welcher auch alle größere Volksstämme, welche auf das Schicksal der übrigen Inseln Einfluss gehabt haben, ihren Ursprung herleiten, unterbrochen sind. Aus der Lage des Archipels, zwischen den Wendekreisen, lädt sich eine gewisse Übereinstimmung der Inseln, nicht blos hinsichtlich ihrer Naturbeschaffenheit und Erzeugnisse, sondern auch hinsichtlich des Charakters und der Sitten und Gebräuche ihrer Einwohner erklären. — Nur im Innern der großen Inseln, wo die Bewohner durch mächtiger Nachbarn von der Verbindung mit dem Meere ausgeschlossen werden, giebt es Jagdstämme, welche auf den mit dichten Waldungen besetzten Gebirgen ihr Wesen treiben Hirtenvölker aber können sich da nicht finden, wo keine Weideplätze vorhanden oder die Zahl der Grashebenen doch sehr gering, die Wälder aber fast undurchdringlich sind. Das Meer ist das Element, auf welchem sich diese Inselbewohner am freiesten und glücklichsten bewegen. Vöde und Kähne, sagt Crawfurd, einer der geistreichsten Forscher auf dem Gebiete der Erd- und Völkerkunde, Vöde und Kähne sind für die Bewohner des ostindischen Archipels, was Kamele, Pferde und Ochsen für die wandernde Araber und Tartaren sind, und was für die

<sup>\*)</sup> Archipel, Insel- oder Islandsmeer. Mit diesem Namen wird ein Meeresbezirk benannt, in welchem viele Inseln zusammen liegen; so hat man einen mericanischen Archipel in Nordamerika; den Archipel des hellen Lazarus zwischen Japan und den Philippinen, der bekannteste aber ist der griechisch Archipel, zwischen Griechenland und Kleinasien.

lechteren die Steppen und Wüsten, ist für die ersten das Meer. Die indischen Inselbewohner aber sind aus Noth Schiffe und Fischer; das nach muss man die Fortschritte ihrer Bildung beurtheilen. Als die Bevölkerung sich anhäufte, wandten sich diejenigen, welche in der Nähe fruchtbare Ländereien wohnten, zum Kersau, und diese wurden mit der Zeit die zahlreichsten und gebildetsten Stämme. — Die Insulaner können niemals, wie die Barbaren der nordischen Staaten, in den Ländern gebildeter Nachbarn Eroberungen machen, weil es ihnen an Kriegsvorräthen fehlt, und weil sie sich nie in großen, alles überstremenden Massen bewegen können. Dazu kommt noch, dass rohe Völker allenfalls wohl in der Kriegsführung zu Lande so viel Geschicklichkeit erlangen können, als nöthig ist, selbst civilisierte Feinde zu besiegen; aber nie werden dies mit dem Seekriege der Fall sein, denn das Seewesen ist allzu entwickelt und setzt einen zu hohen Grad von Geschicklichkeit voraus, als dass ihn Barbaren jemals erreichen könnten. Die einzige Art des Krieges, welcher diese Inselbewohner gewachsen sind, besteht in räuberischen Ueberfällen; aber selbst diese Räuberjäge haben sich kaum jemals über die Grenzen des Archipels hinaus erstreckt. Diese wichtigen Thatsachen muss man wohl ins Auge fassen, wenn man die Geschichte ihrer Wanderungen erforschen und ihren Charakter oder den Zustand ihrer Gesellschaft würdigen will. — In Beziehung auf die Einwohner des ostindischen Archipels finden wir bei Crawfurd noch folgende merkwürdige Sätze: „Bei einer Untersuchung der allgemeinen Züge in der Beschreibung des Archipels steht man in Hinsicht auf die Lage der verschiedenen Einwohnerstämme auf zwei wichtige Umstände. Der erste ist eine ursprüngliche und angeborene Trennung der Einwohner in zwei besondere Menschenrasse. Es gibt nämlich hier eine eingeborene braune, und eine ebenfalls eingeborene schwarze Rasse, eine Erscheinung, die man, mit Ausnahme des südlichen Vorgebirgs von Ustra, sonst nirgends in der Welt antrefft. Der zweite Umstand ist nicht weniger wichtig und betrifft den Einfluss der Nahrungsmitte auf die Geistesbildung der

verschiedenen Stämme. Wir können aus dem physischen Charakter eines Landes auf seinen moralischen seiner Einwohner und umgekehrt aus diesem wieder auf jenen schließen. Kein Land hat ein großes oder gesittetes Volk hervorgebracht, welches nicht an fruchtbarem Boden reich genug war, um einen bedeutenden Vorrath der bessern Getreidearten zu liefern. Der Mensch scheint nie bedeutende Fortschritte in der Gesetzgebung gemacht zu haben, so lange er von schlechten Kornarten, mehligen Wurzeln, rohen Früchten oder Sammeln leben muss. Das Vorhandensein der feineren Gewürze, der wohlriechenden Harze, und man kann hinzufügen, des Goldes der Edelsteine und der seltenen Erzeugnisse des Thier- und Pflanzentheims, hat in dem Zustande der Gesellschaft, in welchem sich die indischen Insulaner befinden, keinen Einfluss auf die Förderung der Civilisation. Man könnte eher behaupten, dass diese Produkte derselben nachtheilig wären, denn gerade die in dieser Hinsicht reichsten Länder des Archipels sind von den rohesten Menschen bewohnt. Es ist die Gegend der Menschenfresser von Sumatra, welche vorzüglich Gold und Weihrauch liefert; es ist die der Menschenfresser von Borneo, welche Diamanten, Gold, Weihrauch und Kampfer erzeugt. Die Bewohner der Gewürzinseln wissen nichts vom Gebrauche der Schriftzeichen, und wanderten fast nackt in ihren Gewürzwäldern umher, bis Hindus, Javanesen, die Malaianen und die Araber in neuerer Zeit sie lehrten, sich anständig zu kleiden. Die Civilisation hatte ihren Ursprung in Westen, wo Länder liegen, welche fähig sind, Geistraub zu erzeugen. Dort ist der Mensch am weitesten gediehen und seine Bildung nimmt nach geographischem Verhältnisse ab, so wie man weiter nach Osten kommt, bis man in den Bewohnern von Neuguinea (welches Crawfurd ebenfalls zum ostindischen Archipel rechnet), eine durch nichts ausgezeichnete Rasse von Wilden findet.“ —

Neben der schon erwähnten Übereinstimmung der Inseln in Hinsicht auf Naturbeschaffenheit und Charakter der Einwohner bemerkte man bei näherer Bekanntschaft mit dem Ganzen doch auch große Verschiedenheiten,

die es nötig machen, die einzelnen Theile des ostindischen Archipels auch wieder einzeln der Betrachtung zu unterwerfen.

### Bewohner der Lakediven und Malediven.

Die Lakediven, d. h. die Lakeninseln, aus einer Anzahl kleiner Inselgruppen, zusammen ohngefähr 8 □ Meilen groß, bestehend, liegen der Küste Malabars gegenüber und mögen ohngefähr eine Bevölkerung von 10,000 Seelen enthalten; die Malediven, d. h. Maleinseln aber, welche aus mehr als 12,000 Inseln (Vulkane und Koralleninseln sind Ursache, daß deren bald mehr, bald weniger sind) die eine von Norden nach Süden gehende Linie bilden, bestehen, findet man südwestlich vom Vorgebirge Comorin und südlich von den Lakediven. Ihre Bevölkerung wird auf 200,000 Seelen angegeben.

Die Rinden gewundenen Gürtel, in welchem auf der linken Seite die Geldbörse und die Bettelschürze stecken, während die rechte Seite ein Messer, die einzige Waffe, welche gemeine Leute tragen dürfen, zierte. Vornehmere tragen über diesem Gürtel noch ein einem Schafrock ähnliches Kattunkleid. Die Frauen kleiden sich in der Regel sehr sittsam; ihr schwarzes Haar lassen sie, wie schon gesagt, lang wachsen, waschen und salben es fleißig mit wohlriechendem Öl, und binden es dann in Zöpfe, die auf den Rücken hinabfallen, und mit goldenen oder silbernen Ringen zusammen gehalten werden. — Gleiche Einfachheit findet auch hinsichtlich der Wohnungen statt. Hütten von Cocosholz roh zusammengesetzte und mit zusammengedachten Cocosblättern bedeckt, sind der Aufenthaltsort des gemeinen Volks, während die Vornehmern und Reichen Häuser von weißen Ziegeln haben. Matten und Teppiche, Geschirre von grübbern oder feinerem Porzellan, je nachdem es die Verhältnisse erlauben, sind die vorzüglichsten Hausrathäle. — Im Essen ist man nicht nur sehr mäßig, sondern auch ungemein reinlich. Nur Leute von gleichem Stande essen mit einander. Die Zubereitung der Speisen, die vornehmlich in Fischen, Geflügel und grünem Gemüse bestehen, liegt den Weibern ob. Will man jemanden bewirthen, so schickt man ihm das für ihn bestimmte Essen ins Haus. Über Tisch wird nicht getrunken; nachher aber erquickt man sich durch frisches Wasser, Cocos-palmwein, Kaffee und mit Zucker versüßten Cocosnusssaft. — Wie bei allen Mohammedanern, herrscht auch bei den Malediven die Weiberfreiheit, doch darf bei ihnen ein Mann, wenn er auch mehrere ernähren könnte, nicht mehr als drei Weiber nehmen. Will ein Mann sich verheirathen, so zeigt er seine Absicht dem Pandiar, d. i. Beamten an, der sodann die Eltern der Braut fragt, ob sie in diese Ehe willigen. Geben diese ihre Zustimmung, so wird das Mädchen auf der Stelle herbeigeholt und in Gegenwart ihrer Verwandten und Freunde getraut. Die Erziehung ist einfach; jede Mutter, auch die Königin, muß ihr Kind selbst stillen. Die kleinen Kinder werden nicht im

Die Abstammung der Einwohner dieser Inseln lässt sich nicht ganz sicher ausschließen; einige halten sie für Abkömmlinge der Araber, wieder andre für ein Gemisch von Hindus und Arabern, noch andere für einerlei mit den Singalesen. Die Malediven, denn so werden sie gewöhnlich genannt, sind ein olivenfarbiger, starker, regelmässig gesetzter und sehr gut gebildeter Menschenenschlag. Das Haar ist durchgehends schwarz; aber nur Weiber, Krieger und Edelleute dürfen langes Haar tragen, die Uebrigen scheeren dasselbe, und lassen es, nebst den langen, abgeschnittenen Nägeln, auf den Grabstätten beerdigen. Kärtze tragen nur die Priester und die Männer, welche die Wallfahrt nach Mecka gemacht haben. — Die Malediven sind ziemlich gutartige, lebhafte, tapfere, arbeitsame, redliche, mit viel natürlichen Verstand ausgestattete, im Genuss der Nahrungsmittel mächtige Menschen. Ihre Religion ist der Islam, daher sie neben ihrer eigenen Sprache und Schrift, die man jedoch noch zu wenig kennt, das Arabische, die Sprache des Korans, lernen. Die Kleidung dieses halb cultivirten Volks ist schon wegen der Wärme des Klimas überaus einsch. Die gewöhnliche männliche Kleidung besteht in einem um

Windeln gewickelt, sondern ganz nackt in eine Art Hangmatten, die durch Stricke an die Decke befestigt sind, also frei schweben und von Slaven hin und her gewiegt werden, gelegt. Dies soll den Kleinen sehr wohl bekommen; wenigstens sind sie schon mit dem 9ten Menat auf den Fäßen und Gebrechliche findet man unter ihnen gar nicht. Auch der Kdnig und die Vornehmen auf den Malediven bedienen sich zum Nachtlager einer Art von äußerst bequemen Hangmatten, die an vier Stricken hängen, so daß sich die Schlafenden darin können wiegen lassen. Die gemeinen Leute schlafen auf baumwollnen Matrassen, die auf einem vierförmigen Schemel liegen. — Stirbt jemand, so wird der Körper des Verbliebenen von einer für dieses Geschäft angestellten Person seines Geschlechts gewaschen, sodann in Kattun eingewickelt, die rechte Hand ans Ohr, die linke an die Hüfte gelegt und hierauf, auf der rechten Seite liegend, in einen Sarg gethan, der unter dem freiwilligen Gefolge der Nachbarn von sechs Freunden oder Verwandten auf den Begräbnisplatz getragen wird. Das Gesicht gegen Medina (s. S. 23 Anmerkung) gerichtet wird der Todte nun ins Grab gesenkt, das man mit weißem Sande anfüllt, mit Wasser besprengt und mit einem großen Stück Seidenzeuge oder Kattun bedeckt, welches nachher dem bei dem Begräbniß fungirenden Priester, der auch außerdem noch von den Verwandten des Verstorbenen mehrere Geldstücke erhält, gehdert. Auf dem Hin- und Herwege zur Gruft werfen die Leidtragenden kleine Münzen unter die Armen aus. Aus einem schon S. 13 erwähnten Überglauen der Muhamedaner, die den Todten für entzehrt halten, dessen Hügel ein menschlicher Fuß betritt, fassen die Malediver jedes einzelne Grab mit einem dichten Zaun ein. — Die Moskeen, um welche herum man die Begräbnisplätze angelegt hat, sind zierliche, steinerne, mit drei Thüren versehene Gebäude, zu welchen man auf Stufen hinaufsteigt. Bei jeder Moskee ist ein Priester angestellt, der ausser seinen priesterlichen Werrichtungen auch zu-

gleich das Amt eines Schulchters versieht. Wer zu den Frommen gehören will, besucht die Moskee täglich fünf Mal und wäscht sich, ehe er sie betritt, Füße, Hände, Ohren und Mund; doch kann jeder sein Gebet auch zu Hause verrichten; verläßt er es ganz, so sinkt er in die tiefste Verachtung. Jeder Freitag, so wie die Tage des Neumondes und alle übrige Festtage des Islam werden ungemein feierlich begangen.

Bei den Malediven findet sich eine Art Kasteneinteilung, woraus man auf ihre hindusische Abstammung schließen könnte. Die erste Kaste begreift den Kdnig mit seiner ganzen Familie und die Prinzen der früheren königlichen Häuser; zur zweiten gehören die Männer, welche Ehrenstellen und Amtier bekleiden, die nur der Kdnig ertheilen kann; zur dritten der Geburtsadel und zur vierten das gemeine Volk. Der Kdnig kann in den in grossem Unschön stehenden Adelstand erheben, wen er will. Eine Adlige, die einen Bürgerlichen heirathet, verliert dadurch ihren Adel nicht und ihre Kinder werden Edelleute; eben so wenig wird aber auch das Mädchen von bürgerlicher Herkunft durch Verheirathung an einen Edelmann adelig, wohl aber geht diese Würde auf ihre Kinder über. — Die Regierungskommission ist unumschränkte Monarchie, der Kdnig führt den Titel Raskan. Die hohen Reichsbeamten, welche den Staatsratth bilden, an dessen Spitze der Villag oder erste Minister steht, werden außer ihren Besoldungen von dem Kdnig mit Reis versorgt, daher es denn auch für eine besondere Auszeichnung gilt, wenn von einem Manne gesagt wird: er ist des Kdnigs Reis. So unumschränkt auch die Gewalt des Monarchen ist, so muß er sie doch gewissermaßen mit den Priestern theilen, welche unter dem Namen Naib's Statthalter der einzelnen Inseln sind und als Lehrer des Gesetzes und Ausleger des Korans die Aufsicht über Gegenstände der Religion und des öffentlichen Rechtes haben \*). Das Oberhaupt dieser Naib's

\*) Merkwürdig ist das Gesetz, welches den Vater eines Familienvaters anhält, die Kinder des Ermordeten bis in ihr 16. Jahr zu ernähren und unterrichten zu lassen, und es dann auf diese ankommen läßt, ob sie nun dem Verbrecher verzeihen oder ihn zur Strafe ziehen wollen.

ist der Pandiar, welcher, dem türkischen Großmufti (s. S. 4) vergleichbar, das Oberhaupt der Religion und der Oberrichter aller Inseln ist. Er muss sich stets am Hofe des Königs aufhalten und an ihn kann man von den Urtheilsprüchen der Maib's appelliren. — Der Hofstaat des Rassan, dessen ansehnliche Einkünfte hauptsächlich aus dem fünften Theil aller Landesprodukte, aus den Kauris, die gesägt werden und von welchen ihm ein Theil zusteht, aus den Abgaben der ausländischen Kaufleute und aus dem Gewinn der Handlung, die er für eigene Rechnung, mit seinen Schiffen außer Landes treiben lässt, bestehen, ist überaus glänzend. Geht der König aus, so begleitet ihn stets ein Theil seiner 600 Mann starken Leibwache, die, wie alles stehende Militär, des Königs Reis ist, also in sehr grossem Anszahl steht, daher auch die reichsten Malediver nach der Ehre streben, unter das Militär, besonders unter die Garde, aufgenommen zu werden. Eben so begleiten den Rassan jederzeit drei Edelknaben, deren einer seinen Fächer, der andere sein bloßes Schwert und seinen Schild, der dritte seine Betelbüchse trägt; ein Maib, Gesetzeslehrer, mit dem Gesetzbuche in der Hand und ein vornehmer Hofbedienter, einen großen weißen Sonnenschirm über das Haupt des Königs haltend, gehen unmittelbar hinter ihm. In der Regel ist der König in einem langen Leibrock, meist von sehr feinem weissem Zitz, oder auch in einen Ueberwurf, weiß und blau eingefasst und mit gegossenen goldenen Knöpfen besetzt, gekleidet. Der Unterleib bis auf die Fersen wird von einer rotheidenen Schürze, die vermittelst eines mit goldenen Fransen gezierten, rotheidenen Gürtels und einer dicken goldenen Kette um den Leib befestigt ist, umgeben; das Schloss dieser Kette ist etwa eine Hand breit, und stark mit Juwelen besetzt. Ein kostbares Messer hängt vorn von dem Gürtel herab; den Kopf bedeckt ein goldgesticktes Mützchen, mit einem massiv goldenen, mit Juwelen besetzten Knopfe; die Beine bleiben unbedeckt, aber an den Füßen trägt er Pantoffeln von vergoldetem, aus Arabien kommendem Leder.

### Bewohner der Insel Ceylon.

Obwohl die Insel Ceylon, (richtiger Ceylan oder Seilan) von den Eingeborenen Lanka, auch Lafka, genannt, den Alten schon unter dem Namen Taprobane, so wie im Mittelalter den Arabern, die sie Serendib nannten, recht wohl bekannt war; so scheint sie doch späterhin, bis sie 1505 von dem Portugiesen Almeida, den Stürme ndthigten, in einer Hafen dieser Insel einzulaufen, zufällig wieder aufgefunden wurde, fast ganz vergessen worden zu sein. Almeida, von den Einwohnern gastfreundlich aufgenommen, wurde durch die günstige Lage der Insel und ihre reichen Produkte bewogen, eine genauere Verbindung mit den Insulanern, die seit langer Zeit viel von den feindseligen Anfällen der Araber hatten leiden müssen, zu suchen. Auch waren die Singaleser nicht abgeneigt, sich ndvet mit einem Volke zu verbinden, das durch die Überlegenheit seiner Waffen und seinen kühnen Heldengeist ihnen geschickt schien, den Arabern Schrecken einzufüllen und der Insel die erwünschte Ruhe zu sichern. Man versprach daher den Portugiesen einen jährlichen Tribut unter der Bedingung zu zahlen, dass sie die Küsten gegen die räuberischen Anfälle auswärtiger Feinde verteidigen sollten. Bald aber weckte die niedrige Habfsucht dieser neuen Freunde, welche sich des vorteilhaftesten Handels mit dem einträglichsten Handelsartikel der Insel, dem Zimmet, ausschliesslich bemächtigen wollten, und mehr noch ihre Grausamkeit und wdthen der Fanatismus, der sich durch die Unterdrückung der Landesreligion und gewaltsame Bekehrung zum christlichen Glauben äusserte, lange und blutige Kämpfe mit den Insulanern, die dadurch um so geneigter wurden, den 1603 unter dem Admiral Spilberg zuerst hierher gekommenen Holländern bei ihren Unternehmungen gegen die Portugiesen allen möglichen Beistand zu leisten. Doch erst 1656 gelang es den Holländern, der aufs Hartndäigste verteidigten Hauptstadt der Portugiesen, Colombo, sich zu bemächtigen und den letzten Rest der portugiesischen Herrschaft auf dieser Insel zu vertilgen — Über die Freude der

Insulaner über ihre vermeinte Befreiung verwandelte sich nach einiger Zeit, während welcher den Holländern die wichtigsten Districte eingeräumt worden waren, in Hass gegen die Unersättlichen. Blutige Kriege erfolgten, in welchen die europäische Kriegskunst über die Tapferkeit der Eingeborenen siegte, die den Fremdlingen die fruchtbaren Küsten überlassen und sich in die unzugänglichen innern Gegenden zurückziehen mußten. Nachdem Holland von den Franzosen erobert und 1795 in eine batavische Republik, die ganz unter dem Einfluß Frankreichs stand, verwandelt worden war, fielen die Engländer über die holländischen Kolonien her und nahmen auch die Insel Ceylon weg, die in dem 1802 zwischen England und Frankreich zu Amiens geschlossenen Frieden den Engländern förmlich abgetreten ward. Nachdem letztere im Jahre 1815 die singalesische Hauptstadt Candy erobert, den König abgesetzt und als Gefangenin nach Madras geschickt, auch seit 1819 die bis dahin noch immer rebellischen Eingeborenen gänzlich bezwungen haben, sind sie nun völlige Herren der Insel geworden. Doch haben sie diese Insel nicht mit den Besitzungen der ostindischen Compagnie vereinigt, sondern eine von der britischen Regierung unmittelbar abhängige Statthalterschaft daraus gemacht, und auch, bis auf wenige Einrichtungen, welche noch aus den Zeiten der Holländer herrühren, auf der ganzen Insel die britische Verfassung eingeführt. Die Singalesen werden zwar nach ihrem eigenen Herkommen gerichtet und haben ihre Gemeindesouveränität behalten; aber die lehtern stehen unter britischen Beamten und diese unter den Oberbehörden zu Colombo. Hinsichtlich der Verwaltung wird die ganze Insel in 82 Corle's oder Bezirke eingetheilt; die Kriegsmacht besteht aus ungefähr 6,000 europäischen und 6,500 eingeborenen Truppen, *Topasses* genannt.

Die Einwohner Ceylons, deren Gesammtzahl sich über 800,000 Kopfe belaufen mag, sind theils Eingeborne, theils einheimisch gewordene Fremde, z. B. Araber, Malaien, Chi-

nese, Portugiesen, Holländer, Britten. Die Eingeborenen, Ceylaner oder Singalesen, auch Candyer genannt, (unter letzteren verstand man vornehmlich die Bewohner Ceylons, welche sich während der Herrschaft der Portugiesen und Holländer, mit den Bewohnern des Innern unter dem König von Candy vereinigt hatten, und ihre ursprüngliche Volksähnlichkeit am treuesten bewahrt haben) gehörten nach den neuesten Untersuchungen, früher hielt man sie für ein den Maledivern zunächst verwandtes Volk, sowohl in Hinsicht des Körperbaues, als der Sprache, Sitten, Gebräuche, Religion und Regierungsgebräuche, zu dem Etamme der Hindus. Die Hautfarbe geht durch manigfache Abstufungen vom Hellbraunen bis ins Schwarze über; die Bewohner des inneren Landes haben eine hellere Gesichtsfarbe, sind besser gebaut und weniger weichlich als die Küsten-Singalesen, ja was Wuchs, Gesichtszüge und Gesichtsfarbe betrifft, das schönste aller indischen Völker. Haare und Augen sind bei den meisten schwarz, Brust und Schultern breit, Hände und Füße sehr klein, die Gesichtszüge oft schön, der Ausdruck lebhaft und geistreich. Die Männer haben ein ernstes, würdevolles Ansehen und sind in ihrem äußeren Be tragen sehr höflich und abgemessen; ein schneller Blick und Schärffinn zeigen sie in den Stand, in öffentlichen Angelegenheiten schnell und entschlossen zu handeln; seines Gefühls, Mäßigung und Klugheit im gemeinen Leben, verbunden mit einer fruchtbaren und lebhaften Einbildungskraft machen sie witzig, geschmeidig und beredt. Gelassen, aber fest, sind sie eben so schwer zum Zornen zu reizen, als zu versöhnen. Ihre Leidenschaften erreichen selten einen hohen Grad von Stärke; ihr Charakter ist daher im Ganzen frastlos, unentschieden, aber gutherzig; sie haben weder große Laster, noch ausgezeichnete Tugenden. — Die Frauen, kleiner als die Männer und von hellerer Gesichtsfarbe, sind sämmtlich wohlgebaut, zum Theil sehr schön. Ein neuerer Reisender erzählt, daß man in der singalesischen Sprache ganze dicke Bücher über die weiblichen Reize habe, und theils nach der Angabe eines in diesen Dingen bes-

wanderten Hofslangs von Candy, folgende Eigenschaften mit, die eine wahre Schönheit besitzen müssen: „Ihr Haar muss reichlich sein, wie der Schwanz eines Pfaues, bis auf die Knie herabhangen und sich in anmutigen Locken ringeln; ihre Augenbrauen müssen dem Regenbogen gleichen, ihre Augen dem blauen Sapphir und den Blüten der blauen Manillasblume. Ihre Nase muss gebogen sein, wie der Schnabel eines Habichts, ihre Lippen glänzend und roth, wie Korallen an dem jungen Blatte des Eisenbaums. Ihre Zähne seien klein, regelmässig, dicht bei einander und wie Jasminknöpfe; ihr Nacken sei breit und rund wie Bettigodea; ihre Brust muss breit und voll, ihre Taille schmal, so schmal sein, daß man sie mit einer Hand umspannen kann. Ihre Hände seien breit, ihre Schenkel allmälig spitzer zulaufend, ihre Fußsohlen ohne Höhlung und die Oberfläche ihres Körpers überhaupt sei sanft anzufühlen, zart, weich und rund, ohne hervortragende Knochen und Nerven.“ Statt der tragen Apathie, der nichts sagenden Höflichkeit, des finstern Ernstes, die den grössten Theil des weiblichen Geschlechtes in Asien charakterisiren, zeichnet die Singalesinnen ein gefühlvolles Benehmen, eine liebenswürdige Verschämtheit und ein heiterer Frohsinn aus, daher sie nicht blos, wie es die Landesgesetze allerdings gestatten, die Sklaven, sondern die Gesellschaftserinnerinnen und Freundinnen ihrer Männer sind. Eben so röhmt man auch die Reinlichkeit, kluge Sparsamkeit und Gastfreiheit der Singalesinnen, die, ob sie schon nicht die strengsten Begriffe von ehelicher Treue haben und nur durch vertrauten Umgang mit Männern unter ihrem Stande sich entschert halten, von der despotischen Eifersucht der Morgenländer nichts zu leiden haben. Obgleich die Weisweiber nicht verboten ist, so begnigt sich doch in der Regel selbst der Vornehme und Reiche, mit einer Frau. Die Heirathsgebäude sind höchst einfach. Zum Zeichen der Vereinigung werden dem Brautpaar die Daumen zusammengebunden, und diese Bande nachher von einem Priester oder einem nahen Verwandten wieder gelöst und dadurch die Ehe geschlossen. Die feierlichste, aber nicht immer

in Anwendung gebrachte Ceremonie bei Schließung einer Ehe besteht darin, daß das zusammengestellte Brautpaar (wie auch jetzt noch bei den Juden) von einem Priester, vermittelst eines langen und breiten mehrere Male um sie geschlungenen Stück Seuches feierlich zusammen gebunden wird, worauf der Priester Wasser über die Köpfe des Paars giebt. Nach vollbrachter Trauung bringen die jungen Eheleute die Nacht im Hause der Braut zu, und am andern Morgen erst bringt der junge Ehemann seine Frau, in Begleitung aller Verwandten und Freunde, welche mit den zu einem Gastrahl erforderlichen Lebensmitteln gehörig versehen sind, in seine Wohnung und führt gewöhnlich eine sehr ruhige und friedliche Ehe mit ihr. — Die Nahrungsmittel bestehen hauptsächlich aus Reis, der auf mancherlei Weise, bald mit Fischen, bald mit Gefügel, bald mit Schafsfleisch oder Ziegenfleisch, niemals aber mit Rindfleisch, denn dies würde, wie bei den Hindus, eine Todsünde sein, zubereitet wird, und aus Obst. Wasser ist das gewöhnliche und Arak das einzige geistige Getränk, dessen sie sich aber, da ihre Religion alle berauschende Getränke verbietet, nur selten und dann insgeheim bedienen. Bei dem Kochen, wie bei dem Essen darf die linke Hand, als unrein, nie gebraucht werden; beim Trinken dürfen die Lippen das Trinkgefäß nicht berühren und trinkt man in Gesellschaft, so muß man während des Trinkens den Andern den Rücken zuklehren. Über Tische wird selten oder nie gesprochen. — Die Wohnungen der Vornehmen sind aus Bruchsteinen, gewöhnlich nur einföckig, im Ganzen aber sehr bequem erbaut, und hier und da selbst mit prächtigen, nach Art der Europäer eingerichteten Zimmern versehen. Gemeine Leute durften früher wenigstens keine steinernen Häuser haben und selbst ihre armelosen Hütten von Thon und Rohr mit einem Dache von Gras oder Reisstroh, nicht weiß anstreichen oder bei deren Erbauung einen eisernen Nagel verwenden, als welches ein ausdrückliches Vorrecht der höhern Stände war. Vor jeder Hütte befindet sich ein freier, etwa sechs Fuß großer Platz, auf welchem die Einwohner der Landessitte zufolge,

in Feierstunden zu sijgen pflegen. Tische, Stühle, Betten und dergleichen kennt man nicht. Das für laufen rings um die innern Wände der Wohnungen niedrige Bänke von Lehm, die statt der Sitze und mit Matten bedeckt, als Nachtlager dienen. — Die Kleidung der Singalesen besteht in einem musselinernen Tuche, das sie schärzenartig um die Lenden schlingen, in einem Jäckchen, das am Handgelenke und über der Brust zugetropft wird und sich über den Schultern, wie ein Hemde schlicht; um die Mitte des Leibes schlingt sich ein Gurt, an welchem ein ziemlich langer Säbel befestigt ist; ein schöner kurzer Dolch oder Wieldemesser wird auf der Brust getragen; den Kopf bedeckt eine in zwei Hörner auslaufende rothe Mütze (s. Taf. XXVIII); an Beinkleider und Schuhe hat man sich noch nicht gewöhnen können. Die Weiber lieben den Purz leidenschaftlich und tragen eine Menge Geschmeide an den Fingern, Armen, Ohren und dem Halse, ja selbst an den Fußzehen. Ein einfärbiges Gewand von Mousselin, dessen Feinheit und Länge sich nach dem Stande der Besitzerin richtet und darüber ein seidner Shawl, über die Schultern und um den Leib gewunden, vollendet ihren Anzug. Das Haar wird mit Cocosöl gesalbt und hinter den Schultern herabfallend getragen (v. Taf. XXVIII.). Bei den Begräbnissen der Singalesen finden durchaus keine religiösen Feierlichkeiten statt; die Leichenbegängnisse sind vielmehr ganz einfach. Der Todte wird in eine Matte oder in ein Gedck Tuch eingerwickelt und an einen einsamen unangebauten Ort, in einen Wald oder in eine Eindde gebracht, wo man ihn ganz still in die Erde vergräbt. Früher war der Gebrauch, die Todten zu verbrennen, dann ihre Asche zu sammeln und in einen Fluss zu streuen oder zu vergraben, auch hier nicht ungewöhnlich; der unmenschliche Gebrauch der Hindus aber, die Witwe mit der Leiche ihres Mannes lebendig zu verbrennen, war hier nie Sitte, vielmehr besteht die Trauer der singalesischen Wittwen nur darin, daß sie die ersten Tage nach dem Tode ihres Mannes die Haare ungesalbt um den Kopf flattern lassen, mit lautem Wehklagen die Tugenden des Verstorbenen ausrufen, und sei-

nen Verlust wenigstens äußerlich bekämpfern. Nachher steht es ihnen frei in einer zweiten Ehe Trost und Ersatz zu suchen. —

Die Singalesen zerstören ursprünglich, wie die Hindus, in vier Kasten, 1) Elschansaria, die königliche; 2) Braschmina, die der Braminen; 3) Weissa, die der Kaufleute, Bauern und Hirten, und Schudra, welche die 60 niedrigsten Abtheilungen, z. B. verschiedene Handwerker, Tänzer, Possenreicher, Lastträger u. s. w. in sich begriff. Gegenwärtig sind nur noch die drei letzten Kasten auf Ceylon vorhanden; ob die beiden ersten ausgestorben oder vertrieben worden, oder welche Schicksale sie sonst betroffen haben, ist noch nicht ausgemittelt. Eine Kriegerkaste gab es hier nie, weil alle Einwohner des Landes von jeher zur Vertheidigung des väterlichen Heerdes gleiche Verpflichtung hatten. Außerdem gibt es noch zwei Abtheilungen Singalesen, die Gatturos und die Rodis oder Gasmundos, welche zu keiner Kaste gerechnet werden und mit denen in Verkehr zu stehen für Verunreinigung gilt. Gleich den Parias (s. S. 47) aller Menschen- und Bürgerechte beraubt, durften sie früher wenigstens keinem, außer den Genossen ihres Elendes, zu nah kommen und konnten auch durch das musterhafteste Betragen nicht aus dem Zustande der Verworthenheit, der auf Kind und Kindeskind fortteerte, sich empor arbeiten. Gleich als hätte die Natur diese Unglücklichen, die von jedem heiltem Genuss des Lebens ausschlossen sind, auf irgend eine Art entzädigen wollen, gab sie ihnen die schönsten Weiber, die auf Ceylon angetroffen werden, und machte durch dieses Geschenk es möglich, daß ihr Blut, wenigstens in ihren Edchten, mit denen sich zu verehelichen die Vornehmsten für keine Schande hielten, wieder zu Ehren kommen kann. Die grausame Verachtung, mit welcher die höhern Kasten die Gatturos und Rodis behandeln, entschuldigen sie mit dem Vorgeben: es hätten dieselben in den frühesten Zeiten als Jäger im Dienste des Königs gestanden und ihn einmal Menschenfleisch statt Wildfleisch vorgesetzt. Diese schauderhafte That sei entdeckt worden,

und zur gerechten Strafe hätte der König sie und alle ihre Nachkommen, zu dem Zustande der niedrigsten Verworfenheit verurtheilt! So unverdünktig auch diese Entschuldigung klingt, so werden wir sie doch milder beurtheilen, wenn wir uns daran erinnern, daß einst Bekennner der Religion der lieben Juden verbrannten, weil vor vielen Jahrhunderten die Vorfahren dieser Unglücklichen Christum gekreuzigt hatten. Im Allgemeinen jedoch ist zu bemerken, daß die Kasteneintheilung bei den Singalese[n] nie in der Ausdehnung und Härte, wie bei den Hindus, geherrscht, und daher auch geringern Einfluß auf den Volkscharakter gehabt habe. —

Die Hauptbeschäftignungen der Singalese[n], die in Künsten und Wissenschaften ungefähr auf der Stufe stehen, die die Europäer in den rohesten Zeiten des Mittelalters inne hatten, sind Acker-, besonders Plantagenbau, Elephantenjagd, Fischfang und Perlenschererei. Der erstere beschränkt sich, vornehmlich in den Gegenden, die leicht unter Wasser gesetzt werden können, auf Erzeugung von Reis, dem Hauptnahrungsmittel der Einwohner, der Perlenschererei aber und Elephantenjagd ist schon oben S. 81 und 105 gedacht worden. Am wichtigsten für Ceylon sind die Zimmtplantagen. Am besten gedeiht der zum Lorbeergeschlechte gehörende Zimmtbaum (*Laurus linnamomeum*) an den Meeresküsten; im Innern sind die Zimmtwälder schon dünner und seltener, auch soll das Gewürz, das sie liefern, weit größer sein. Es gibt auf Ceylon, dem eigentlichen Batelande der Zimmtbäume, denn hier nur erreichen sie die höchste Vollkommenheit, während die auf Malabar und in andern Gegenden Hindostans gefundenen nur kümmerlich wachsen, und die auf den englischen Inseln Westindiens angebauten, von hier aus erst in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts verpflanzt wurden, mehrere verschiedene Arten derselben, aber nur von vier nimmt man die Rinde, nämlich von dem Hosnigzimmt, der sich durch dicke und große Blätter unterscheidet; von dem Schlangenzimmt, dessen Blätter auch groß sind und der dem er-

se ein wenig nachsicht; von dem Kampferzimmt, dessen Rinde viel geringer ist, dessen Wurzel aber destillirt, Kampfer liefert, und von einer vierten, noch geringeren Sorte. Ehemal überließ man die Fortpflanzung des Zimmtbaumes fast lediglich der Natur. Eine Art Tauben, nämlich die kugelnasige Taube (*columba globicera*), frisst die unserer Eichel ähnliche, nur kleinere Frucht, sehr gern, giebt sie aber sodann unverdaut wieder von sich und erzeugt dadurch reichlich neue Bäume, oder man brannte auch die überjährigen Stämme, denn je älter der Baum, desto schlechter die Rinde, ab, und ließ die Wurzeln nun neue Seitenzweige treiben. Erst 1765 fingen die Holländer an, ordentliche Plantagen anzulegen und gewannen durch künstliche Anpflanzung bei weitem edlern Zimmt. Diejenigen Einwohner des Küstenstriches, welche hauptsächlich den Zimmtbau und das Zimmtshälen treiben, heißen Cholias. Sie sind eingeborene Singalese[n], bekennen sich aber zum Islam, zu welchem sie durch die Araber bestellt wurden, und die Holländer stellten sie zuerst ausschließlich zu diesem Geschäft an. Die Cholias genießen manche Vorrechte und Freiheiten und haben ihre eigenen Vorgerichts, die darauf zu sehen haben, daß weder Menschen noch Thiere die Plantagen beschädigen. Diese Beamten stehen wieder unter einem einzigen Oberbeamten, der den Namen Capitan Canalla, d. h. Zimmtkapitain, führt, und unmittelbar unter dem Generalgouverneur der Insel steht. — Die Einstellung und Zubereitung des Zimmts geschieht auf folgende Art: Die Cholias suchen zuerst die Bäume auf, deren Rinde reif ist. Dann werden die Zweige, die drei Jahr und darüber alt sind, abgeschnitten; denn ob man schon im fünften Jahre dem Stamm die Rinde abnehmen kann, so hält man sich doch lieber an die Zweige, welche wieder wachsen, als an den Stamm, der durch unvorsichtiges, allzutiefes Abschälen leicht zu Grunde gehen kann. Die äußere Haut wird nun abgeschält, und die Rinde dann so mit eigens dazu eingerichteten Messern abgeschält, daß sie Röhrchen bildet, deren kleinere man in die größern steckt und hierauf zum Trocknen in die Sonne legt, wo sie sich noch viel enger zu-

sammenziehen. Man bindet sie hierauf, mit Bambusfasern, in Bündel zu etwa 30 Pfd., bringt sie sodann in die Magazine und bezeichnet sie nach den Distrikten, aus welchen sie gekommen sind, untersucht aber auch durch Kosten der Rinde die Güte derselben, wobei den europäischen Schmeckern, da der Zimmt im freien Zustande eine eigene Scharfe hat, oft in kurzer Zeit Zunge und Gaumen völlig wund gebeizt wird, so daß sie dieses Geschäft kaum zwei Tage fortsetzen können, ob sie schon durch östlichen Genuss von Butterbrot die Scharfe des Zimmtes zu mildern suchen. — Der best Zimmt ist der, welcher sich am leichtesten zusammenrollt, nicht dicker als starkes Schreibpapier, etwas biesam, hellgelb, süß und ohne Nachgeschmack ist. Die geringern Sorten sind dicker, brünnlich, scharf, beizend und von bitterem Nachgeschmack.

— Bei der Absendung nach Europa bindet man den Zimmt in 4 Fuß lange Bündel, jedes Bündel zu etwa 85 Pfd., die man wegen des Ein-trocknens auf der Uebersahrt nur mit 80 Pfd. berechnet. Zwischen die in grobe Leinwand aus Coccofaaren gepackten Zimmbündel wird schwarzer Pfeffer gestreut, der die noch übrige Feuchtigkeit des Zimmtes an sich ziehen, dadurch diesen besser verwahren, und dabei selbst angenehmer gemacht werden soll. — Der Abgang von den Zimmbündeln wird in große Butzen gehau und mit Wasser bedeckt. Nach 7 Tagen giebt man die Flüssigkeit ab, destilliert sie langsam, und erhält dadurch das milchige Zimmtwasser, das in besondern Gefäßen aufgefangen wird. Oben auf sammelt sich nun das Zimmtöl, welches mit großer Sorgfalt abgeschöpf, und in besondere, mit dem Siegel der Regierung versiegte Vouzellen gefüllt wird.

Der enorm hohe Preis des Zimmtdöls — eine Unze kostet gegen 10 Rthlr. — läßt sich aus dem Umstände erklären, daß kein Gewürz so wenig Öl giebt, als der Zimmt. — Von 1720 bis 1729 verkauften die Holländer jährlich für mehr als 2,300,000 Gulden Zimmt. Nachher ist der Ertrag der zu 8,000 Centnern angeschlagenen jährlichen Zimmternte oft mehr als 5 Millionen Rthlr. gewesen. Welch ein Gewinn von der bloßen Rinde eines mäßigen Baumes auf einem mäßigen Distrikt \*)!

Die Sprache der Singalesen wird von vielen für eine eigene, von den hinduischen Mundarten ganz verschiedene, von Andern aber, und wahrscheinlich mit großer Rechte, für eine Tochter der Sanskritsprache, gehalten. Sie ist wohlklingend, wortreich und von regelmäßigem Bau. Die Priester bedienen sich der heiligen Balisprache. Da die Singalesen kein Linnenpapier zu bereiten verstanden, so schreiben sie mit einem Griffler oder seinem Stahlernen Pfriem auf geglättete Streifen von etwa einem bis anderthalb Fuß langen Talipotblättern. Um die Schrift lesbarer und zugleich dauerhafter zu machen, wird dieselbe mit einer Mischung von Öl und Kohlenstaub eingerieben. Kommen mehrere solche Blätter zusammen, so werden sie an eine Schnur gereiht und auf ein, oft niedlich und kostbar mit Eisenbeinernen, ja selbst mit silbernen oder goldenen Leisten eingesetztes Brettchen befestigt. — Es gibt Schriften über Theologie, Astrologie, Heilkunde, Geschichte und Dichtkunst. — Ihre Eintheilung der Zeit stimmt zum Theil mit der unsrigen überein. Ihre Jahre rechnen sie von dem Tode eines ihrer vormaligen Könige Sakawatly

\*) Die Rinde des ebenfalls auf Ceylon, aber auch auf andern ostindischen Inseln und dem Festlande Indiens wachsenden Kassiabaum, *Laurus Cassia* oder *Laurus Malabathrum*, hat mit der Zimmt-rinde viel Ähnliches, daher diese oft mit jener verfälscht wird. Sie ist aber dicker, holziger, zertheilt sich nicht in Fasern, sondern zerfällt beim Brechen in kurze Späler. Die Kassirinde, *Cassia ligure*, wird unter dem Namen Muisterzimmt verkauft. Von dem Kassienbaum kommen auch die getrockneten Zimmtblätter, *Flores Cassiae*, die am Geruch, Geschmack und Wirksamkeit dem Zimmt fast gleich, an Öl aber noch reicher und dabei wohlgeritter sind. — Eine Merkwürdigkeit des Minerales ist der Turmalin, ein Stein, der durch das Erwärmen elektrische Kräfte erthält. Er zieht dann Asche, Eisenseide u. s. w. an, und stößt sie wieder von sich. Legt man ihn auf heiße Asche, so fängt er gleichsam an mit der Asche zu spielen, zieht mit der einen Seite sie an, und stößt mit der andern sie ab; daher er auch Aschenzieher genannt wird. Seine Farbe ist braun oder schwarz, seine Edage höchstens ein Zoll. Auch in Brasilien und Trop. soll er gefunden werden. Geschliffen und als Ringstein benutzt, zieht er viel Feuer und Glanz, und wird gern mit 25 Louisdor bezahlt.

an; auch hat ihr Jahr wie das unsre 365 Tage, in 12 Monate und 52 Wochen abgesetzt, beginnt aber mit dem Ende unseres März. Auch der Schaltta ist eingeführt. — Das auf Ceylon, in eine früheren Periode, deren Alter sich jedoch nicht bestimmen lässt, eine höhere wissenschaftliche Cultur, wie einst unter den Hindus, geblüht habe, geht nicht nur aus den alten heiligen Schriften der Singaleßen, sondern auch aus vielen alten Denkmälern und bis heute noch unentzifferten Inschriften aus dem grausten Alterthum, unwidersprechlich hervor.

Die Religion der Singaleßen ist der Buddhasismus, (s. S. 93.). Die großen Feste zu Ehren des Buddha werden nicht in den Tempeln, in denen man ihn gewöhnlich verehrt, sondern auf dem Adamsberg gefeiert. In Ceylon soll nämlich, nach einer uralten Sage, das Paradies gewesen sein, und vom Gipfel des Adamsberges herab soll Adam nach dem Sündenfall den letzten Blick auf seinen Wohnort geworfen haben, und dann über die sogenannte Adamsbrücke, welche damals noch die Insel mit dem festen Lande verband, jetzt aber nur noch eine fortlaufende Reihe von Sandbänken ist, nach dem festen Lande herübergegangen sein. Kaum war er daselbst angelangt, so trat das Meer hinter ihm über, und die Brücke versank. — Zu Candy, der vormaligen Hauptstadt der singalesischen Könige, befindet sich der berühmteste Buddhatempel auf Ceylon; in ihm nämlich wird die vorzüglichste aller Reliquien der Buddhasägen, ein Zahn des Buddha, aufbewahrt und gezeigt. Dieses Heiligtum, welches ein wackerer englischer Reisender nur aus einer Entfernung von 2 bis 3 Fuß betrachten durfte, war mit Gold eingesetzt, und lag in einer goldenen, mit den kostbarsten Edelsteinen besetzten Büchse, die ihrerseits wieder in

einem größeren, ebenfalls goldenen, mit Rubinen und Smaragden reich geschmückten Behältnisse stand. Von diesem Buddhazahn haben die Singaleßen dieselbe Meinung, wie die alten Römer vom Palladium <sup>\*)</sup>). Sie glaubten nämlich, daß der Besitzer dieses Heiligtums als eigentlicher Oberherr der Insel betrachtet werden müsse. Daher war die Empörung der Singaleßen fogleich beendigt, als es den Britten gelang, dieses Tempels und der im Innersten desselben befindlichen Reliquie sich zu bemächtigen. Nebst mehreren Buddhatempeln, in deren einem sich eine Bildsäule des Buddha von 30 Fuß Länge befindet, gibt es zu Candy auch zwei Oberpriestercollegien, unter welchen sämtliche Priester der Insel, ungefähr 4000 an der Zahl, stehen. — In neueren Zeiten sind viele Singaleßen zum Christenthume übergegangen, und ihre Zahl würde noch größer sein, wenn die Missionäre nur einige Unterstützung von der Regierung erhielten, da die Annahme der christlichen Religion bei den Singaleßen durchaus nicht, wie bei den Hindus, Ausschließung von der Kaste oder sonstige schädliche Folgen für den Uebergetretenen nach sich zieht. Ueberhaupt hat die britische Regierung für die Civilisirung der Eingebornen hier weniger gethan, als in den Besitzungen der ostindischen Compagnie geschehen ist, ja im Jahr 1803 wurde die Summe von 4600 Pfd. St., die zur Erhaltung der Schulen ausgelegt war, auf 1500 vermindert! — Neben vielen Katholiken, die von unswissenden Priestern, Nachkommen der Portugiesen, in den Gebräuchen ihrer Kirche unterrichtet und zu deren Uebung angehalten werden, gibt es eine noch größere Anzahl Protestanten, deren Christenthum aber eben so wenig tief begründet zu sein scheint; denn neben Christo verehren sie, in aller Unschuld des Her-

<sup>\*)</sup> Palladium hieß das hölzerne Bild der Pallas oder Minerva, von welchem die Sage erzählt, es sei vom Himmel nach Troas herabgefallen, daselbst von Ilos, dem Erbauer von Troja (Ilium), gefunden, und von ihm in der neu erbauten Stadt in einem eigenen Tempel aufgestellt worden. Man glaubte, die Stadt sei unüberwindlich, so lange sie dieses Bild behalte. Dieses Hinderniß der Eroberung Trojas wegzuräumen, entwendeten es Illysses und Diomedes, da sie als Gesandte nach Troja gekommen waren. Die Römer behaupten, daß Bild werde zu Rom in dem Tempel der Vesta aufbewahrt. Aber man hieß es sehr so heilig, daß auch der Oberpriester es nicht sehen durfte. Andere Städte rühmten sich ebenfalls, wie es denn von jeher mit Reliquien also gegangen ist, seines Besitzes. Palladium heißt daher heute noch jedes schützende Heiligtum.

zens, auch den Buddha. Ein englischer Gouverneur fragte einst einen Singalesen, welcher Religion er sei. Ein Christ, war die Antwort. — Und von welcher Secte? — Ein holländischer, d. i. protestantischer Christ. — Also glaubst du an den Buddha? — Ja, gewiß! — Am äußersten Ende der südlichen Küste Ceylons wohnen

die Weddas, (s. Taf. XXVIII.)

ein Volk ungewissen Ursprungs, vielleicht die Ureinwohner der Insel. Schon wie das Wild ihrer dichten Wälder, dabei sanft und gutmütig, obwohl leidenschaftliche Freunde der Jagd, auf welche sich alle ihre Wünsche und alle ihre Künste erstrecken, erkennen sie keine andere Gewalt über sich, als die ihrer Familienhäupter und ihrer Geistlichen, und leben durchaus ohne allen Verkehr mit den andern Eingeborenen. Dies gilt besonders von den Kambas-Weddas, dem rohesten ihrer Stämme, die mißtrauischer und schrecklicher als das furchtsamste Thier, die Wälder fast nie verlassen, und so leise und still das Wild beschleichen, daß sie demselben ihre Art in den Leib werfen, ehe dasselbe nur die geringste Witterung hat. Andere Stämme der Weddas betragen sich weniger scheu, und treiben sogar einen Handel mit den Singalesen. Wollen sie nämlich einige von den wenigen Gerätschaften, die sie bei ihrer einfachen Lebensweise brauchen, haben, so gehen sie in der Nacht in die Nähe einer Stadt oder eines Dorfes, und legen einiges von ihren Waaren, zugleich mit einem Muster derjenigen Gegenstände, die sie einzutauschen wünschen, an einen leicht in die Augen fallenden Ort. Da diese stummen, unsichtbaren Handelsleute gewöhnlich mehr von ihren Waaren, Wildpret, Honig, Wachs, Thierhäute u. s. w. hinlegen, als der Wert der gewünschten Geräthe beträgt sich wohl auch bei Gelegenheit für Mangel an Aufmerksamkeit schwärzeln; so finden sie gewöhnlich in der folgenden Nacht das Verlangte — Bis auf einen kleinen, um die Lenden geschlagenen Schurz und ein Thiersfell, das über die Schultern herabfällt, gehen die meisten Weddas völlig nackt. Bogen und Pfeile, nächst einer scharfen Axt und einem

kurzen Bartspleiß, ihre einzigen Waffen, liegen sie fast nie aus der Hand. Ihre Wohnungen sind die dichten Dächer ihrer Bäume. Weiber und Kinder halten sie in großer Entfernung von allen andern Männern, und Fremde dürfen nie ohne Bedeckung durch ihr Land reisen. Ihre Nahrung besteht hauptsächlich in Wildpret und Baumfrüchten. Hinsichtlich ihrer Religion sollen sie Buddhisten sein. Ihr vorzüglichster Reichtum sind ihre vorzüglich zur Jagd abgerichteten Hunde, ihnen eben so viel wert, als dem Araber sein kostlichstes Pferd. Ein Europäer verschaffte sich ein Paar derselben und verkauste sie nachher für 400 Thlr. Bei Aussstattung ihrer Kinder sind daher Jagdhunde das beste Heirathsgut. Ihre Sprache scheint ein Dialect der singalischen zu sein. — Da sie die menschliche Gesellschaft fliehen und in ihren einfachen Wohnungen und ihren undurchdringlichen Wäldern nichts besitzen, was die Erbuntuungssucht der habgierigen Europäer reizen könnte, so werden sie wohl noch lange ein Gegenstand unbefriedigter Neugierde sein.

Bewohner der Insel Sumatra.

Die gesammte Bevölkerung von Sumatra mag zwischen 7 und 8 Millionen betragen, so daß 12 — 1300 Seelen auf die Quadratmeile kommen. Die Ursache dieser, bei der Fruchtbarkeit des Bodens (Reis, Hirse, eine zahlreiche Gattung von Gemüsen, Ananas, Melonen u. s. w. findet sich im reichsten Überfluß), der Milde des Klimas (obwohl Sumatra vom Äquator durchschnitten wird, so ist das Klima doch, wie überhaupt auf den meisten Inseln, sehr gemäßigt, und die Höhe steigt selten über 24° Raum.) sehr unverhältnismäßigen Bevölkerung ist wohl in dem häufigen Genusse des Opiums, den immerwährenden Kriegen, der Vielweiberei, und in dem Brauche, die Kinder als Sklaven zu verkaufen, zu suchen.

Die Hauptmasse der Bevölkerung gehört zum malaiischen Stämme. Sie besteht nämlich aus eigentlichen Malalen, die wir schon oben schilderten, aus Battas, Lampungs und Ned-

schangs, welche alle wieder in mehrere Stämme zerfallen.

### Die Battas,

vielleicht Überreste der ehemaligen, durch die später eingewanderten Malaien zurückgedrangten Ureinwohner, leben im Innern des nördlichen Theils Sumatras, rings um einen See, in Dörfern, welche mit Erdwällen, Gräben und Werksfählungen besetzt sind. Die Battas sind etwas kleiner und weniger braungelb als die andern Malaien. Die Kleidung der Männer besteht aus einem baumwollenen, von den Frauen selbst gewebten Zeuge, und bedeckt den Oberleib bis unter die Hüften. Die Kopfbedeckung ist gewöhnlich aus Baumrinde gefertigt. Außer einer ähnlichen Bekleidung tragen die Frauen allerlei Schmuck von Kupfer, Silber oder Gold, auch von polierten Muschelschalen, namentlich in den Ohren, die oft gegen fünfzig Ringe zieren oder vielmehr verunstalten sollen. Die gewöhnliche Nahrung besteht in Mais und süßen Kartoffeln. Bei festlichen Gelegenheiten essen sie frisches Fleisch, am liebsten von Pferden, daher auch bei ihnen die Pferdezucht am stärksten getrieben wird, und berauschen sich in Palanwein. Außerdem verschmähen sie auch das Fleisch anderer, selbst gefallener, Thiere nicht. Auch Kriegsgefangene und zum Tode verurteilte Missetäter, besonders Ehebrecher, werden von ihnen geschlachtet und erzehlt; als Grund davon geben sie nicht den Hunger oder Mangel an andern Nahrungsmitteln an, sondern meinen dadurch nur am sichersten ihren Hass gegen den gefangenen Feind und ihren Abscheu vor dem unglücklichen Verbrecher an den Tag zu legen. Wenn ein Battas in den Krieg zieht, so hat er daher immer Salz und Zitronensaft bei sich, um das frische Fleisch der Erschlagenen oder Gefangenen sogleich verzehren zu können, ja einer der mächtigsten und kriegerischsten Battasfürsten soll in den immerwährenden Kriegen sich so sehr an den Genuss des Menschenfleisches gewöhnt haben, daß er Magenschmerzen bekommt, wenn er nicht jeden Tag dergleichen essen kann!

Die Wohnungen der Battas sind von Bambus und haben nur ein einziges Gemach,

aber jedem Hause gegenüber steht noch ein offenes Gebäude, wo sie den Tag über sitzen und die unverheiratheten Mannspersonen schlafen. In jedem Dorfe, Kampong genannt, ist außerdem noch ein besonderes Gebäude, Balli, in welchem öffentliche Angelegenheiten berathen, Feste gefeiert und Fremde gastfreundlich bewirthet werden. — Die Männer heirathen so viele Frauen, als sie ernähren können, behandeln, verkaufen und verspielen sie aber, so wie auch die Kinder, ganz nach Gutdünken. Die Frauen, deren schönster Schmuck keusche Sitte und Reinlichkeit ist, müssen alle Haushalte und Feldarbeiten vorrichten, während die Männer, wenn sie nicht jagen und in den Krieg ziehen, häufig gehen oder spielen. Das Spiel, besonders das Pferdewettrennen und die Hohnenkämpfe, lieben sie, wie die Malaien, so leidenschaftlich, daß sie, wenn es aufs Neukerste kommt, ihre eigne Person einsehen, und, im Falle des Verlustes, Sklaven der Gewinner werden. Ihre Waffen bestehen in Flinten, Lanzen und kurzen Degen, welche sie, wie ihr Pulver, selbst fertigen. — Die Regierung ist in den Händen vieler kleinen Rajas, die sich bisweilen zu gemeinschaftlichen Unternehmungen verbinden, aber eben so oft auch sich unter einander selbst bekriegen. Über die Religion der Battas ist noch viel Dunkelheit verbreitet. Sie glauben an ein gutes höheres Wesen, dessen Namen sie aber auszusprechen fürchten, und an einen bösen Geist, den sie Murgiso nennen. Ehe die Battas in den Krieg ziehen, lassen sie von ihren Priestern einen Büffel oder ein weißes Huhn schlachten und aus der Bewegung der Eingeweide den guten oder schlimmen Erfolg sich vorhersagen. —

**Die Lampungs oder Lampongs**  
bewohnen den südlichsten Theil der Insel und gleichen in ihrer Gesichtsbildung einigermaßen den Chinesen. Die Hautfarbe ist mehr licht als dunkel, und die Frauen sind zum Theil sehr schön. Die Lampungs leben wie die Battas in Dörfern, sind sehr gastfrei, und lieben Tanz und Musik leidenschaftlich. Wahrscheinlich sind sie Heiden. Von einem höchsten Wesen haben sie

fast gar keinen Begriff, beten aber, damit sie ihnen kein Leid zusägen, eine Menge döser Geister an. Nach ihrer Meinung gehet die Seele der Verstorbenen in diejenigen Thiere über, welche sie nach dem Tode, bei den Gräbern derselben oder in ihren früheren Wohnungen erblicken, und erweisen daher diesen Thieren große Verehrung. Ein kleiner Theil der Lampungs hat in der neuern Zeit den Islam angenommen.—

#### Die Redschangs oder Rejangs

bewohnen die Westküste Sumatra's, haben einen kleinen, aber ebenmäßigen Wuchs, eine fast weiße Gesichtsfarbe und starke, glänzend schwarze Haare, die die Frauen mit Kokosöl einreiben und entweder bis zur Erde herabwallen lassen, oder mit vieler Geschicklichkeit auf dem Wirbel zusammen binden. Die Männer rauhen die Barthaare aus, lassen die Nägel des kleinen und des Mittelfingers lang wachsen und färben sie rot. Den neugeborenen Kindern wird sogleich die Nase und der Kopf platt gedrückt und die Ohren so lang als möglich herabgedehnt. — Die Kleidung der Redschangs wird aus einem lederähnlichen Gaste des Seidenbaumwollenbaums verfertigt und besteht aus einem Oberkleid und einer engen Weste ohne Kermel, die vorn zugeknüpft wird. Um den Kopf windet man ein feines Tuch, jedoch so, daß der Scheitel unbedeckt bleibt. Nur auf Reisen wird ein Turban oder ein breitrandiger Hut getragen. Die von Natur sehr schönen Zähne werden schwarz gebeizt, auch wohl mit einem goldenen Futterale bedeckt. — Die Mahnung besteht in Reis und Fleisch, von Büffeln, Ziegen und Gestägeln. Wasser ist das einzige Getränk. — Die Wohnungen, besonders die in den Wäldern zerstreuten, stehen auf Pfählen, so daß sie 10 bis 12 Fuß über der Erde erhöht sind; wie die der Battas haben sie nur ein einziges großes Gemach, in welches man vermittelst einer in der Mitte angebrachten Fallthüre, oder eines an der Seite befindlichen Eingangs, auf einem starken, mit einigen Einschnitten versehenen Holze, das man, aus Furcht vor wilden Thieren, der Nacht über wegnimmt, hinaufsteigt (s. Taf. XXVIII.). In jedem ihrer Dörfer, die auf Anhöhen, an Flüssen und Seen

angelegt und von Fruchtbäumen umschattet sind, befindet sich ein großer, freier Platz, auf welchem das Gemeindehaus steht. In diesem versammeln sich die Einwohner in den Abendstunden, besonders wenn Reisende übernachten und es wird hier eine Art Ball gehalten, indem fünf bis sechs junge Mädchen einen Tanz aufführen. Die Tänzerinnen machen dabei mit ihren Salindangs oder Shawls, die sie gewöhnlich über den Schultern tragen, allerlei Bewegungen, und zeigen sich in den anmutigsten Stellungen. — Das Hausratthe bestehet in Matten zum Schlafen, kleinen Tischen, um die man sich herum auf die Fersen setzt, und ausgehöhlten Kürbissen (s. Taf. XXVIII.), die statt der Gefäße dienen. — Den Charakter der Redschangs anlangend, so sind sie im hohen Grade gastfrei, mäßig, von Natur sanft, klug, ernsthaft, höflich. Ihre Fehler und Laster sind ein hoher Grad von Trägheit und Unreinlichkeit, Streit- und Spielsucht, Arzwohn, Wuth im Zustande der Auseinandersetzung und selbst Nachsucht. Sie lieben Musik und Tanz. Das vornehmste Tonwerkzeug ist der Kalintang, welcher aus kleinen, auf einem Rahmen liegenden Glocken besteht und fast einer Harmonica gleicht. Andere Instrumente sind der Gong, eine größere Art von Glocke, der Sulin oder die malaiische Föde, und der Sertun, eine ebenfalls von Bambus verfertigte Föde. Auch die Pantuns gehören unter die Vergnügungen dieses Volks. Es sind diese vierzeilige Stanzen, von denen die ersten beiden gewöhnlich ein Gleichniß, die letzten aber die Anwendung desselben enthalten. Sie werden als eins Uet Weingesang so vorgetragen, daß die eine Person die erste Hälfte, die andre die zweite singt. Eigentlich sollen diese Pantuns aus dem Stegreife gedichtet werden. Wer dies nicht vermögt, singt solche, die ihm schon bekannt sind. Sie haben oft die Form eines Rätsels, dessen Auslösung bald mehr bald weniger Schaffsinn erfordert. Nicht nur bei den öffentlichen Versammlungen, sondern auch bei Privatunterhaltungen kommen dergleichen Pantuns vor. Ein Liebhaber, sagt ein neuerer Reisender, der sich den Weg zu dem Herzen seiner Schönern bahnen will, muß in dieser Kunst durchaus erfahren

sein; während sich in Europa der Stuhler durch angenehmes, aber nichts sagendes Geschwätz, beim schönen Ge schlechte empfiehlt! Folgendes ist eine Probe solcher Pantuns:

Der Erde ist der Diamant gefallen;  
Doch im Grase liegend, glänzt er fort;  
Doch deine Liebe gleicht der Blumen Thau,  
Der mit der Sonne erstem Strahl verschwindet!

In Ausführung einiger Kunstfertigkeiten haben es die Redschangs ziemlich weit gebracht. Die Männer machen Arbeiten von Gold, Silber und Eisen, irdene Geschirre, sind geschickte Jäger und Fischer; die Weiber versetzen seidene und baumwollene Zenge, Stickereien u. s. w. Man baut grdhtere und kleinere Schiffe, selbst Galerien, mit Kanonen ausgerüstet. In Wissenschaften und Künsten aber sind die Redschangs noch sehr zurück. Geschichtsbücher haben sie nicht, sondern die Thaten der Vorfahren werden durch mündliche Überlieferungen und Lieder aufbewahrt. Die Religion ist Heidenthum mit Bramanismus verschmiert; so glauben sie z. B. an die Seelenwanderung, an die Verkörperung höherer Geister u. s. w. In der neueren Zeit sind viele Redschangs zum Islam übergetreten.

Die Bewohner von Menangkabo, einst das mächtigste und grösste Reich auf Sumatra, jetzt aber sehr herabgekommen und geschrägert, sind unter allen Malaien die cultiviertesten. Sie schreiben mit arabischen Buchstaben und haben eine ziemlich reiche Literatur, welche in Eiedern, Märchen, Religionschriften und guten Übersetzungen arabischer Schriftsteller besteht. Der Sultan von Menangkabo, der für einen Nachkommen Muhameds gilt, wird noch immer als das eigentliche Oberhaupt aller muhamedianischen Malaien verehrt, und der Ruf seiner Heiligkeit ist so groß, daß man Wallfahrten nach seiner Hauptstadt unternimmt, wenn man nicht nach Mecka gehen kann.

Uebrigens besteht Sumatra aus mehreren, von einander unabhängigen monarchischen Staaten, deren Beherrscher, wenn sie Muhamedianer sind, sich Sultane, sonst aber Rajas oder

Nedschas nennen. — Die einzelnen Theile eines solchen Staates gehörn kleinen Fürsten, die vom Monarchen damit belehnt sind. Außerdem giebt es eine Art Adelige, Dranaken, die freies Eigenthum besitzen und keinen Vasallen, sondern bloß dem Monarchen unterthänig sind. Das übrige Volk besteht aus leibeigenen Bauern und aus theils gefausten, theils geraubten, theils an Zahlung statt angenommenen Slaven beiderlei Geschlechts. — An der Westküste hatten sonst die Briten Niederlassungen mit einem kleinen Gebiete, dessen Bevölkerung 200,000 Seelen, worunter 1000 Chinesen, betragen mag, Venkulen, welche sie aber 1824 an die Niederländer, die seit 1820 auch Palembang an der Ostküste Sumatra's sich unterworfen hatten, abgetreten haben. Pfeffer, aus Venkulen, wird jährlich für 150,000 fl. ausgeführt, und Binn sind die Hauptprodukte dieser niederländischen Kolonien.

Längs der westlichen Küste von Sumatra liegen mehrere Inseln, die meist malaiische Bewohner haben. Unter diesen Inseln wurden die Küsten von Enganno, d. h. die Beträchtliche, lange für unzugänglich, und die Bewohner für Menschenfresser gehalten. Später hat man ein gastfreies und gutmütiges Volk dort gefunden; es ist groß von Gestalt, kupferfarbig, und lebt von Cocosnüssen, einer Art süßer Erdäpfel, Zuckerrohr und getrockneten Fischen. — Eine andre Insel in dieser Gegend wird von den Europäern Massau, von den Eingeborenen Poggy genannt. Die Einwohner (s. Taf. XXV. Poggy-Massau-Insulane), deren Anzahl auf einige Tausend sich belaufen mag, gleichen sowohl in ihren Idgen, als in der liebenswürdigen Einfalt ihrer Sitten den Ostasiatern. Sie sind sehr groß, selten unter 5 Fuß 6 Zoll, kupferfarbig, und behaupten von der Sonne abzustammen.

Bewohner der Insel Java (s. Taf. XXV.).

Als Java zuerst von den Portugiesen 1579 entdeckt ward, stand es unter eingeborenen Fürsten, die seit 1572 China jinsbar waren. Von den Holländern wurden gegen das Ende

des 16. Jahrhunderts die Portugiesen vertrieben, und nachdem in neuerer Zeit die Britten der holländischen Herrschaft auf Java ein Ende gemacht hatten, wurde es in der neuesten Zeit, namentlich seit 1816, den Holländern zurückgegeben.

Die Javaner gehören zum malaiischen Stammme. Ihre Gestalt ist wohlgebaut und muskulär; das Gesicht ist rund, die Stirn hoch, die schwarzen, nicht tief liegenden Augen gleichen dem innern Winkel nach denen der Mongolen; der Unterlischer ragt ein wenig hervor; die Nase ist kurz und klein, aber nicht platt; die dicke Oberlippe hervorstechend; der Mund nicht sehr groß und die Zähne schwarz gebeizt; das schwarze Haupthaar hängt schlicht herab; der Bart ist dünn; die Hautfarbe gehörtheit braungelb; die Gesichtszüge, wenn sie Leidenschaften nicht zerrissen haben, angenehm. Die Frauen sind weniger hübsch als die Männer und werden, besonders im Alter und unter dem gemeinen Volke, überaus häßlich. Von Seiten des Charakters empfehlen sich die Javaner vor andern malaiischen Stammverwandten durch Sanftmuth, Freundlichkeit, Höflichkeit, Wahrscheliebe, Dankbarkeit und Treue. Sie besitzen viel natürlichen Verstand, aber ein schwaches Gedächtnis und wenig Einbildungskraft. Folge des Klimas ist ihre Trägheit, ihre oft rasende Wuth und zerstrende Leidenschaftlichkeit, Folge des unter ihnen häufigen Opiumgenusses. — Die Kleidung der Javaner besteht in einem einsfarbigen, langen Überwurf, der wie ein Hemd angezogen und um die Hüften mit einem Gürtel, in welchem ein Dolch (*Kris*) steckt, befestigt wird; manche Männer bedecken den Oberleib gar nicht, sondern umwinden nur die Lenden mit einem weiten, bis über die Waden herabreichenden Schurze. Den Kopf bedeckt entweder ein Turban, oder ein großer Hut aus Bambusblättern, oder eine hohe Filzmütze. Vornehme tragen auch Brustleider und eine nicht selten prächtig geschmückte, mit vielen kleinen Knöpfen besetzte Weste. Die Füße bleiben gewöhnlich unbedeckt, wenigstens bedient man sich keiner Strümpfe, wenn auch in neuen Zeiten Sandalen, Pantoffeln, Schuhe, ja selbst Stiefeln bei

den Vornehmsten gefunden werden. Die Kleidung der Frauen weicht wenig von der männlichen ab; der ganze Oberleib bis zum Halse wird verhüllt, das Haar, das beide Geschlechter mit wohlriechendem Öl salben, wird in einen Knoten geschnürt und auf dem Wirbel mit einer Nadel befestigt; an den Fingern und in den Ohren tragen sie Ringe von Kupfer, Silber oder Gold. — Das gewöhnlichste Mahlungsmitte aller Stände ist Reis; außerdem wird auch Gemüse, Fleisch von Hirschen, Büffeln, Ziegen, Geißel und Fischen genossen. Eine Sonderbarkeit der Javaner ist, daß sie frische Kindshäute essen, und diese sogar, als Leckerbissen, allen übrigen Theilen des Thieres vorziehen. Milch und Milchspeisen, werden eben so wenig genossen als Schweinespeisch. — Die Wohnungen sind einfach; die Häuser aus Bambus und mit Palmblättern bedeckt; nirgends befindet sich ein Fenster; das nöthige Licht empfängt man bloß durch die offen stehende Thür; das Dach ragt so weit hervor, daß es einen schattigen Vorplatz bildet, wo sich den Tag über die Frauen und Kinder aufzuhalten. Um jedes Haus liegen Felder und Gärten, schein Freischädäume und Staudengewächse. Die innere Einrichtung ist bei den untern Ständen ebenfalls sehr einfach; man schlafst auf Matten und Polstern, ist auf den Boden sitzend u. s. w. Die Vornehmnen und Reichern ahmen in ihrer Lebensweise den Holländern nach. Bei öffentlichen oder häuslichen Festen werden die Häuser mit Blumenkränzen und Fruchtschnüren geschmückt, Beleuchtungen veranstaltet, Feuerwerke abgebrannt. — Die Javaner verheirathen sich sehr jung; die Mädchen oft schon mit dreizehn Jahren. Das in einer Familie mannbare Mädchen zu finden sind, erfährt man auf Java vermittelst einer großen irdenen, einem Blumentopf gleichenden Vase, die auf das Dach gesetzt, und zerbrochen wird, sobald kein unverheirathetes Mädchen in dem Hause mehr übrig ist. Die Ehen werden meistens von den Eltern geschlossen, ohne daß die Verlobten vor der Hochzeit mit einander zusammen kommen. — In Ausführung der Religion bekennen sich die meisten Javaner zum

Islam, haben aber manches aus ihrem fröhlichen bramanischen Glauben damit vermischt.“ Ihnen Gottesdienst verrichten sie in Gebäuden, die mit den gewöhnlichen Moscheen viel Ähnliches haben. Jedes Dorf hat einen Pangulu oder Priester, und in den Hauptstädten giebt es Oberpriester, die von den Arabern abstammen und so fanatische Muhammedaner sind, daß sie das Volk zuweilen gegen die Europäer aufwiegeln. Durch die Holländer wurde der Protestantismus auf Java eingeführt und mit vieler Glätte unter den Eingeborenen verbreitet, während der Katholizismus, früher wenigstens, von den Holländern durchaus nicht geduldet ward.

Eine Menge prachtvoller Überreste von uralten Tempeln und andern Denkmälern, die man auf Java, besonders in dem noch wenig untersuchten inneren Lande antrifft (s. Taf. XXIX.), so wie die alte, dem Sanskrit verwandte Sprache — die jetzt gewöhnlich Sprache der Javaner ist malaiischer Abstammung, und zerfällt in mehrere Mundarten — und Literatur, die besonders an geschichtlichen und religiösen Werken sehr reich ist, sind Beweise von einer ehemaligen, im Laufe der Jahrhunderte und natürlich durch die seit 1406 erfolgte Einführung des Islam verloren gegangenen höheren Geistesbildung. „Traurige Empfindungen“ — sagt ein Reisender, der jene Ruinen näher untersucht hat — „erschließen den Wanderer, wenn er an den Ursprung dieser einst verehrten heiligen Stätten denkt, welche der Wohnsitz einer in Java jetzt nicht mehr vorhandenen Blüte der schönen Kunst und des Sinnbild einer untergegangenen, jetzt noch kaum dem Namen nach bekannten Religion war; wenn er seinen Blick festet auf diese ungeheure Verschwendung einer außerordentlichen Geschicklichkeit und unermüdeten Geduld, auf den hohen Geist edlen Weits-

ters, auf den Schuh und die Aufmunterung, welche Künste und Wissenschaften hier gefunden, auf die unermüdlichen Reichthümer und Hülfsmittel, welche die Javaner der damaligen Zeit besessen haben müssen.“

Unter den Beschäftigungen der Javaner steht der Land- und Plantagenbau oben an, dessen Hauptertrag Reis ist, dem man jedoch wegen der schlechten Zubereitung für den Markt und wegen der Nachlässigkeit beim Trocknen, wodurch er leicht verdirt, auf den europäischen Märkten weniger schätzt, als den aus Bengalen und Carolina. Zucker führt man jährlich gegen 250,000 Centner aus; Kaffee, dessen blasse, gelbe und braune Farbe nur von dem Alter der Waare abhängt — der braune, als der älteste, steht in Europa höher im Preise, als selbst der Mokkakaffee — findet hier den besten Boden aus der ganzen Welt, so daß bei geringem Arbeitslohn die Menge des zu gewinnenden Kaffees unbegrenzt zu sein scheint. Der von den Chinesen zubereitete, sehr nett in kleine Päckchen von wenigen Unzen in chinesisches Papier gepackte und versiegelte javanische Tabak wird als etwas ganz Vorzügliches und Feines in ganz Indien zu den höchsten Preisen verkauft. So ist auch der Arak von Batavia, der aus Rohzucker, Palmwein (Toddy) und Reis bereitet wird, und ehemals in noch größerer Menge als jetzt nach Europa ausgeführt wurde, weitberühmt. Von großer Bedeutung für den Handel Javas sind auch die ebbaren Vogelnester, die hier — 40 bis 50 Zentner jährlich — eingesammelt und größtentheils nach China, wo die Großen, die ihnen eine reizende und stärkende Kraft zuschreiben, das Pfund gern mit 60 Gulden Conv. Währung bezahlen, ausgeführt werden \*). Die Eingebornen von Java haben an sich nur geringe Nei-

\* ) Dieser seltsame Kurzgegenstand der chinesischen Großen ist, so wie die Naturgeschichte des Vogels, welcher diese Nester baut, noch nicht ganz genau bekannt. Auf Java ist es die Pilzschwalbe, Cypselus lucipagus, welche in die Höhlen des Berges Karang ihre ebbaren Nester baut. Diese Höhlen haben bestimmte Eigenthümer, welche sie bewachen lassen, damit theils die Vogel nicht im Sulzen gesetzt, theils die Nester zur gehörigen Zeit abgenommen werden. Auf andern Inseln des Archipels, so wie in Lunkin, sind es die Nester der Salang genannten, Hirundo esculenta, chinesische oder auch indische Schwäle genannt, welche als edbar in den Handel kommen. Ueberhaupt mögen wohl die Nester aller Schwälegattungen dieser Länder, mehr oder weniger, aus einem ebbaren, dem duschen Anfahrt nach steinigermaßen der faserigen, halbrohen hausenblase gleichkommenden Stoff bestehen, denn auch in den

gung zu dem Handel, und der lebhafte, durch regelmäßige eingerichtete Märkte beförderte, durch die wenigen und noch dazu sehr schlechten Straßen aber erschwerete Winnenhandel insbesondere ist mehrheitlich den Weibern überlassen. Den Großhandel haben die Chinesen, die höheren Zweige derselben aber die Europäer und Amerikaner an sich gebracht. Die Chinesen schließen ihre Verträge mit den Landeigentümern und Plantagenbesitzern, kaufen ihnen die Uernte ab und verkaufen sie wieder an die europäischen und chinesischen Handelsschiffe, die die javanischen Häfen besuchen. —

Die gewöhnliche Münze auf Java ist der Doit; zehn Doits machen einen Uang, eine kleine Silbermünze; 12 Uangs sind eine Rupie, d. i. 1 fl.; auch spanische Piaster (1 Rthlr. 9 Gr.) und östliche Spezies (1 Rthlr. 8 Gr.) sind im Umlauf.

Die Regierungsform und Eintheilung Java's anlangend, so besteht diese Inseltheils aus dem niederländischen Java, theils aus den Staaten der eingeborenen Fürsten, welche zwar dem Namen nach unabhängig sind, im Grunde aber doch, besonders seit der Rückkehr der Niederländer im Jahre 1816, ganz unter dem Einflusse der letzteren stehen, in dem sie ihnen zu einem Tribute sich verpflichten, in der Nähe ihrer Hofsäte denselben Festungen einzudämen, niederländische Residenten, von welchen sie untersteter Aufsicht gehalten werden und ohne deren Erlaubniß sie keinem Fremden Audienz ertheilen dürfen, an ihren Häfen dulden, und überdich für sich und ihre Untertanen, auf allen Eigenhandel Beicht leisten müssen. Die Regierungsform dieser javanischen Staaten ist, wie andernwärts in Asien, despotisch, jedoch so, daß die Macht des Sufunans, d. i. Kaisers, in einigen Punkten durch alte Gebräus-

Kestern der gemeinen Schwalbe findet sich dieser Stoff, der wahrscheinlich aus den halbverdaueten und dadurch gegen die Zähne geschützten Nahrungsmitteln dieses Vogels besteht wird; wenigstens hat man beobachtet, daß die javanische Pfirsichschwalbe die Wasse aus dem Magen heraustringt, und zwar mit solter Anstrengung, daß sie gleich Blut mit ausswirft; auch hat man bei Untersuchung des Vogels dieser Schwalbe eine eigentlich Drüsenvorrichtung gefunden, welche wahrscheinlich den schleimigen Stoff absondert. Es verhielte sich also damit wie bei der Bereitung des Wasches und häufig im Vagere der Bielenen. — Man hat früher geglaubt, daß Nahrungsmittel, die sich die Schwalben aus dem Meere holen, einen wesentlichen Bestandtheil der eßbaren Nestern ausmachten, und daß sie eben destoßt an Meeresfischen sich anbauen. Aber unfehlbar findet man sie nur dochwegen hier am häufigsten, weil es hier die meisten Höhlen gibt und sie auch am wenigsten der Bevölkerung ausgelegt sind. Uerbürgt wird jene Wuthausung durch die Nesten der erwähnten Pfirsichschwalbe, welche über 10 deutsche Meilen vom Ufer entfernt leben. — Im Handel sind nicht alle Nester, deren eins etwa ein halb Koch wiegt, von der Größe eines Entenkopfes und inwendig reich mit Fasern gefüllt ist, von gleichem Werthe. Sie unterscheiden sich nach der Zeit, in welcher sie eingesammelt werden, und nach der Lage und Beschaffenheit der Höhlen, aus welchen sie kommen. Die besten Nester sind diejenigen, welche aus tiefen und durchspalten Höhlen, und zwar noch ehe der Vogel seine Eier gelegt hat, genommen werden; die schlechtesten sind die, welche man nach dem Ausbrüten der Jungen einsammelt. In Anschauung der Farbe schätzt man die von den Jungen noch nicht verunreinigten und daher weißhell und durchsichtig erscheinenden, am höchsten; die dunkelfarbigten, mit Blut bestäubten oder mit Federn vermischten haben geringeren Werth. Das Ei sammeln in der Nicker geschilderten Vortheilsfesten zwei Mal im Jahre (hier und da sammelt man sie jährlich auch drei Mal, denn drei Mal im Jahre brütet der kleine Vogel) weit dann die Schwalben, wenn anders die Höhlen nicht beschädigt werden, so gernhing eben so viel Nester bauen, als weggenommen werden sind. Die Einsammlung ist wegen des schwierigen Zuganges der Höhlen, in ihrer Art eben so lebensgefährlich, als das Ausnehmen der Eiderdunen aus den Nestern der Eidergänse auf den Färöer-Inseln, den Orkneys und Island. Nur Menschen, die von Jugend auf zu diesem Geschäft gewöhnt wurden, können sich damit befassen. Wo sich die Höhlen, wie sich meistens der Fall ist, am Steande des Meers, an einem mehrere 100 Fuß hohen feste Felsen hängen über den brausenden Wogen befinden, da kann man nur auf Leitern von Bambus oder Rotang — einem schlüpflichen, stieligen Palmengewächs, das in der Weise der Erdbeerausläufer fortschreitet und daher ungeheure Längen wird — zu ihnen gelangen. Hat der Sammler die Deckung der Höhle erreicht, so muß er mit Fackeln in das Innere derselben dringen, und hier läuft er oft Gefahr, beim geringsfügigen Schritte in einen Abgrund zu stürzen und den schrecklichen Tod zu finden. — Nach dem Einsammeln werden die Nester, jedoch nur an der Küste, nicht an der Sonne, getrocknet, soziet und in Schachteln gepackt, deren eine 62 Pfund wiegt. Die sämtlichen Kosten für das Einsammeln, Trocknen, und Verpacken betragen für Java nicht mehr als 11 Prozent. — Beim Verzehr sind man diese Nester entweder zu Pulvern und mischt diesen den andern Gerichten bei, oder Kocht sie mit Fleischbrühe weich und genießt sie dann, mit einer Zutat von saurigen Gewürzen; denn ohne letztere soll ihr Geschmack sehr sude sein, allein.

che beschränkt wird. Die Untertanen bestehen aus Adeligen, deren Rang jedoch als Gnaden geschenkt des Sultans oder Susunan nur persönlich ist, aus Priestern, Bürgern, Landbauern und Slaven. Letztere haben sich entweder freiwillig, z. B. um eine Schuld abzutragen, oder weil ihnen die Mittel zur Erwerbung der nothwendigsten Lebensbedürfnisse fehlten, ihrer Freiheit begeben, oder sind in Folge von begangenen Verbrechen zur Slaverei verurtheilt worden. Unter die Eigenheiten der Gesetzesverfassung gehört unter andern, daß bei Hinrichtungen der Schaftsticke von dem nämlichen Stande sein muß wie der Delinquent. Die Strafen sind zum Theil höchst grausam. Manche Verbrecher läßt man von Tigrern zerreißen; andre werden mit abgeschnittenen Augenlidern, das Gesicht nach der Sonne gewendet, an einen Pfahl gebunden, und hier so lange gelassen, bis sie vor Hitze, Hunger und Durst verschmachtet sind. Etwa ins Kleinliche gehend ist die Bestrafung der Mörder. Alle Wunden des Ermordeten werden auf das Sorgfältigste gezählt, und ihrer Größe und Tiefe nach genau untersucht; eben so auch der Dolch oder das Werkzeug, mit welchem der Mord begangen worden ist; der Mörder erhält dann mit einem Dolche oder Werkzeuge von derselben Gröthe und Beschaffenheit genau eben so viele und so große Wunden, und zwar an derselben Stelle des Körpers, wie der Ermordete. — In neuern Zeiten haben die eingeboruen Fürsten Javas ihre Soldaten auf europäischen Fuß bewaffnet und eingerichtet; der Dienst im Innern des Palastes aber wird von einer weiblichen Leibwache, welche regelmäßig auf die Wache zieht und die verschiedenen Posten des Innern besetzt, verschen, so wie überhaupt der innere Dienst nur in den Händen von Frauenzimmern ist; die Kammerdiener, Käthe u. s. w. sind alle weiblichen Geschlechts. Der Anzug der zu dem Hofstaat gehörenden Frauen ist äußerst reizend. Sie tragen um die Hüften ein Stück blauen Atlas, mit Perlen und Diasmanten besetzt, und mit Silberfransen eingefäst, die bis auf die Hälften der Lenden herabhängen. Die Brust ist nur leicht oder gar nicht bedeckt; die von der Stirn glatt aufwärts gekämmt Haare sind auf dem Scheitel in ein zierliches Nest geschlungen. —

Das niederländische Java ist der Hauptthü der niederländischen Macht in Ostindien, und ist für Holland das, was Bengal für England; daher hat auch der Generalstatthalter, als das vom König der Niederlande unmittelbar ernannte Oberhaupt aller niederländischen Besitzungen in Ostindien, zu Batavia auf Java, seinen Sit. Das eigentliche Batavia (s. Taf. XXV.) nahe am Meere, in einer flachen, morastigen Gegend gelegen und von mehreren Kanälen, die aber größtentheils voller Unrat und Schlamm sind, durchschnitten, ist wegen seines, durch die unabsehbaren, zwischen dem Meere und der Stadt befindlichen Moräste verpesteten, Klima's sehr verdorrt. Die östlichen prächtigen Paläste, das große Castell, die Wälle und Mauern liegen in Trümmern oder sind abgebrochen, die Kirchen stehen leer, die Wohnhäuser sind verschlossen. Alles Leben des ehemaligen Batavia und namentlich die gesammte europäische Bevölkerung ist gegenwärtig in den gesündern, weiter nach Süden landeinwärts und höher liegenden Vorstädten anzutreffen. In einer dieser Vorstädte, Nysswyl, befindet sich nun auch die Wohnung des Generalstatthalters und die übrigen Regierungsgebäude. — Die höchste Behörde in allen Regierungsangelegenheiten (die des Handels leitet ein vom König unmittelbar ernannter Generaldirector des Handels) an deren Spitze der Generalstatthalter steht, ist der Rath von Indien. Für die Rechtsangelegenheiten besteht in letzter Instanz der oberste Justizhof. — Die Rechtspflege, Polizei und niedern Verwaltungszweige haben die Niederländer den eingeboruenen Fürsten und Häuptlingen überlassen, welche ihrerseits Vasallen der niederländischen Regierung sind. — Das niederländische Java wird in 17 Provinzen eingetheilt, in welchen ohngefähr 10,000 Mann Truppen unterhalten werden. — Wie der Engländer in Bengal, so lebt auf Java der in seinem Vaterlande so sarge Holländer in großer Uppigkeit. Gleich früh ist offne Tasel mit Thee, Kaffee, Chocolade,

Butter, Fisch und Fleisch besetzt. Dann gehen die Männer auf die Hausschlur, rauchen und trinken Madera, Medock, Wachholderbranntwein oder Bier, und nun dabei gewöhnlich die nothwendigsten Gelehrte ab. Um 1 Uhr sieht man sich an die leckere Tasol, der Verdauung zuvor mit einem tüchtigen Glas Madera aufhelfend. Drei Sklavinnen kommen, die eine mit einer silbernen, mit Wasser gefüllten Gießkanne, die andere mit dem Waschbecken, die dritte mit dem Handtuch. Nach Tische wird Kaffee servirt; nachher kleidet man sich förmlich aus, wie zur Nacht, nimmt einen Schlafrock, eine musselinen Mühe und legt sich zur Ruhe. Um sechs Uhr sieht man wieder auf, trinkt Thee, fährt spazieren, giebt und empfängt Besuche. Gewöhnlich geht man in vollem Staate in die Gesellschaft; sobald aber die Honneurs gemacht sind, gibt man Hut und Stock, Rock und Degen an den mitgebrachten Sklaven ab, der alles nach Hause trägt, und wirft sich in leichtere Kleidung. Die Gesellschaft geht nun vor die Thür und bringt den Abend auf einer Erhöhung vor dem Hause zu. Alle Anwesende können darauf rechnen, daß ihre Gesundheit getrunken wird. Um neun Uhr kommt der Slave mit den nörtern Kleider zurück und alle begeben sich bei Fackelschein nach Hause. Der Holländer auf Java ist sehr gastfrei, und bei einiger Bekanntschaft findet man in allen Häusern der Reichen ohne Tasel. Wie kostspielig aber die hiesige Lebensweise in vornehmen Häusern sei, kann man schon daraus abnehmen, daß ein westphälischer Schinken nicht selten mit 40 Rthln., bezahlt wird! —

#### Bewohner der Insel Borneo.

Borneo, die größte Insel des Erdgeboden, ohngefähr 165 deutsche Meilen lang und unter dem Äquator etwa 135 Meilen breit, ist, da die Europäer sich fast nie weiter als 10 bis 12 Meilen in das Land hineingewagt haben, seiner näheren Beschaffenheit nach ziemlich unbekannt. Im Jahr 1627 kamen die Portugiesen zuerst hierher, aber nur den Holländern gelang es späterhin, mit einem eingeborenen Fürsten einen Handelstractat zu schließen und 1643 und 1778 auf Borneo ein Fort und eine Factorei zu er-

richten, die aber an die Engländer verloren gingen. Im Jahre 1821 wurden von Java aus durch eine niederländische Gesandtschaft neue Handelsverbindungen mit Borneo angeknüpft. Das ungesunde Klima, — die Küstengegenden bestehen, so weit man sie kennt, meistens aus angeschwemmtem morastigem Lande, — und die Grausamkeit der Einwohner hat die europäischen Colonien nie recht geblieben lassen. Der wichtigste Theil des Handels war früher wenigstens in den Händen der Chinesen, deren Zahl sich auf 150,000 belaufen mag, und die auch heute noch, was Betriebsamkeit und Reichtümlichkeit betrifft, die schätzbarste Theil der Einwohner Borneos sind.

Die Ureinwohner Borneos, dessen Gesamtbevölkerung auf 3 Millionen Seelen, wohl zu gering, angegeben wird, sind die in den unwegsamsten Gegenden der Insel hausenden Papuas, oder, wie sie von den ältern spanischen Seefahrern genannt werden, Negrillos, d. h. Negerchen, kleine Neger. Sie sind von kleinem Wuchse und unterscheiden sich von den afrikanischen Negern, mit denen sie die schwarze Haut, das wollige Haar und die aufgeworfenen Lippen gemein haben, durch mehr hervorstehende Nasen und Unterlippen, niedrigere Hinterbacken und einen geringeren Grad von Körperkraft und Gewandtheit. Sie gehen ganz nackt, leben wie Orangoutangs, deren eigentliches Waterland Borneo zu sein scheint, und von denen die Eingeborenen glauben, daß sie ehemals Menschen gewesen, aber zur Strafe schwerer Sünden von der Gottheit der Sprache beraubt worden wären, auf Bäumen oder in Höhlen, und nähren sich von Pflanzen, Honig und allen Thieren, deren sie habhaft werden können. Durch die ohngefähr im 12. Jahrhunderte erfolgte Einwanderung der Malaien und deren weitere Verbreitung wurden sie allmälig in das Innere der Insel zurückgetrieben, wo sie vermutlich bald aussterben werden. —

Außer den Papuas leben im Innern der Insel noch eine Menge halbwilder, heidnischer, auf der niedrigsten Stufe der Kultur stehender Volksstämme, die zwar verschiedene Namen, z. B.

Eidahauer, Bladschus, Maruts, Te-  
dongs, Heraferas führen, aber alle zu einem  
Hauptstamme, dem der Dayaks, zu gehören  
scheinen, indem die verschiedenen Namen wohl  
nur die unter mancherlei Oberhäuptern stehenden  
Stämme bezeichnen, die einzelnen Abweichungen  
in den Gewändern aber nur durch die Verschie-  
derheit der Wohnplätze und Beschäftigungen ent-  
standen sind, während in der Sprache, Farbe,  
Bildung und Haarthaar durchgängig die größte  
Übereinstimmung herrscht. — Die Dayaks  
oder Dagans, die erst seit 1821 durch die  
Niederländer den Europäern näher bekannt ge-  
worden sind, zeichnen sich vor allen Bewohnern  
der ostindischen Inseln durch hohen Wuchs und  
außerordentliche Muskulatur aus. Schlank aus-  
porgerathsen, mit zu umspannen'er Taille, von  
hellgelber Hautfarbe, und vom Scheitel bis zu  
den Füßen herab, mit den seltsamsten Figuren  
in bunten Farben bemalt, gewähren diese Vil-  
len einen abschreckenden Anblick. Der Ober-  
und Untertheil des Armes ist, sowohl bei Män-  
nern als Frauen, mit handbreiten, messingenen  
Ringen geschmückt, welche fest ans Fleisch an-  
schließen. Die Weiber der Hauptlinie tragen,  
wie ihre Männer, goldne Ringe. Uebrigens ge-  
hen beide Geschlechter fast ganz nackt und nur  
um die Hüften wird ein Streif baumwollenen  
Zeuges geschnürt. Wenn sie in den Krieg zie-  
hen, schützen sie sich mit einer Art Panzerhemd,  
welches aus Bambusgarn verfertigt, zum Schutz  
gegen die Pfeile dient; den Kopf bedecken sie in  
derselben Absicht mit einer aus demselben Stoffe  
gemachten Mütze. — Die Frauen sind lichter  
von Farbe als die Männer. Beide Geschlechter  
lassen das durch fleißiges Einreiben mit Kokosöl  
hellglänzend gewordne Haar lang und ungekäus-  
telt über den Macken hinabwachsen. Die kleinen,  
feurigen, schwarzen Augen der Frauen würden  
sie, in Verbindung mit dem schönen Wuchse,  
zu sehr reizenden Geschöpfen machen, wenn nicht  
die breite Nase und die hervorstehenden Backen-  
knochen das Gesicht sehr entstellten.

Die Nahrungsmittel der Dayaks bestehen  
hauptsächlich in dem rohen oder an der Sonne  
getrockneten Fleische von Affen, Schlangen,

Hirschen, Schilkedden, Leguans u. s. w. Seltener kommt Reis auf die statt des Fleisches dienende  
Binsenmaut. Pfeffer ist das beliebteste Gewürz.

Die Wohnungen bestehen aus Bambus.  
Mehrere Pfähle werden in gleich weiter Entfer-  
nung von einander in den Boden eingerammt,  
und oben mit andern Pfählen verbunden, welche  
man mit gespaltenen Bambusstreifen, Rohr und  
Schilfgras durchschlägt und dadurch den Fußboden  
bildet, den man nachher noch mit groben Bins-  
enmatten belegt. Von Zeit zu Zeit wird Feuer  
unter der Wohnung auf dem Erdboden angezündet,  
um mittels des Rauches, welcher durch die  
kleinen Zwischenräume des Fußbodens immer  
noch bequem emporsteigen und die ganze Woh-  
nung durchziehen kann, das Ungeziefer, nament-  
lich die Musketen, zu vertreiben. Das Dach,  
ebenfalls aus Bambus und Rohr gebildet, ist  
zugleich der Platz zum Dören des Fleisches und  
der Fische. Das Innere besteht aus mehreren  
Abtheilungen. Das Hausrathäule ist außerst  
einfach. Einige über einander gelegte Binsenmats-  
ten, welche bei den Reichen eine Art von leich-  
tem chinesischem Zeng zum Schutz gegen die  
Musketen haben, bilden das Bett. Die Stelle  
der Trink- und Teller ersehen Kokoschalen  
und Palmblätter. Messer, Löffel und Gabeln  
sind unbekannt; die Speisen werden mit der rech-  
ten Hand, die aber nie etwas Unreines berühren  
darf, zum Munde geführt, während die linke  
zu jeder Verhüttigung gebraucht werden kann.  
In vornehmen Häusern steht in jeder Ecke des  
Gewachs ein großer irrender, wohl 30 — 40  
Meß fassender Wassertops. Diese Töpfe werden  
bloß auf Java verfertigt, von wo aus man sie  
nach allen ostindischen Inseln versöhnt. Sie  
machen einen Luxusartikel der Dayaks aus,  
und das Glück, ein solches Gefäß zu besitzen,  
wird von Armen nicht selten durch Hingabe der  
Kinder erkaufst, wie denn überhaupt Mangel an  
Familienliebe ein Hauptzug in dem rehen und  
gesühllosen Charakter der Dayaks ist. Die  
Religion der Dayaks ist ein rohes Heiden-  
thum. Manche haben Hauegdhen, zu denen sie  
beten, andere verehren Bäume, ja einige Dayak-  
stämme beweisen den Hirsch, von denen sie ab-

zustammen glauben, göttliche Verehrung; alle aber begrüßen mit kriegerischem Jubel den Aufgang des Mondes und bezeichnen ihre Trauer beim Verschwinden desselben durch lautes Weinen und Schreien, und durch Klagedne, die sie ihren musicalischen Instrumenten entlocken. Wie sie selbst bei gewissen feierlichen Gelegenheiten Menschenfleisch essen, so bringen sie auch ihren Göttern, namentlich bei Friedenschlüssen, Menschenopfer. — Die Hauptbeschäftigung der Männer sind in Friedenszeiten die Jagd und die Fischerel. Die Weiber besorgen den Landbau, die Pfeize des Reises, Zuckers und Pfeffers, die Bereitung der Kleidungsstücke, der Mahlzeit und des Palmendls. — Die Waffen sind Bogen und Pfeile und ein 4 Ellen langer Wurfspeer aus Bambus, ein Hand breites, 2 Fuß langes, zweischneidiges Schwert, welches wie die Pfeile gewöhnlich mit dem Saft des Jppu hbaum es, aus welchem ein sehr giftiges Gummiharz Jppo bereitet wird, vergiftet ist, so daß die kleinsten dadurch verursachten Wunden schnell tödten. An das Hest des Schwertes, welches entweder von Horn oder Elsenhain und mit Gold und Silber eingelegt, auch wohl mit Edelsteinen verziert ist, wird das Haupthaar des erlegten Feindes befestigt, und tiefer Waffenschmuck, so wie ein Halsband von den Zahnen der getöteten Feinde, sind die untrüglichsten Beweise des Muthe und vollbrachter kriegerischer Thaten. Deshalb bestimmt auch die Menge der Bahnketten den Grad des Unschens, denn nur der Tapferste kann Häuptling eines Stammes werden, bleibt aber dann auch, wenn er sich nicht durch Feigheit dieser Würde verlustig macht, Herrscher bis zu seinem Tode. Auch die Wohnungen der Dayaks werden mit den Schädeln der gefallenen Feinde aufgeputzt und Leute von Bedeutung haben 50 — 60 dergleichen aufzuweisen. Ein junger Mann kann nicht eher heirathen, bis er seiner Braut die erforderliche Anzahl Menschenschädel zu Füßen gelegt hat; daher oft Jahre vergehen, ehe ein liebender Jungling ans Ziel seiner Wünsche gelangt. Personen von Rang können nicht eher beerdigt werden, als bis ein frischer Kopf von einem ihrer nächsten Verwandten aufgetrieben ist. — Um eine anhaus-

liche Vorstellung von den seltsamen und empörenden Gebräuchen der Dayaks und der ihnen verwandten Stämme zu geben, theilen wir hier aus dem Bericht der oben erwähnten niederländischen Gesellschaft die Beschreibung einer Hochzeitfeier mit, welche jene Gesellschaft beiwohnt Gelegenheit hatte. „Wir begaben uns nach 5 Uhr Morgens nach einem Platze, auf dem die Trephäen ihrer Siege, zerstreute Haufen von Menschenknochen, zu erblicken waren. — Ueberraschend war uns der Anblick einer Menge theils völlig nackter, theils bemalter Menschen. — Der Häuptling empfing uns und geleitete uns zu seiner Familie, welche, wie die übrigen Unwesenden, in einem Kreise niedergesäuert, eine Art von gellendem Gesang hören und sich durch un're Künste nicht im mindesten stören ließ. — Braut und Bräutigam, welche beide das 15. Jahr noch nicht erreicht zu haben schienen, suchten die zärtlichen Gefühle ihrer Herzen durch verschiedene taktmäßige Bewegungen des ganzen Körpers auszudrücken, nahmen und entfernten sich, und der Bräutigam suchte die Braut zu erhaben, was jedoch durch ein starkes Geräusch, das die Musster mit den Becken machten, immer wieder verhindert ward. Plötzlich erhoben die Männer ein wildes Geschrei, die Brautleute traten auf die Seite, die Herren öffneten sich und zwei mit Schwertern bewaffnete Dayaks brachten einen zu diesem Beufus gekauften Claven in den Kreis. Der Kopf, so wie der ganze Körper dieses Unglücklichen, war mit Blumen und farbigen Federn geschmückt; seine Bewegungen aber drückten Todesangst, seine Geberden Verzweiflung aus. Kaum hatte dieses den Wildenzeit zugediente Schauspiel eine halbe Stunde gedauert, als der arme Clave plötzlich entknappt zu den Füßen der laut jubelnden, immer noch tanzenden Krieger stürzte. Ein Hieb hatte den Kopf vom Rumpfe getrennt; das hervorstremende Blut wurde mit der geschnittenen Hast und Behendigkeit, um ja kein Tropfen zu verlieren, aufgesangen, unter die Versammlung vertheilt und von allen mit wilder Begierde aufgeschlürft. Selbst die wegen Krankheit bei dem Feste nicht Erschienenen wurden nicht vergessen, auch ihnen sandte man in kleinen Kokosshalen einige Tropfen des ver-

gossenen Blutes. Während mehrere sich mit dem Aussangen des Blutes beschäftigten, hatten andre Leber und Lunge herausgenommen, den blutenden Kopf mit seinen langen Haaren auf ein Kokosblatt gelegt und den Rumpf den Überresten anderer auf dieselbe Art Geopfster beigesetzt. — Nachdem besonders die Hauptpersonen des Festes sich mit Blut gesättigt hatten, wurden Kokoschalen und Blätter mit Reis gefüllt und blutiges Ochsensleisch herumgereicht und einige auffälliche Tropfen eines verauschtenden Getränktes unter lautem Jubel geleert. — Nach Verlauf von mehreren Stunden, nachdem alles, selbst die Leber und die Lunge des Schlachtopfers, aufgezehrt worden war und die ganze Gesellschaft sich noch einige Zeit mit Singen und Tanzen belustigt hatte, wurden Braut und Bräutigam als förmlich verbunden anerkannt, unter wildem Geschrei der Menze weggeführt, und ihnen das für die Zukunft zu bewohnende Gemach, — der ganze Stamm bewohnte mit seinem Häuptling ein einziges großes Gebäude, welches 455 Fuß lang, 30 Fuß breit und 10 Fuß über dem Erdboden erhöht und ringsum mit einer offenen Gallerie versehen war — angewiesen.... Ein solches Menschenopfer ist unumgänglich nöthig zur ehelichen Verbindung, und dasselbe herbeizuschaffen ist die Sache des Bräutigams. Fehlt es ihm nicht an Mitteln, ist er reich an Waffen, Messingplatten, erobertem Gold oder Edelsteinen, so kann er leicht einen Sklaven kaufen; hindert ihn aber daran Armut, so muß er sich durch List und Gewalt ein Opfer zu erheben suchen, welches er dann sogleich an das Oberhaupt des Stammes abzuliefern hat." —

Die Ausführartikel von Borneo sind hauptsächlich Pfeffer, Muskatnüsse, Ebenholz, Kampfer, spanisch Rohr, Bambusstäcke, wohlriechende Harze, Benzoe und indianische Vogelnester.

#### Bewohner der Insel Celebes oder Makassar.

Die Bevölkerung von Celebes oder Makassar, jenes der Name der Ost-, dieses der ausgeschmeidig werden. Diese Behandlung hat Westküste, wird, mit Einschluß der umliegenden zur Folge, daß man auf Celebes fast keine

dazu gehörigen kleinen Inseln, auf 3 Millionen Seelen geschätzt. Die Hauptmasse der Einwohner gehört zum malaiischen Stämme. Man unterscheidet die Makassaren, Bugisken und Biadschus, welche sich in mehrere Staaten, in denen das schon erwähnte malaiische Lehnsystem herrscht, vereinigt haben. Die Regenten sind theils erbliche, und dann können auch Frauen zur Regierung gelangen, theils gewählte. Auch Freistaaten werden angetroffen. — Die Niederländer, denen schon seit 1667 Celebes, als der Schlüssel zu den Molukken, überaus wichtig war, sind von den meisten eingeborenen Beherrschern dieser Insel durch förmliche Verträge als Schutzherrn zwar anerkannt worden, auch besitzen sie das ausschließende Monopol in Absicht auf den Gewürzhandel, im Ganzen genommen aber ist ihre Herrschaft auf Celebes nicht sonderlich fest, und sie haben bis heute die kostspieligsten, in ihrem Außengehege nicht immer glücklichen, Kriege bald mit diesem, bald mit jedem widerspenstigen Fürsten zu führen gehabt.

Makassaren und Bugisken unterscheiden sich zwar durch verschiedene Mundarten der Sprache, auch sind letere von den ersten, als eine der vorzüglichsten Handel treibenden Nationen, deren Proas — 20 bis 60 Tonnen haltende Schiffe — in allen indischen Häfen und Handelsplätzen angetroffen werden, bekannt; sonst aber sind sie in den meisten und vornehmsten Beziehungen sich gleich. — Der Missionar Vincent macht von ihnen folgende Schilderung: „Sie sind groß und stark, lieben die Arbeit und ertragen jede Beschwerde leicht. Was sie sehr verunstaltet, obwohl sie es für eine Schönheit halten, sind die ungemein platten Nasen. Diese bringen sie aber nicht mit auf die Welt, sondern die Mütter sorgen dafür, indem sie den Kindern mit der Hand unaufhörlich die Nase zusammen drücken. Auf die Erziehung wird große Sorgfalt verwendet. Man legt die neugeborenen Kinder ganz nackt in einen aus Weidenruten geflochtenen Korb, badet sie alle Tage und reibt ihnen die Glieder mit Kokosöl ein, wodurch sie über-

Kedppel erblickt. Sobald die Schöne der Vornahmen ein Alter von 5 — 6 Jahren erreicht haben, gibt man sie, um der Verzärtelung durch die Mütter zuvorzukommen, in ein fremdes Haus zur ferneren Pflege; die Töchter aber bleiben dasheim. In dem Alter von 7 — 8 Jahren werden alle Kinder zu den muhamedanischen \*) Priestern, hier Agguyas geheißen, in die Schule geschickt, wo sie lesen, schreiben und rechnen lernen. Diese Schulmeister sind sehr streng; jedes kleine Verschen wird mit Rückschlügen bestraft. Haben die Kinder die Schulzeit zurückgelegt, so läßt man sie ein Handwerk lernen; sie flechten allerlei Körbe aus Weidenruten, machen Strohmatte, oder werden Fischer, Schlosser, Goldarbeiter; andere beschäftigen sich mit Feld- und Plantagenbau, Fischfang und Holzfällen. Dem weiblichen Geschlechte ist der Webstuhl überlassen, auf welchem es schwere baumwollene und seidene Zeuge zu versetzen versteht. Die Makassaren sind fröhlich, aber sehr reizbar, und alsdann rachsüchtig. Die Frauen sind sehr zurückhaltend und sitzesam, aber leidenschaftliche Freundinnen des Tanzes. Die Männer lieben vor allem kriegerische Übungen, und es bleibt wenige Völker

in Indien, die sie in dieser Hinsicht übertreffen. Sie sind vortreffliche Reiter, schießen sehr gut mit Flinten und Pfeilen, richten Kanonen sehr genau, und führen Säbel und Dolch mit nicht minderer Geschicklichkeit. Ihre gefährlichste Waffe aber sind fühlange Bambuspfeile, deren Spitze, ein scharfer Fischzahn, mit dem Saft des Boan Upas \*\*) bestrichen, stets tödlich ist. Diese Pfeile werden vermittelst eines Blasrohrs von 6 — 7 Fuß Länge (s. Taf. XXVI.) fortgeschleudert, und verschelen selbst in einer Entfernung von 80 bis 100 Schritt ihr Ziel nur selten. Auch die Buggisen wissen mit solchen Pfeilen geschickt umzugehen; ihre Lieblingswaffe aber ist ein kurzer Speer mit vergifteter Spitze, und ein dicker, aus Einhohroh gestochener Schild, auf dessen Mitte ein vergifteter Stachel angebracht ist; die Kopfbedeckung ist, wie der Schild, aus Rohr gestochen (s. Taf. XXVI.).

Die Nahrungsmittel der Makassaren und Buggisen bestehen zum großen Theil aus gekochten und gebratenen, jedenfalls aber stark gewürzten, Fleischspeisen. Auch Fische und Früchte werden gegessen. Man hält täglich nur

\*) Seit ohngefähr 200 Jahren haben die Bewohner von Celebes den Islam angemommen; vorher sie die Sonne und den Mond an, von denen sie redeten, daß beide sich anfangs in die Herrschaft der Welt getheilt, nachher aber aus Ehrgeiz sich vereinigt hätten, dadurch seien sie in Kampf gerathen, in welchem der Mond den Anderen besiegt und vor der Sonne habe fliehen müssen. Christen und Muslime dagegen, da sie fast zu gleicher Zeit nach Celebes gekommen waren, suchten unter den Insulanern einfältig ihren Glauben geltend zu machen. Dem mächtigsten Könige der Insel drohten beide Parteien mit allen Schrecken der Hölle, diese, wenn er nicht den großen Propheten, jene, wenn er nicht den Sohn der Jungfrau gläubig aufnimme. Der bart bedrängt König rief die Großen und Weisen seines Volkes zu einer allgemeinen Versammlung, sie sollten dem Katholischen ratzen und die große Frage: ob man Muhammedaner oder Christ werden sollte, zur Entscheidung bringen. Da aber diese eben so wenig wie ihr König wußten, welche Religion die dichte sei, so wendete sich dieser im Gebet zu dem höchsten Wesen, und bat um ein Zeichen vom Himmel, das ihn darüber aufklären sollte, welcher Gotteskunst dem Herrn der Natur am angenehmsten wäre. Ein christlicher Priester der einen oder der anderen Religion, der in den Hafen kommen würde, wollte er als einen Boten betrachten, der ihm den Willen des höchsten kund thäte. „Die Winde und Gewitter“ sprach er, „blieben deiner Macht, sie werden zuerst einen Priester der Religion herausheiligen, die dir am angenehmsten ist. Sollte ich mich in diesem Vertrauen täuschen, und ein falscher Priester ankommen, der mich verscheute, den Irrthum anzunehmen, so würde mein Grossen doch ruhig dabei sein und du allein die Schuld tragen!“ — Und siehe, ein Priester Muhammed langte, der erste, der in den Hafen an. Der König und sein Volk nahm den Islam an, und bald folgte der übrige Theil der Insel diesem Beispiel! —

\*\*) Der Boan Upas, ein Giftpflanze, von dem ältere Reisende viel Fabelhaftes erzählten, ist auf Celebes einheimisch. Unwahr ist es, daß schon der Aufenthalt unter dem Schatten dieses Baumes und das Einschwenken seiner Ausläufer tödlich sei. — Er enthält einen durch Aufstrich aus der Rinde fließenden und sich an der Luft verdickenden sauren Saft, welcher auf die Haut Entzündungen verursacht, aber erst durch die Vermischung mit andern schädlichen Stoffen, worauf sich allerdings die Bewohner jener Gegenden trefflich verleben, zum tödtlichen Gifte wird, mit dem man die Klinge der Dolche und die Spitze der Pfeile und Speere beklebt. Der Tod erfolgt schnell nach der Verwundung, unter heftigen Zuckungen und Beängstigungen. Außer dem Boan Upas enthalten auch andere Bäume des Archipels vergleichbare giftige Säfte. Die Weisheit und Güte des Herrn der Natur vergaß auch hier nicht, dem Gifte ein Gegengift entgegenzustellen; der häufig in der Nähe des Boan Upas wachsende Vaduk bietet das kräftigste dar.

drei Mahlzeiten: um 9 Uhr Morgens und dann bei Sonnenuntergang. In der Zwischenzeit kaut man Betel und Areka, oder raucht Tabak und trinkt zur Abkühlung eine Art Limonade, die aber mit Muskat, Muskatblüten und Nelken stark gewürzt sein muss. In vornehmen Häusern wird sogar Kaffee und Schokolade angeboten. Palmwein ist das gewöhnliche Trichgetränk. Zum Essen selbst bedient man sich bloß der Finger, und alle Tischgenossen trinken der Reihe nach aus einer großen Schale von Kotos, oder auch von Silber.

Die Wohnungen stehen auf Pfählen und haben eine Menge Abtheilungen für die Frauen und Sklaven. In einigen Gegenden bestehen nicht nur die Hausräthe, sondern auch die Häuser selbst ganz aus Ebenholz, das auf Coribus sehr häufig ist.

Die Kleidung der Männer von Stande und Vermögen sind lange Jacken oder Westen, die, von oben bis unten zugeknüpft, bis auf die Knie herabgehen, und Pantalons von leichtem Stoffe. Die Weste wird durch einen seidenen, riessfarbigen Gürtel zusammen gehalten, dessen mit Gold oder Silber gestickte Enden bis auf die Knie herabhängen. Im Gürtel steckt nicht allein der Kreis (Dolch) und der Säbel, den man, wie die Chinesen, an der rechten Seite trägt, sondern auch der Tabakbeutel, die Pfeife, die Betelbüchse und das Schnupftuch. Die Reichen tragen gesstückte Pantoffeln, das gemeine Volk geht barfuß. Der Kopfschmuck besteht in einer kleinen seidnen Mütze, mit Gold oder Silber gestickt, oder an festlichen Tagen in einem langen Streifen Zeug, der, wie bei den Türken, in einen Turban zusammen gebunden wird; Greise und Priester tragen einen langen Bart; die übrigen Männer scheuen denselben; das Haupthaar wird von allen sorgfältig geslegt. Man badet sich täglich zwei bis drei Mal und reibt den Körper mit einer aus Hammelfett oder Kokosöl, Bisam und Sandholzpulver bestehenden Salbe ein. Die Närgele werden rot gefärbt und kurz gehalten. Haben die Kinder das zwölfste Jahr erreicht, so werden ihnen die Zähne geordnet. Der, welcher

dieses Geschäft verrichtet, lässt das Kind auf den Rücken legen, steckt ihm, damit der Mund offen bleibe und er bei der Arbeit nicht gebissen werden kann, einen hölzernen Knebel hinein, treunt dann die Zähne mittelst einer feinen Heile von einander, putzt sie gehörig aus und reibt sie mit Citronensaft ein, worauf sie zuletzt entweder schwarz, grün oder rot gefärbt werden. Die Frauen tragen Hemden von Musselin mit kurzen, engen Ärmeln, die an der Seite zugemacht werden, Pantalons von Seide, welche bis an die Knöchel herabgehen und an den Kanten zierlich gestickt sind. Darüber werfen sie noch ein weites Gewand von Leinwand oder Musselin. Ihr Kopfschmuck besteht in ihren eigenen, mit vieler Kunst und großem Geschmack geordneten Haaren.

Die Makassaren wie Buggisen verheirathen sich gewöhnlich im 15. oder 16. Jahre. Viele Jahre vorher aber haben schon, ohne Anziehung ihrer Kinder, die beiderseitigen Eltern die Verbindung abgeredet. Der Vertrag wird schriftlich und durch einen öffentlichen Notar abgeschlossen. Ist der Tag der Hochzeit festgesetzt, so lässt der Vater des Bräutigams das Haus bauen, in welchem das neue Ehepaar wohnen soll. Am Hochzeitmorgen begiebt sich der Bräutigam, festlich geschmückt, in Begleitung eines Verwandten oder Freundes und mit einem mög'lichst zahlreichen Gefolge, in die Moschee. Nachdem er der Braut die Hochzeitschleife überreicht hat, nimmt ihn der Priester bei der Hand, führt ihn in die Mitte des Tempels, und belehrt ihn über die Pflichten der Ehe. Hierauf drückt er ihm den Daumen der linken Hand, und fragt ihn, ob er das Mädchen zur Frau nehmen wolle? Auf seine bejahende Antwort nimmt er ihn bei der einen und der mitgebrachte Freund oder Verwandte bei der andern Hand, und so führen ihn beide, mit großem Gepränge, in die Wohnung der Braut. Hier kommen die Eltern derselben dem Schwiegersohn entgegen und bringen ihn zu ihrer Tochter, die mitten unter Verwandten und Freunden sitzt. Der Priester fahrt diese nun ebenfalls beim linken Daumen und richtet dieselben Fragen an sie, wie an den Bräutigam. Werden ihnen die Zähne geordnet. Der, welcher

Priester ihre Hände zusammen, und die Frau giebt ihrem nunnichigen Gatten einen goldenen Ring. Dann sezen sich alle Hochzeitgäste zu Tische, die Neuerwählten aber werden in eine dunkle, nur durch eine einzige, düster brennende Lampe spärlich erleuchtete Kammer eingeschlossen, worin sie drei Tage bleiben, und nur von einer alten Sciarin, die sie mit Speise und Trank versieht, besucht werden. Erst am vierten Tage, der ebenfalls durch ein großes Gastmahl gefeiert wird, beziehen sie das Haus, das man für das neue Ehepaar erbaut und eingerichtet hat.

Die Hauptbeschäftigung der meisten Makassaren und Buggisen sind Acker-, vorndlich Reis- und Maisbau, Fischfang, einige Handwerke und Handel. — Die Spiele der Kinder sind das Kreisel- und Kegelspiel; die Jünglinge lieben die Jagd leidenschaftlich und die Männer das Schach. Ein Vergnügen aber aller Stände und jedes Alters, besonders an festlichen Tagen, ist der fliegende Drache. Man bindet oft große Bögel daran, denen man die Flügel frei lässt. Auch die Habenentlämpfe sind öffentliche Vergnügungen an Festtagen.

Die Sprache der Makassaren und Buggisen ist ohnstreitig eine Tochter der malaiischen. In alten Handschriften des Landes findet man eine Sprache, die heut zu Tage nicht mehr geredet wird. Die Schriftzeichen haben viel Ähnlichkeit mit den javanischen. Beide Völker besitzen geschichtliche Werke, die aber nicht über die Einführung der mahomedanischen Religion, deren Gebräuchen auf Celebes jedoch noch viel Heidnisches beizemischt ist, hinausgehen; Gedichte, die von Liebe, Krieg und Jagd handeln; Übersetzungen religiöser und moralischer Schriften aus dem Arabischen und Javanischen, Werke über Astrologie, Gesetzesammlungen u. s. w.

Die Biadschus oder Biadshos, auch Blajos, leben an den Küsten, oder vielmehr ganz auf dem Wasser, indem jede Familie ihr eigenes Fahrzeug hat, auf dem sie sich, der Fischeri wegen, von einem Punkte zum andern bewegen. Wenn sie sich für eine kurze Zeit auf

dem Lande aufhalten müssen, so wählen sie lieber die kleinern, unbewohnten Inseln in der Nähe der Küsten, als die lebten seitst. Ihre Waffen bestehen in Wurfspeichen, Dolchen, Schwertern und Schilden. Ihr ausschließliches Nah rungsmittel sind Fische. Ihre Sprache ist eine Mundart der malaiischen; ihre Religion Ketischismus, namentlich Sternendienst.

### Bewohner der Molukken- oder Gewürzinseln.

Die Molukken, das Vaterland der Muskatnuss- und Gewürznelkenbäume, daher der Name Gewürzinseln, werden in die nordlichen und südlichen getheilt. Als die Portugiesen im Jahr 1511 unter Antonio de Abreu und Franz Serrao die Molukken entdeckten, waren die Araber hier schon ange siedelt und durch leichtere, die freilich hier noch mit vielem Heidenhum vermischte mahomedanische Religion herrschend geworden. Die Einwohner wurden von den Portugiesen, die bis zu Anfang des 17. Jahrhunderts, wo die Holländer ihnen diese einträglichen Besitzungen entrissen, in Besitz dieser Inseln und des Alleinhändels mit den Gewürzen blieben, mit der empfind sten Grausamkeit behandelt. Nicht viel besser machten es die Holländer, die den Ertrag des Bodens unumschränkt für sich benutzten und seit mehr als 150 Jahren darauf bedacht waren, den freien Anbau desselben zu hindern, jedem Versuche, Manufacturen anzulegen, so wie jeder Art von Verbesserung, die dem Volle die Ge genstände, woran es Mangel litt — gegründet ist die Bemerkung, daß diese mit Überfluss gesegneten Inseln an dem Nothwendigsten Mangel leiden, indem das Hauptnahrungsmittel jener Gegenden, der Reis, kaum bei der sorgfältigsten Pflege gedeiht — hätte verschaffen können, sich zu widersetzen. 1796 wurden die Britten Herren der holländischen Niederlassungen auf den Molukken. Im Frieden von Amiens wurden sie zwar zurückgegeben, aber nach dem 1810 wieder ausgebrochenen Seekriege von neuem eine leichte Eroberung der Britten. Seit 1816 sind sie wieder an die Niederländer übergegangen.

gen und unter die Generalstathalterschaft Batavia gestellt worden.)

Die Natur hat diese Gegenden vor Allem ausgezeichnet, sowohl durch die seltsamsten Formen der Inseln, als durch die seltensten Produkte. Die Taf. XXVII. gegebene Ansicht einer Landschaft auf der Insel Buru, einer von den 11 Amboineninseln, mit ihren kurzstämmigen Sagopalmen, hochstämmigen Pinangbäumen (Arekapalmen), deren schwindelnde Gipfel von indischen Schlingpflanzen an einander gerankt sind, ihren breitblättrigen Sumpfgewächsen (Pontos und Calladium), ihren Bananenwäldern u. s. w. bietet nur ein schwaches Bild der Fruchtbarkeit und Lieblichkeit dieser Gegend. Auch hat sie, wie es scheint, den Zugang zu diesem wundervollen Sih ihrer Launen eis schweren wellen, indem Stürme, Klippen, Sandbänke, Untiefen, kurze Wellen, Meereströme und Erdbeben die Gewässer, besonders für größere Fahrzeuge, überaus gefährlich machen. Hat der tühe Schiffer diese Gefahren überstanden, und war er glücklich genug, in der ruhigeren Jahreszeit durch die schmalen Fahrwasser zu segeln, so erblickt er, so weit das Auge ihn trägt, überall Wunder der Natur, welche hier alle Bestärktheit des Innern und der Oberfläche der Erde regellos über einander gestürzt und durch einander gerüttelt hat. Hier scheint der Grund des Meeres in die Höhe gehoben und im Kampf mit Feuer und Wasser ein neues Eiland entstanden; dort scheinen abgerissne Trümmer eines fernen Landes von dem empirten Ocean hierher getragen und auf einer Untiefe gestrandet zu sein. Überall Spuren eines furchtbaren Aufzuhards der Elemente, himmelanstrebende Berge, grausenvolle Klüste, schauderhafte Höhlen, über einander gehüllte Felsen, riesenhafte Splitter, eigenförmig vom Zufall in einander geschoben, in unzähligre Massen durch einander gewürfelt, und Klippen, zwischen welchen und den Feuer und Steine ausspeisenden Vulkanen das Meer dumpf und dunkel seine Wellen drängt, oder Bergströme, die brausend von Bergen zu Bergen auf Bergen und Klippen stürzen.

Die Bewohner der Molukken gehören, mit Ausnahme der im Innern der einzelnen In-

seln hausenden Papuas, von denen wir übrigens nicht viel wissen, zum Stamme der Malaien. Die Amboinen, Horasoras oder Alforas, Illanos, Magindanaos tragen alle die deutlichsten Spuren ihrer malaiischen Abstammung an sich. — Die Männer gehen fast nackt. Ein Schurz um die Lenden, ein Hut von buntgemalten Palmblättern oder ein farbiger Turban sind ihre ganze Kleidung; Schild und Schild ihre gewöhnlichen Waffen; zum Pud dienten Ohrringe, Halsbänder von Korallen oder Muscheln und Armbänder (s. Taf. XXVI. erste Figur rechter Hand). Die Männer auf Amboina sind anständiger gekleidet. Der Kopf ist mit einem Tuch von dünnem, baumwollinem Gewebe umwunden; eine kurze Kermelweste schlicht sich vermittelst eines Gurtes an weite Matrosenhosen. Der Griff des kurzen, aber breiten Säbels ist mit dem Kopfhaar eines erschlagenen Feindes geschmückt und die linke Hand hält einen viereckigen geslochtenen Schild mit Muschelschalen und Metallplatten belegt (s. Taf. XXVI.). Die Weiber der Amboinen, die, weil sie sich der Sonne nicht so aussehen, sich täglich mehrmals baden und durch Einreiben mit Kokosöl die Haut zart und weich zu erhalten suchen, eine lichtere Hautfarbe haben als die Männer, tragen gewöhnlich ein Kleid in Form eines vorn offenen, weiten Hemdes, das Haar wird kurz, nach der Stirne zu, verschnitten, das Hinterhaar auf den Wirbel aufgebunden (s. Taf. XXVI.). Die Magindanaos sind von kleinem, aber gutem Wuchs, haben ein längliches Gesicht, schwarze enge Augen, kleine rothe Lippen, eine flache Stirn und einen ziemlich großen Mund. Die Zähne werden schwarz gebeizt und die Nägel nie abgeschnitten. Dem Charakter nach sind sie lebhaft, freundlich gegen Fremde, grausam und rachsüchtig gegen Feinde. Ihr Hauptnahrungsmittel ist Reis, nächst dem Sago, und gesalzene Fische; im Essen und Trinken sind sie sehr mäßig. In Sitten und Gebräuchen, Kleidung und Wohnung kommen sie mit den übrigen malaiischen Völkern überein. Besonders halten sie sich gern auf dem Wasser

muhamedansche; mit Resten des vormaligen Heidenthum's vermisch't. Die Männer dürfen mehrere rechtmägige Frauen haben, die viele Freiheiten genießen, obchon die Eifersucht zu den festesten Besidenschaften der Magindanaos, wie fast aller malaiischen Stämme, gehört, und oft nur durch Blut gekühlt werden kann.

Die *Harasitas*, mit den *Dahaks* auf Bornéo verwandt, sind länger, fleischiger, kräftiger als die Magindanaos und Illanos, die den letztern näher stehen. Mit einem scharfen Gesichte und Giebde verbinden die *Harasitas* einen hohen Grad von Gewandtheit und Muskelkraft. Gegen die Feinden sind sie gärtfrei und auststreichig; unter sich selbst aber leben sie im steten Kriege. Einige Stämme verzehren sogar das Fleisch der im Kriege getöteten Feinden. Ihre Kleidung besteht in der Regel aus einem Stück Baumwollzeug, welches um die Hüften und Schenkel gewunden wird. Das Haar wird um eine Kokosshale gewunden und mit einem Kranze von Porzellansmuscheln umgeben. Obwohl Reis, Mais, Sago, Bananenfrüchte und einige Wurzeln ihre liebsten Speisen sind, so verachten sie doch allerlei Thiere, selbst Ratten und Schlangen, nicht. Unter Wasser trinken sie auch Palmwein und andre berausende Getränke. Ihre Waffen sind breite Schwerter, Wurfspeie, Messer, Pfeile und Schilde.

In der Regel sind die Weiber auf den Volukken anständiger gekleidet als die Männer. Sie tragen einen weiten Überwurf ohne Urmel, darunter oft welche, bis an die Knöchel reichende Beinkleider und Hüte, die wohl 8 Fuß im Umfang haben, oben oft ganz flach aufgestellt, und jeder das Recht haben, ihn, der rings herum, mit Muschelwerk, Perlmutter und Korallen, und an den Seiten mit bunten Quasten geziert sind; unten ist ein 3 Zoll dicker Ring befestigt, worin der Kopf steckt (s. Taf. XXVI.).

Bewohner der Philippinen oder *Manillen*.

Der von dem ersten Weltumsegler, Her-  
cules und Magellan, 1521 entdeckte Archipel Philippinen ist die spanische, die aber wes-

*Sant Lazarus*, später von dem spanischen Adel Philipp Philippinen, von der größten dieser Inseln, *Manilla*, *Manille*, von den Einwohnern über Lissone genannt, hat schon seit dem 16. Jahrhunderte den Spaniern gehört. Die Zahl aller zu diesem Archipel gerechneten größern und kleineren Inseln mag sich an 1,200 belaufen, wovon jedoch nur 9 einen beträchtlichen Umfang haben; die kleineren sind oft nur unbewohnte Klippen. Nur einige kleinere Inseln und zum Theil das Innere der großen Inseln, so wie einige Küstenstriche, werden noch von unabhängigen, unter eigenen Oberhäuptern stehenden Volksstämmen bewohnt. An der Spitze der Regierung steht ein Königlicher Statthalter, welchem, bei der großen Entfernung vom Mutterlande, die höchste Gewalt übertragen ist. Er kann von benachbarten Königen Gesandte empfangen und auch dergleichen dahin abschicken; selbst im Namen des Königs von Spanien Krieg erklären und Frieden schließen, ohne erst Befehl aus Spanien erwarten zu dürfen. Er ist zugleich oberste Gerichtsperson, Oberverwalter der Einkünfte und Oberbefehlshaber der Land- und Seemacht. Erstere besteht aus 5,500 Mann spanischen Infanterieen und 12,200 Mann Marines, letztere aus einer Flotille von 80 Kanonenbooten. Unter dem Generalkapitän steht ein Vizestatthalter. Die höchste Behörde ist der Staatsrat oder die *Audiénsa*. Damit so ausgedehnte Gewalt, wie sie der Generalkapitän besitzen muss, nicht zum Missbrauch führen möge, so soll derselbe geschmäßig nur auf 6 Jahre ernannt werden, nach Niederlegung seiner Stelle sich noch 6 Monate auf der Insel *Manilla* aufzuhalten, und jeder das Recht haben, ihn, der etwa begangenen Ungerechtigkeiten wegen, bei seinem Nachfolger anzuklagen. — Für die Handelsangelegenheiten besteht eine eigne Behörde, *Consuladó*, welche aus den vornehmsten Kaufleuten der Hauptstadt zusammengesetzt ist. Die Provinzen haben an ihrer Spitze *Alcalde*, unter deren Befehlen die Truppen stehen. Auch sind ihnen die Oberhäupter der Dorfschaften und

Eingebornen, *Capitanos del pueblo*, unmittelbar unterworfen. Die Gesetzgebung auf den

gen der vigen Erläuterungen und besondern Verordnungen, die in unzähligen Fällen wegen schwieriger Anwendung auf so manche örtliche und volkstümliche Eigenheiten, im Laufe der Zeit nothwendig geworden sind, äuferst verwickelt, so daß dadurch die Prozeßsucht, die ohngeachtet der überaus kostspieligen Rechtspflege in keinem Lande der Erde weiter getrieben werden kann als hier, sehr begünstigt wird.

Die Einwohnerzahl der Philippinen mag 3—4 Millionen, von denen etwa die Hälfte den Spaniern zinspflichtig ist, bestehen. Die Einwohner der Inseln überhaupt sind theils Malaien, theils Spanier und spanische Kreolen, Mestizen und Chinesen. Die Eingeborenen der Inseln insgesamt werden von den Spaniern Tagalen, Tagalis; diejenigen, welche unmittelbar unter ihrer Botmäßigkeit stehen und das Christenthum angenommen haben, Indianer; die zum Islam sich bekennenden Mohren, und die heidnischen Papuas, Negritos oder Igoros genannt. Die leichten gleichen den Negern an den Küsten von Guinea und wurden schon lange vor der Ankunft der Spanier, durch die Malaien, in die Gehirge des Innern zurückgedrängt. Nachher zogen sie sich in die entfernteren, kleineren Inseln zurück, wo sie in fast unzugänglichen Felsenhöhlen von der Jagd, Fischerei und den freiwilligen Produkten des Erdtobens, zum Theil auch von Seerobbenleben, und in sehr elenden Hütten, in Felsenhöhlen und in hohlen Bäumen wohnen. Wenn sie um einen Verstorbenen zu trauern anfangen, so ermorden sie den ersten besten Reisenden, welcher ihnen begegnet, den Schatten des Verstorbenen dadurch ein nach ihrer Meinung wohlgefälliges Opfer bringend. Sie verehren die Sonne, den Mond und den Regenbogen, haben große Ehrfurcht vor Krokodilen, bauen denselben eigne Häuser an den Ufern der Flüsse, und opfern ihnen Vogel und andre Thiere. — Sie scheinen die eignesten Ureinwohner der Philippinen zu sein und von ihnen erst die Letas, ein langhaariger, dunkelbrauner, stark und gut gebauter Menschensttag, die man oft für die ersten Bewohner dieser Inseln gehalten hat, abzustammen. Die schönen schwarzen Augen und die

platte Nase der Letas ist ein Erbtheil ihrer schwarzen Ahnherren. Die Kleidung der Männer besteht in einer Art kurzer Hemden mit langen Ärmeln, und eben so weiten, nur bis auf die Knie reichenden Hosen. Um den Hals tragen sie feine, gestickte, oft sehr kostbare Tücher undwickeln dergleichen auch um den Kopf (s. Taf. XXVII.). Die Frauenzimmer tragen ebenfalls ein kurzes Hemde und über dasselbe ein buntsfarbiges Stickezeug, das sie statt eines Rockes um den Leibwickeln, so daß es genau an den Körper anschließt. Darüber tragen sie noch ein Oberkleid, das vom Kopf bis auf die Hüfe herabhängt (s. Taf. XXVII.).

Die verschiedenen Malaienstämme der Philippinen zeichnen sich vor denen der andern ostindischen Inseln durch einen kleinen, besonders dem weiblichen Geschlechte eigenen, Wuchs aus. Ehe die Spanier hierher kamen, herrschte unter diesen Stämmen ein blindes Heldenhum, mit einigen, durch die Araber hierher verpflanzten muhammedanischen Religionsansichten vermischt. Die Kleidung der Mehrzahl bestand bloß in einem Stück Matte oder Teuz, um die Mitte des Leibes geschlagen. Doch trieben sie schon einen lebhaften Lanzehandel, der auch heute noch bei ihnen üblich ist. Die Chinesen lehrten sie Maah und Gewicht kennen, auch fand man einige chinesische courrente Währ., Patto genannt, bei ihnen. Im Ganzen genommen sind die Philippinischen Malaien von Natur gutmäthig, gesellig und wohlwollend; die grausame Behandlung aber und das böse Beispiel ihrer Unterdrücker hat sie rücklich, träge, heuchlerisch und habösüchtig gemacht. Im Handel und Wandel suchen sie andre auf alle Weise zu übervorteilen und zu überlisten, ziehen, ungeachtet ihre Priester oft genug gegen das Laster des Büchers predigen, ungeheure Zinsen von ihren Schuldnern, und nicht selten wird der letztere sammt Weib und Kind der Slave des Gläubigers. Die spanische Regierung zwang ihnen mit empörender Gewaltthätigkeit den katholischen Glauben auf; bildete aber dadurch auch nur Scheinkristen, die von ganzem Herzen an ihren heidnischen Gebräuchen hängen, während christlich religiöse Handlungen nur in äußern Aus-

dachtelbungen bestehen, deren Unterlassung empfindlich bestraft wird. Glücksspiele lieben sie bis zur Ausschweifung und nicht selten ist Selbstmord oder Todtschlag die Folge davon.

Bei Verheirathungen muß der Bräutigam der Brautmutter, als Erkenntlichkeit für die gute Erziehung und Pflege der Braut, ein anscheinliches Geschenk machen. Hat die Mutter ihrer Tochter die erste Mahnung von einer Almutter reichen lassen, so ist sie verbunden, das Brautgeschenk mit dieser zu teilen und manche Mutter wird dadurch bewoan, ihr Kind selbst zu stillen. Ist der Bräutigam zu arm, um das erforderliche Geschenk machen zu können, so tritt er statt dessen auf eine bestimmte Zeit in die Dienste seiner künftigen Schwiegereltern. Die Lustbarkeiten bei Hochzeitsfeiern dancen 6 Tage; an den drei letzten bleibt man Tag und Nacht beisammen, läßt sich Speisen und Getränke wohl schmecken, tanzt, singt, jubelt und geht zuletzt meist mit schwerem Kopf nach Hause. Zu den Hauptbeschäftigung sind gehörten Acker- und Plantagenbau auf Reis, Baumwolle, Indigo, Zucker, schwarzen Pfeffer, Kakao und Zimt; Seidenbau, Goldwäschchen, Fischerei und ein überaus lebhafter Tauschhandel. Außerdem versteht man sich auf Töpferei, Goldarbeiten, Korbblecherei, Oel- und Schiebpulverbereitung und Schiffbau. Die Weiber zeichnen sich durch dieselbe Geschicklichkeit in Herstellung von allerlei Manufakturarbeiten aus, welche man überhaupt bei den asiatischen Völkern ant trifft. Sie wissen z. B. die Fasern der Abacapalme in so feine Fäden zu verwandeln, daß sie daraus ein Gewebe liefern, welches dem feinsten bengalischen Musselin gleich kommt. — Die Männer unter den malaiischen Philippinen tragen gewöhnlich ein kurzes Hemde aus Baumwollens- oder Seidenzeug, mit langen Ärmeln, kurze weite Schifferhosen, oder eine Art Unterrock aus dunkelfarbigem oder gestreitem Zeuge, eine unformartige Weste mit buntem Ausschlage; ein gesicktes Kopftuch und darüber einen runden, farbigen Hut (s. Taf. XXVII.). Die meisten gehen barfuß; einige aber tragen gesickte Pantoffeln, leiner aber Strümpfe. Die Kleidung der Frauenzimmer ist ein feines, eng anschließendes Hemde, ein fastenreicher, gewöhnlich gestreifter und mit künstlicher Stickerei versehener Rock, welcher von einem Gürtel zusammengehalten wird; von dem ein Stück Zeug, einer Schürze gleich, bis an die Knie herabhängt. Die Haare werden in Böpse geflochten und in einen Kranz gebunden, den goldne Madeln festhalten (s. Taf. XXVII.). Einige lassen das Haar in Locken über Schultern und Brust herabhängen. Eine goldne Kette oder eine lange Schnur dichter Perlen muß an Festtagen besonders den Hals schmücken. — Die Musik der Malaien ist höchst roh und unharmonisch. Unter ihren eigenthümlichen Instrumenten sind sie durch die Spanier auch in den Besitz der europäischen gekommen, und scheinen dieselben den ihrigen sehr weit vorzuziehen; besonders ist die Geige sehr beliebt geworden. — Hahnengeschichte und papiernen Drachenkämpfe gehörten zu ihren liebsten Belustigungen. Man spart weder Mühe noch Kosten, Kampfahone aufzuziehen, große papierne Drachen zu versetzen, anzuschmücken und sich im Führen derselben zu üben, um einen öffentlichen Hahnenkampf oder Drachenkrieg geben zu können. Soor zum Hahnengeschichte drängt sich Jung und Alt, und bedeutende Wetten werden dabei angestellt; wird aber ein Drachenkrieg veranstaltet, so ist der Zusammenlauf noch ungleich größer. Die papiernen Drachen werden zierlich ausgeprägt, in der Stadt herumgetragen und dann von ihren Führern auf offenen, eigentlich dazu ausgesuchten, Plätzen, an langen Fäden in die Luft geschwungen. Durch wohl eingebüts Bewegungen wissen sie den Drachen solche Richtungen zu geben, daß sie lebendigen Geschöpfen ähnlich, sich einander in der Luft anzugreifen und zu bekämpfen scheinen. Hier glückt es einem Führer, durch eine geschickte Bewegung seines Drachen andern den Wind zu entziehen, so daß sie herabstürzen; dort verwickelt ein anderer die Fäden und schafft dadurch seinem Drachen den Sieg. Alles jubelt, lacht, lärmst und legt laut seine Lust an diesen einfachen Schauspielen an den Tag.

Die Spanier und Kreolen auf den Philippinen — Criollos nennen die Spanier diejenigen, welche von spanischen oder andern

europeischen Aeltern in den Kolonien, in gesetz-  
mässigen Ehen erzeugt wurden; im Jahr 1776,  
erst wurden sie vom Kdnig, Karl III., für fähig  
erklärt, Bedienungen im geistlichen, Civil- und  
Militairstande, zu denen ihnen bisher der Zugang  
verschlossen war, zu erhalten: — gleichen in den  
meisten Stücken ihren Landsleuten in Europa,  
bis auf einige Abweichungen, welche das Klima  
und der lange Verkehr mit den Eingeborenen her-  
vorgebracht und nothwendig gemacht hat. Sie  
sind besonders eisige Anhänger der rdmisch-kat-  
holischen Religion und die öffentlichen Prozes-  
sionen an hohen Festtagen werden mit großer  
Feierlichkeit gehalten. Ein Reisender beschreibt  
den überschenden Eindruck, welchen die Erschei-  
nungen beim Läuten der Vesperglocke auf ihn  
machten. „Die Abenddämmerung — sagt er —  
ist die frohste Stunde in Manillo, wo die  
Sonne unter den Horizont gesunken ist und die  
ganze Bevölkerung sich an der Abendküste er-  
quicht, die Verandas — bedeckte Gänge vor den  
Häusern — mit fröhlichen Gesichtern angefüllt  
sind, die niedern Stände in sorgloser Behaglich-  
keit vor ihrer Thüre sitzen, und der öffentliche  
Spaziergang, voll glänzender Equipagen und  
munterer Gesellschaft, nur ein einziger Schau-  
plag der Freude zu sein scheint. In diesem Aus-  
genblieke erthont feierlich die Glocke und plötzlich  
ist Alles still und bewegungslos. Die einen Aug-  
enblick zuvor so beseelten und gesprächigen Grup-  
pen verwandeln sich in unbeliebte Bildstühlen;   
kein Ton wird vernommen als das feierliche Auf-  
schlagen der Glocke; keine Bewegung ist sicht-  
bar, nur die Lippen der Frauen flüstern ihre  
Gebete; kein Gefühl scheint zu herrschen, als  
das der Ehrfurcht, der Anbetung und des Dan-  
zes; aber nach einigen Augenblicken ist, wie  
durch einen elektrischen Schlag, Alles wieder Leb-  
ben und Bewegung.“

Ein anscheinlicher Theil der Bevölkerung der  
Philippinen besteht aus Mestizen, Abkömmlingen  
von Spaniern mit Weibern der Einge-  
borenen. Ihre Zahl soll sich auf 120,000 be-  
laußen. Sie sind den Weißen gleich geachtet.  
Ihren Körper und ihre Kleidung halten sie über-  
aus reinlich. Letztere besteht bei den Männern

europäischen Schuhen und einer Art weiter Zu-  
nisa, fast wie bei den Urmenschen, nur ohne  
Gürtel und mit einem geschmackvoll gestickten  
Kragen versehen. Ein europäischer Hut vollendet  
diese leichte und kühle Kleidung, welche recht  
angemessen und hübsch ist. Diese Mestizen sind  
sehr gut gebaut, besonders die Frauenspersonen,  
welche oft wahre Muster des vollkommensten  
Ebenmaßes sind. Ihre Haare und Augen, die  
gewöhnlich das dunkle Schwarz ihrer Mütter  
behalten haben, geben ihnen etwas sehr Anzie-  
hendes. Ganz im Gegenthil mit den übrigen  
Mischbarthen des Menschengeschlechts sind diese  
Leute durch die Mischung veredelt worden. Sie  
sind betriebsamer und reinlicher als die Spanier,  
klüger und gesitteter als die Indianer und weni-  
ger boshaft und rachsüchtig als beide. Die Männer  
werden meistens als Schreiber, Matrosen,  
Agenten und Aufseher gebraucht. Manche ha-  
ben einträgliche Aemter bei der Regierung und  
gelangen nicht selten zu Reichtum und Ansehen.  
Die Frauen sind ebenfalls betriebsam und gro-  
ßer geistiger Ausbildung fähig; haben viele na-  
turliche Anmut in ihrem Wesen und sind bes-  
onders gute Gattinnen und Mütter.

Die Bewohner der Suluinseln  
haben wahrscheinlich mit den malaiischen Be-  
wohnern der Philippinen einerlei Abstammung.  
Ihre Zahl mag sich auf 150,000 Seelen belau-  
fen. Von ihrem Charakter mache man keine  
vortheilhafte Schilderung. Sie gehörten unter  
die kühnsten und rohesten Seeräuber, die es nur  
irgend geben kann. Die Männer tragen eine Art  
Kermetweste und Pantalons, die Weiber eben-  
falls Brustsieder und knapp anliegende Rieder.  
Die Vergnügungen sind Tanz, Musik und  
Spiel; selbst europäische Musik und Länge sind  
nicht unbekannt. Der Religion nach sind sie  
Mohammedaner, doch ohne strenge Beobachtung  
des Korans. Allgemein ist die Weiblichkeit; doch  
werden die Frauen nicht sehr eingeschränkt. In  
den meisten Familien findet man Sklaven, die  
durch Seeräuber als Ware, besonders von den Philippinen, hergebracht werden und ein  
gewöhnlich in weiten, baumwollenen Brustsiedern  
tragen. Es gibt auch hier eine Art von  
Sklaven, welche als Haushälter und Dienstboten  
verwendet werden.

tigungen derjenigen, welche keine Seeräuberei treiben, sind Ackerbau und Fischfang, zu welchem letztern auch die Perlen- und Kaurischäfer ges zählt. Der Handel ist Monopol des Sultan, der den Titel „Beherrcher der Glühenden“ führt. Er regiert durch das Recht der Erbsolge und soll der Verfassung nach durch die Datus oder Grafen, welche den Staatseath bilden, so wie durch die orangkai Wallit, eine Art von Volksvertretern, beschränkt werden. Die Kriegsmacht besteht aus 800 Mann Linientruppen und einiger Artillerie.

### Die Bewohner der Timorinseln

sind ebenfalls zum größten Theil Malaien, welche die Ureinwohner, die Papuas, in die Gebirge und Wälder des Innern zurückgedrängt haben. Die Malaien auf den Timorinseln scheinen unter ihren Stammverwandten noch die gummithigsten zu sein. An ihren Frauen ruht man große regelmäßige Umrisse, kleine Hände und Füße und lebhafte schwarze Augen. Die Haut ist durchaus braun. Wie schon die Naturbeschaffenheit von Timor viel Aehnliches mit der der australischen Inseln hat, so bietet sich auch bei den Bewohnern Vieles dar, was an die Südseeinsulaner erinnert. Man findet z. B., daß beide Geschlechter sich tätowieren. — Die gewöhnlichen Nahrungsmittel sind Meis, Früchte, Geflügel, Schweine-, Affen- und Riesendermäusefleisch. Aus dem Saft eines Baumes mit dem sie das Blut geschlachteter Thiere vergießen, wissen sie ein herausnehmendes Getränk zu bereiten. — Ist im Kampfe mit dem Feinde ein Krieger so schwer verwundet worden, daß er das Schlachtfeld nicht verlassen kann, so wird ihm der Kopf, damit er nicht in Feindes Hände geraten und als Siegeszeichen dienen könne, von seinem Freunde abgeschnitten. Jeder waffenfähige Mann muß seinem Führer, Radsha, in den Krieg folgen. Die Religion ist im Allgemeinen die muhammedanische; doch sind auch durch portugiesische Missionare einzelne, besonders die meisten Radshas, zum Christentum hunderthausend Namen nach bekannt, und beschert worden. Ein großer Theil des niederen Volks hängt noch am ehemaligen Fetischdienst; sich dahin nur selten ein europäischer Missionär.

Besonders werden Krokodile eifrig verehrt, und der Titel „Krokodilssohn“ gilt allgemein für eine große Ehrenbezeichnung. Da wo die Macht der Holländer nicht hinreicht, wird den Kroko dilen und Haifischen noch jährlich eine Jungfrau geopfert. Über 20 Radshas sind auf den Timorinseln jetzt von den Holländern abhängig. —

### 5. Bewohner Tibets.

Im Norden Indiens und im Westen Chinas liegt auf dem hohen Rücken Asiens ein großes, wunderbares Land, dessen himmelanstrebende, mit ewigem Schnee bedeckte Gebirge die unversiegabaren, ihrer wahren Lage nach aber noch heute unbekannten Quellen, großer, weltberühmter Strom, des Indus, Ganges u. a. in sich schließen, ihre goldreichen Eingeweide durch den Goldstrand ihrer Flüsse vertrahend; ein Land, das südlicher als Italien und Griechenland, südlicher selbst als Aegypten, gleichwohl ewigen Schnee auf seinen Bergen, ja zum Theil selbst in seinen Thälern liegen sieht und doch neben den rauen, Gegenden, die blühendsten Ge siede aufzuweisen hat; ein Land, das nach der Ansicht seiner Bewohner nicht ledigen Königen gehört, sondern einem lebendigen, unsterblichen Gott, vor dem sich die Könige in den Staub werfen, seinen Segen, als ein unmittelbares Geschenk des höchsten Sogenannten, erschendend. Denn das sichtbare Oberhaupt der nächst dem Islam am weitesten verbreiteten Religion, des Fo, der immer wieder von neuem lebendig werdende Stifter dieser Religion, hat seinen Sitz in Tibet, und von den rauen Steppen Sibiriens, wie aus dem paradiesischen Indien, der Walsaharen die Gläubigen hierher, um des Segens des lebendigen Fo, oder Buddha, heilhaftig zu werden. — Tibet auch Tangu, von den Einwohnern Puji, Kachim, d. h. nördliches Schneeland, von den Chinern Tsang, d. h. westliches Land, genannt, war den Europäern des 13. Jahrhunderts die meisten Radshas, zum Christenthum hunderthausend Namen nach bekannt, und beschert worden. Ein großer Theil des niederen Volks hängt noch am ehemaligen Fetischdienst; sich dahin nur selten ein europäischer Missionär.

Erst nachdem die Briten gegen das Ende des 18. Jahrhunderts Herren von Bengalen und dadurch Nachbarn der Tibetaner geworden waren, hat man sichere Nachrichten über dieses Land und Volk erhalten.

Die Geschichte Tibets beginnt mit den fabelhaften Zeiten eines tibetanischen Königs, der 1100 vor Christus gelebt haben, den Ueberbau eingeführt und viele andere Einrichtungen eines geselligen Lebens getroffen haben soll. Ohngefähr 60 Jahr nach Christus wird aus Indien die Religion des Buddha eingeführt und das tibetanische Alphabet erfunden. Vom 3. Jahrhundert an sind in Tibet Priester, Fürsten und Große in ununterbrochene blutige Kämpfe verwickelt; in jeder Provinz werben sich besondere Regenten auf und das Land wird zur Einöde. 790 sieht ein großer Theil der Einwohner nach China, bei dem mächtigen Kaiser Schu sichend. Der Kaiser schickt eine Armee nach Tibet, unterwirft sich das Land und macht dessen Regenten zu chinesischen Vasallen; dessen ungeachtet dauern die inneren Unruhen fort, der Kampf zwischen Priesterlist und Herrschaftsucht und Königsgewalt hält den unglücklichen Staat in ewigem Schwanken. Bis ins 17. Jahrhundert ist in Tibet die Macht der weltlichen Fürsten die überwiegende, und die obersten Lamas nur geistliche Oberhäupter und unumschränkte Herren der Klöster; späterhin aber weiß der oberste Lama mit Hülfe der Mongolen auch die höchste weltliche Macht in seiner Person zu vereinigen, und obwohl dann und wann, bald von Tartaren, bald von Chinesen unterstützt, sich wies der Könige aufzuwerfen, so ist ihre Macht doch immer nur schnell vorübergehend und die chinesische Politik, welche die weltliche und geistliche Macht in Tibet aus einander zu halten für gut findet, sieht sich endlich doch gendigt, nachdem in einer furchtbaren Verschwörung alle Chinesen in Tibet, an einem Tage meuchlings gefallen sind, die höchste weltliche und geistliche Macht 1752 wieder zu vereinigen. Wohl in einer Person vereinigt ist sie aber eigentlich auch heute noch nicht. Neben dem Dalai-Lama nämlich, der seinen beständigen Wohnsitz in Tibet nahe bei der Hauptstadt Lassa, in einem

Tempel oder Kloster auf dem Berge Budal hat, giebt es ebenfalls in Tibet, zehn Tagereisen von Lassa, in der Stadt Tissu-Lumbu einen großen Lama, Bogdo-Lama oder Tissu-Lama genannt, der nicht weniger für eine Verkörperung des Ho angesehen und verehrt wird, so daß dieser Halbgott in doppelter Gestalt auf der Erde fortlebt. — Wegen dieser beiden Grosslamas ist, was die Chinesen sehr gern zu sehen scheinen, daß Land, aber auch die Anhänger der lamaischen Religion, in zwei Secten getheilt. Die Anhänger des Bogdo-Lama nennen sich Gelb- oder Goldmützen, die des Dalai-Lama Rothmützen oder Rothquäste, und bestehen jetzt ziemlich friedlich neben einander. Der Kaiser von China hat als Schutzherr Tibets besonders in weltlichen Angelegenheiten großen Einfluß. Zwei chinesische Vicekönige, Tazins, welche in den Residenzen der beiden Großlamas ihre Sitz haben, wachen für das Interesse ihres Kaisers, und chinesische Truppen halten die festen Plätze besetzt. —

Die Gesamtzahl der Einwohner Tibets soll sich, gewisse Nachrichten mangeln darüber, auf 12 Millionen belaufen. — Die eigentlichen Tibetaner sind höchst wahrscheinlich mongolischer Abstammung, aber von stärkerem und kräftigerem Körperbau als die Mongolen. Die im spitze, lang gedehnte Winkel austausenden Augen sind schwarz; schwarz auch die Haare. Die Augenwimpern sind kaum bemerkbar und die Augenbrauen äußerst schwach. Das Gesicht unter den Augen ist breit, aber flach, und läuft nach dem Kinne spitzig zu. Die Haut ist sehr glatt, die Farbe derselben in der Regel braunlich, auch kupferdlich, bei der vornehmsten Classe aber überaus licht, auch schön rothe Wangen findet man hier und da bei beiden Geschlechtern. Der Bart, der bei vielen erst im höheren Alter zu wachsen anfängt, ist sehr dünn, daher die Knebelkruste, die man gern trägt und sorglich pflegt, mehr durch ihre Länge als Dicke sich auszeichnen. Bei den höheren Gebirgsbewohnern sind die Kräpfe, welche zuweilen so ungemein groß werden, daß sie vom Halse auf die Brust herabhängen, nichts Seltenes. —

Der Charakter der Tibetaner vers dient im Allgemeinen lob; denn bei einem zwar stolzen und finstern Aussehen sind sie sanft, menschenfreundlich, ehrlich, höflich, dienstfertig, anspruchlos und gütig gegen Niedere, cheerbietig gegen Höhere, wie denn schon ihre religiöse Moral Grausamkeit, Todtschlag, Unkeuschheit, Lügen, Fluchen und Schwören, das Reden schändlicher Worte, den Eigennutz und die Nachsucht verbietet.

Die hereschende Religion in Tibet ist die des Buddha oder der Lamasismus. Auf den kalten Bergen Tibets entstand diese Religion gewiss nicht; sie ist vielmehr das Erzeugniß warmer Klimate. Nur im ersten Jahrhundert der christlichen Zeitrechnung erst kam sie von den westlichen Küsten Ostindiens, von Malabar, Koromandel und Ceylon, nach Hochasien. Nach der Lehre der Lamasiten ist der Süßter dieser Religion f der bei den Buddhisten, die sich zu ihm bekennen, verschiedene Namen führt, als Buddha bei den Singalesen, Gaudama bei den Birmanen, Bogdo bei den Japanern, Fo bei den Chinesen, Schaka bei den Tibetanern, Schigemuni bei den Mongolen, ] die neunte Verwandlung oder Wandlung der Seele des Gottes Wissnu. Zu & schemir trat er ans Licht der Welt; sein Vater war König dieses Landes. Nach Andern war er ein Sohn des Mondes (s. S. 93.). Im Augenblicke seiner Geburt stand er sogleich aufrecht auf den Füßen, dann that er sieben Schritte vorwärts, zeigte mit der einen Hand gen Himmel, mit der andern auf die Erde und sprach mit deutlichen Worten: „Es ist Niemand außer mir weder im Himmel noch auf Erden der Unbering würdig!“ Als man ihn, einem alten, in der Familie, aus welcher sein Vater abstammte, herischenden Gebrauche gemäß, an einen heiligen, von Felsen umgebenen Ort brachte, um das dort aufgestellte Bild der Gottheit zu verehren, bemerkten alle Anwesenden zu ihrem nicht geringen Erstaunen, daß das Götzenbild sich selbst vor dem Kinde neigte. Freudig erkannte man nun in ihm ein Wesen höherer Abkunft und singt an, es mit der größten Sorgfalt zu erziehen. Fünf und dreißig Jung-

frauen wurden bestimmt, ihn durch Masse zu erheitern, sieben, das tägliche Bad zu bereiten, sieben zur Bekleidung seiner Füße, sieben zu seiner Bedienung und um ihn auf den Knien zu schaukeln, sieben, um auf Reinlichkeit zu sehen und sieben zu seiner Unterhaltung. Im zehnten Jahre erhielt er einen weisen Lehrer, der ihn in der Dichtkunst, im Zeichnen, in der Musik, der Orgelkunst und Mathematik unterrichtete, und bald erlangte er so ausgebreitete Kenntnisse und entwickelte so hohe Geistesgaben, daß der Lehrer ihm nicht mehr genügen konnte. Auch seine körperliche Schönheit war so groß, daß das Volk sich haufenweise zudrängte, ihn zu sehen und ihm göttliche Verehrung zu bezeigen. Als er 17 Jahr alt war, heirathete er drei Weiber und zeugte einen Sohn; aber in seinem 19. Jahre verließ er die Seinigen und zog mit vier Weisen in die Wüste, aller irdischen Größe, die ihn als Nachfolger seines Vaters erwartete, entsagend. Um sich in der Erforschung der göttlichen Natur und seiner Selbstbeschauung nicht zu fördern, nahm er nur äußerst wenig und leichte Nahrung zu sich, sein Lager war mit Steinen ausgelegt und mit dem heiligen Kraute Guschha bedeckt. Der Ruf von seiner Heiligkeit und seinen großen Wunderthaten breite sich immer weiter aus; eine unglaubliche Anzahl von Schülern versammelte sich um ihn und trug seine Glaubens- und Sittenlehren durch den ganzen Orient. Diese Schüler, so wie die Priester der Religion, die sie ausbreiteten, heißen in Tibet und in der Tartarei Lamas, in China Seng, in Siam Talapoinen und bei den Europäern Bonzen. Als der große Schaka oder Fo im 82. Jahre seines Lebens sein Ende nahen fühlte, erklärte er seinen Schülern, „daß er höchst nur in räthselhaften und bildlichen Redenarten zu ihnen gesprochen habe, daß er ihnen aber jetzt in der Scheidestunde das Geheimniß seiner Lehre offenbaren wolle. Wisset, fuhe er fort, daß kein anderes Grundwesen aller Dinge ist, als das Leere und das Nichts, daß daraus alle Dinge hervorgebracht werden, dahin zurückzukehren und darin alle unsere Hoffnungen sich endigen.“ Dieser lehre Ausspruch des Gottes teilte seine Schüler in drei Secten. Einige flie-

teten derselben genügt eine eigene atheistische Secte; die meisten blieben den fehlichen Lehren treu; noch andre endlich unterschieden eine öffentliche und geheime Lehre, nur bemühten sich, beide in Uebereinstimmung zu bringen. Die öffentliche Lehre des Schaka enthält vorzugsweise Sittenlehren. Sie unterscheidet das Gute und das Böse; wer Gutes im Leben gehabt hat, wird nach dem Tode belohnt, wer Böses gehabt hat, bestraft; für gute und böse Seelen sind abgesonderte Wohnplätze und darin einige jedyn, nach streng abgemessenem Verdienste, ihre Stelle angewiesen. Schaka ward geboren, die Menschen zu retten, die vom Wege der Seligkeit Verirrten dahin zurückzuführen; er hat ihre Sünden abgebüßt und ihnen eine selige Wiedergeburt in der andern Welt erworben. Die fünf Hauptgebote sind: kein lebendiges Geschöpf zu tödten; kein fremdes Gut an sich zu bringen; Unreinigkeit und Unkeuschheit zu vermeiden; nicht zu lügen und keinen Wein zu trinken. Wer diese Gebote verabscheut, hat nach dem Tode die grausamsten Martyrer zu erwarten und seine Seele wird in einer langen Wanderschaft selbst im die Körper der geringsten und unrennstesten Thiere fahren! — Die Hauptgrundsläge der geheimen Lehre, in welche nur Wenige eingeweiht sind, bestehen in Folgendem: Alle Schöpfe sind unterworfen dem Erbschaffen; alles Hohe dem Hölle; alles Gesammelte der Zerstreuung; alles Lebende dem Tode; alles Sichtbare vergeht; alles, was geboren ist, hat ein läufiges Ende; jeder Glaube gleicht dem Reiße des Nichts; alles besteht nur in der Einbildung. Wer glücklich leben will, muß sich daher gewöhnen, nichts zu thun, nichts zu wünschen, nichts zu empfinden und nichts zu denken. De ähnlich einem Stein, desto vollkommener ist man. Die Tugend und Glückseligkeit besteht in einer gänzlichen Unempfindlichkeit und Unabhängigkeit, in der Ausrottung aller Vergierden, in der Aufhebung der Bewegungen des Leibes, in der Vernichtung aller Kräfte der Seele und in einer gänzlichen Ruhe der Gedanken. Wer diesen glücklichen Zustand erreicht hat, darf keinen Wechsel, keine Wanderung und überhaupt nichts mehr fürchten; er ist eigentlich selbst nichts, oder wenn er etwas ist, so ist er glücklich, so dem Schaka vollkommen ähnlich! — Es folgte jeder Tibet an er die Gesetze des Schaka und seiner Priester, indem er ihnen höchsten Zuenden nachstrebte; so wäre kein Tibet mehr. Das Geschlecht der Menschen, die einander nicht berührten und in Wüsten und Eindalen als Einsiedler leben, die ihr Land nicht bauen, die weder Handel noch Geschäfte treiben wollten, hörte auf; verhungert und erstickt lagen sie da, indem sie sich ihren Himmel träumten. Aber zum Glück ist die Natur des Menschen stärker als jeder angenommenen Wahn. Der Tibetaner hofft, ob er gleich damit sündigt, und die geschäftige Tibetanerin, die gar mehr als einen Mann nimmt, und fleißiger als die Männer selbst arbeitet, entsagt gern den höchsten Graden des Paradieses, um diese Welt zu erhalten. Der hohe Bergbewohner kaufte seine Büßungen ab, und ist gesund und munter; er zieht und schlachtet Thiere, ob er gleich die Seelenwanderung glaubt und erlustigt sich funfzehn Tage mit der Hochzeit, obgleich seine Priester die Ehelosigkeit preisen. So hat sich allenthalben der Wahn der Menschen mit dem Bedürfniß abgesondert; er dung so lange, bis ein leidlicher Vergleich zu Stande kam. Nurklos aber ist das Regiment der Lamas den Tibetanern nicht gewesen. Ein großes heidnisches Volk, das sich selbst für Askese eines Affen hielt, ist ohnbestreitig dadurch zu einem gesitteten, ja in manchen Stücken seinen Volke erhoben worden. Eine Religion, die wie die taimische, in Indien entstanden, liebt Meinlichkeit; die Tibetaner dürfen also nicht wie tatarische Steppenvölker leben. Selbst die überhohe Keuschheit, die ihre Lamas preisen, hat dem Volke seine Eingezogenheit, Müchnernheit und Mäßigung ausgebildet, die man an beiden Geschlechtern wähnt. Der Glaube einer Seelenwanderung macht mitleidig gegen die lebendige Schöpfung, so daß rohe Berg- und Felsenmenschen vielleicht mit keinem sanften Haume als mit diesem Wahne und dem Glauben an lange Büßungen und Höllenstrafen gebändigt werden könnten. Auch daß diese Religion eine Art Gelehrsamkeit und Schriftsprache unter sich bewahrt und weiterhin selbst unter die Mongolen gebracht hat, ist ein Werkzeug für die Menschheit. —

Nach dem Glauben der Lamas ist der Stifter ihrer Religion unsterblich, d. h. seine Seele geht nach seinem Tode sogleich in einen andern Menschen, nach dessen Tode wieder in einen andern über, und wird so unaufhörlich wiedergeboren. Dieser Mensch ist der Dalai-Lama, d. h. die unermöliche geistliche Mutter<sup>\*)</sup>. Wenn nach dem Tode eines Dalai- oder Bogdo-Lama, unter den um diese Zeit neugeborenen Kindern von den Priestern und mit Hülfe der chinesischen Regierung dasjenige aufgefunden ist, welches die ihnen allein bekannten Merkmale des Verstorbenen an sich trägt, so häst dasselbe seinen feierlichen Einzug in das zu seiner Aufnahme sorgfältig eingerichtete Kloster. Während seiner Minderjährigkeit verwaltet ein Regent die geistlichen- und Regierungsgeschäfte, aber das Kind genießt schon alle Verehrung, die ihm gebührt, und erhält den freudigen Audienz. Der Captain Turner, der als britischer Agent zur Erneuerung der Handelsverbindungen 1785 nach Tibet gesandt wurde, beschreibt eine solche feierliche Audienz bei dem Bogdo-Lama, der damals erst 18 Monat alt war, folgendes mäken: „Ich fand den Bogdo-Lama in großer Zeremonie auf seinem Musnud; zur linken Seite standen seine Eltern, zur rechten der vorzüglich zu seiner Bedienung bestimmte Beamte. Der Musnud besteht aus seidenen Kissen, deren so viele auf einander gelegt werden, daß der altärähnliche Sitz 4 bis 5 Fuß hoch wird. Ein Stück bordirtes Seidentuch bedeckt das obere Kissen; auch hingen überall spindelige von verschiedenen Farben herab. Ich näherte mich und überreichte der Gewohnheit gemäß, eine seidne Schärpe, übergab auch in die Hände des Lamas das Geschenk des Generalgouverneurs, eine Schnur Perlen und Korallen, während die übrigen Geschenke vor ihm niedergesetzt wurden. Nachdem ich noch mit dem Vater und der Mutter des jungen Lama die Schärpen gewechselt hatte, nahmen wir unsere Säcke

zu seiner rechten Hand. — Eine Menge Personen, und alle, die befugt waren, mich zu begleiten, wurden nun vorgelassen und erhielten Erlaubniß, sich niederzuwerfen. Der junge Lama wendete sich gegen sie und nahm sie alle mit einem freundlichen und gesälligen Blicke auf. Sein Vater redete mich dann mit folgenden Worten in tibetanischer Sprache an: Bogdo-Lama pflegte immer bis um diese Zeit zu schlafen; diesen Morgen aber wacht er sehr zeitig auf und konnte nicht bewogen werden, länger zu ruhen; denn, segte er hinzu, die englischen Herren waren angekommen und er könne nicht schlafen. — Während der Zeit, die wir bei dem Lama verbrachten, bemerkte ich, daß seine Augen sich kaum ein Mal von uns wendeten, und als unsre Theatessen leer waren, warf er seinen Kopf zurück, runzelte die Stirn und machte, weil er nicht reden konnte, ein fortwährendes Geräusch, bis sie wieder gefüllt waren. Er nahm dann aus einer goldenen Büchse etwas gebrannten Zucker, streckte seinen Arm aus und gab seinen Aufwärtern einen Wink, es mir zu bringen. — Ich fand mich, ungeachtet ich ein Kind besuchte, in der Notwendigkeit etwas zu sagen. Während ich sprach, sah mich das kleine Geschöpf mit festen Blicken und vieler Aufmerksamkeit an, und nickte zu wiederholten Malen langsam mit dem Kopfe, als verstände und genehmigte es jedes Wort, konnte aber keine Antwort hervorbringen. Die Eltern, die immer dabei standen, sahen ihren Sohn mit liebevollen Blicken und einem Lächeln an, das ihre herzliche Freude über das schicke Benehmen des jungen Lamas ausdrückte. Seine ganze Aufmerksamkeit war auf uns gerichtet; er war still und gesetz und blickte nie auf seine Eltern, gerade als wenn er jetzt nicht mehr unter ihrem Einflusse stände. Er war von dunkler Gesichtsfarbe, aber nicht ohne eine angenehme Röthe. Seine Gesichtszüge waren regelmäßig, er hatte kleine, schwarze Augen, und einen lebhaften Ausdruck in der Miene. Im

<sup>\*)</sup> Das Wort Lama soll nach der Bemerkung eines neuen Reisenden, im Tibetanischen sowiel als „geistliche Mutter“ bedeuten. Denn dieselben Menschen, sagt er, die zu dieser Würde erhoben werden, sind verbunden, alle Seelen und lebende Geschöpfe zu lieben, sich um ihre Erhaltung und ihr Glück durch ihre Gebete und Wirkungen zu bemühen, und zwar mit solchem Eifer, wie eine Mutter sich um das Glück ihrer Kinder bemüht.

Ganzen schien er mir das schönste Kind, das ich je gesehen hatte. Seine neben ihm stehende Mutter mochte ohngefähr 25 Jahre alt sein. Sie war klein von Person, aber recht hübsch, ungestutzt sie eine wahre mongolische Physiognomie hatte. Die Gesichtsfarbe war etwas dunkler als beim Kinde; sie hatte regelmäßige Züge, schwarze Augen und nach Art vornehmer Damen in Thiel waren die Winkel der Augenlider durch künstliche Mittel so weit als möglich nach den Schilden ausgedehnt. Ihr Haar war schwarz, aber bei der ungehenden Menge von Schnuck, Perlen, Rubin, Smaragden und Korallen, die sie fast bedeckten, kaum sichtbar. Perlen mit Goldknöpfen vermischt, nebst einigen Rubinen, machten ihren Ohrenschmuck ans. Um den Hals hingen Schnüre von großen Edelsteinen bis auf die Hüften herab. Ihr Leibrock war um den Hals herum dicht mit Knöpfen besetzt. Um die Hüften hing ein Gürtel, der durch eine goldne Schnalle befestigt war, in deren Mitte sich ein großer Rubin befand. Ein farbenrother, mit weißen Sternen besetzter Shawl, der bis auf die Knie herabhangt, und große rothe Stiefeln vollendeten ihren Anzug. Der Vater des Lamas war in ein gelbtafenes, mit Gold durchwickeltes und mit dem falschen Drachen geschmücktes Gewand gekleidet.

Die beiden Grosslamas, der Dalai-Lama und Bogdo oder Tilsu-Lama, sind überall von einer Menge Geistlichen umgeben; kein Frauenzimmer aber darf da, wo sie sich aufzuhalten, übernachten. Die Unbetung der Eltingebornen empfangen sie auf ihrem, schon oben beschriebenen, Mu-snu-d, mit untergeschlagenen Beinen sitzend (s. Taf. XXX.). Sie selbst begrüßen Niemand; sieh vor Niemandem auf, und begnügen sich, ihre Hand auf das Haupt ihrer Beterer zu legen, welche dadurch Vergebung ihrer Sünden zu erlangen glauben. Die Grosslamas wissen und lehnen Alles; selbst der Herzen verborgenen Rath und der Seele geheimste Gedanken lieber nichts brauchen sie erst Erkundigung einzuziehen, thun sie es aber doch, so wollen sie damit nur die Aufrichtigkeit und Wahrsichtigkeit der Befragten prüfen. Bisweilen heilen sie Kägelchen von geweihtem Mehlteig aus, mit

denen ihre Beterer viel Übergläuben treiben; falsch aber ist es, daß von ihrem Unrathe Kugeln gemacht, ausgetheilt, in goldenen Büchsen verwahrt und selbst mit den Speisen verschmiß würden. Uebrigens scheinen die beiden Grosslamas, was man kaum erwarten dürfte, mit einander in gutem Vernehmen zu stehen; wenigstens besuchen sie sich gegenseitig und erscheinen einander den Segen!

Von den Grosslamas zieht sich in festgesetzten Ordnungen der Heiligkeit die Kette der übrigen Lammas herab, und man kann sich in Lehren, Gebrauchen und Einrichtungen kein festgestellteres Priesterregiment denken, als auf der tibetanischen Erde wirklich thronet. So gibt es bei den Lamais noch ohngefähr 10 andre Oberpriester, welche gleichfalls als Vertretern von Gottheiten betrachtet werden. Man nennt sie Kutuchas. Das gemüne Volk erweist ihnen göttliche Verehrung und glaubt, daß ihnen das Vergangene wie das Zukünftige bekannt sei. Doch haben diese Kutuchas nicht so viel Gewalt, daß sie nach ihrem eigenen Gesetzen in neuen Körpern erscheinen könnten. In der Regel bestimmen die Grosslamas und der chinesische Kaiser diejenigen Kinder, in welche die Seele des Kutucha einwandern soll, oder schon eingewandert ist. Der hierzu auserwählte Knabe, grösstenteils aus einer vornehmen Familie, wird seinem künftigen Berufe gemäß erzogen, um dann feierlich dem vorigen Kutucha nachzufolgen. Wenn die Seele des letztern in den neuen Körper übergeht, d. h. wenn er stirbt, so bemühen sich die Lammas, den Ort ausfindig zu machen, wo dieser göttliche Oberpriester wieder in die Welt zurückgekehrt ist. Nachdem sie, als wäre es unvermuthet geschehen, den bereits stehenden Nachfolger entdeckt haben, schicken sie die ältesten Lammas ab, um ihn im Augenschein zu nehmen. Hierauf vermischen sie einige Saaten, welche dem Verstorbenen gehörig haben, mit andern, und legen sie dem jungen Menschen vor der, der frischer empfangenen Lehren eingedenkt, die ersten offensichtlich ergreift und die letzten verwirrt; auch thun sie Fragen an ihn. Streitigkeiten oder sonst wichtige Ereignisse betreffend, die sich beim Leben des vorigen Kan-

fuchta zugetragen haben, und natürlich antwortet er darauf ganz befriedigend. Nunmehr erkennen ihn alle, mit Begeizigung des lebhaftesten Entzückens; für den vorher da gewesenen Kutschta und geleiten ihn im feierlichen Aufzuge nach seinem neuen Aufenthalte. — Ueber sein Beiragen müssen die Lamas einige Jahre lang wachen. Nur von weitem, und auch das wird nur Wenigen verstortet, darf man ihn sehen. — Die ungewöhnliche Zahl von Geistlichen oder gemeinen Lamas, die die herrschende und zugleich die bloss verzeihende Volksklasse in Tibet ausmachen, besteht, nach den neuesten Nachrichten, aus neun Abstufungen. Zur untersten gehörten die Tupas oder Lehrlinge, die in einem Alter von 8 bis 10 Jahren aufgenommen werden. Haben sie bis zum 15. Jahre die erforderlichen Kenntnisse erworben, so gehen sie zu den Tophas über, welche zu der höchsten Klasse eines Ghlongs, die ethlos leben und in Klöstern wohnen, vorbereitet werden. Aus den letztern werden die Vorsteher der zahlreichen Klöster, — um Lassa herum soll es allein über 30,000 geben, eine Nachricht, die wohl übertrieben ist — die Aufseher über die täglichen Andachtsübungen, die Spellevertheilung und die Haushordnung gewählt. Da nach den Gesetzen von vier Edhnen eines Tibeterans wenigstens einer sich dem Klosterleben widmen muß, und alle Aemter und Würden nur von Geistlichen bekleidet werden können, so begreift man leicht die außerordentliche Menge der in Tibet zu diesem Stande gehörenden Personen. Fasten, sich castzen und beten sind die Hauptbeschäftigungen der Klostergeistlichen; um das letztere sich zu erleichtern, hat ihr Schaffissa eine Gebetsmaschine erfunden. Diese besteht aus einem Cylinder, um welchen ein Papierkreis sich herumbewegen kann, so wie ohngefähr unsere Kinder um ein Städtchen, oben spitz zulaufendes Holz, Papierschnüsel hängen und durch die Ofenwärme in Bewegung setzen lassen. Auf das Papier der tibetanischen Maschine ist eine Gebetsformel geschrieben; nimmt nun ein Geistlicher diese Maschine zur Hand und schüttelt sie so, daß das Papier um den Cylinder herumläuft, so wirkt dies gerade so viel und ist eben so verdienstlich,

als wenn der fromme Mann seine Lunge in Bewegung setzt. — Eine besondere Secte der Lamoiten hält die Priesterehe für erlaubt und nimmt auch Weiber in den geistlichen Stand auf. Es gibt daher auch eine Menge weiblicher Klöster, und in einem derselben wird sogar eine Großlamain göttlich verehrt. Die Mönche dürfen die Nonnen besuchen und Welch von ihnen annehmen; aber kein Geschlecht darf eine Macht in dem Kloster des andern zubringen. Die Klöster haben wegen der vielen Tempel und Wohnungen das Ansehen kleiner Städte und sind mit einträglichem Grundeigenthum reich dotirt. — Die Geistlichen tragen ein langes, wohles Gewand, das ein Gürtel, von welchem ein Rosenkranz herabhängt, zusammenhält. Kopf und Bart sind geschoren, der Hut ist flach. Die Lamas dürfen kein Thier tödten, kein Fleisch essen, kein berauschendes Getränk zu sich nehmen, keine Frauensperson berühren, nicht lügen, nicht stehlen, keine Reichthümer sammeln, sondern nur von Almosen leben. Beimerk der jährlich neu zu erwählende Vorsteher eines Klosters, der zum Zeichen seiner Würde eine Gerte in der einen Hand, und in der andern einen Stab hält, von dessen Ende ein kleines Rauchfass an Ketten niederhängt, bei seinen Untergebenen Unregelmäßigkeiten, so kann er Schläge ausüben, oder den Schuldigen mit dem brennenden Rauchfasse empfindlich verbrühen. — Von der Mythologie des Lamasismus läßt sich mit Sicherheit nur wenig sagen. Die Zahl der Untergötter und Heiligen ist ungemein groß. Der Menschen oder Schutzgeist des Hauses wird mit einer Keule in der einen und mit einem Schloß in der andern Hand abgebildet, um die Beschützung des Hauses anzugezeigen. Der Quischia oder Donnergott wird wie ein Mann, mit dem Schnabel und den Krallen eines Adlers, zwischen von Pauken umgeben, vorgestellt. Der Baruna, der Neptun der Lamoiten, reitet auf einem Fische. Ein anderer Gott, Umida, wird mit einem dem Kopfe eines Hundes ähnlichen Haupte abgebildet; den rechten Fuß setzt er auf den Kopf eines Löwen, der einen getöteten Menschen unter sich hat (s. Tal. XXX.). Aber die größte ihrer Gottheiten ist ein Weib aus der

Familie der Pusa, d. h. der Aussicht führenden Göttter, die bei geringern Veranlassungen über die gewöhnlichen Angelegenheiten des Lebens besagt werden. Dem Antheine nach ist sie eine Personification der Natur und wird auf verschiedene Weise (s. Taf. XXX.) abgebildet. Zuweilen sieht man sie bald halb, bald ganz bekleidet mit untergeschlagenen Beinen auf einem Mus und sitzend, das Innere der Hände und Füße, so wie die obere Haut der Nase ist aufgeschlitzt, ein Rosenkranz umgibt den Hals oder fällt über die Brust herab. Zuweilen wird sie auch mit vier Röpfen und 40 bis 50 Armen abgebildet, die vier Röpfe nach den vier Weltgegenden ausschauend und jeder Arm ein dem Menschen ähnliches Naturzeugniß tragend; zuweilen wachsen aus jedem der beiden Arme, welche kleinere heraus und auf dem Kopfe steht eine pyramidalische Gruppe kleinerer Röpfe.

— In Trümmern liegende Tempel anzutreffen ist nichts Ungewöhnliches, deun so oft in einer Stadt oder in einem Dörfe ein ungewöhnlich grautiges Ereigniß eintreit, z. B. Hungersnoth, Seuchen, Überschwemmungen u. s. w., ohne daß die Gottheit die wiederholten Gebete um Beendigung solcher Plagen erhört, so schreitet man unbedenklich zur Bestrafung derselben, reißt den Tempel nieder und läßt den Gott oder die Göttin unter freiem Himmel sitzen. — Den öffentlichen Cultus sucht man durch rauschende

Instrumentalmusik und Sängerehre, zuweilen aus 200 bis 300 Knaben und Männern bestehend, zu verherrlichen. Außer den großen Fast- und Bettagen im Febrary, Mai und November ist auch der 2. 19. und 29. Tag in jedem Monat ein Bettag, Leute, die den Ruhm vordäglicher Heiligkeit suchen, stellen beschwerliche Wallfahrt an und geben in aberwöhiger Eriddung des Fleisches und selbstgenährteten ligiden Kleinknien den fanatischen Büfern des Bramanismus (s. S. 49. ff.) nichts nach. So hatte ein großer Heiliger, Venapore mit Namen, zwölf Jahre lang nicht anders, als mit untergeschlagenen Beinen gefessen, ohne sich jemals auf den Rücken oder die Seite zu legen. Diese ganze Zeit brachte er mit Wanderungen durch verschiedene Länder zu; war er ermüdet,

so band er sich, um nicht umzufallen, mit Stricken an einen Baum oder Pfahl. Die nächsten zwölf Jahre hielt er die Hände, mit in einander gesteckten Fingern, gespannt über den Kopf und wanderte ebenfalls in verschiedenen Gegenden Asiens umher, ging selbst bis Konstantinopol und soll sogar bis Moskau gekommen sein. Die Armen waren aus Mangel an hinlänglichem Blutumlauf verwelkt, gefühllos und stief, doch hoffte er den Gebrauch derselben wieder zu bekommen, wenn er sie wieder abwärts tragen würde. Zwei Goetins oder heilige Pilger waren ihm beim Auf- und Absteigen von seinem Pferde, einer tangunischen Schecke, behütlisch. Um die ganze Reihe seiner Bühnungen zu vollenden, hatte er aber noch zwei andre Proben zu bestehen: Zuerst nämlich wird der Bühdne über einem Feuer so dicht aufgehängt, daß seine Haare in dasselbe reichen und nun fast eine Stunde lang über dem reichlich genährten Feuer hin und her geschwankt. Daan kommt die lezte Probe, welche darin besteht, daß er in aufrechter Stellung sich lebendig begraben, d. h. in einer Grube sich so lange mit Erde beschüttet läßt, bis er völlig bedekt ist. In dieser Lage muß er ebenfalls heimlich eine Stunde zubringen, dann gedacht man ihn aus, und wird er noch lebendig gefunden, so hat er die höchste Stufe der Heiligkeit erlangt!

Die Nahrungsmitte der Tibeter sind sehr einfach: Wilder Honig und gekonnene getrocknete, in Butter geröstete Milch gehören zu den Leckereien. Die Geistlichen essen nichts, was Leben hatte, ihre Hauptnahrung ist Reis, Wurzeln und Baumfrüchte. Der gemeine Tibetaner aber nimmt es mit dem Genus der Fleischspeisen nicht so genau, und frisches Hammelfleisch mit Milch und Gewürzen gekocht ist ihm ein Lieblingsgericht. Die trockne, aber furchtbar kalte Witterung, die vom Octobre bis zum März eintreit — alle Gewächse werden während dieser Zeit so dürr, daß man sie zwischen den Fingern zu Staub zerreiben kann und alles Holzwerk, welches an den tibetanischen Gebäuden der Lust ausgekehlt ist, als Thüren, Säulen u. s. w., muß durch wollene

Über gegen den zerstörenden Einfluss des in dieser Zeit herrschenden Südostwindes, dem man sich nicht auf längere Zeit entgegen stellen darf, ohne die Worderzähne einzubäcken, geschützt werden — benutzen die Einwohner zur Aufbewahrung des Fleisches und der Milche. Das geschlachtete und ausgeweierte Schafe wird, nämlich, in aufrechter Stellung, dem Winde und der Sonne ausgesetzt, wodurch es völlig austrocknet und nach Verlauf eines Jahres noch genießbar ist. Die gewöhnlichen Getränke sind Thee, welcher einen Zusatz von Butter und Mehl bekommt, und eine Art gebrannter, aus gegorenem Reis oder Weizen bereitetes, nach Belieben kalt oder warm zu genießendes Wasser, Chong genannt. Destillirt man den Chong, so erhält man einen sehr hohen Brantwein, Arra. Die Geistlichen und Frauen enthalten sich aller starken Getränke. Beim Trinken opfert man, wie die alten Griechen und Römer, immer den Göttern einige Tropfen. Gäste werden sowohl beim Empfangen, als beim Abschiede mit Früchten und Getränken bewirthet. Auch ist es Sitte, sich bei Besuchen eine seidige Schärpe zu schenken, in deren Ende heilige Worte gewebt oder gesickt sind. Der Niedere giebt dem Höheren gleich bei seiner Ankunft eine weiße Schärpe in die Hand und erhält beim Weggehen eine rothe über die Schulter. Leute gleichen Standes überreichen einander gleichzeitig gleichfarbige Schärpen.

Die Kleidung der gemeinen Tibeter besteht während des Sommers in einem langen Gewande aus wollenem, schwerem Zunge, im Winter trägt man Schaf- oder Fuchspelze; nur die Wornnehmen sind in Seide, und kostbares Pelzwerk gekleidet. Die Kleidung eines Wornnehmens beschreibt Luxner folgendermaßen: ein langer, gelballzahner, mit Zobel gefütterter Oberrock wurde, um den Unterleib mit einem

Gürtel zusammengehalten; ein braunrother Shawl war darüber geworfen, so daß der rechte Arm frei blieb, den Kopf bedeckte ein runder, gelb lackirter Hut. Von dem Gürtel hing ein kleines Futteral für Messer, ferner ein großer Beutel für die Thetasse und andere Geräthschaften. Rothe Stickelein, bekleideten die Füße. Das Pferd, das er ritt, war mit rothen Quasten, Schabracken und tibetanischen Kuhshwänzen,<sup>\*)</sup> verziert und an dem Halse hingen eine Menge Glöckchen, die bei jeder Bewegung Klingelten. Der weiblichen Kleidung ist schon oben, bei Beschreibung des Anzuges der Mutter des Tissa-Lama, gedacht worden.

Die Wohnungen, der vornehmern Tibeter sind zum großen Theil in chinesischem Geschmack erbaut und möblirt. Die Fenster haben kein Glas und werden nur durch Vorhänge und Jalousien verwahrt. In die oberen Stockwerke steigt man nicht auf Treppen, sondern auf gewöhnlichen Leitern hinauf. Der Palast des Dalai-Lama zu Lassa enthält 10,000 Zimmer, und die von dem Gott bewohnten Gemächer sind nach den Berichten des neuesten Reisenden, Kaproth, 367 Fuß hoch. Das Dach ist stark vergoldet. Die Häuser der niederen Stände sind von rohen Steinen erbaut, die ohne Mörtel über einander gelegt werden. Wegen der oft herrschenden strengen Winde haben diese Häuser nie über drei oder vier kleine Öffnungen, um Licht einzulassen. Das Dach ist eine flache Terrasse, mit einer zwei bis drei Fuß hohen Brustwehr umgeben. Auf dieser liegen gewöhnlich Haufen loser Steine, in denen eine kleine Fahne oder ein Baumast, oder sonst etwas steht, woran eine lange Schur mit Papierstreifen oder weißen Lappchen gebunden wird, die, von einem Hause zum andern gezogen, zu einem unschöbaren Zaubermittel gegen den Einfluß böser Geister dienen.

<sup>\*)</sup> Diese langhaarigen Kühs oder Stierschwänze machen, da man sie in Indien zu Fliegengeweben braucht, einen nicht unwichtigen Handelsartikel aus. Der Grunzohse, bos grunniens, oder Bac (die Kuh heißt Dh<sup>6</sup>), von dem man sie nimmt, ist eine Büffelart, die nicht brüdet, sondern kaum hördet grunzt. Er hat einwärts gebogene Hörner und einen kleinen Hörter, der so wie der Rücken und der einem Rosschwanz ähnliche Schwanz mit langen, weichen, glänzenden Haaren besetzt ist, die zu Strügen und Stricksen gebraucht werden. Vom Unterleibe hängen schlichte Haare oft bis zur Erde hinab und der übrige Körper ist mit einer krausen Wolle überzogen. Die Kuh, Dh<sup>6</sup>, dieser Büffelart, geben zwar viel Milch und Butter, aber das Fleisch ist unzumahhaft und wird nicht gepossen.

Hinsichtlich der ehelichen Verhältnisse der Tibetener ist der seltsame, ja fast einzige Gebrauch merkwürdig, daß hier nicht wie in ganz Asien ein Mann mehrere Weiber, sondern eine Frau mehrere Männer nehmen kann und in der Regel nimmt. Vielleicht hat dadurch die zunehmende Bevölkerung in einem Lande gehindert werden sollen, daß nicht viele Menschen ernähren kann. Mehrere Brüder haben gewöhnlich nur eine Frau, die von dem ältesten gewählt wird; ihm gehört auch das älteste Kind, und die folgenden den andern nach dem Alter; daher Niemand mit Zuverlässigkeit seinen Vater kennen kann. Die Heirathsgewohnheiten sind einsach. Wird ein den Eltern eines Mädchens gemachter Heirathsantrag angenommen, so erscheinen die Eltern mit ihrer Tochter im Hause des Brautverbers, wo die männlichen und weiblichen Bekannten beider Theile zusammenkommen und mehrere Tage mit Schmansen und Tanzen sich vergnügen. Damit ist die Heirath vollzogen. Die Priester, welche, wie schon gedacht, die Gesellschaft der Frauen meiden, haben weder Theil an diesen Festen, noch an der Bestätigung der gegenseitigen Verpflichtungen. Die wechselseitige Übereinstimmung ist das einzige Band, und die Anwesenden sind Zeugen der Verbindung, welche so lange als unauslöslich betrachtet wird, als nicht beide Theile freiwillig in eine Trennung willigen. Die Frau wird von ihren Männern mit vieler Achtung und Schonung behandelt, und einer sucht es dem andern in galanter Aufmerksamkeit gegen dieselbe vorzuthun. Uebrigens lebt das weibliche Geschlecht auch häuslich, eingezogen und sitiam, und übernimmt bei den niederen Volksklassen, oft die schwersten Handarbeiten. Beispiele von Untreue sind höchst selten und werden von den Männern mit Geld, von Seiten der Frau durch körperliche Züchtigung abgeahnt. — Die neugeborenen Kinder werden mit einem Gesicht von Milch und Wasser bespritzt und erhalten bei dieser Gelegenheit durch den Geistlichen den Namen irgend eines Heiligen.

Die Vergnügungen der Tibetener bestehen nächst dem Schachspiele, der Instrumental- und Vocalmusik, in welchen Stücken der Beschniedlung ihres Leichnam zu hinter-

man es ziemlich weit gebracht hat, in Schauspielen, die Gegenstände aus der Mythologie und Moral darstellen, und in Stiergesechten. Zu den letzteren wählt man die stärksten und wildesten Thiere aus und führt sie an festen Stricken auf den Kampfplatz. Hier angekommen stürzen sie gewaltsam vor sich hin, als wollten sie sich durch nichts zurückhalten lassen, und ihre hervorstehenden Augen rollen mit Wut, als wären sie von dem bevorstehenden großen Kampfe unterrichtet. Mit starken, eisenbeschlagenen Stöcken stellen sich mehrere Menschen um das Schlachtfeld herum. Die Stiere werden von entgegengesetzten Seiten losgelassen, wählen, sobald sie ihre Freiheit führen, mit den Hörnern den Nasen auf, schlagen hinten aus und zeigen alle Merkmale der heftigsten Wut. Sie fallen aber einander nicht sogleich an, sondern gehen bei einander vorüber, lebend sich von der Seite an, nähern sich einander langsam und in immer engen Kreisen, bis sie nur noch ein kleiner Zwischenraum trennt, dann wenden sie sich so, daß sie sich gerade gegenüber stehen und rönnen nun ungestüm mit den Hörnern gegen einander. Eine halbe Stunde lang unterhalten sie den Kampf mit außerordentlicher Kraftanstrengung und der Boden zittert unter den Füßen, wenn sie mit den Hörnern zusammenstoßen. Vermindert sich endlich ihre Kraft und will der Sieg sich für den Starkeren entscheiden, so werden sie getrennt. Der schwächste wird von den Umschenden fortgetrieben, der andere aber mit Seilen gefangen und in kleinen Ställen geführt, um beide für künftige Spiele zu erhalten.

Nach Klaproths Berichten welche die Begräbnisgewohnheiten der Tibetener von denen aller andern Völker ab. Einige Tage nach dem Tode nämlich wird der Leichnam zu einem öffentlichen Beamten gebracht, der ihn in kleine Stücke zerstieben läßt und diese den Hunden vorwirft. Diese Begräbnisart heißt die irdische. Die Knochen werden in einem steinernen Urner zerstampft, mit Mehl vermisch und den Hunden gegeben; giebt man sie aber den Geiern, so heißt die Begräbnisart die himmlische. Die Leichen derser, welche zu arm sind, um die Kosten der Beschniedlung ihres Leichnam zu hinter-

lassen, werden ins Wasser geworfen, und dann heißt es ein währiges Begräbnis. Die Leichen der Priester werden verbrannt und mit der Asche kleine metallne Gedenkbilder angefüllt, die man dann zur allgemeinen Becherung öffentlich aufstellt (s. Taf. XXX.). Alljährlich gegen Ende unseres Octobers, wird ein allgemeines Fest zum Andenken an die Verstorbenen gefeiert. An diesem Fest sind des Abends die Wohnungen der Priester und Laien durch Lampen hell erleuchtet; alle Glocken tönen und in den Tempeln erschallt eine feierliche Musik. Das Ganze beschließt ein langes Gebet. Außerdem feiert man noch ein Fest des Frühlings und des Herbstes unter allgemeiner froher Theilnahme der ganzen Bevölkerung.

Große wissenschaftliche Bildung darf man bei einem Volke, das fern vom Menschen mit dem Auslande, durch fast unübersteigliche Gebirge von der übrigen Welt abgesondert ist, nicht suchen. Zwar gibt es in Tibet gegen 12 Hochschulen, in denen Logik, Stern- und Heilkunde und Rechtsgelehrsamkeit gelehrt wird, und die zum Theil so berühmt sind, daß sie selbst von Chiniesen besucht werden; allein alle diese Schulen haben nur den Unterricht der Geistlichen zum Zweck. Der Kurs dauert 12 Jahre und der Grade sind, wie schon oben erwähnt wurde; neun; woron der höchste, wenn ihn der Lama erhält, große Summen kostet. Da man viel auf Banbereien und Vorbedeutungen hält, so gibt es auch einige Schulen für solche Geistliche, die sich vorzugsweise damit beschäftigen wollen, um nachher in der Dummheit des Volkes einen meist sehr reichlichen Unterhalt zu finden. — In den Klöstern, welche zugleich Schulen sind, wird der tibetanischen Jugend nur ein sehr dürftiger Unterricht erteilt. — Die tibetanische Sprache ist wie das Volk, das sie redet, mongolischen Ursprungs. Die Volksprache (Umin) wird in verschiedenen Mundarten gesprochen, die heilige Sprache (Uischen) hat Ähnlichkeit mit dem Sanskrit. Die Buchdruckerkunst wird in Tibet schon seit alten Zeiten be-

trieben; man kennt aber die beweglichen Lettern nicht, sondern die Buchstaben sind, wie in China, in hölzerne Tafeln eingeschnitten und werden auf schmale, aber starke, aus Baumrinde verfertigte Papierstreifen eingedrückt, so daß man den Druck auf beiden Seiten erkennen kann. In Religionsschriften und historischen Werken sind die Bibliotheken ihrer Klöster ziemlich reich.

Über den Fleiß und die Geschicklichkeit der Tibeter in mechanischen Fertigkeiten, so wie über ihren Kunstsinn, haben wir nur sehr dürftige Nachrichten. In den zum Feldbau sich eignenden Gegenden sind die Einwohner sehr betriebsam und haben selbst die Abhänge hoher Berge terrassendmig angebaut und das Wasser in hohlen Baumstämme bis auf die obersten Absätze geleitet. Damit im Winter die fruchtbare Erde nicht von den Winden weggeführt werde, begiebt man beim Eintritt der Kälte die Felder mit Wasser, so daß sie zuerst ganz mit einer Eisdecke versehen werden. In den Höhlen baut man Käpfe, Birnen, Pfirsichen und Aprikosen. Von dem guten Zustande der Viehzucht zeugen ihre Rindvieh-, Schafs- und Ziegenherden, so wie ihre gut unsicheren Stutereien. — Auch gibt es unter den Tibetanern geschickte Schmiede, Gold- und Silberarbeiter, welche Götter und andere Zierrathen für die Tempel, dergleichen Waffen, als Säbel, Dolche und Pfeilspitzen, versetzen. Ausgezeichnet sind die Theetassen von weitem Metall mit erhabener Arbeit und Goldverzierungen, nicht weniger die feinen Porzellantassen der Lamas, aus denen sonst Niemand trinkendarf. Es sind dieselben außerst dünn, von rauer weißer Farbe und auf beiden Seiten mit dem Bildnisse eines Drachen geziert, das man aber, fast wie die Wasserzeichen auf unserem Papiergeerde, nur bei genauerer Betrachtung und in geringer Entfernung sieht. In den Webenmanufacturen werden starke, entweder braunrote oder weiße, selten über 1½ Fuß breite Zeuge gewebt, die aber doch wegen der äußerst feinen Wolle außerordentlich leicht sind\*). —

\* Die tibetanischen Schafe, ovis Ilesiana, von denen der Stoff zu diesen Beugen genommen wird, unterscheiden sich von den unsren durch eine kleinere Gestalt, vorzüglich aber durch breite Fettchwände, welche bis 40 Pf. w. gen. Ihre Wolle ist die feinsten in der Welt und wird zum großen Theil nach

Der meiste Handel Tibets wird mit den deutschen Schreinbart, China, eigentlich von den Franzosen entlehnt ist, die zuerst die Werke zweier Araber über China übersetzten und das Ch bekanntlich anders aussprechen als wir.

Was wir über die früheste Geschichte der Chinesen wissen, ist meist aus ihren eigenen, aber spät bekannt gewordenen Quellen geschöpft. Griechen und Römer kannten China nicht. Unter allen jetzt vorhandenen Reichen der Erde ist das chinesische das älteste, wenn schon sein Alter nicht so hoch hinaufreicht, als die Chinesen, aus thürigem Stolze, sich selbst gern überreden möchten, indem sie von nicht weniger als Millionen Jahren sprechen. Gleichwohl ist es wahr, daß die glaubwürdige Geschichte dieses Volkes 2000 Jahre, die ungewisse und fabelhafte noch weiter zurückgeht. Wahrscheinlich haben schon 2000 v. Chr. kleine Reiche dort bestanden, die aber auch schon in vorhistorischen Zeiten eine leichte Beute einer von der Wüste Kobi — ihrem Zusammenhang mit dem großen Gebirgszucken Mittelasiens weist jede Chatte nach — herabkommenden mongolischen Horde wurden. Das weite, wohl bewässerte Land, ringsum von hohen Gebirgen und Wüsten begrenzt, ausgedehnt genug, um die größte Volksmenge zu fassen, und reich genug an allen Naturzeugnissen, um keines andern Landes zu bedürfen, war ganz dazu geeignet, bald eine eigene Welt für sich zu bilden und der Schauplatz eines eigenen Ganzen der Menschencultur zu werden. — Obgleich die Chinesen von jeher das gesiedelteste Volk Asiens gewesen, ja in mancher Erfindung, z. B. des Papier-, des Porzellan-, des Pulvers, vielleicht auch des Kompasses, der am Allgemeinsten angenommen ist, obschon die Buchdruckerkunst, des Brückenbaues und der

## 6. Bewohner Chinas.

Die Chinesen selbst nennen ihr Land Tschon Rue, d. h. Mittelpunkt der Erde, denn ihr lächerlicher Stolz lässt ihnen in den andern Ländern der Erde nur Unabhängigkeit ihres großen Hauptreichs erkennen. Bei den Russen heißt es Kitai und bei den Hindus und Arabern (letztere tragen bereits im 9. Jahrh. n. Chr. einen ausgebreiteten Handel mit demselben, während die Europäer erst im 12. und 13. Jahrh. durch Missionare einige Runde von diesem Lande erhielten) Sin oder Tschin, woraus die ältern seefahrenden Europäer Sina, China und Schina gemacht haben, von welchen drei Benennungen die zweite am Allgemeinsten angenommen ist, obwohl die Buchdruckerkunst, des Brückenbaues und der

Kashmir versucht, um zu Shawls verarbeitet zu werden. Die älteren Shawls aber werden nicht von Schaf, sondern von tibetischer Ziegenwolle verfertigt. Diese Ziegen, auch Kashmirezigen genannt, werden in großen Herden auf den dichten, trocknen Wiesen, welche die nackten Berge Tibets bedecken. Sie gehören zu der schönsten Ziegenrassengattung und übertreffen an äußerer Gestalt die von Angora. Ihre Farbe ist verschieden: schwarz, weiß, bläulich weiß und hellbraun. Sie haben gerade Hörner und sind von kleinem Wuchs. Der zu den Shawls benutzte Frosch ist der leichte, äußerst feine und zarte Raum, welcher zunächst auf der Haut, unter den langen und groben Haaren sitzt. Das Thier scheint die ganz eigenbümliche Sausthut seiner Wolle klimatischen Verhältnissen zu verdanken; wenigstens darf man es nicht in die warme Atmosphäre von Bengalen bringen, denn hier verliert es fast seine Wolle und Haargeschwänze geröthen beinahe das ganze Fell. Das jedoch in der neuesten Zeit Thiere dieser Art in Frankreich eingeführt, und großenteils so erhalten worden sind, daß sie sich hier fortsetzen und ihre Vorzüge nicht verlieren, ist eine hinlänglich beglaubigte Thatssache.

Schiffskunst, nebst manchen andern seinen Handlungen und Künsten den Europäern vorangegangen sind; so hat ihre Geschichte doch weniger Interesse für uns, teils weil sie mit unserm Welttheil in gar keiner Verbindung gestanden, — ein Winkelvolk am Rande der Welt, nennt sie Herder, vom Schicksal außer den Zusammendrang der Nationen gesezt und eben dazu mit Bergen, Wüsten und einem beinahe buchtlosen Meere verschantz — teils weil sie seit jener früheren Zeit gar keine Fortschritte in der Kultur gemacht haben. „Die chinesische Geschichte,” sagt Rottke, „gleicht der Naturgeschichte einer Thiergattung, welche in jeder Generation unverändert wiederkehrt, und Jahrtausende hindurch immer nur ein und dasselbe Bild zeigt;” und Herder nennt das chinesische Reich eine balsamiree Mumie, mit Hieroglyphen bemalt und mit Seide umwunden; ihr innerer Kreislauf ist wie das Leben der schlafenden Winterthiere!

Mit dem Jahr 250 v. Chr. erhob sich allmälig aus den vielen kleinen Staaten, in welche China getheilt war, die Herrschaft eines Einzigen über das weite Reich; der Kaiser Tschü-Hoang-Ti vereinte, mit echtem Despotentale, das vielgetheilte China zu einem großen Ganzen. Von diesem Augenblicke an scheint die Kultur des Volkes still gestanden, und seinem Charakter jene Unempfindsamkeit eingerückt worden zu sein, welche sogar die Möglichkeit eines weiteren Fortschrittes aufhob. Die heiligen Bücher des Volkes, welche Sachen enthalten möchten, die seinem Despotismus ungünstig schienen, ließ Tschü-Hoang-Ti insgesamt verbrennen und verfolgte ihre heimlichen Vertheidiger mit blutiger Strenge. Die ungeheure chinesische Mauer, von der jedoch gegen die Einfälle der Tartaren, einzelne Theile schon früher errichtet waren, ist kein Werk. Dieses Werk, (s. Tal. XXXII) die ungefähr gleiche Länge des Weges von Berlin bis Benedig, nämlich vom Ufer des Meeres bis zur westlichen Tartarei, 400 Meilen, sich erstreckt, besteht eigentlich aus zwei Mauern, welche oben breit ausgezackt sind; der Zwischenraum ist mit Erde und Schutt ausgefüllt. Der Grund ist

aus Quadern von Bruchsteinen, alles übrige aber aus großen Backsteinen gebaut. Die Höhe beträgt 26 und die obere Breite des Ganzen 14 Fuß. In den Thürmen, welche fast alle hundert Schritt errichtet, jetzt aber ohne Besatzung sind, liegen einige hundert Kanonen von Gusseisen aufgehäuft. Wegen der Gebirge, über die sie führt, hat sie mancherlei Krümmungen, aber nur eine einzige Unterbrechung durch den breiten und tiefen Hoang-ho, gelben Fluss; übrigens aber zieht sie sich von den höchsten Gipfeln der Berge — einer der höchsten Berge, gipfel, über welchen die Mauer hinweggeht, ist, nach wirklichen Vermessungen 5225 Fuß hoch — längs ihrem Rücken durch die tiefsten Thäler und vermittelst Bogengewölben, auch über Flüsse hin. Einzelne besonders wichtige Punkte sind noch durch dahinter liegende Forts besetzt. Eine Million Soldaten soll, ehe sich die chinesische Regierung das Land jenseits derselben unterwochen hatte, dieses Meisterwerk beichthalten haben; jetzt sind nur noch einige Punkte militärisch besetzt; und die Mauer selbst an vielen Stellen sehr verfallen. Welche Anstrengung muss der Bau dieses ungeheuren Werkes dem Volke gekostet haben, besonders da das meiste Material dazu aus weiter Ferne herbeigeschafft und auf so unzugängliche und hohe Gebirge hinaufgeschafft werden musste! Und welche Masse von Material! Der Engländer Barrow hat berechnet, daß dieselbe das Quantum des Materials sämmtlicher Häuser von Großbritannien übersteige und man damit eine einzige Fuß hohe Mauer um die ganze Erde ziehen könnte! Ihren Zweck aber hat die chinesische Mauer nicht erreicht gegen die Einfälle der Mongolen und Tartaren wurde sie errichtet, und Mongolen und Tartaren haben abwechselnd China verwüstet; ja, letztere sijen noch heute auf dem Throne seiner Kaiser. Und so wird denn diese Mauer zwar immer ein bewundernswürdiges, einziges Werk menschlichen Fleisches, aber auch ein Denkmal menschlicher Kurzsichtigkeit bleiben, die so viel Kraft und verschwendete und hinter Mauern eine Sicherheit suchte, die nur der tapfere Arm und glühende Patriotandacht gewahren konnt! —

Schon der Enkel Tschis Hoang-Ti's ändert nur Gelegenheit, daß scharfsinnig geordnet die übel errungene Herrschaft und im nete System der Sklaverei zu bewundern, an Läufigkeit das Leben. China zerfiel abermals dem selbst Mongolen nichts zu ändern fand in kleinere Reiche, die im Anfang des sieben- den! — ten Jahrhunderts n. Chr. Liehu-Pang, ein Räuber, dann Feldherr, endlich Kaiser, wieder vereinte und die mächtige und länger dauernde Dynastie Han stiftete. Die Kaiser aus diesem Hause waren von den benachbarten Reichen geachtet und selbst von den damals übermächtigen Arabern gefürchtet. — Im zehnten Jahrhunderte setzten sich die Tartaren im Norden Chinas fest, wurden dem Reiche immer gefährlicher und gelangten bald zum Besitz des halben Landes. Um von ihrer drückenden Herrschaft sich zu befreien, wagten zu Anfang des 13. Jahrhunderts die Kaiser einen verzweifelten Schritt; die Mongolen rissen sie ins Land; überwältigten mit ihrer Hülfe leicht die Tartaren, bezahlten aber diesen Liebedienst auchtheuer genug, denn am Ende des 13. Jahrhunderts 1279 errang nach den blutigsten Kriegen, in denen Millionen Chinesen ihr Leben verloren, der Mongole Kublai-Chan, Dschengis-Chans würdiger Enkel, die Herrschaft über das ganze chinesische Reich. — Die Chinesen hatten jedoch nicht Ursache, mit ihren neuen mongolischen Beherrschern unzufrieden zu sein, denn wenn die europäischen Barbaren, welche einst das römische Kaiserthum umstürzten, auch dessen Einrichtungen und Gesetze, Sitten, Wissenschaften und Künste unter denselben Trümtern begraben, und die Uebewundenen selbst die Barbarei der Uebewinder annehmen mußten; so bequemten sich dagegen die mongolischen Eroberer Chinas zur Sitts ihrer Besiegten, und stellten gleich nach verbotem Sturm alle öffentlichen und Privatverhältnisse wieder her. Ein bloßer Dynastienwechsel schien vorgegangen zu sein, und der mongolische Chan, auf dem Throne der chinesischen Kaiser sitzend, schärkte nicht nur die Regierungsgeschäfte und Gebräuche seiner Vorfahren nachdrücklich ein, sondern beobachtete sie auch selbst. Wenn Einige in diesen Thatsachen ein glänzendes Zeugniß des Sieges der Kultur über die Barbarei finden wollen, so geben dieselben

Die mongolische Dynastie, wiewohl sie in längerer Zeit kräftig und weise regierte, ermatte dennoch in der Folge, und der Nationalhaß der Chinesen gegen die aufgedreunten Herrscher, den die Klugheit früherer mongolischer Kaiser nur eingeschüchtert oder kräftig niedergeschreckt hatte, brach mit Allgewalt hervor. Ein Aufwärter in einem Bonzenkloster, Tschu mit Namen, rief, als der Kaiser Schün-Ti, der neunte seines Hauses, ein schwacher und schwelgerischer Mann, auf dem Throne saß, das chinesische Volk zur Endigung der fremden Herrschaft in die Waffen. Der Aufstand ward bald allgemein, die mongolischen Großen, unter sich selbst uneins, vertheidigten den Thron nur wenig. 1368 floh der Kaiser in die Mongolei, seiner Vorfahren heimatliches Land. Der Chinesen siegreiche Heere drangen nach, die ein Jahrhundert lang gesudig getragene Schmach dadurch rävend, daß sie nun das Stammland ihrer Despoten sich unterwarf. — Tschu, nach seiner Erhöhung Hongwu genannt, der Befreier seines Volks, bestieg nun den wohlverdienten und von ihm ehrenvoll behaupteten Thron, und die mächtige, an guten Kaisern reiche Dynastie, welche er stiftete, hat drittehalb hundert Jahr unter dem Namen Ming über China geherrscht.

Gegen die Mitte des 17. Jahrhunderts geriet China unter die Herrschaft der Tartaren, von Manischen oder Mantschu, denen man früher an den Grenzen des Reichs einige Wohnsäle eingeräumt hatte. Sie stifteten die Dynastie Tsing und Kaiser ihres Stammes regieren noch heute in China. Unter der Regierung dieser tartarischen Kaiser, die sich aber auch, wie vormals die Mongolen, zu den Geschenken und Sitten der Chinesen bequemt haben, hat die Macht des Reichs nach außen sich noch beträchtlich vergrößert. Die kleine Bucharei, die Mongolei, die Kalmückei, nebst Tibet sind von ih-

nen abhängig geworden. Mehrere gegen diese Dynastie in den neuesten Zeiten ausgebrochene Revolutionen mußte ihre Macht und ihr Glück bisher siegreich zu dämpfen.

Die Angabe der Volksmenge Chinas schwankt zwischen 333 und 142 Millionen. Allerdings ein bedeutendes Schwanken! Aber wohl möglich, daß die wahre Bevölkerung entweder die höchste Angabe noch übersteigt, oder weit unter der geringsten zurück bleibt. Gewiß ist's, daß die Dichtigkeit der Bevölkerung sehr ansehnlich ist, und in manchen Provinzen die cultivirtesten Gegenden europäischer Länder übertrifft. Außer den eigentlichen Chinesen findet man in China noch Mantscheus (Mandschuren), die seit dem 17. Jahrhundert in großer Menge sich über das Land verbreitet, aber fast durchgängig die Sitten und Gebräuche der von ihnen besiegten Chinesen angenommen haben; Mongolen; Miao-tse; wahrscheinlich die ältesten Einwohner des Landes, ein halbwildes Gebirgsvolk, das, ob schon die Oberhöheit Chinas anerkennend, doch in einer gewissen Unabhängigkeit unter erblichen Mandarinen lebt, Ackerbau und Weberei treibt und mit Pfeil und Bogen wohl umzugehen weiß; Los, ein wohl gewachsesenes, abgehärtetes Bergvolk, wahrscheinlich birmanischer Abkunft, und Juden, die schon 200 v. Chr. hier eingewandert sein sollen, und in China eben so abgesondert leben, wie in andern Ländern.

Die Chinesen gehören unstreitig zum mongolischen Volksstamme, und sind etwas größer, aber auch zarter als die eigentlichen Mongolen. Die Gliedmaßen, besonders Füße und Hände, sind unverhältnismäßig klein, und die letzteren werden bei den Frauenpersonen; besonders den reichen und vornehmnen, indem man von früher Jugend auf die Zehen, mit Ausnahme der großen, gewaltsam unter die Fußsohlen bindet (s. Taf. XXXIV.) und die Füße in enge Schuhe zwängt, noch mehr verkürzt, so daß sie nicht über 4 oder 5 Zoll lang und 2 Zoll breit werden. In dem dadurch wankend und unsicher gemachten Gang der Frauen — chinesische Ges-

dichte vergleichen ihn oft mit dem Wehen einer Weide — soll die Eifersucht der Männer schuld sein. Die Hautfarbe der Chinesen ist lichtbraun, das Gesicht breit, viereckig, mit hervorstehenden Backenknochen; die Stirn offen, die Augen klein und länglich, stehen dergestalt hervor, daß man beide sehen kann, wenn man ein Gesicht im Profil betrachtet; die Nase ist klein, mit weiten Löchern versehen und zwischen den Augen ohne Erhabung; der Mund mittelmäßig, allein die Ohren breit und meistens durchstochen, so daß der Lastträger seine Cigare, der Gelehrte, durch Säden, seine Brille darin befestigen kann. Das Haar ist dunkelschwarz, stark und dick; rothe Haare werden verachtet; der Bart, den man erst im dreißigsten Jahre wachsen läßt, ist in den südlichen Provinzen besonders dann. Die Männer haben Neigung zum Dickwerden; die Muskeln aber sind schlaff (s. Taf. XXIII. Physiognomie der Chinesen). Der Wuchs der Frauen ist von mittlerer Größe und fein; ihre Nase kurz, ihre Augen schwarz und feurig, ihr Mund klein, ihre Lippen glänzend rot, ihre Brust stark, ihre Hautfarbe weiß, aber durch frühzeitigen Gebrauch der Schminke, Mädchen von 7 — 8 Jahren fangen schon an sich zu schminken, entstellt.

Was den allgemeinen Charakter der Chinesen anlangt, so sind sie von einigen, besonders fröhren Reisenden und Schriftstellern, als das welsteste, finnreichste und gelehrteste Volk des Erdbodens, und von andern wieder als unmenschlich in ihren Sitten, albern in ihrem Vertragen, kleinlich in ihren Erfindungen und unwissend in den wichtigsten Theilen des menschlichen Wissens geschildert worden. Reizend ist das Gemälde, welches Herder, nach den Berichten früherer Reisenden von China entwirkt, „Sanftmuth und Biegsamkeit, gefällige Höflichkeit und anständige Geberden sind das Alphabett, das der Chinese von Kindheit auf lernt und durch sein Leben hin unablässig übt. Ihre Polizei und Gesetzgebung ist Regelmäßigkeit und genau bestimmte Ordnung. Das ganze Staatsgebäude in allen Verhältnissen und Pflichten der Stande gegen einander ist auf die Eheebnung

gebaut, die der Sohn dem Vater, und alle Untertanen dem Vater des Landes schuldig sind, der sie durch jede ihrer Übeltaten, die Ki der, schützt und regiert. Könnte es einen schönen Grundsatz der Menschenregierung geben? Kein erblicher Adel, nur Adel des Verdienstes, soll gelten in allen Ständen; geprüfte Männer sollen zu Ehrenstellen kommen, und diese Ehrenstellen allein geben Würde. Zu keiner Religion wird der Untertan gezwungen; Anhänger der Lehre des Confucius, des Lao tse und Fo, Juden und Christen, sobald sie der Staat aufnimmt, wohnen friedlich neben einander. Ihre Gesetzgebung ist auf Sittenlehre, ihre Sittenlehre auf die heiligen Bücher der Vorfahren unabänderlich gebaut; der Kaiser, ihr oberster Priester, der Sohn des Himmels, der Bewahrer der alten Gebräuche, die Seele des Staatskörpers durch alle seine Glieder; könnte man sich, wenn jeder Umstand bewährt und jeder Grundsatz in lebendiger Ausübung wäre, eine vollkommenere Staatsverfassung denken? Das ganze Reich wäre ein Haus tugendhafter, wohlerzogener, fleißiger, sitzamer, glücklicher Kinder und Brüder! Ein neuerer geistreicher Schriftsteller sagt: „Das unermöliche chinesische Reich ist das prachtvollste und merkwürdigste Denkmal von der langen Dauer des Despotismus der Gewohnheit, von den Vortheilen und Nachtheilen der großen Macht der Gewohnheit, von ihrem bewunderungswürdigen Einfluss auf Regierung, Wissenschaften und Sitten. Wie weit auch die Epoche der Civilisation der Chinesen zurück gehen mag, wie sturmisch auch die Revolutionen gewesen sein mögen, welche die Dynastien und Regenten erfuhren, die heutigen Chinesen gleichen noch vollkommen ihren vor 2000 Jahren entshlosenen Vätern. Sie haben nur die Praxis der Wissenschaften und Künste, üben diese mit kleiulichem Eifer und Beständigkeit und kennen keine Theorie. Sie sind die ältesten Kinder der Erde!“ Könnte ein ausgestränter Europäer sich wohl versucht fühlen, das ruhige Glück dieser alten und ehrenwürdigen Kindheit zu beneiden? — Genug; man thut den Chinesen wohl nicht unrecht, wenn man im Allgemeinen ihren Charakter als ein seltsa-

mes Gemisch von Stolz und Bettelhaftigkeit, von affectirtem Ernst und wahrer Kleinlichkeit, von verfeinerter Artigkeit und niedriger Gemeinheit betrachtet. Mit einem Anstrich von großer Einfachheit und Offenheit in der Unterhaltung paaren sie einen Grad von Kunst und List, auf den der Europäer selten vorbereitet zu sein pflegt. Die Eitelkeit einer angemahnten Nationalüberlegenheit, und der hohe Begriff, den sie sich von ihren Vorzügen machen, verlassen sie keinen Augenblick. Wenn sie nicht umhin können, Vorzüge bei andern Völkern wahrzunehmen, so stellen sie sich, als lägen sie dieselben nicht. Und ob sie gleich geadelt sind, durch Ausländer ihren Kalender berichtigten und ihre Uhren in Ordnung halten zu lassen; obschon sie alle Jahre verschiedene Beweise höher stehen der Kunst und Geschicklichkeit aus Europa erhalten, so bleiben sie doch fest bei der Meinung, daß alle andere Nationen, im Vergleich mit ihnen, Barbaren seien. Einem chinesischen Kaufmann, der nach englischem Muster ein Schiff zu bauen unternahm, wurde dies nicht allein streng untersagt, man legte ihm auch noch eine schwere Geldbuße auf, weil er es gewagt hatte, die Weise einer barbarischen Nation anzunehmen und von der Sitte der Vorfahren abzuweichen. Ihre National-eitelkeit zeigt sich auch darin, daß nicht ein einziger Artikel, der bei ihnen eingeschafft wird, seinen Namen behält; jeder Gegenstand, ja sogar jede Person und jedes Volk muß eine chinesische Benennung erhalten. — Unbegrenzte, zur Religionspflicht gewordene Verehrung der Vorfahren, aus deren Gesellschaft in den Hallen der Seligen man sich selbst ausschließen würde, wollte man ausländische Bildung annehmen, hat nicht wenig zu jener starken Abhängigkeit an das Uralte beigetragen, da die Chinesen in ihrer Erde, wie die Juden vor der Vermischung mit andern Völkern frei erhalten bat, aber auch jenen auffallenden Mangel an geistigem Fortgange in allen Künsten und Wissenschaften und am Triebe zur Verbesserung des Veralteten zur Folge gehabt.

Hinsichtlich der Religion herrscht in China überall vollkommne Glaubensfreiheit; nur Mus-

hamedarce und Christen sind in den neuern Zeiten verfolgt und zum Theil ausgerottet worden \*). — Die drei ältesten Religionen Chinas sind die des Confucius oder Confusiose, des Taoismus oder Laotsee und des Fo oder Buddha.

Die älteste Religion der Chinesen war *Fet schianus*, Berechnung von Gegenständen, Kräften oder Erscheinungen der Natur. Confucius, (s. S. 114 Anmerkung,) verbesserte diese Religion weniger in dogmatischer als moralischer Hinsicht, und aus seinen zum Theil noch vorhandenen Schriften kann man seine Leben mit ziemlicher Sicherheit lernen. Aus nichts, behauptet er, kann unmöglich etwas werden; die Grundursache oder das Prinzip der Dinge (Li) muss daher mit den Dingen selbst, der Materie, gleichzeitig vorhanden gewesen sein; sie ist also, wie die Materie selbst, ewig, aber auch unerschöpflich, ohne Grenzen, allmächtig und allgegenwärtig. Der Mittelpunkt der Kraft, von welchem aus die Grundursache wirkt und von wo ihre Auslässe sich über die ganze Welt verbreiten, ist das blaue (Himmels) Element (Tien), und es ist daher die erste und

höchste Pflicht eines Fürsten, im Namen seiner Untertanen dem Tien Opfer zu bringen, besonders in den Nachglichen, ein Mal um eine glückliche Saatzeit, das andere Mal um eine reiche Ernte zu erhalten. — Der menschliche Körper ist, nach Confucius, aus zwei Prinzipien zusammengesetzt; das eine ist leicht, unsichtbar und aufstiegend, das andere schwer, sicht- und fühlbar und herabsteigend. Im Tode fliegt der leichte und geistige Theil in die Lust, der schwere und körperliche sinkt in die Erde. Die Geister der Gerechten können ihre ehemaligen Wohnungen oder solche Dörfer besuchen, wo sie die Huldigung ihrer Nachkommen empfangen, und verhindern diesen noch Wohlthaten zu erzeugen. Daher ist es eine theure Pflicht jedes Menschen, die heiligen Gebräuche in dem Tempel, welcher dem Andenken der Vorfahren gewidmet ist, genau zu beobachten; wer sie vernachlässigt, bringt sich dadurch selbst um die Erlaubnis, einst die Wohnungen der Vorfahren besuchen zu dürfen und um dieelige Freude, die die Huldigung der Nachkommen gewährt. — Solche Lehren müssen natürlich den Glauben an gute und böse Geister, an Schutzgottheiten der Familien, Städte,

\*) Um die Mitte des achtzen Jahrhunderts schon fand das Christenthum Anhänger in China und später gab es eine Zeit, wo in den von den Jesuiten unterhaltenen Missionen mehr als 100,000 Christen vorhanden waren. Blößfö, selbst in Pekina einer, waren angestellt, Kirchen errichtet, und der Einfluss der gewandten Jesuiten am kaiserlichen Hofe nicht unbedeutend. Allein in den neuen Zeiten hatten die Christen das Unrecht, der chinesischen Regierung als volkstümliche Sectier verdecktig zu werden, und so eingingen, namentlich seit 1515, harte Bestrafungen gegen sie. Doch gab es noch 1824 Missionen in China, aus deren Reihen hervorging, daß die Zahl der Christen im ganzen Reich immer noch gegen 50,000 betrage, und vorübriglich durch die Kinder, die in China täglich ausgezogen und in den Strom geworfen, von den Missionären aber gerettet und im Christenthum erzogen werden, vermehrt werde. — Größer als die Zahl der Christen war bis gegen das Ende des 18. Jahrhunderts die Zahl der Muslime da, der im chinesischen Reich; aber der Kaiser Kienlong rottete sie aus, vertrieb mehrere hunderttausend und schloß ihre Missionen. — Merkwürdig ist die jüdische Meldertaflassung in China. Ihrer durch mehrere Umstände bestätigten Berichte nach stammten die Juden von Aschkelon ab, die schon lange vor dem Anfang der christlichen Zeitrechnung in China eingewandert sein müssen. Sie sind im Besitz einer uraltens Handchrift, der sogenannten Weisheit, die auf Rollen eine ganz besondere Papier in großen und deutlichen Schriftzeichen geschrieben ist, doch standen nicht unter, sond in über den Buchstaben Accente und Punkte, die in keiner andern bekannten hebräischen Handchrift vorkommen. Was ihnen im Jahre 1704 ein Jesuit von Jesus Christus sagte, war ihnen ganz neu und setzte sie in das größte Staunen. Sie hatten bis dahin von keinem andern Jesu ge hört, als von Jesu, dem Sohne Strachs. Nur so viel wußten sie, daß ihre Vorfahren aus einem Königreiche in Westen gommen seien, welches Joshua erobert habe; ferner, daß ihr Volk, 600,000 an der Zahl, Neapion verlassen und das rothe Meer und die Wüste durchwandert habe. — Ubrigens sind ihre Religionsgebräuche sehr mit chinesisch vermisch; doch verheirathen sie sich nur unter einer der und blieben mit den Chinesen außer aller Familienvorbindung. — Beim Vorlesen der heiligen Bücher bedecken sie sich mit einem durchsichtigen Schleier, zum Andenken an Moses, der mit verhülltem Antlitz vom Berg, auf dem ihm Gott erschienen war, herabstieg. Ihre Synagogen sind mehr als alle der europäischen Juden dem Tempel zu Jerusalem nachgebildet und haben ein Allerheiligstes, das nur der Hohepriester betreten darf. Beim Gebet wenden sie sich nach Westen, weil ihnen Jerusalem westwärts, nicht wie den europäischen Juden nach Osten und Südosten liegt.

Häuser, Berge und andere Orte begründen. — Als ein persönliches Wesen dachten sich Confucius und seine Schüler die Gottheit nicht, so wie sie eben so wenig dieselbe unter irgend einemilde dargestellt wissen wollten. Sonne, Mond, Sterne und die Elemente, nebst dem blauen Himmelsgewölbe, als die schaffenden Kräfte und die unmittelbaren, mit ihr unzertrennlich verbundenen Werkzeuge der Gottheit, beteten sie unter dem umfassenden Worte Tien, Himmel, an.

In jeder Stadt ist ein öffentliches Gebäude, eine Art von Collegium, in welchem die Prüfungen für die gelehrten Grade vorgenommen werden. Hier versammeln sich die Gelehrten an gewissen Tagen, um dem Andenken des verehrten Weltweisen ihre Hochachtung zu bezeigen. In dem großen, zu dieser Feierlichkeit bestimmten Saale ist eine schlichte Tafel aufgerichtet, worauf mit vergoldeten Charakteren folgendes geschrieben ist: „Confucius, verehrter Lehrer, las deinen geistigen Theil herabsteigen und genehmige die Verehrung, die wir dir jetzt demuthig darbringen!“ Es werden dann Obst und Wein, Blumen, Wohlgerüche und andere Sachen vor die Tafel gestellt; auch brennt man allerlei wohlriechende Harze, Weihrauch, Kerzen aus Sandelholz und vergoldetes Papier an; alles Gebräuche, die auch sonst bei der feierlichen Erinnerung an verstorbene Verwandte üblich sind. Bildsäulen aber hat man dem Confucius nie errichtet, und eben so wenig ihm jemals göttliche Ehre erwiesen. — Zur Religion des Confucius bekennen sich nur die Gebildetern, also der bei weitem kleinere Theil der Bewohner Chinas, nach Hassel etwa 2½ Millionen, während zu der in ihrem Cultus weniger einfachen Lehre des Laokung sich 25 und zu der des Fo, die jetzt in China regierende Dynastie und mit Einschluss der Lamasiten in Tibet und der Mongolei 253 Missionen bekennen.

Die Religion des Laokung oder der Laotse, d. i. Söhne der Unsterblichkeit, entstand entweder noch bei Lebzeiten des Confus-

clu' oder doch kurz nach seinem Tode. Der Stifter derselben war Laokung, der Sohn eines armen Bauers, der in seiner Jugend in dem Hause eines chinesischen Reiches gedient hatte, und sich erst im 70. Jahre mit einer vierzigjährigen Bäuerin verheirathete. Die hohe Bestimmung des Weltweisen wurde durch verschiedene wunderbare Ereignisse bei seiner Geburt angekündigt. Als sich seine Mutter an einem einsamen Orte befand, überschattete sie plötzl. die belebende Kraft des Himmels und der Erde; aber nach 80 Jahren erst kam sie, vertrieben aus dem Hause ihres Brotherrn, unter einem Pfauenbaum niederk und gabt einen Sohn, dessen Haupthaar und Augenbrauen ganz weiß waren. Anfangs gab ihm die Mutter den Namen des Baumes, unter welchem er geboren ward, das Volk aber nannte ihn Laotse, das Greisenkind. — Von seiner Kindheit und Jugend schweigt die Geschichte. In seinen später Jahren soll eine Reise nach Tibet mit den Grundsätzen des Lamasismus ihn bekannt gemacht und seine Stelle als Bibliothekar des chinesischen Kaisers den Trieb zu gelehrten Forschungen, namentlich auf dem Gebiete der Geschichte und der alten Sprachen, reichlich genährt und befriedigt haben. Er starb, ein hochbejahter Greis, seinen Schülern das geschätzte Buch Laote, eine Sammlung von 5000 Sittensprüchen hinterlassend. — Chinas Epikur, sagte Laokung das höchste Gut in das durch Mäßigung der Leidenschaften zu erringende Wohlsein an Geist und Körper; durch den Trank der Unsterblichkeit aber, welcher wirklich aufgefunden sei und mittelst einer Mischung aus den drei Naturreichen die geschwächte Lebenskraft erneuere, könne und müsse man sich vor Krankheit und Tod, den Hauptfeinden eines heitern Lebensgenusses, sichern. Die betörten Leute flogen begierig zum Lebensquell und selbst mehrere Fürsten ließen es sich nicht nehmen, an dem Trank der Unsterblichkeit, der aus Opium und andern die Nerven zwar reizenden und die Lebewesen vorübergehend erheiternden und belebenden Stoffen besteht, aber dafür auch die Reizbarkeit endlich ganz erschöpft und zuletzt den Tod herbeiführt, zu

sterben \*). Die Priester des Taoismus leben in Klöstern, ehelos, und üben eine Menge Zauberterien, Geisterbeschwörungen und andere Gaulekünste, indem sie, eintönige Verse murmelnd, um den Alter, auf welchem eine heilige, durch Bachs, Sandelholz und andere wohlriechende Stoffe reichlich gefüllte Flamme brennt, herumgehen. — Die Tempel des Taoismus sind voll großer und mißgestalteter Figuren, aus Holz, Stein oder gebranntem Thon, mit bunten Farben, oder Firniß überzogen, zum Theil wohl auch vergoldet. Besonders häufig trifft man den Götzen der Unsterblichkeit (s. Taf. XXXI.) in ihren Tempeln an. Göttliche Ehre aber erweisen sie diesen Figuren, die bloß die guten und bösen Geister, in den verschiedenen Leidenschaften, welchen die menschliche Natur unterworfen ist, vorstellen sollen, nicht. Die guten Geister, oder die angenehmen Gemüthsbewegungen, stehen auf einer Seite des Tempels und die ihnen entgegengesetzten auf der andern; so sind die Personifikationen der Liebe und des Hasses, des Vergnügens und des Schmerzes, einander gegenüber gestellt.

Die meisten Anhänger zählt in China die Religion des Fo, deren wir schon oben gesprochen haben. Der Priester oder Lamās hat diese Religion eine Unzahl. Sie sind meist gelb gekleidet, tragen um den Hals oder in der Hand einen Kranz von Korallen, den sie zur Abzählung der vorgeschriebenen Gebete, als Rosenkranz, gebrauchen und leben ehelos in großen, zum Theil mit reichen Einkünften versehenen Klöstern und Tempeln, die von den Chinesen Puta-la, Buddha-laya, Wohnung des Buddha, sagen die Mongolen, genannt werden, (s.

Taf. XXIII. u. XXXI.). Einige von den Köttern Chinas verehren Götzen (s. Taf. XXXI.).

Der praktische Theil dieser drei verschiedenen in China geltenden Religionsysteme besteht, wenigstens bei den heutigen Bekennern derselben, in der Beobachtung äußerlicher, aber gläubischer Gebräuche. In jeder Stadt, in jedem Dörfe, zuweilen mitten in Wäldern, auf den Bergen und an den einsamsten Orten, giebt es kleine Tempel, deren Thüren immerfort offen stehen, damit jeder nach Belieben hineinschreite und sich Rath holen kann. Will jemand eine Reise unternehmen, eine Frau kaufen, ein Haus bauen u. s. w. und er ist zweifelhaft, ob sein Vorhaben einen glücklichen Erfolg haben werde; so begiebt er sich in den nächsten Tempel. Auf jedem Altar steht ein hölzerner Becher, in welchem sich eine Menge Stäbchen befinden, die an beiden Enden mit gewissen Charakteren bezeichnet sind. Er nimmt den Becher in die Hand, schüttelt ihn, bis ein Stäbchen auf die Erde fällt; dann betrachtet er den darauf geschriebenen Charakter und sucht das entsprechende Zeichen der Antwort in einem Buche, das an der Wand des Tempels hängt. Auf diese Art wird das Foos mehrere Male geworfen. Kommt unter drei Stäbchen ein glückliches heraus, so hält dich der Fragende für eine günstige Vorbedeutung, und entspricht der Aussang der Erwartung, so kehrt er in den Tempel zurück, um aus Dankbarkeit ein paar Bogen beschmaltet oder mit Zinnblättchen belegtes Papier zu verbrennen und etliche Stücke Kupfergeld auf den Altar zu legen. Kaiser legen ihre Dankbarkeit für ein erhöhtes Gebet wohl auch dadurch an den Tag, daß sie dem Tempel, in

\*) So wie von einem Kaiser aus der Dynastie Han erzählt: der Tod hatte ihm eines seiner geliebtesten Weiber entrissen; er war untröstlich. Da gelang es einem Priester des Taoismus, durch Gaulekünste ihm noch einmal den Anblick des geliebten Weibes zu verschaffen; nun ward er sich ganz in die Arme dieser Religion und trank so fleißig vom Unsterblichkeitstrank, daß man bald Alles für sein Leben fürchtete musste. Die Vorstellungen seiner Minister waren vergebens. Endlich wagte es ein Großer des Reichs, dem Kaiser eines Tages, einen solchen mit Unsterblichkeitstrank gefüllten Becher aus der Hand zu reißen, und denselben vorsichtig auszulerten. Beleidigt durch diese Verwegenheit ließ ihn der Kaiser auf der Stelle verhaften und zum Tode führen. „Dein Befehl ist unnd —“ sprach gelassen der Bedrohte — „es ist nicht in deiner Macht, mich zu tödten, da ich mich so eben unsterblich gemacht habe. Hat aber der Tod noch Macht über mich, so wirst du doch dadurch überzeugt werden, daß dieser Trank die Kraft nicht hat, die du ihm zuschreibst, und daß jene Betrüger dich hintergehen.“ Diese Worte retteten ihm zwar das Leben; aber den Kaiser bestrafen sie nicht; er starb früh am Lebenstrank!

welchem sie ihr Gebet verrichtet hatten, einen neuen, glänzenden Titel verleihen! — Eines der ungereimtesten Vorurtheile der Chinesen ist das Hong hui. Unter diesem Worte, welches Wind und Wasser bedeutet, verstehen sie die glückliche oder unglückliche Lage eines Hauses, eines Begräbnisplatzes u. s. w. Wenn an der Seite eines Hauses der Nachbar ein anderes baut, ohne mit der ängstlichsten Sorgfalt darauf zu sehen, daß es mit dem daneben stehenden gleiche Richtung erhalte; oder wenn die Ecke, die das Dach des neu gebauten Hauses bildet, an die Seite der Mauer oder des Daches von dem andern Hause steht; so ist dies für einen Chinesen schon genug, sich für einen verlorenen Mann zu halten: Furcht und Angst, daß er und seine Nachkommen dem widrigen Einfluß dieser unglücklichen Ecke unterworfen seien, läßt ihm keine Ruhe. So wird die Errichtung eines neuen Hauses oft der Anfang eines unverhältnißlichen Hasses zwischen zwei Familien und erregt nicht selten die heftigsten Rechtsstreitigkeiten. Sind die gerichtlichen Klassen ohne Erfolg, so sucht sich der Geträumte dadurch zu sichern, daß er mitten auf seinem Dache einen Drachen oder ein anderes Ungewöhnliches aus Stein aufsteckt, welches einen schrecklichen Blick auf die unglückliche Ecke wirkt und seinen furchtbaren Nachen weit aussperrend das widrige Hong hui zu verschlingen droht. — Der Glaube an die sichere Erfüllung noch so widerstaublicher Prophezeiungen ist in China allgemein. So war die Besitznahme und Festzung der englischen Factorie zu Canton im Jahre 1831 die Folge einer Prophezeiung, daß im Jahre 1831 das chinesische Reich durch Werktheit, von den Engländern erobert und unter dem Oberbefehl eines Weibes in Sklaverei versetzt werden würde. Man erlaubt daher seinem englischen Framenzimmer, unter irgend einem Vorwand die Grenzen Chinas zu überschreiten. — Eine Menge Buhrsager, Beischendeister, Marktdeuter und Taschenspieler durchziehen in allen Richtungen das Land, und nähren sich sehr reichlich davon, daß sie in den Häusern, Wirtschaften und Geringer ihre künstlerischen Künste treiben. Man erkennt sie an einer kleinen Pfeife, auf der sie sich hören lassen, und wenn ihnen, wenn man sie braucht.

Der oberste Regierunggrundgesetz, nach welchem China beherrscht wird, ist das natürliche und unveräußerliche Recht des Vaters über seine Kinder, ein Recht, das in China zu keiner bestimmten Zeit aufhört und mit unverminderter und unbedingter Herrschaft aufrecht erhalten wird, bis der Tod einer der Parteien die Befugniß ans hebt. Da der Kaiser für den gemeinschaftlichen Vater seines Volkes gehalten wird, so ist ihm natürlich die Ausübung derselben Gewalt über sein Volk verliehen, die ein Vater über seine Familie hat, und in diesem Sinne führt er den Titel: großer Vater! Allein, was hat dieser an sich gute Nomadengrundgesetz auf einen großen Staat, wie China, mit seinem Oberhaupt, seinen Obrigkeit en und Unterobrigkeiten angewendet, für Folgen gehabt? Als in ihm der kindliche Gehorsam keine Grenzen fand, indem man dem erwachsenen Manne, der selbst Kinder und männliche Geschäfte hat, dieselbe Pflicht auflegte, die nur dem unerzogenen Kinde gebührte; ja als man diese Pflicht auch gegen die Obrigkeit festsetzte, die doch nur im bildlichen Verstande durch Zwang und Muth, nicht aber aus sühem Naturtriebe den Namen des Vaters führt: was könnte, was mußte daraus anders entstehen, als daß, indem man, trotz der Natur, ein neues menschliches Herz schaffen wollte, man das wahre Herz der Menschen zur Falschheit gewöhnte? Wenn der erwachsene Mann vom kindlichen Gehorsam bezeugen soll, so muß er die selbstwirksame Kraft aufgeben, die die Natur in seinen Jahren ihm zur Pflicht machte; leere Ceremonien treten an die Stelle der herzlichen Wahrheit. Daher der Zweck des obersten Regierunggrundgesetzes der Chinesen mit ihrer Geschichte. Wie oft haben die Kinder des Reichs ihren Vater vom Throne gestoßen; wie oft die Väter gegen ihre Kinder gewühret! Geizige Mandarinen lassen Tausende verhungern, und werden, wenn ihr Verbrechen vor den höhern Vater kommt, mit elenden Stockschlägen, wie Knaben, unverbüßbar geahndigt! — Da die Gewalt des großen Vaters unumschränkt ist; so nennt er sich nicht selten den

einigen Regierer der Welt und den Sohn des Himmels, so wie auch das chinesische Reich häufig das himmlische genannt wird. Damit in dem großen Gebäude des kinslichen Gehorsams alles wohl übereinstimmen möge, so wirst sich der Kaiser an jedem Neujahrstage mit vieler Feierlichkeit vor der Kaiserin Mutter neun Mal hintereinander auf die Knie, fordert aber an denselben Tage die gleiche Huldigung von allen seinen hohen Staatsbeamten. Außerdem ist den Kaiser gehalten, seiner Mutter aller fünf Tage einen Besuch abzustatten und ein neu ausgerufener Kaiser, dessen Mutter noch am Leben ist, kann nicht eher die Huldigung der Großen seines Hofes annehmen, als bis er die feinige der Kaiserin Mutter geleistet hat; auch wählt er sich keine Gemahlin, erheilt seinen Kindern kein Fürstenthum, macht keine Anordnung in der kaiserlichen Familie, bewilligt dem Volke keine Gnade u. s. w., ohne seine Mutter um Rath zu fragen. Hierdurch schon, noch mehr aber durch eine eigene, aus zwei Männern bestehende Behörde, die besagt ist, gegen jede verfassungs- oder gesetzwidrige Handlung des Kaisers Vorstellungen zu machen, ist seine Macht in etwas beschränkt. Diese beiden Männer sind zugleich die Geschichtsschreiber des Reichs oder vielmehr, da Chinas Herrscher Ludwig XIV. großen Grundsatz: *l'Etat c'est moi*, aufrecht zu erhalten weiß, Biographen des Kaisers, und haben als solche die merkwürdigsten Reden und Neuherungen, die hervorstechendsten Privathandlungen, so wie die denkwürdigsten Begebenheiten der Regierung des großen Vaters aufzuzeichnen. Diese Urkunden liegen in einem großen Kasten, der in dem Zimmer des Staatsrates aufbewahrt und nur erst nach dem Tode des Kaisers geöffnet wird. Sollte etwas aufgezeichnet sein, was den guten Ruf des Verstorbenen wesentlich beeinträchtigen könnte, so wird es aus Schonung gegen seine Familie nicht eher, als bis nach zwei bis drei Menschenaltern bekannt gemacht; ja Manches darf nicht eher veröffentlicht werden, bis das ganze Herrscherhaus ausgestorben ist.

Der Kaiser hat, wie seine Unterthanen, eigentlich nur eine einzige rechtmäßige Gemahlin, zusammengefecht, erste aber aus den Hauptmännern, die aus der ersten Klasse der Civils

genießt; wohl aber eine Menge Nebenweiber, unter denen, obwohl sie alle, die rechtmäßige Gemahlin mit eingeschlossen, aus den Töchtern der hohen Staatsbeamten, selten nur aus niedern Volkstümern gewählt sind, eine gewisse Rangordnung herrscht. Die drei Fuchsin nehmen nach der rechtmäßigen Kaiserin den ersten Platz ein und haben ihren eignen Palast und besondere Hoffstaat. Auf sie folgen die 9 Pin, dann die 37 Schifun und zuletzt die 80 Mute. Indessen werden alle Kinder derselben als Zweige der kaiserlichen Familie angesehen; die Töchter meistens an mandchurische oder mongolische Prinzen, fast nie an Chinesen verheirathet, in der Thronfolge aber haben die Söhne der rechtmäßigen Gemahlin vor denen der Nebenweiber den Vortzug, obwohl es dem Kaiser frei steht, in seinem leichten Willen oder sonst in einer ausdrücklichen Staatsurkunde, dem Sohne den Thron zu versetzen, den er für den würdigsten hält. — Gleich nach ihrer Geburt wird der Name der kaiserlichen Kinder in das große gelbe Buch eingetragen; sie erhalten vom Kaiser Beinamen und Titel und kleiden sich zur Auszeichnung gelb. Die Namen ihrer Kinder dagegen werden in dem rothen Buche verzeichnet und der Rang aller dieser Prinzen und Prinzessinnen wird mit jeder Generation um einen Grad geringer, und nach der siebenten heißt nur noch der älteste ein Prinz und hat das Recht, den gelben Gürtel zu tragen, während die übrigen sich unter den gemeinen Bürgern verlieren. Ein Prinz kann nur von seines Gleichen gerichtet werden. Jeder, der einen Prinzen beleidigt, wenn dieser mit dem gelben Gürtel geziert ist, hat das Leben verwirkt; hatte der Prinz aber es vergessen oder absichtlich unterlassen, den gelben Gürtel anzulegen, so wird die Sache nur wie eine Rechtsangelegenheit zwischen Bürger und Bürger betrachtet, und der Beleidiger kommt mit einer leichten Bambusschläge davon.

In der Verwaltung des Reichs wird der Kaiser von zwei Rathversammlungen, einer ordentlichen und außerordentlichen, unterstützt. Letztere ist blos aus kaiserlichen Prinzen zusammengesetzt, erstere aber aus den Hauptmannen, die aus der ersten Klasse der Civils

mandarinen gewählt werden, gebildet. Der amtliche Adel Chinas nämlich, unter welchem man die in Europa unter dem portugiesischen Namen Mandarine<sup>\*)</sup> bekannten höhern Beamten versteht — persönlichen Adel giebt es, die Begleitenden des Kaisers und die Ablösemlinge des Confucius ausgenommen, hier nicht, —theilt sich in zwei Klassen, in die gelehrt und kriegerische, in Civil- und Kriegsmandarinen. Die Civilmandarinen, deren Gesamtzahl sich im ganzen Reiche auf 15,000 belaufen soll, zerfallen wieder in 8 Unterklassen, die der Koloao, woraus die Minister, der Tehiosé, woraus die Vizedönige und Präsidenten der Oberbehörden, der Tschonschueo, woraus die Geheimschreiber des Kaiser, der Ytschuentao, woraus die Generalpostmeister und Schloßhauptleute gewählt werden. Zu den Klassen Pinpiao, Tuntientao, Hotoao gehören die Inspectoren der Truppen, die Beg- und Kanalaufseher, und aus der Klasse Haitao werden alle übrige Mitglieder der Verwaltung und der Gerichtshöfe gewählt. Die Kriegsmandarinen, ihre Zahl beläuft sich auf 18 bis 20,000, sind in fünf Klassen getheilt und zwar im Range den Civilmandarinen gleich, haben aber im Staate selbst nicht den Einfluß und die Achtung, die jene genießen. Außerdem giebt es auch noch bloße Titularmandarinen, oder solche Personen anderer Stände, namentlich die bevorrechtigten Kaufleute, Hong, zu Canton, welche sich den Titel eines Mandarinen und das Recht, die damit verbundenen Auszeichnungen in der Kleidung tragen zu dürfen, mit großen Summen erlaust haben. Die Mandarinen unterscheiden sich nämlich von den übrigen Ständen durch ein rundes Edelchen über einen Knopf von verschiedener Farbe (roth ist die erste, dann folgen blau, weiß, vergoldet und versilbert, roth und blau haben noch Unterabtheilungen in dunkel und durchsichtig), welchen sie oben auf der Mütze mit kupfernen oder goldenen Schrauben befestigt tragen. Die hinten auf der Mütze angebrachte Pfanenseder (s. Taf. XXXI.), ist eine Art

Ordenszeichen. Außer den Knöpfen und Pfanensedern an den Hüten, aus denen man den Rang eines jeden Mandarinen erkennen kann, giebt es noch zwei andre Abzeichen der chinesischen Rangordnung. Die Staatsgewänder aller Mandarinen nämlich haben auf der Brust und auf dem Rücken vierseitige reiche Stickereien, Pudsü genannt; Unterlödige aber, Koloao, d. i. Kabinettsminister und deren Präsident, der den Titel Scheusian führt und des Kaisers vorzüglichstes Vertrauen genießt, Prinzen und selbst der Kaiser (s. Taf. XXXI.) haben runde Pudsü's nicht nur auf der Brust und dem Rücken, sondern oft auch auf den Schultern ihrer Gewänder. Auf die Pudsü's der Civilmandarinen dürfen nur Edel gestickt sein, während die Kriegsmandarinen gestickte Abbildungen von wilden Thieren tragen. Auf dem Pudsü des Kaisers (s. Taf. XXXI.) befindet sich dessen Wappen, ein Drache mit fünf Klauen an jeder Pranke, im blauen Felde. Zur Hofkleidung gehören auch die verschiedenfarbigen Gürtel und großkörnige Korallenknäufe, welche man um den Hals trägt und bis zum Gürtel herabhängen läßt (s. Taf. XXXI.).

Außer den schon oben gedachten zwei Rathversammlungen sind zur Verwaltung der Regierungangelegenheiten noch sechs Kollegien oder Oberbehörden niedergesetzt: 1) des Lipu, welches die Beamtenstellen im ganzen Reiche besetzt und über deren Amtswaltung wacht; 2) des Hupu, die oberste Finanzstelle, unter welcher 14 Unterbehörden in den Provinzen stehen; 3) des Kyppu, die Ceremonialbehörde, welche auch mit den auswärtigen Gesandten unterhandelt; 4) des Pinpu, die oberste, aber bloß mit Civilmandarinen besetzte Kriegsstelle; 5) des Hinpu, die oberste Justizstelle; 6) des Konpu, die oberste Baubehörde. Alle diese obersten Behörden bestehen zur Hälfte aus Mandchuren und zur Hälfte aus Chinesen; auch von den zwei Präsidenten jeder Behörde ist der eine ein Mandchur, der andre ein Chines. Diese Kollegien, an denen überdies noch ein kaiserlicher Kommissär, der da-

<sup>\*)</sup> Die Portugiesen, die uns zuerst mit den Chinesen bekannt machten, übersetzten das chinesische Pow Duan, Quang-fu, d. i. Regierender, durch Mandarin.

über wacht, daß alles gesetzmäßig verhandelt werde, angestellt ist, berichten an den Kaiser, welcher sich darüber mit seinem ordentlichen Ministertheate, indthigenfalls auch mit der außerordentlichen Prinzenversammlung, (s. oben,) berath und die Beschlüsse den Kollegien bestätigt, verbessert oder verwirkt. —

Was überall gilt, daß sich der Geist eines Volkes nirgends treuer abspiegelt, als in dem Geiste seiner Gesetze, gilt besonders auch in China, diesem seltsamen patriarchalisch despotischen Reiche und seinen Institutionen, die ein merkwürdiges Gemisch von Brutalität und Weisheit sind. Der erste Abschnitt des chinesischen Gesetzbuches, das zum Besten der Untertanen mit den deutlichsten Schriftzeichen, welche die Sprache hat, abgefaßt ist, führt den Titel: allgemeine Gesetze, und beginnt mit einer summarischen Aufzählung der üblichen Strafen. Die gelindeste ist eine mäßige Züchtigung mit einem dünnen Bambus, eine Strafe, die nach den Vergriffen der Chinesen kaum für eine Strafe, sondern bloß für eine gelinde, durchaus nicht entschende, Burekratweisung anzusehen ist. Schimpfsünder ist das Tragen des Tschas, einer großen hölzernen Tasel, auf welche das Vergehen des Verurtheilten mit großen Charakteren geschrieben ist, und die er nach Verhältniß Wochen und Monate mit sich herum schleppen muß. Die Strafe mit Bambusschlägen ist nicht allein auf den großen Haufen beschränkt, sondern erstreckt sich durch jeden Rang und jede Klasse, und hält nur bei der Person des Kaisers auf, der dieselben sogar für seine Minister und erwachsenen Söhne so oft verordnen kann, als er es gut findet. Charakteristisch ist die Art, wie Chinesen und Mandchuren sich bei dieser Strafe benehmen; während nämlich erstere ganz erbärmlich schreien und sobald der letzte Streich gefallen ist, vor dem, der sie verordnete, auf die Knie sinken, tragen letztere sie mit verächtlichem Stillschweigen, oder murren und streiten darüber, ob ein Chinesen das Recht habe, sie schlagen zu lassen. — Ueberhaupt sind die Strafen in 5 Grade abgestilett. Ewige Verbannung, 6 bis 900 Meilen weit von der Hauptstadt, nebst 100 Streichen ist der vierde, Todesstrafe der fünfte. Werden

Bergehungen der Beamten dem Kaiser bekannt, so läßt ihnen dieser zuerst in der amtlichen Zeitung einen Berweis geben. Bedeutendere Vergehungen werden mit Rangerniedrigung bestraft, und jeder auf diese Art Entnidrigte muß dieses selbst in allen öffentlichen Blättern bekannt machen. Der letzte Grad öffentlicher Herabsetzung ist der Befehl, die Aufsicht über die Zubereitung des kaiserlichen Grabs zu übernehmen, denn dies heißt: Der Verurtheilte sei wichtiger, unter den Todten als unter den Lebenden angestellt zu werden. Der Vicedigni einer Provinz darf auf seinem Posten nicht länger als drei Jahre bleiben, und kein Regierungsbeamter darf an dem Orte seiner Anstellung eine Familienverbindung treffen, und eben so wenig in seinem Geburtsorte ein wichtiges Amt verwalten. — Bei Diebstahl und Mord ist, wenn der Angeschuldigte hartnäckig läugnet und sein Verbrechen aus mehreren Nebenumständen sehr wahrscheinlich wird, die Tortur vorgefrischt, die darin besteht, daß man die Fußknöchel zwischen zwei Brettern und die Fingerspitzen zwischen 5 Stäben von hartem Holz fest und immer fester einschüttet. In Verhältniß zu seinem Buchstaben scheinen die Strafgesetze im Ganzen äußerst gesondert vollzogen zu werden. So kommt im ordentlichen Gerichtsverfahren die Folter fast gar nicht in Anwendung. — Unter allen despotischen Regierungen giebt es keine, wo das Leben des Menschen so heilig gehalten würde, als die chinesische. Man über sieht niemals einen Mord, ausgenommen die abscheuliche Gewohnheit des Kindermordes oder wenigstens der Kinderaussegnung. Auch wagt der Kaiser selbst nicht, den geringsten Untertanen ohne Urtheil und Rechte das Leben zu nehmen. Kein Todesurtheil kann vollzogen werden, bevor es nicht die kaiserliche Bestätigung erhalten hat. Der Gebrauch, daß ein fremder Mensch, um seiner Familie aufzuhelfen, für Geld sich freiwillig an eines andern Stelle der Strafe, selbst der Todesstrafe, unterwirft, kommt natürlich sehr selten vor. In gewissen Fällen kann man sich von der körperlichen Züchtigung, ja selbst von der Strafe eines uns vorsätzlichen Mordes, loslaufen. Unter den vom Gesetzgeber vorgesehenen Fällen findet sich eine

schöne, väterliche Verfügung: Hat ein Angeklagter wegen eines Verbrechens, das vom Begnadigungskomitee nicht namenlich angenommen ist, das Leben verwirkt, und sein Vater oder seine Mutter, sein Großvater oder seine Großmutter sind krank, schwach, über 70 Jahre alt, und haben keine andere Stütze, als den Verurteilten, so soll das Urtheil des letztern und die vorerwähnten Umstände der Weisheit des großen Vaters zur besondern Prüfung vorgelegt werden. Fast immer wird dann das Urtheil gemildert und die Todesstrafe in körperliche Züchtigung verwandelt. Dieselbe Vergünstigung genießen die Mitglieder der astronomischen und mathematischen Gesellschaft zu Peking. Die Gesetze und Verordnungen hinsichtlich der Fremden sind nie anders, als mit der größten Schonung vollzogen worden, und überdies bestehen gelegliche Beschränkungen, die es einem Fremden sehr schwer machen, die Gesetze, ohne Beistand der Einwohner zu verstehen, und dann fällt natürlich ihre ganze Strenge auf die letzteren.

Die Abgaben an die Regierung, deren Gesamtbetrag wohl etwas zu hoch auf fast 4 Millionen Thlr. angegeben wird, bestehen aus dem Gehnntn der Landeserzeugnisse, die meistens in natura abgeführt werden, aus einem Zolle auf das Salz, in Auslagen auf eingeführte fremde Waaren und in einigen kleinen Taxen, die nicht sehr drückend sind. Nur in besondern Fällen werden außerordentliche Auslagen ausgeschrieben.

Das chinesische Militär mag sich, mit Einschluß der mongolischen leichten Reiterei, die viel Ähnlichkeit mit den russischen Kosaken hat, auf 125,000 Mann beläufen. Nach den Bildern, aus denen sie besteht, heißtt sich die chinesische Landsmacht in vier besondere Theile. Der erste besteht aus Mandschuren, der zweite aus Mongolen, die mit den Mandschuren nach China gekommen sind und sich hier niedergelassen haben; der dritte aus Chinesen, die gegen das Ende der Regierung der letzten chinesischen Dynastie Min zu den Mandschuren übergegangen und ihnen zur Besitznahme des chinesischen Thrones behilflich gewesen sind; zu ihnen gehört auch die ganze, aus 400 Kanonen bestehende Feldartillerie; der vierte und letzte Theil

aus geborenen Chinesen, welche die Besitzungen im Innern ausmachen. Die einzelnen Abtheilungen unterscheiden sich durch die Farbe ihrer Fahne und der dieser entsprechenden Uniform; auch hat jede ihr besonderes Zeughaus, ihre Rangrei, Schatzkammer und Schule für ihre Kinder. Die Monturen der chinesischen Soldaten haben Ähnlichkeit mit der Kleidung aller übrigen Bürger, ausgenommen die Kurma oder der Spencer zum Ueberziehen (s. Taf. XXIV.), welcher von derselben Farbe sein muß, wie die Fahne, zu welcher der Soldat gehört, und entweder mit oder ohne Einfassung ist. Ganz abweichend ist die Uniform der sogenannten Tigergarde (s. Taf. XXXII.). Sie besteht aus einem Jacken, langen Beinkleidern und einer Mütze von gelbem Tuch mit dunkelbrauen Streifen. Die Mütze hält den ganzen Kopf ein und der Kragen fällt auf die Schultern und die Brust herab; oben befinden sich auf beiden Seiten Zipfel, die wie kleine Hörner aussehen. Ein buntgemaltes, aus Bambus geflochtenes Schild und ein Säbel ist ihre Bewaffnung. Die Sättel der Reiter, die auf ihren kleinen Pferden sehr schnell und ungestüm angreift, sind äußerst weich und sowohl vorn als hinten so erhöht, daß der Reiter nicht leicht aus dem Sarge geworfen werden kann. — Alle chinesischen Soldaten sind verehrt und ihre Söhne werden sogleich nach ihrer Geburt in die Regimentsverzeichnisse eingetragen, und treten, sobald sie erwachsen sind, in die erledigten Stellen ein. Die Soldaten der drei ersten Abtheilungen, die die Hälfte des chinesischen Heeres ausmachen und ausschließende Rechte und Ehrenbezeugungen genießen, empfangen von der Regierung, außer den Waffen, dem Pferde, dem Hause und Lebensmitteln an Reis, noch einen monatlichen, 4 bis 6 Thlr. betragenden Sold, wofür sie die Montur sich anschaffen und alle Kriegsgeräthschaften in gutem Stande erhalten müssen. Den Truppen der vierten Abtheilung, die äußerst vernachlässigt die größte Lust des Dienstes tragen und dabei die wenigsten Vortheile genießen, giebt die Regierung Ackerfelder, die sie zu ihrem Unterhalte selbst bearbeiten müssen. Im Ganzen genommen ist die chinesische Kriegsmacht in elendem Zustande, und selbst

chinesische Komitee bringen die Soldaten ihres Landes als lächerliche Beispiele verzerrter, an Geist und Körper schwächer Menschen, die ihren Mut verloren haben, und es vernachlässigen, sich durch Auflärung zu vervollkommen, auf die Bühne. In noch schlechterem Zustande befindet sich die chinesische Seemacht. Sie besteht blos aus zahlreichen Kriegsjunkten u. kleinen Booten, wovon die größten nur 10, überdies noch schlecht besetzte Kanonen führen und sich nur höchst selten in die Höhe. See wagen \*).

In seinen Nahrungsmitteln ist der Chinese einfach und gernfam. Reis, Hirse und andere Körnerfrüchte, mit einem Zusatz von Zwiebeln und Knoblauch, zuweilen auch mit einer Beimischung von andern Gemüsen, die in ranzigem Öl, frisches Öl schmeckt den Chinesen nicht, gebraten werden, ist die Hauptfost. Schweinesteat ist Lieblingsspeise, aber hier auch schmackhafter, als in jedem andern Lande. Gestigel halten die chinesischen Aerzte für schwer verdaulich und verbieten es daher den Kranken. Zu den Delikatessen gehört das Mark des Bambusrohrs, indianische Vogelnester, Seehundsklauen mit fetter Brühe und vielem Gewürze, Thee, ohne Milch und Zucker, oder sonst etwas, ausgenommen bei kaltem Wetter, wo man etwas Ingwer hineinhut, und Milch ist das Hauptgetränk. Bei Gastmählern gibt es auch eine Art Reisbranntwein oder Raki, auch eine Art schlechten und trübten Wein, den man jedoch nur warm trinkt, weil man überhaupt alles kalte Trinken als der Gesundheit nachtheilig betrachtet. Zu großen Schmausereien laden der Chinese dreimal ein und setzt oft so viel Tische als Gäste; nie führen wenigstens mehr als vier Personen an einem Tische. Kann ein Eingeladener wegen Krankheit oder aus einer andern Ursache nicht kommen, so wird ihm das, was er vom Gastmahl bekommen sollte, feierlich ins Haus geschickt; auch läßt jeder Gast das in seine Wohnung tragen, was ihm von seinen Speisen übrig

bleibt. Das Gastmahl selbst fängt nicht mit Essen, sondern mit Trinken an, doch muß immer zuerst der Haushofmeister, mit dem Knie auf die Erde fallend, die Gäste auffordern, die Tasse zu ergreifen. Jeder sahnt hierauf die seelige mit beiden Händen, hebt sie bis an die Stirn empor, führt dann damit bis unter den Tisch und setzt sie endlich an den Mund. Alle trinken auf einmal und zwar langsam mit drei oder vier Abschlägen. Während des Trinkens werden neue Schüsseln aufgetragen. Kleine spitzige Stäbchen mit Elsenbein oder Silber geziert, dienen als Messer und Gabel. Den Bedienten gibet man Trinkgelder. Wie groß oder gering diese sein müssen, bestimmt der Rang des Gastgebers, dem diese Trinkgelder zur Vertheilung unter die Dienerschaft übergeben werden. Nach beendigtem, oft bis nach Mitternacht ausgedehntem Schmause läßt sich jeder Guest in einer Sänfte nach Hause tragen. Einige Bedienten gehen voraus mit großen Laternen von geditem Papier, worauf die Würden und wohl auch die Namen ihrer Herren mit großen Buchstaben zu lesen sind. Jedermann, der sich ohne dergleichen Prunklaternen zu dieser Stunde auf der Straße sehen ließe, würde von den Wachen in Verhaft genommen werden, denn die nächtliche Polizei ist vielleicht nirgends strenger und aufmerksamer als in China. Niemand befindet sich, sobald die Nacht eingesbrochen ist, ohne Notth auf der Straße, als die Nachtwächter (s. Taf. XXI.), die in der einen Hand ein hohles Stück Bambusrohr, in der andern einen Klöppel tragen, mit welchem sie, um die Zeit und ihre Wachsamkeit anzukündigen, dem ersten höchst unmelodische Töne entlocken. Auf den großen Laternen, die sie führen müssen, ist ihr Name und der Name des Distrikts, zu dem sie gehören, zu lesen. Tags darauf unterlassen die Gäste nie, ihrem Wirth für die erwiesene Ehre in einem kurzen Briefe auf höchste und feierlichste zu danken.

\* ) So abenteuerlich daher auch der Vorschlag des Lord Clive, ehemaligen Generals der englisch-chinesischen Compagnie und Hauptgründers der britischen Macht in Bengalen, gegen das Ende des vorherigen Jahrhunderts erschien, mit 10,000 Mann englischer Truppen ganz China zu erobern; so markant der stolze Befehl der chinesischen Armee doch sehr begreiflich, Lord Catham Pitt, der damals die Angelegenheiten des britischen Reichs verwaltete, trug Bedenken, auf diesen glänzenden Vorschlag einzugehen.

Im Allgemeinen sind die Bauwerke und Wohnungen der Chinesen unansehnlich, von geringer Festigkeit, ohne Geschmack und Bequemlichkeit in der Anlage, und ohne ein bestimmtes Verhältniß. Im Grunde blickt noch das Zelt der Urväter aus allen chinesischen Gebäuden hervor (s. Taf. XXXV.) Das gekrümmte, weit hervorragende und aufwärts geschwollte Dach, so wie die hölzernen Säulen desselben, weisen deutlich auf jenes Vorbild hin. Die Chinesen haben es nie gewagt, von dieser ursprünglichen Gestalt abzuweichen. Ihre Tempel sind größtentheils nach denselben Pläne gebaut, und nur die Menge der Dächer unterscheidet sie von den andern Gebäuden. Dies beweist auch die berühmte, in der ehemaligen kaiserlichen Residenz Nanking sich befindende Porzellanthurm (s. Taf. XXXIV.). Die Außenseite dieses 200 Fuß hohen Thurmes, der 19 Jahre Arbeit und 6 Millionen Thaler gekostet haben soll, und dessen Erbauung in das Jahr 1411 fällt, besteht aus weißen Backsteinen, denen chinesische Eitelkeit oder europäische Übertriebung den Namen Porzellan gegeben hat. Der innere Durchmesser ist überall 40 Fuß, und jedes der 9 Stockwerke wird von den andern durch dicke Wälle abgesondert, die kreuzweise liegend den Boden tragen und einen Saal bilden, dessen Decke mit verschiedenen Gemälden geziert ist. Die Wände haben Nischen, in denen Bildsäulen stehen. Alles ist vergoldet. Die oberen Stockwerke sind von gleicher Höhe; nur das unterste ist etwas höher als die übrigen. Bei jedem ragen ein Dach hervor, unter welchem eine Gallerie herumläuft. An den vielen Spangen oder hervorragenden Dachschäbeln sind kleine Glocken angebracht, die von der Luft bewegt sich hören lassen. Die Spitze des ganzen achteckigen Gebäudes macht seine größte Schönheit aus. Sie besteht aus einem starken Baume, der von dem achten Stockwerk, auf welchem er ruht, mehr als 30 Fuß über das Dach hinausragt und mit einem eisernen Gewinde schlängelförmig umgeben ist. Durch dasselbe soll man von außen zu den vergoldeten, einem Fichtenzapfen gleichenden Knopf gelangen können. — Die Wohnungen des gemeinen Mannes sind elende Lehmhütten, mit Reisstroh gedeckt.

Die Zimmer haben keine andre Decke als das Dach; die Scheidewände der Zimmer sind Matzen. Das aus Backsteinen erbaute Haus des Bürgers wie die Lehmküche des Bauers ist nur einstöckig und nach der Straße hin ohne Fenster. Dünnes, gebürtiges Papier oder auch ein seidnes Zeug vertreibt die Stelle des Fensterglases. Viele Familien leben beständig auf dem Wasser. Ihre Junke ist ihr Haus, dort sind sie geboren, dort sterben sie, und kommen nicht dauernd aus Land als nöthig ist, die unentbehrlichsten Bedürfnisse zu kaufen. Ja es giebt ganze auf Hölzern erbaute Dörfer (s. Taf. XXXV.), deren Bewohner gewöhnlich ein blasses und mageres Aussehen haben, das man dem fast ausschließlich Genuß der Fische zuschreibt. Doch suchen sie die schaufen und ungesunden Fäste, welche aus dieser Art von Speisen herrühren mögen, durch häufigen Genuß der Zwiebeln und des Knoblauchs, welche Gewächse sie selbst in schwimmenden, an ihren Wöden befestigten Gärten anbauen, zu mildern. Auch die Entenzucht wird auf diesen schwimmenden Wohnungen stark betrieben und hauptsächlich den Kindern überlassen. In einem einzigen Fahrzeuge sind zuweilen viele hundert Enten, die auf ein mit einer Pfeife gegebenes Zeichen ins Wasser springen, ans Ufer schwimmen, Futter suchen, und durch ein zweites Zeichen wieder zurückgerufen werden. —

Schnitt und Form der chinesischen Kleidung sind, bei den Städtebewohnern wenigstens, fast überall dieselben, doch giebt es verschiedene Nebenzierathen, die, den Rang und die Würde bezeichnend, dem, der sie unbefugt sich zulegen wollte, eine schwere Strafe zuziehen würden. Der Wechsel der Mode ist in China unbekannt. In der Hauptzache besteht die Kleidung der Chinesen in einem langen Unterkleide, das bis auf die Erde hinabreicht. Der linke Schöß dieses Kleides wird über den rechten geschlagen und auf dieser Seite mit 4 bis 5 goldenen, silbernen oder andern Knöpfen befestigt. Die Arme derselben sind nahe an den Schultern sehr weit, werden aber allmählig enger, so wie sie dem Gelenke der Hand näher kommen. Hier endigen sie fast in der Gestalt eines Hufeisens und lassen höchstens nur die Spitzen der Finger

frei und unbedeckt. An dem breitesten seidnen oder baumwollnen Gürtel hängt ein Futteral mit einem Messer, worin zugleich die beiden Stäbchen stecken, die beim Essen die Stelle der Gabel vertreten. Außerdem tragen sie an der rechten Seite noch einen mit Seide gestickten Beutel mit einer Tabaksdose, und im Sommer noch einen Fächer. Des Ebenmädes wegen binden sie an die linke Seite einen ähnlichen Beutel mit schwarzem, gewürzhaften Müssem, die sie nach dem Essen zur Verdauung laufen (s. Taf. XXL). Unter diesem Unterkleide trägt man lange, nach Verschiedenheit der Jahreszeit mehr oder weniger warme Beinkleider. Das die Stelle des Hemdes vertretende Unterkleid wird selbst bei Vornehmern, die unter denselben noch ein seidnes Negg tragen, selten gewaschen, was um so widerlicher ist, da die Chinesen, der Gewohnheit aller andern morgenländischen Völker entgegen, das Bad nicht lieben und es im Sommer getadzu für schädlich halten. Den Hals, den man in der warmen Jahreszeit ganz bloß trägt, bedeckt man in der kalten mit Zobel oder Fuchsschwanz, oder mit einem Halstuch von Atlas. — Das Haupthaar ließen die alten Bewohner Chinas frei wachsen; seit 1644 aber, wo die Mandchuren das Land eroberten, wurden die Besiegten gezwungen, auf dem Vordertheile des Kopfes und an den Schläfen das Haar zu scheren, einen langen Haarschädel aber am Hinterkopfe stehen zu lassen. Gewöhnlich werden Verbrecher, die man einfängt, bei diesem Bäschel gefaßt, und es liegt allerdings eine felsame Energie in dem Gedanken, jeden Bürger zu zwingen, eine Handhabe zu tragen, bei welcher die Regierung ihn fassen kann! (s. Taf. XXI und XXXII.) Die Kopfbedeckung besteht im Sommer in aus Bambooholzfäden überaus feingeflochtenen Hütten von verschiedener Form (s. Taf. XXI und XXXII.). Staatsbeamte tragen meist länglichrunde Mützen von lirschfarbneuem Atlas, mit schwarzer Verkrönung und einer rothen Quaste. Die Fußbedeckung der Vornehmern besteht in Stiefeln von Atlas oder anderem seidnen Zeug (s. Taf. XXXI.) Diese Stiefeln sind gesättelt, ohne Absätze, und mit ungefähr 1½ Zoll dicken Sohlen straßt, daß man sie öffentlich als Sklavinnen verans weißem Papier versehen. Für den Sommer

hat man hohe Schuhe von Seidenzenz. — Die Kleidung der chinesischen Frauen ist von der der Männer nicht sehr verschieden. Die Gewänder der vornehmnen Frauen gehen so tief herab, daß sie sogar die Fußspitzen bedecken (s. Taf. XXI.), und die Uermel sind so lang, daß man nur selten die Hände erblickt. Den sehr glatt und niedlich gekämmten Kopf tragen sie meist unbedeckt. Künstliche Blumen, kostbare Haarnadeln, schöne Schmetterlinge, Stäbchen auf das Ungenehmste gegen die Schwarze des Haares ab, in das sie geflochten werden. Die gemeinen Weiber tragen fast durchgehends ein blaues, baumwollenes, bis an die Knie reichendes Führmannshemd (s. Taf. XXI.). Die Männer der niedern Stände, welche noch etwas auf ihre Kleider wenden können, tragen eine Art von Samtmütze und ein kurzes Kamisol mit weißen Uermeln, lange, oder auch nur bis an die Knie reichende Beinkleider, Strohschuhe und Strohhüte (s. Taf. XXXII.).

Die Art, wie in China die Chen geschlossen werden, weicht von der im ganzen Morgenlande üblichen nur wenig ab. Ist der Bräutigam mit den Eltern der Braut um den Preis einig geworden, so wird sie ihm im feierlichen Aufzuge zugesührt. Wenn ihm aber nach Dessenung des Tragsessels, in welchem die vorher von ihm nie erblickte Braut ihm zugesührt wird, diese nicht zusagt, so kann er das Mädchen den Eltern zurückschicken, ohne jedoch den Kaufpreis zurück zu erhalten. Uebrigens nimmt der Chinesische Frau, weil ihm daran liegt, seine Familie nicht aussterben zu lassen und Kinder zu haben, die einst die vorschriftsmäßigen Opfer auf seinem Grabe darbringen können. Bringt ein Mann die zweite oder dritte Frau ins Haus, mehr als 6, höchstens 10 Frauen findet man auch in den vornehmsten Häusern nicht, so empfindet die erste darüber weder Unruhe noch Eifersucht; sie begnügt sich damit, daß sie über die Familie im Hause gesetzt ist, die Angelegenheiten derselben leitet, und sich auch von den Kindern der andern Frauen Mutter nennen hört. Die Unkenntlichkeit der Ehefrauen und Mädchen wird dadurch bestätigt, daß man sie öffentlich als Sklavinnen verans weißem Papier versehen. Eine Frau kann ihren Gatten nicht be-

erben, wohl aber kann ihr letzterer in seinem Testamente als Geschenk etwas vermachen. Hat eine Witwe keine Kinder, oder nur Mädchen, so fällt das ganze Vermögen an den nächsten männlichen Verwandten des verstorbenen Ehemannes, der dafür aber auch die Tochter so lange erhalten muß, bis er ihnen Männer verschafft hat. — Schon von ihrem 8. oder 9. Jahre an trägt jedes Mädchen, als einen Bestandtheil ihres Anzuges, einen kleinen seidenen Beutel, in welchem sich Pfeife und Tabak befinden, mit deren Gebrauch sie auch schon in diesem zarten Alter nicht unbekannt sind. Seidenstickerei und Malerei, Weberei von seidenen und baumwollenen Zeugen beschäftigt nur wenig Frauen. Nur die Frauen und Töchter der niederen Stände dürfen sich öffentlich sehen lassen; wollen vornehme Frauen einander besuchen, so müssen sie sich einer dicht verhdllten Sänfte bedienen. Das häusliche Glück ist in China sehr schlecht bestellt. Unter den Gliedern der Familie muß immer ein kaltes, abgemessenes Betragen beobachtet werden. Schon im 9ten Jahre werden die Knaben von ihren Schwestern getrennt und so das Gefühl der Geschwisterlichkeit in der Knospe erstickt. Das steife, feierliche Wesen, welches den chinesischen Kindern frühzeitig angebildet wird, legt selbst allen kleinen Freuden ihres jugendlichen Alters einen schädlichen Zwang auf und erstickt den Geist der Thätigkeit und Unzernehmung.

Ihre Todten begraben die Chinesen immer in einer gewissen Entfernung von den Gebäuden der Lebenden. Sonst herrschte bei den Begräbnisfeierlichkeiten großer Luxus, den jedoch der jetzt regierende Kaiser sehr zu beschränken sucht. Auf den chinesischen Begräbnishäusern, die mit Zedern, Cypressen und Wacholdersträuchern, deren härgige Ausdünstungen die Luft auf den Todtenäckern reinigen, geschmückt sind, findet sich die größte Mannigfaltigkeit der Denkmäler. Manche legen die Ueberreste ihrer Verwandten in Häuser nieder, welche sich nur in ihrer geringern Größe von denen unterscheiden, die sie bei ihren Lebzeiten bewohnten. Andere ziehen ein viereckiges auf alle Art verziertes Gewölbe vor, noch andere überbauen die Gräber mit einem Sechs-

oder Achteck. Die Denkmäler vornehmer Personen haben gewöhnlich die Form von drei Terrassen, welche über einander gebaut und mit einer runden Mauer umgeben sind. Über der in der obersten Terrasse sich befindenden Thüre erblickt man passende Inschriften. Bilder von Slaven, Pferden, Kindern und andern Geschöpfen, welche dem Verstorbenen im Leben diesten oder angenehm waren, verzieren auch sein Grab (s. Taf. XXIII.) Der Zug bei einem Begegnisse ist gewöhnlich auf folgende Weise geordnet: Voran geht ein Priester, dann kommen Spielleute mit Fildern, Trompeten und Tamburinen, hierauf die männlichen Verwandten des Verstorbenen in langen, weißen Kleidern, und hinter ihnen der vornehmste Leidtragende, auch zwei Freunde, die ihn abzuhalten suchen, die Wangen und das Haar zu streichen. Unmittelbar vor dem Sarge werden Räucherpfeifen und eine Fahne, auf welcher der Name des Verstorbenen, seine Würde und seine Verdienste, zu lesen sind, hergetragen; nun erst folgt der Sarg unter einem prächtigen Baldachin, von 8, 20, auch wohl mehr Personen getragen. Hierauf kommen die weiblichen Verwandten in Säften, oder in kleinen bedeckten Karren, auch wohl zu Fuß; ihr Haar ist in Unordnung und ihre Stirne mit breiten weißen Bändern umwunden. Nähert man sich einer Brücke oder einem Tempel, so hält der Zug still, der Priester verbrennt kleine Bildchen aus geschlagenen Zinnblättern, oder läßt ein paar Schwärmer los, worauf das Lärmbeden und die übrige Musik erklängt. Ein Polizeibeamter begleitet in der Regel zu Pferde den oft sehr weitläufigen Zug (s. Taf. XXIII.)

Zu den Vergnügungen der Chinesen gehören Karten- und Würfelspiele, und vornehm gehen selten aus, ohne ein Spiel Karten oder Würfel in der Tasche zu haben. Auch hat man Wachteln und eine Gattung Heuschrecken künstlich abgerichtet, sich gegenseitig zu bekämpfen und zu zerfleischen, und findet an diesen Wettkämpfen große Freude. Tänze, ausgenommen die Pantomimen, welche aber sehr unvollkommen sind, und nur von Schauspielern vorgestellt werden, kennt der Chinese nicht; wie er denn überhaupt wegen seiner körperlichen Schwäche, die in den

südlichen Land'schaften von dem heißen Klima, hundertbigen Pyramiden erheben sich andere und im Allgemeinen aber von der dürtigen Nahrung zerplagen zuletzt mit heftigem Krachen, wie denn herrdhre, Leibesübungen nicht liebt. Der Neujahrstag, der Geburtstag des Kaisers und das Laternenfest sind in China, wo man keine wöchentlichen Ruhetage, wie z. B. unsere Sonntage, hat, die wichtigsten Feste. Um ersten unterläßt auch der armste Bauer nicht, sich und die Seinen neu zu kleiden. Man besucht Freunde und Verwandte, giebt und empfängt Geschenke, und Männer in öffentlichen Aemtern geben Feste und Gastmählter. Am Geburtstage des Kaisers versammeln sich alle Prinzen und Beamten des kaiserlichen Palastes zu Peking in ihren Staatskleidern, um ihre Ehrfurcht vor dem Throne im großen Audienzsaal zu bezeugen. Bei dieser Gelegenheit werden auf dem Fußboden vor den Thron eine Tasse mit Thee, eine mit Reis und eine mit Oel auf drei kleine Dreifüße gesetzt, um dadurch anzuerkennen, daß der Kaiser Eigentümmer des Bodens sei, welcher diese drei Hauptzeugnisse hervorbringt. — Das Laternenfest, wo das ganze Reich von einem Ende zum andern, oft auf die finsternste Art erleuchtet wird, ist ein alter religiöser Gebrauch, dessen Entstehung sich nicht mit Sicherheit nachweisen läßt. An diesem Feste erleuchten die Chinesen nicht nur ihre Häuser, sondern üben auch ihren Scharfsinn durch Verfertigung von Transparents in Gestalt verschiedener Thiere, womit sie des Nachts durch die Straßen laufen. Es macht einen sonderbaren Eindruck im Dunkel der Nacht, Wdgeln, vierfüßige Thiere, Fische und andere Geschöpfe vorüberziehen und mit einander kämpfen zu sehen. Einige haben Schwärmer im Munde und hauchen Feuer; andere haben sie Thee bedient werden; auch brennende Licher am Schwanz; aus einigen steigen Raeten; in zum Anzünden der Pfeifen dürfen nicht fehlen. —

<sup>\*)</sup> Eine Vorrichtung, sagt der Engländer Macartney, dessen Gesandtschaftsreise nach China der beliebte van der Gelle zum Gegenstand einer interessanten Erzählung machte, gefiel mir besonders. Es wurde ein großer Kasten, der 5 Fuß ins Gewicht hatte, 50 bis 60 Fuß umgezogen. Der Boden war so gemacht, daß er beim Hinaufziehen schnell herausfußt und 20 bis 30 Reihen Laternen, die im Kasten waren, herausfallen läßt, welche sich allmälig eine aus der andern entfalten, so daß ihrer zuletzt wenigstens 500 waren, in denen jeder ein Licht von bunter Flamme hell brannte. Diese Entwicklung der Laternen, die aus Gaze oder Papier gemacht schienen, wurde verschieden Male wiederholt, und jedes Mal zeigten sich andre Farben und Figuren. Auf jeder Seite posten mehrere kleine Kästen dazu, die sich eben so wie die andern öffnen und ein ungeheure Schwerwirkt von Feuer mit Abhüllungen und Feldern von verschiedenen Formen und Größen, rund und viereckig, schiefdig, achteckig und rautenförmig herabwurzen, welche wie das höchste Poliert-Kupfer glänzen und bei jedem Windstoß prismaförmige Blitze schleuderten. Das Ganze endigte mit einem Duscone oder allgemeinen Aufsprüngen von Sonnen, Sternen, Schwämmen, Raketen und Granaten.

Zur Vergnugung der geringern Stände, denn der Besuch des Theaters ist ziemlich kostbar, hat man auch Puppenspiele. Der Puppenspieler (s. Taf. XXXIII.) steht auf einem Schemel und läßt unter einem Vorhange von blauem baumwollinem Zeuge, der bis an die Knöchel reicht, sehr kleine Marionetten eine Art von Komödie spielen. Der kleine Kasten auf dem Kopfe stellt das Theater vor. Die kleinen Figuren bewegen sich mit vielem Unstand, und der Inhalt der Stücke ist sehr unschuldig. Auch die chinesischen Bettler (s. Taf. XXXIII.) suchen durch die Befriedigung der Schaulust ihr kärgliches Brot zu gewinnen, und durch ein Kunststück, durch einen abgerichteten Affen oder, wie der hier abgebildete, durch eine zahm gemachte Schlange einige Stückchen Kupfermünze zu erhalten. Er trägt die Schlange um den Hals, läßt sie ganz in den Mund kriechen und zieht sie bei dem Schwanz wieder heraus. Manche legen sich Feuer auf den Kopf; andere stossen sich die Stirn auf einen Stein oder suchen durch andre gewaltsame Verletzungen ihres Körpers das Mitleid der Vorbeigehenden zu erregen. Auch die Bonzen, eine Art Bettelmönche, Priester des Boismus, müssen oft zu Taschenspielkünsten ihre Zuflucht nehmen, um dürftiges Almosen zu erhalten. Sie gehen von Thüre zu Thüre, und singen eine Art eindringlicher Gesänge, die sie mit schwachen Schlägen auf ein hohles Stück Holz, das wie eine Birne gestaltet ist, begleiten (s. Taf. XXXII.). Sie gehen stets ohne Kopfbedeckung, und an jedem Knie befindet sich ein mit Baumwolle ausgestopftes Kissen, um sich das häufige Knieen bequamer zu machen. Auf dem Rücken tragen sie ein Bretchen, auf welchem die Seete und der Tempel oder das Kloster, zu welchem sie gehörten, mit chinesischen Buchstaben angegeben ist.

Ein großes Hinderniß eines ungezwungenen, heitern und geselligen Lebens ist in China die ängstliche Beobachtung einer Menge Zeremonien, mit denen es um so genauer genommen werden muß, als darüber besondere, sehr ins Einzelne gehende Gesetze, über deren Aufrechthaltung eine eigene Behörde wacht, vorgeschrieben sind. Die Unterlassung der geringsten Kleis-

nigkeit wird beinahe einem Verbrechen gleich geachtet und bei den Geringern mit harter körperlicher Strafe, bei Staatsbeamten mit Degradation und Suspension belegt. Man besucht sich, indem man Karten schickt, und der Rang desjenigen, welcher einen Besuch abstattet, läßt sich sogleich aus der Größe, Farbe und Verzierung seiner Karte sehen, welche hier wiederum auch in allen diesen Punkten nach dem Range des Besuchten sich richtet. Die Karte eines Vicelndigs z. B. enthält so viel Papier, als hinreichen würde, die Wände eines Zimmers von mittlerer Größe zu tapetiren. Auch die Form jedes gewöhnlichen Grusses, der unter Personen gleichen Ranges darin besteht, daß man die Hände vor der Brust faltet, dann eine freundliche Bewegung damit macht, den Kopf ein wenig neigt und Tsins-sin zu einander sagt, ist von der Zeremonienbehörde vorgeschrieben. Ist die Person, welcher man begegnet, von höherem Range, so muß man beide Hände zusammenlegen, sie über die Stirne emporheben, dann wieder zur Erde senken und sich mit dem ganzen Körper tief verneigen (s. Taf. XXXIV.). Treffen sich zwei bekannte Personen nach einer längern Trennung, so fallen beide vor einander auf die Knie, beugen sich hierauf bis zur Erde, stehen wieder auf und wiederholen dies zwei bis drei Mal. Begegnen sich zwei Mandarinen von gleichem Range auf der Straße, so steigen sie nicht vom Tragesessel herab; sie legen die Hände zusammen, lassen sie herabsinken, heben sie wieder bis an die Stirn, und fahren mit dieser Begrüßung fort, bis sie einander nicht mehr sehen können. Begiebt sich der Kaiser aus seinem Palaste, so werden alle Querstraßen, die in die Hauptstraße gehen, durch welche er seinen Weg nimmt, mit grellen Vorhängen von blauem Mantel verhüllt. Bereist er das Land, so müssen die zufällig auf der Straße Anwesenden sich nur dem Gesicht zur Erde werfen, und dürfen es nur verstohlen wagen, einen sorgfältigen Seitenblick auf sein Antlitz zu werfen. — Diese steifen, abgemesenen Höflichkeitsformen haben wenigstens das Gute, daß sie ein rohes gewaltthärtiges Benehmen selbst unter den Menschen der niedern Stände hindern. Seltener kommt es in

China zu gemeinen Schimpfwörtern, noch seltener zu Schlägereien, die höchstens mit Verlust des langen Zopfes oder dem Zerfetzen der Kleider endigen. Doch mag hierzu auch die große Furchtsamkeit der Chinesen, denen es in der Regel an persönlichem Muthe und Geistesgegenwart unter Gefahren und Schwierigkeiten gar sehr fehlt, das Ihrige beitragen. Ein gezogener Degen, eine vorgehaltene Pistole kann sie bis zu Krämpfen erschrecken; ein Beweis, daß zum Selbstmord, der sowohl bei Männern als Weibern, vielleicht in keinem Lande häufiger ist, als in China, eben kein großer Mut gehöret. Auch wird der Selbstmord hier für so wenig schimpflich gehalten, daß die Regierung ihn selbst begünstigt, indem sie dem zum Tode Verurtheilten aus über großer Gnade erlaubt, sich selbst hinzurichten.

Die meisten Einwohner Chinas nähren sich vom Ackerbau, in dessen Betreibung sie aber allerdings mehr Fleiß als Geschicklichkeit beweisen. Die große Bequemlichkeit, mit der sich das Wasser von der obersten bis auf die niedrigste Terrasse leiten läßt, verbunden mit dem Umstände, daß man die Kunst, Sumpfe und Moränen zu entwässern, nicht versteht, hat die Chinesen bewogen, die Bergseiten in Terrassen zu verwandeln, eine Art von Ackerbau, welche von den Reisenden sehr häufig mit Bewunderung erwähnt wird, obschon man sie auch in Europa antrefft. Weil man in China, wohl nicht mit Unrecht, den Ackerbau als die wahre Quelle des Nationalreichthums und der öffentlichen Wohlfahrt betrachtet, so ist derselbe zu allen Zeiten von der Regierung kräftig unterstützt worden, wofür auch die Feierlichkeit des Pflugführers durch den Kaiser zeugt. Das vom Kaiser im Frühling zu bearbeitende Feld befindet sich in der Nähe eines Tempels zu Peking, welcher dem Erfinder des Ackerbaues gewidmet ist. Wenn der Kaiser, der sich auf diese Ceremonie durch Fasten, Gebete und eine andächtige Zurückzogenheit vorbereitet, in dieser geheiligten Arbeit ungefähr eine halbe Stunde zugebracht hat, entfernt er sich in ein Lusthaus, und sieht von da aus der Arbeit der Fürsten und Minister zu, die unter der Anleitung der ausgezeichneten Ackerbauer unter freiem Himmel — das Stück

Feld, welches der Kaiser bearbeitet, ist während er den Pflug führt, mit einem besondern Wetterdache bedeckt — das Land bearbeiten. Während dieser Feierlichkeit singt die Hofcapelle Lobgesänge, die schon in alten Zeiten zum Lobe des Ackerbaues gedichtet sind. Der Kaiser und seine Umgebungen tragen das Gewand der Dorfbewohner. Die Ackerwerkzeuge, deren sie sich bedienen, und die man in besondern Besitznissen bewahrt, sind sehr rein und zierlich. An die Hakenpflüge spannt man Ochsen — Maulthiere und Esel sind sonst das gewöhnlichste Zugvieh — die besonders dazu unterhalten werden. Das von des Kaisers Hand bearbeitete Feld soll ein bei weitem vorzüglicheres Korn, als das von den Fürsten und Beamten gepflügte tragen, daher man auch aus demselben die Brode backt, die man bei den dem Himmel (Tien) darzubringenden Opfern braucht. — In Bereitung und Herbeischaffung des Düngers zeigen die Chinesen einen bewundernswerten Schaffsinn; es läßt sich buchstäblich behaupten, daß sie zu diesem Zwecke nichts unbenuhzt lassen. Selbst die Haare braucht man als Dünge, und die Barbiere, die hier, wie viele andere Handwerker, ihre Berichtung auf offener Straße treiben, sammeln sorgfältig die Beute ihres Scheermessers auf. Das Kästchen, welches ihre Werkzeuge enthält und das sie an einem leichten Bambusrohre über der Schulter tragen, dient auch zum Sig für die, welche ihre Dienste in Anspruch nehmen und an dem Gefäße, in welchem sich das ndthige Wasser befindet, ist zugleich ein Stock mit Handtuch und Streichleder bestellt (s. Taf. XXXII.) — Die Geträidearten in China sind in den nordlichen und westlichen Gegenden Weizen, Moorhirse und in den Ebenen und Niederungen der mittleren und südlichen Provinzen Reis, von welchem in der Regel ein Korn 25 — 30 giebt. Um den Reis auszuholzen, bedient man sich (s. Taf. XXXIII.) eines großen hölzernen, ausgedehntesten Blockes, der beinahe bis oben an mit Reis gefüllt wird; in die Mitte desselben werden so viel gleich große einzelne Ringe auf einander gelegt, als ndthig sind, um raumgleiche Höhe mit dem Stück Reis zu haben. Der Arbeiter schlägt oder

stampft nun mit einem schweren, langen, hölzernen Hammer, in den durch die Ringe gewonnenen leeren Raum, in welchen mit jedem Schlage mehrere Körner von dem um diese Ringe liegenden Reis fallen. Von Zeit zu Zeit wird der Reis gesiebt, gereinigt und in einer Strohmatte aufbewahrt; die Ringe (s. Taf. XXXIII.) werden nach der Menge des Reises gewechselt. — Aus der in China im Ganzen sehr unvollkommenen Art, das Feld zu bauen, vornehmlich aber in der Beschaffenheit des vornehmsten Nahrungsmittels, des Reises, der in guten Jahren zwar außerordentlich gedeiht, aber dem Misstrathen auch mehr als alle andere Getreidearten unterworfen ist, erklärt sich die sonst auffallende Erscheinung, daß in China, bei aller Begünstigung der landwirtschaftlichen Gewerbe, doch selten 3 Jahre nach einander vergehen, ohne daß in einer oder der andern Provinz eine furchtbare Hungersnoth entstehe, in der Eltern ihre Kinder zu tödten oder zu verkaufen, und Kinder den Leidern ihrer schwachen und behaarten Eltern gewaltsam eine Ende zu machen gezwungen sind.

Bemerkenswerth ist in China die Betreibung der Fischerei durch Kormoran's (*Pelicanus chinensis*). Der Kormoran, in China *Keestse* genannt, ist eine Art Kropfgans oder Pelikan mit weißer Gurgel, braunem Rücken, weiß und braun geflecktem Bauche, runden Schwanz, blauem Augenstern und gelbem Schnabel und gelben Füßen. Dieser Vogel hat, wie die Pelikane, unter dem Schnabel eine Haut, die sich wie ein Beutel ausdehnt, und in welchen er alles, was er fängt, hineinfallen läßt. Der Fischfang mit diesen Vögeln wird auf den Seen und Flüssen Chinas auf folgende Weise betrieben: Auf jedem zum Fischfang bestimmten Fioch oder Boot, die von so leichter Bauart sind, daß sie von zwei Leuten bequem an einer Stange an den Ort des Fanges getragen werden können, befinden sich gewöhnlich zwei Fischer und 10 — 12 abgerichtete Kormorans, die auf ein gegebenes Zeichen aussliegen, untertauchen und jeder mit einem Fisch oder mit mehreren beladen auf das Boot, wo man ihnen die Fische abnimmt, zurückkehren. Den noch nicht genugsam abgerichteten Vogeln wird ein Ring um den Hals gelegt, damit sie die gefangenen Fische nicht verschlingen können; auch sind diese an Schnüren gebunden, deren Ende die Fischer in den Händen halten; bei gut abgerichteten ist diese Vorsicht unnöthig (s. Taf. XXXII.).

Was den Kunstleib der Chinesen betrifft, so haben sie es in einigen Zweigen, namentlich in der Färberei, Metallgieberei — man findet in China Glocken, die den berühmtesten europäischen gleich kommen — Seidenweberei, in Verfertigung edler Gefäße und elfenbeinernen Schnitzwerks sehr weit gebracht. Die Kunst, Papier aus Pflanzenstoffen zu bereiten, soll hier schon 105 v. Chr. erfunden worden sein. Das aus Baumwolle bereitete Papier kommt an Weiß und Glätte dem besten europäischen gleich, und wird, um das Durchschlagen der Tinte oder Tusche zu verhindern, mit einer starken Ansölung von Lamm überzogen. Viele alte Leute und Kinder leben davon, daß sie die Tinte oder Tusche von altem beschriebenem Papier abwaschen (leichtere scheidet man nachher wieder vom Wasser und hebt sie zu künftigem Gebrauche auf), welches, nachdem man es geschlagen und zu einem Brei gekocht hat, wieder zu Papier gemacht wird. — Daß die Buchdruckerkunst in China eher heimisch gewesen sei, als bei uns, unterliege keinem Zweifel. Die Beschaffenheit der chinesischen Schriftzeichen aber hat es verhindert, daß bewegliche Lettern, wie bei uns, zu ihrer Darstellung und Zusammensetzung gebraucht werden konnten, daher man sich noch heute hölzerne Tafeln bedient, in welchen die Schriftzeichen ausgeschnitten sind.

Der auswärtige Handel der Chinesen ist, seit die Europäer in den Ländern des indischen Oceans Niederlassungen errichtet haben, viel unbedeutender, als in früheren Jahrhunderten, und wird durch die strengen Gesetze der Regierung, nach welchen jedem Chinesen, der außer Landes zieht, eine bestimmte Zeit festgesetzt wird, binnen welcher er in seine Heimat zurückkehren muß, wenn er das Bürgerrecht nicht verloren will, noch mehr beschränkt. Weder der Schiffbruch, noch sonst ein hindernder Unfall auf der Reise können die Strenge dieses

Gesches mildern. — Der Hauptgrundzah der Masse des europäischen Goldes und Übers, jegigen chinesischen Schiffssahrt besteht darin, sich dem Ufer so nahe als möglich zu halten, und das Land wo möglich nie aus dem Auge zu verlieren, ein Grundzah, der durch die unvollkommene Bauart ihrer Schiffe, Junken, die es auch begreiflich macht, wie allein aus dem Hafen von Canton, wo hauptsächlich der Handel mit Europa seinen Sitz hat, jährlich 10 bis 12000 Menschen durch Schiffbruch umkommen, bedingt wird. — Die meisten und besten Geschäfte mit China machen jetzt die Britten und Nordamerikaner. Zum Behufe des Handels mit fremden Nationen besteht in Canton und dem damit verbundenen, eigentlich den Portugiesen gehörigen Hafen Macao, ein eigner, aus 12 bis 14 der angesehensten chinesischen Kaufleute, welche die Hong genannt werden, gebildeter Verein. Nur die Mitglieder dieses Vereins haben das Recht, mit den ankommenden fremden Schiffen zu handeln, und es muß ihnen zu dem Ende ein sehr umständliches Verzeichniß der ganzen Ladung derselben, gleich nach ihrer Ankunft, zugestellt werden. Gleich nach der Ankunft eines Schiffes wird der Oberzolleinnehmer, Hopu, mit der größten Feierlichkeit auf dasselbe geführt, um es auszumessen, und darnach den Betrag des Zolles, der sich zuweilen auf 75000 Rthlr. beläuft, zu bestimmen. Außerdem hat der Hopu das Recht, gewisse Waaren für sich und seine Begleiter auszuwählen, welche dann die Hong, die ihren Gewinn mit den Mandarinen teilen, für ihn erhandeln müssen. Hierzu kommen noch mancherlei Geschenke an die verschiedenen. Beaunten, eine Menge herabwürdigender Beschimpfungen, sowohl von diesen als von Seiten des Pöbels, und Betrügerien aller Art, so daß nur der ungeheure Gewinn die Europäer zur Fortsetzung dieses Verkehrs ermuntern kann. Die bedeutendsten chinesischen Ausfuhrartikel sind Thee, rohe Seide, Mantan, Perlmutt, Schildpatt und Porzellan, wofür europäische und indische Waaren eingeführt werden. Ein beträchtlicher Theil, vielleicht die Hälfte der Ausfuhrartikel, wird auch mit baarem Geld ausgeglichen, so daß Hassel China mit Recht den Schlund nennt, worin sich bisher eine große

er rechnet in 200 Jahren 2000 Millionen Gulden, verlor und noch verliert. — Der anschwärige Landshandel der Chinesen wird theils mit den Russen mittelst Karawanen über Kascha, theils mit den Bucharen, Birmasen und Koreanern getrieben. — Neuerdings ist der chinesische Winnenhandel da, so sehr den Chinesen jeder Verkehr nach außen beschränkt ist, der im Innern, wo durchaus keine Vorrechte der Monopolisten oder Maithbeschränkungen, das Salz angenommen, besitzen, desto freier sich bewegen kann. Obwohl daher es in China keine Messen und Jahrmarkte giebt, so ist doch an jedem nur einigermaßen bedeutenden Orte täglich ein so lebhaftes Gewühl von Käufern und Verkäufern, daß man überall eine Messe oder einen Jahrmarkt zu erblicken glaubt. — Im Handel und Wandel ist der Chiuse nicht nur gegen Fremde, denen er wohl einmal höflichen Schinken statt wirklichen, lästig aussgestopfte Kapaune für wülliche verkauft, sondern auch gegen seine eignen Landsleute äußerst hinterlistig und betrügerisch. Die chinesischen Handelsleute haben eine eigene Fingersprache, durch welche sie den Preis der Waare bezeichnen, und oft, ohne ein einziges Wort dabei zu sprechen, den Handel abschließen. Kleinere Zahlen drücken sie durch Ausstreckung von eben so viel Fingern aus; höhere durch besondere Einschlägungen dieses oder jenen Fingers. Dieser Fingersprache bedienen sie sich besonders, wenn sie ihren Handel vor fremden Leuten geheim halten wollen. Sie fassen sich dann einander in ihren weiten und langen Ärmeln bei den Händen und machen ihren Handel so im Verborgen ab. Auch gebrauchen die Herren dieses Mittel, wenn sie beim Einkaufen ihre Bedienten mit sich haben. Es herrscht nämlich in China bei den Bedienten der Unfug, daß sie von dem Preise, den der Herr bei Einkäufen zahlt, von den Kaufleuten den achten oder zehnten Theil für sich verlangen. Wollte der Kaufmann sich nicht zu dieser Abgabe verstellen, so würde der Bediente das nächste Mal den Herrn in ein anderes Gewölbe führen. Dessen ungeachtet hält sich der hinter dem Herrn stehende Bediente

seinerseits nicht selten durch heimliche Ausschreitung der Finger, daß er den siebten, achtten Feuer segt einen Dreifuß, dessen Harpe und Theil u. s. w. von der Kaufsumme verlange, Korn seines langen Gebrauch zeigt; füllt ihn und der Verkäufer ist nun gendigt, den Preis mit reinem Schneewasser; kocht es so lange, als um so viel zu erhöhen. Dieses Verfahren ist erforderlich sein würde, um Fische weiß und Krebse roth zu machen; gießt es auf die zarten Blätter von erlesenen Tee in eine Tasse von Zueh — eine Art Porzellan; — läßt es so lange stehen, bis der Dampf in einer Wolle emporsteigt und auf der Oberfläche nur einen dünnen Nebel schwimmend zurückläßt. Trinkt diese köstliche Flüssigkeit, nachdem es euch bequem ist, und sie wird die Ursachen des Missmuths vertreiben. Wir können den Zustand der Ruhe, den eine so zubereitete Flüssigkeit hervorbringt, schmecken und empfinden, aber nicht beschreiben! — Hierbei ist zu bemerken, daß die chinesischen Gedichte, man hat auch lyrische und didactische Elegien, Epigramme und Satyren, ihre Hauptschönheiten mehr der Wahl der Charaktere und den Gedanken, als den Themen und der Versification selbst verdanken. Ein Europäer findet wenig Schönheit in der chinesischen Sprache; es fehlt ihr an kleinen Hülfswörtern, die den europäischen Sprachen Kraft und Anmut geben. Die Schönheit eines Ausdrucks besteht in China vorzämlich in der Wahl des Schriftzeichens und nicht in der Wahl oder Anordnung der Wörter. — Die Sprache der Chinesen gehört unter die einsilbigen Ursprachen und hat nicht mehr als 350 einfache Wurzelwörter. Da diese zur Bezeichnung aller Begriffe bei weitem nicht ausreichen, so nimmt man seine Zuflucht zu der Betonung, welche bei vielen Wurzelwörtern so verschieden ist, so daß dadurch eins allein 50 verschiedene Bedeutungen erhält. Der Bau der Sprache ist übrigens sehr einfach; jedes Wort bleibt überall einsilbig und wedet Haupt noch Zeitwörter erleiden eine Veränderung. Desto zusammengezettert ist die chinesische Büchersprache oder vielmehr die Schrift (s. Tas. XXXIV.). Sie besteht nicht aus Buchstaben oder Lautzeichen, auch nicht, wie die der alten Egypter, aus Hieroglyphen, sondern aus besondern willkürlichen Zeichen, deren man zusammen 80,000 zählt. Um jedoch die gewöhnlichsten chinesischen Bücher zu verstehen, reicht für den Europäer

malt hat, lautet also: „Über ein glimmendes Korn seinen langen Gebrauch zeigt; füllt ihn und der Verkäufer ist nun gendigt, den Preis mit reinem Schneewasser; kocht es so lange, als um so viel zu erhöhen. Dieses Verfahren ist erforderlich sein würde, um Fische weiß und Krebse roth zu machen; gießt es auf die zarten Blätter von erlesenen Tee in eine Tasse von Zueh — eine Art Porzellan; — läßt es so lange stehen, bis der Dampf in einer Wolle emporsteigt und auf der Oberfläche nur einen dünnen Nebel schwimmend zurückläßt. Trinkt diese köstliche Flüssigkeit, nachdem es euch bequem ist, und sie wird die Ursachen des Missmuths vertreiben. Wir können den Zustand der Ruhe, den eine so zubereitete Flüssigkeit hervorbringt, schmecken und empfinden, aber nicht beschreiben! — Hierbei ist zu bemerken, daß die chinesischen Gedichte, man hat auch lyrische und didactische Elegien, Epigramme und Satyren, ihre Hauptschönheiten mehr der Wahl der Charaktere und den Gedanken, als den Themen und der Versification selbst verdanken. Ein Europäer findet wenig Schönheit in der chinesischen Sprache; es fehlt ihr an kleinen Hülfswörtern, die den europäischen Sprachen Kraft und Anmut geben. Die Schönheit eines Ausdrucks besteht in China vorzämlich in der Wahl des Schriftzeichens und nicht in der Wahl oder Anordnung der Wörter. — Die Sprache der Chinesen gehört unter die einsilbigen Ursprachen und hat nicht mehr als 350 einfache Wurzelwörter. Da diese zur Bezeichnung aller Begriffe bei weitem nicht ausreichen, so nimmt man seine Zuflucht zu der Betonung, welche bei vielen Wurzelwörtern so verschieden ist, so daß dadurch eins allein 50 verschiedene Bedeutungen erhält. Der Bau der Sprache ist übrigens sehr einfach; jedes Wort bleibt überall einsilbig und wedet Haupt noch Zeitwörter erleiden eine Veränderung. Desto zusammengezettert ist die chinesische Büchersprache oder vielmehr die Schrift (s. Tas. XXXIV.). Sie besteht nicht aus Buchstaben oder Lautzeichen, auch nicht, wie die der alten Egypter, aus Hieroglyphen, sondern aus besondern willkürlichen Zeichen, deren man zusammen 80,000 zählt. Um jedoch die gewöhnlichsten chinesischen Bücher zu verstehen, reicht für den Europäer

die Kenntniß von 4 — 6000 Zeichen vollkommen aus. Die meisten übrigen kommen nur in den philosophischen, astrologischen und theologischen Schriften der Gelehrten vor. — Die Chinesen schreiben nicht mit Federn, sondern mit Pinseln aus Thierhaaren (s. Taf. XXXII.). — Von der Astronomie versteht der Chinese wenig. Ungewöhnliche Himmelsbegebenheiten, namentlich Sonnen- und Mondfinsternisse, werden mit Jammer und Wehklagen betrachtet. Während einer Sonnenfinsternis fallen alle auf die Knie, bücken ihre Häupter zehn Mal zur Erde, und machen einen entschuldigen Lärm mit rauschenden Instrumenten, um den Drachen, der Sonne oder Mond verschlingen will, zu verscheuchen. Der Kaiser bleibt 3 Tage unsichtbar und der Hof legt Trauer an. — Auf einer nicht höheren Stufe steht in China die Chronologie. Man rechnet noch immer nach Mondjahren zu 354 Tagen. Die 12 Monate des chinesischen Jahres haben 29 oder 30 Tage; das neue Jahr beginnt mit dem Eintritt des ersten Neumonds, jetzt mit unserem Februar. — Die Arzneikunde ist nicht minder unvollkommen, denn es fehlt an öffentlichen Schulen zur Erziehung derselben, und nur Leute von geringer Herkunft wählen den nicht eben geachteten Beruf der Ärzte. Seit 1805 kennt man durch die Briten die Kuhpockenimpfung und wendet sie im ganzen Reiche mit dem glücklichsten Erfolg an; die Einimpfung der Menschenplatten war schon vor mehr als 800 Jahren in China bekannt. — Auch auf den Zustand der bildenden Künste hat das hartnäckige Festhalten am Herkommen, das ihrem wissenschaftlichen Streben hindern entgegentritt, nachtheilig eingewirkt. In der Musik, Malerei, Baukunst u. s. w. sind sie wahre Stümper. — China hat öffentliche und Privatschulen. Der ersten sollen nicht weniger als 2338 sein. Die öffentliche Erziehung ist mit dem 17. Jahre nach vorhergegangener öffentlicher Prüfung, welche sich hauptsächlich auf die Sprachkenntniß bezieht und äußerst streng ist, beendigt. Der Knabe wird nun für einen Jüngling erklärt, erhält eine Mütze und die Erlaubniß, sich fortan in Seide zu kleiden, was er bis dahin nicht durfte, indem er als Knabe baumwollene Beuge tragen mußte. —

Privatbibliotheken gibt es in China nicht, wohl aber finden sich in einigen Klöstern und manchen größeren Städten öffentliche Bibliotheken, unter denen die zu Peking, die schon 502 v. Chr. 370,000 Bände enthalten haben soll, und fortwährend vermehrt wurde, ohnfehlbar die ansehnlichste ist. Wenn auch hierbei keine Ueberreibung statt findet, so muß man doch bedenken, daß die chinesischen Bücher nie über einen Finger stark, die Blätter nur auf einer Seite beschrieben und die Schriftzeichen meistens so groß sind, daß ein mäßiger Octavband in unsern Sprachen mehr enthält, als 200 chinesische Bände.

#### 7. Bewohner Japans.

An der Ostspitze Asiens, umgeben von einer noch ungezählten Menge kleiner Inseln, liegen drei große Inseln, die den Europäern unter dem Namen des japanischen Reichs bekannt sind. Ein stürmisches Meer, hohe, felsige Ufer und noch mehr die Politik seiner Herrscher sondern diesen Inselstaat von der übrigen Erde ab und bilden daraus eine eigen Welt. — Der östlichen Lage wegen haben die Chinesen diese Inseln, Gapon, d. i. Wohnort des Lichts, genannt; nach der geweinen japanischen Mundart werden sie Nipon oder Nison, d. h. Grundfeste der Sonne, genannt. Ob nun der in Europa gebräuchliche Name Japan aus Nipon oder Gapon, oder sonst woher entstanden sei, läßt sich nicht mit Sicherheit bestimmen. Eben so ungewiß ist es, ob dieAlien etwas von Japan gewußt haben. Zu Ende des 13. Jahrhunderts kamen durch den berühmten Reisenden Marco Polo die ersten Nachrichten von Japan, das er Zipangu nannte, nach Europa, aber erst seit 1541, wo drei portugiesische Schiffe durch einen Sturm, an die japanische Küste verschlagen wurden, gewann man nähere Kunde von diesem Lande. Durch die Jesuiten ward ohngeachtet des heftigen Widerstandes der einheimischen Priester das Christenthum mit dem glücklichsten Erfolge ausge-

breitete, so daß um 1616 fast halb Japan christlich war. Eine Revolution aber, die dem japanischen Kaiser, der in seiner Person alle geistliche und weltliche Macht vereinigt, die leichtere völlig entriß und in die Hände des unumstrittenen Beschlubbers der Armee, des Seogut oder Kubo legte; der den Portugiesen feindselige Einfluß der Holländer, die von Bataria aus mit Japan Handelsverbindungen angeknüpft hatten, noch mehr das unvorsichtige und zügellose Vertragen der Jesuiten, die sich unkling gern in die politischen Angelegenheiten mischten und gegen die neue Ordnung der Dinge sich erklären, machte nach 40jährigen blutigen Verfolgungen, in welchen mehrere Millionen Menschen umkamen — die lezte Belagerung einer christlichen Niederlassung kostete allein 37000 Menschen das Leben — dem Christenthum und der Herrschaft der Portugiesen in Japan ein Ende. Die Holländer und die Chinesen sind jetzt die einzigen Völker, deren Schiffe, und zwar nur unter den härtesten Bedingungen, der Zugang nach Japan gestattet wird. — Die Japaner haben eine sehr alte Geschichte und das Studium derselben beschäftigt nächst der Religion die meisten Gelehrten unter ihnen. Die Japaner, vielleicht ein Urvolk, waren einst Barbaren und ihrem gewaltthätigen, sähnen Charakter nach gewiß harte und strenge Barbaren durch die Nachbarschaft und den Umgang mit den Chinesen aber, von denen sie Gesetze, Christ und Wissenschaften, Manufacturen und Künste lernten, bildeten sie sich zu einem Staate, der in manchen Stücken mit China wetteifert oder es gar übertrifft. Als etwa 600 Jahr vor Chr. in Japan die monarchische Regierungsform eingeführt, und ein Mann aus einer alten heiligen Familie zum Haupte des Staats und der Religion erwählt wurde, scheinen die andern Fürsten und Herren in den einzelnen Provinzen einen Theil ihres Ansehens ihm übertragen zu haben, ohne jedoch ihrer Macht völlig zu entheben. Der Kaiser oder Dairi ward nun das Oberhaupt der Fürsten, die in ihren Provinzen fast unumschränkt herrschten. Um die unruhigen lehnspflichtigen Fürsten im Geschosam zu erhalten, hatten die Dairi ein mi-

städisches Amt unter dem Titel Kubo errichtet und denselben volle Gewalt über die Armee geben. Zu ihrem Verderben! gegen das Ende des 16. Jahrhunderts nämlich entriß Fedes Schossi, der Sohn eines Landmaunes, der sich zur Würde eines Kubo emporgeschwungen hatte, dem Dairi oder Kin Rey alle weltliche Macht, wies ihm die Stadt Kio (oder Miata, die alte Hauptstadt des Reichs auf der Insel Nippon) zur Residenz an, und schlug sein weltliches Hoflager zu Jeddo auf. Seit jener Zeit wird Japan von zwei Kaisern, einem geistlichen und weltlichen, beherrscht.

Der Flächenraum der gesammten japanischen Inseln, die ehemals wahrscheinlich mit dem festen Lande von Asien zusammenhingen, betrugt 8000 Quadratmeilen, die Zahl der Einwohner aber ist nicht genau bekannt, mag sich aber, da besonders die 3 Hauptinseln ungeheuer stark verdichtet sind, auf 30 Millionen belaufen. — Wenn man auf andern Inseln des großen Oceans in der Regel verschiedene Volksstämme antrifft, so scheinen dagegen alle Bewohner Japans nur einem Menschenschlage anzugehören. Welchem, läßt sich nicht mit Sicherheit bestimmen. Nach einer uralten Sage soll in grauer Vorzeit ein chinesischer Arzt mit 300 Jünglingen und ebenso viel Mädchen nach Japan gekommen und der Stammvater des Volks geworden sein; denn aber widersprechen die Japaner selbst auf das Bestimmteste, sie wosfern durchaus nicht von den Chinesen abstammen und leiten ihren Ursprung vielmehr unmittelbar von den Göttern her. Ihr lebhafter Charakter, so wie einige ihrer alten Gedichte lassen auf malatische, ihre Physiognomie, (s. Tal. XXXVI.) namentlich ihre länglichmalen, tiefliegenden Augen, auf mongolische Abstammung schließen, so daß zulegt die Ansicht derer, welche die Abstammung der Japaner aus einer Vermischung mongolischer und malatischer Rasse, die durch stürmische Wogen von der übrigen Welt getrennt, sich selbst überlassen und befreit von späteren Einfällen der Nachbarn zu einem der originellsten und selbstständigsten Völker des Erdgeboden ausbildete, herleitet, die richtig sein mag. — Die Japaner sind von

mittlerer Größe, geschmeidig und behende, und haben starke Gliedmaßen. Ihre Farbe ist durchgängig gelb, und nur die Vornehmen, die sich der Sonne wenig ausschreiben, sind weiß. Die Augen sind länglich schmal und tiefliegend, schdn schwarz und bei den Frauen besonders außerordentlich freundlich und seelenvoll. Die Augenbrauen sind höher als gewöhnlich. Der Kopf ist bei den meisten groß, der Hals kurz, das Haar schwarz, dick und von Oel glänzend. Die Nase zwar nicht platt, doch etwas dick und kurz (s. Taf. XXXVI.).

Die Japaner sind mäßig — starke Getränke werden zwar häufig, aber nur vom gemeinen Volke und dann nur des Abends genossen, denn am Tage betrunknen zu sein bringt unauslöschliche Schande — arbeitsam — Ackerbau, Handel und Gewerbe werden selten mit großer Rücksicht betrieben, — reinlich, nicht blos in Bezug auf den Körper, den sie täglich in wasmem Wasser baden, sondern auch in Absicht auf Kleidung, Wohnung, Geräthschaften, Gesäße, Essen und Trinken. Zu ihren guten Eigenschaften gehören ferner: ihre Ehrlichkeit und Treue, — Haub ist ganz unerhörbar, und nur kleine Diebstähle kommen zuweilen vor — ihre Höflichkeit, deren Gesetze wie bei den Chinesen streng und unverbrüchlich sind; ihr Mut und ihre Tapferkeit — der holländische Gouverneur von Formosa hatte einst einige Japaner gemisshandelt, da beschließen sieben Jünglinge, ihre Landsleute zu rächen; sie landen auf Formosa, ergreifen den Gouverneur mitten unter seinen Umgebungen, entführen ihn mit gezogenen Säbeln nach ihrem Schiffe, wo er sofort ein Opfer ihrer Rache fällt. — Unter ihre schlimmsten Eigenschaften gehört ihr ungemeinHang zur Wollust, der durch öffentliche Häuser, die unter dem Schutz der Gesetze stehen, ihre bestimmten Einrichtungen, Regeln und Privilegien haben und oft mit prächtlicher Pracht eingerichtet sind, befriedigt wird; ihr Stolz, ihr Ehrgeiz, ihre Nachsicht, die nicht selten zur erblichen Blutrache wird und der unschuldigen Geschwistern zur Folge hatte, daß, wenn höhere Personen einander beleidigt haben, der Beleidigte den andern heraus fordert, sich mit einem Mess-

ser den Bauch aufschlägt und dadurch den Gegner, wenn er nicht für ehres erklart sein will, zwingt, dasselbe zu thun. Uebrigens zeigen die Japaner in ihren Unternehmungen, ihrer Regierungsform, ihrem Umgange mit Fremden, ihren Beschäftigungarten und ihrer Wohlhabenheit, daß sie ein sehr verständiges Volk sind.

Hinsichtlich der Religion — es gibt in Japan vier verschiedene Arten derselben — herrscht völlige Glaubensfreiheit, und nicht selten bekennen sich die einzelnen Glieder einer Familie zu eben so viel verschiedenen Religionen. Jeder Bürger hat das Recht, sich zu dem Glauben zu bekennen, der ihm gefällt, und ihn so oft zu verändern, als es ihm gut dünkt; nur Professiönsmacherei ist gleichlich verboten. Predigt jemand die christliche oder sonst eine fremde Religion, so muß er eines martervollen Todes sterben. Eben so streng ist die Einführung fremder Religionsbücher verboten, und die holländischen Schiffe müssen, wenn sie ankommen, dem japanischen Befehlshaber zu Nagasaki ihre religiösen Schriften in einer Kiste überliefern, welche ihnen erst bei ihrer Abreise zurückgegeben wird. Die Xinto- oder Sinto-religion scheint die älteste und ursprünglich einheimische zu sein, und mag, da sich zu ihr der Dairi bekennt, als Staatsreligion angesehen werden. Ehe dieser Glaube mit Zivilen und Ceremoniendienst überladen wurde, mag er wohl viel einfacher und edler gewesen sein, als jetzt. Die Grundsätze derselben ist die Verehrung eines einzigen, obersten und unsichtbaren Wesens, welches über den Wolken thront; aber es ist zu erhaben, um in Tempeln oder unter einemilde verehrt zu werden; man schwört nur bei ihm. Diesem höchsten Wesen sind aber eine Menge Nebengötter oder Kami untergeordnet, die Vorsteher und Regenten der Elemente und überhaupt der sichtbaren Welt. Sie haben daher auch Einfluss auf die menschlichen Schicksale, und an sie richtet man seine Gebete, sie verehrt man in einfachen, von Holz erbauten, in schattigen Hainen, oder am Anhange eines Hügels, liegenden Tempeln, in denen man ihren Bildern, vor denen zu jeder Zeit Lichter brennen, Blumen, auch wohl Geld, Früchte, Reis und andere Le-

benenmittel darbringt. Auch Heilige, oder solche Personen, welche sich durch ein besonderes frömmes Leben ausgezeichnet haben, werden nach ihrem Tode angebetet. Die Sintoereligion lehrt auch die Unsterblichkeit der Seele und gerechte Vergeltung. Die Jugendhaften nähmlich erheben sich sterbend in die obren Lustbezirke und kehren zuletzt, alle Persönlichkeit aufgehend, zu dem einzigen und obersten Wesen zurück; die Gottlosen aber müssen hins- und herschwärmen, um für ihre Sünden zu büßen. Reinheit des Herzens und der Sitten, durch die Reinheit des Körpers, deren man sich im höchsten Grade befleißigen muß, vorgebildet, ist das höchste Gut. Die Sintoisten essen kein Fleisch von irgend einem Arbeitsthiere, wohl aber Geflügel, Hirsche, Hasen, Büren, Fische und Seethiere. Auch dürfen sie kein Blut vergießen und keine Leiche anrühren; sie würden dadurch auf längere Zeit unrein werden. Die Seelen der Thiere — diese Thiere richten in Japan großen Schaden an und sind daher äußerst verhaft, — sind die einzigen bösen Geister. In allen Tempeln der Untergötter und Heiligen befindet sich ein großer Spiegel von gegossenem Metall, der die Andächtigen, welche sich betend davor niederwerfen, daran erinnern soll, daß die Gottheit jede Negung ihres Herzens erforscht, so wie der Spiegel alle Flecken ihres Gesichtes zeigt. Mit der grössten Andacht naht man sich dem Tempel, und wagt denselben nicht zu betreten, wenn man sich für unrein hält. Daher badet man sich vorher, zieht seine besten Kleider an, tritt endlich mit dem Zeichen der tiefsten Ehrfurcht ein und stellt sich vor den metallnen Spiegel, vor welchem man sein Gebet verrichtet und seine Opfer niederlegt; hierauf zieht man dreimal an einer kleinen, im Tempel hangenden Glocke, und verläßt dann den Tempel. Zu den Religionspflichten der Sintoisten gehören auch einige Wallfahrten zu besonders berühmten und heiligen Tempeln, und die Feier mehrerer Feste, z. B. des ersten Tags des ersten, des dritten des dritten, des fünften des fünften, des siebenten des siebenten, des neunten, des neunten Monats. — Von Priestern giebt es zweierlei Arten. Die

einen sind nichts weiter als verheirathete, zum Dienste des Tempels bestellte Auswärter; die andern führen ein beschauliches Leben und thelen die Geheimnisse ihres religiösen Systems nur lang geprüft und eifrig zum Schweigen verpflichteten Schülern mit. — Das geistliche Oberhaupt aller Japaner, sie mögen sich zum Sintoismus oder Buddhismus bekennen, ist der Kin Rey, oder, wie ihn die Europäer gewöhnlich zu nennen pflegen, der Dairi. Er hat alle geistlichen Seiner und die oft sehr einträglichen Pründen zu vergeben, und das in Japan sehr lohnende Vorrecht, vornehme und heilige Ehrentitel, z. B. den Titel Kami, Untergott, Heiliger, zu verkaufen. Dem Range, aber nicht der Macht nach, die, wie schon oben gedacht wurde, der Kubo gegen das Ende des 16. Jahrhunderts an sich riß, ist dieser Kin Rey die erste Person des Reichs, denn selbst der weltliche Kaiser, dessen schlaue Politik den Kin Rey, diesen Abdämling des angeblich 2000 Jahr alten japanischen Herrschertamms, in eine heilige Person verwandelte, den kein menschliches Auge, am wenigst ein Mann, der nicht zur Bedienung desselben angestellt ist, sehen darf, erweist ihm äußerlich die tiefste Ehrerbietung, fragt ihn bei manchen Regierungangelegenheiten um Rath, nimmt Ehrentitel von ihm an, und erniedrigt die ihm dadurch ertheilte Auszeichnung mit ansehnlichen Geschenken. Ehemal machte sogar der Kubo alljährlich eine Reise nach Miaco, um dem Dairi persönlich seine Ehrfurcht zu bezeugen; nach und nach wurden diese Besuche seltener, und jetzt läßt er es dabei bewenden, ihm von Zeit zu Zeit durch Gesandte Geschenke zu über-schicken. Unter den zum neuen Jahr üblichen Geschenken des Kubo muß sich durchaus ein weißer Kranich mit schwarzem Kopfe, den der Kaiser auf der Falkenjagd selbst gefangen hat, befinden. Kein Geschäft kann den Monarchen von dieser Verpflichtung befreien; nur Krankheit entschuldigt ihn, aber dann muß der Thronfolger die Verpflichtung des Vaters übernehmen. Der Dairi kommt selten aus seinen Zimmern; ein dem weltlichen Kaiser verantwortlicher Statthalter bewacht ihn gleich einem Gefange-

nen. Will er einmal in seinem Garten oder in dem innern Bezirke seines ungeheuern, wohlbesetzten Palastes frische Lust schöpfen, so wird allen durch ein Zeichen Entfernung geboten, und vertraute, eigens dazu bestellte Träger bringen ihn auf ihren Schultern hin und zurück. Nur einmal im Jahre geht er auf einer bedeckten Gallerie, welche blos nach unten zu einige Däffnungen hat, so daß die Undächtigen seine Füße wenigstens sehen können, spazieren. Er wird geboren, lebt und stirbt in dem Bezirke seines Palastes, findet und genießt alle seine Vergnügungen innerhalb desselben, und kommt in seinem ganzen Leben nicht aus demselben heraus. Sein Name wird so geheim gehalten, daß ihn nur wenige Menschen eher als nach seinem Tode erfahren. Haare, Nagel und Bart dürfen ihm nicht am Tage gereinigt oder beschneitten werden, heimlich nur und des Nachts, wo seine heilige Seele abwesend und nur die sichtbare Hülle zurückgeblieben ist, darf dich geschenken. Er speist beständig auf ganz neuen Tellern, und auch alle übrige Geschirre, deren er sich bedient, müssen ganz neu sein, und werden nach der Mahlzeit sogleich zerschlagen, damit sie nicht durch fremden Gebrauch entheiligt werden. Eben so trägt er jedes Kleid nur einen Tag, und es wird den nächsten Tag sogleich seinen Hofsleuten, die fast nur aus Personen seiner Familie bestehen, geschenkt. Diese Kleider bestehen aus seidenen Stoffen und müssen, von der ersten Bereitung der Seide an, von den Händen reiner Jungfrauen gefertigt werden. — Damit sein Stamm nicht erlischt, hat man dem Daïti zwölf Gemahlinnen gegeben, von denen jedoch nur eine an seiner Würde, die nach seinem Tode auf den ältesten seiner männlichen Nachkommen forttert, Theil nimmt. —

Nächst dem Sintoismus findet der von den westlichen Küsten Ostindiens und von China hierher verplante Buddhismus in Japan die meisten Anhänger. — Die dritte in Japan ebenfalls, namentlich unter den Vornehmern und Gelehrten in großer Achtung stehende Religion ist die Osintoloh oder die des Confucius. — Endlich gibt es auch eine kleine Zahl von Jesuiten anhætern in Japan. Sie verehren als

die oberste Gottheit die Sonne, welcher im Range der Mond und dann die übrigen Sterne folgen. Alle diese Gottheiten streiten unter einander, verheirathen sich, suchen sich zu schaden und haben alle sittliche Gebrechen der Menschen, nur mit dem Unterschiede, daß sie unsterblich sind und jede Gestalt annehmen können. Eine besondere Secte dieser Stern diener betet das Feuer an, und hält es für eine von der Sonne abstammende Gottheit. — Im Allgemeinen sind die Japaner sehr abergläubisch. Ehe man den ältesten Greis des Gegend, in welcher eine neu erbaute Brücke sich befindet, über lebhafte geführt hat, wagt niemand, aus Furcht vor einem sichern Tode, über die neue Brücke zu gehenz; einige geweihte Erben, bei einem Gewitter an die Wände des Hauses geworfen, verhindern das Einschlagen des Bliges u. s. w.

Die Regierung verfassung ist der härteste Despotismus; der Wille des Kaisers das höchste Gesetz, so daß selbst die kleinsten Landesfürsten, Damjos, die in ihren Provinzen ziemlich unumschränkt regieren, und sogar das Recht haben, einander zu besiegen, ihm so unterwarfig sind, daß er sie für ein Vergehen durch Absetzung, Verbannung oder am Leben strafen kann. Um ihrer Treue gewiß zu sein, müssen sich diese Damjos abwechselnd ein Jahr in ihren Besitzungen, das andere in der Hauptstadt Jeddo aufzuhalten, ihre Graven und Kinder aber immer in Jeddo bleiben. Der Kubo verwaltet die Regierung unter dem Beistande eines Staatsräths von sechs bejahrten Männern, welchem die sieben Theile oder Sectionen der Staatsverwaltung, als: Section der Staatsökonomie und der Einkünfte, der Schiffssahrt und des Handels, der Polizei, des Bauwesens, der Civil- und Criminalgerichtsbarkeit, des Kriegswesens und der geistlichen Angelegenheiten — jede Section ist zweien oder drei Missionären, Bunjo's, anvertraut — untergeordnet sind. — Der Kubo zieht seine Einkünfte, die zum größten Theil in Naturzeugnissen bestehen, von einigen Kronländern oder fünf kaiserlichen Landschaften und mehreren Städten, die unmittelbar unter ihm stehen, und hierzu kommen noch die ansehnlichen Geschenke, welche

ihm alljährlich die Landesfürsten dargubringen verpflichtet sind. Jeder dieser Fürsten besitzt erbliebe Landeshoheit in seiner Provinz, erhebt die Einkünfte derselben — da er der einzige Eigentümer von allem Grund und Boden seiner Provinz ist, so muß ihm der Bauer wenigstens die Hälfte, in manchen Gegenden sogar zwei Drittheile, seiner Ernte abgeben — ohne dem Kaiser Rechenschaft abzulegen, und bestreitet davon die Kosten für seine Hofschaftung, seine Kriegsmacht, die Unterhaltung der Landstrassen, kurz alle öffentlichen Ausgaben. — Um Ver schwörungen zu verhüten, ist jeder durch die Gesetze des Staats zum Wächter, Aufpasser und Bürger des andern gemacht, so daß jeder für denjenigen, der mit ihm in irgend einer Verbindung steht, dem Staate haften, und im Falle eines Vergehens mit demselben büßen muß. So muß der Vater für seine Kinder, der Herr für seine Diener, der Nachbar für den Nachbar, jede Gesellschaft für ihre Mitglieder stehen; in Städten werden zuweilen die Bewohner einer ganzen Straße wegen einer öffentlich auf dieser Straße verübten Gräueltat bestraft. Die Japaner vergleichen ihre uralten, noch heute geltenden strengen Gesetze mit einem ehrnen Pfeiler, den weder Klima, Stürme, noch Zeit vernichten, ja nicht einmal erschüttern könnten, und da mit der größten Wachsamkeit auf ihre Befolgung geschenkt wird, so findet man fast kein Land in der Welt, wo Ausschweifungen und grobe Vergehnungen so selten wären, als hier. Die meisten Verbrechen werden mit dem Tode bestraft. Schon wer den Säbel gegen jemanden zieht, ist des Todes schuldig, eben so jeder Schleichhändler, so wie alle Theilnehmer an jedem Schleichhandel, es mögen Käufer oder Verkäufer sein; auch jeder Auswanderer und wer sich mit Ausländern in irgend eine Verbindung einläßt, hat das Leben verwirkt. Meistens wird dem Verbrecher im Gefängnisse selbst der Kopf abgeschlagen; doch sind auch die Kreuzigung und andere grausame Todesstrafen nicht ungewöhnlich. Die, welche das Leben nicht verwirkt haben, bleiben lebenslänglich im Gefängnisse, oder man verbannet sie auf entlegene, wüste Inseln und zieht ihre Güter ein. Die Gefängnisse sind übrigens

reinlich und gesund. Jedes hat ein besonderes Zimmer zum peinlichen Verhöre — die sonst allgemein übliche Folter, deren geringster Grad darin bestand, daß man den Verlagten mit nackten Knieen auf einen stumpfen Säbel stellte und hierauf den Gesetzten mit immer schwereren und schwereren Gewichten belegte, wird jetzt nur noch bei schon auf andere Weise überwiesenen Verbrechern angewendet — eine Küche, einen Speisesaal, eine Badestube und ein Geschäft zu geheimen Hinrichtungen. — In einigen Fällen erlauben die japanischen Gesetze dem Beleidigten, sich selbst Recht zu schaffen; so kann ein Ehemann den Verführer seiner Frau, ein Vater den Entehrer seiner Tochter auf der Stelle töten, nur muß er nachher beweisen können, daß das Verbrechen wirklich geschehen sei. Auch das Leben mißtrahnt Kinder nicht gänzlich in der Gewalt des Vaters. Prozeßsachen werden größtentheils durch Vermittler, welche die streitenden Parteien selbst wählen, geschlichtet; gelingt es nicht, die Sache gütlich beigelegt, so wird sie dem Gericht übertragen. — Jede Stadt hat vier obrigkeitsliche Personen, von denen eine, welche Minban heißt, das Wort hat und den Vorsitz führt. Außer den Civils- und Kriegsbeamten, die über die öffentliche Sicherheit in den Städten wachen müssen, wird in jeder Straße aus den Bürgern ein Leiter mit einigen Gehilfen zu eben diesem Zwecke gewählt. Seine Pflicht ist, die Geburten und Todesfälle, die Heirathen, selbst die Abreise und Ankunft jedes Einwohners seiner Straße anzuziehen. Er läßt Friede unter den Bürgern und hat selbst das Recht, Verbrecher gefänglich einzuziehen und sie in Ketten und Banden zu legen. Streitwachen durchziehen das Nachts die Straßen und verhaften jeden, der sich ohne Laterne blicken läßt. Besondere bei der leichten Bauart der japanischen Häuser, ihrem Mangel an Rauchfangen und Schornsteinen und dem Gebrauch, den Fußböden mit Strohdecken zu belegen, höchst indirekte Sorgfalt wird angewendet, um Brandunglück zu verhüten, und doch vergeht, z. B. in jedem kaum ein Tag ohne eine Feuerbrunst, die sich aber bei den zweckmäßigen Löschanstalten selten

über das Haus hinans verbreitet, in welchem sie entstanden war. Außer den gewöhnlichen Nachtwächtern nämlich; deren in jeder Straße einer ist und welche zugleich die Stunden verkündigen, hat man noch eine große Zahl Brandswächter. In Jeddö giebt es deren 48,000, die in 48 Regimenter getheilt sind, von denen jedes den Namen eines Buchstabens des japanischen Alphabets hat, der auch zum Kennzeichen auf ihre Kleider gestickt ist. Am Ende jeder Straße ist eine Treppe befindlich, auf welcher die Wache steigen muß, um zu sehen, ob sich Feuer entdecken läßt. Oben auf jedem Dache ist ein viereckiger, mit einem Geländer umgebener Platz, auf welchem immer ein großes Gefäß mit Wasser steht; an sehr vielen Stellen sind feuerfeste, steinerne Packhäuser errichtet, wohin bei Feuersnoth die Waaren gebracht werden, und an den Mauern sind eiserne Halen eingeschlagen, um nasse Matten, die das Feuer abhalten, daran hängen zu können. —

Die Kriegsmacht der Japaner besteht in Friedenzeiten aus 100,000 Mann Fußvolk und 20,000 gepanzerten Reitern, wogu in Kriegszeiten die Kontingente der Fürsten kommen, die sich auf 368,000 Mann Infanterie und 38,000 Mann Kavallerie verlaufen sollen. Die Artillerie ist in dem erbärmlichsten Zustande. Das Laden geht auherst langsam; auch schießt man nicht eher, als bis alle Artilleristen sich ziemlich weit entfernt haben. Die gewöhnlichsten Waffen sind Säbel und Dolch, Flinten, Pfeile und Piken. Die Uniform besteht in einem kurzen Rocke (Chauri), den man ohne Gürtel über den eigenen Kleidern trägt (s. Taf. XXXVI.). Die kaiserlichen Soldaten haben schwarzseidene Chauris, mit weißen Nähten auf Brust und Rücken, die Soldaten des Fürsten von Nambu hellblaue Chauris mit einem weißen Kreise auf dem Rücken, die des Fürsten von Eyzngaru schwarzbäumwollne mit einem weißen Wiereck u. s. w. Die Staatsuniform, die in den kaiserlichen Zeughäusern aufbewahret, nur bei festlichen Gelegenheiten ausgetheilt wird, ist sehr kostbar aus schönen seidenen Stoffen verfertigt und mit Gold, Silber oder Seide gestickt. Im Kriege wird eine kurze, weite Hose und ein brei-

tes Kollet angezogen; die Brust, den Rücken, die Arme und die Beine vom Gürtel bis zu den Knien bedeckt ein Panzer, den Kopf ein großer metallner Hut, an welchem zum Schutz gegen feindliche Hiebe ein Visir angebracht ist. Die Reiterei wird aus den schönsten Männern, die kostbar uniformirt und trefflich beritten sind, gebildet. Der Sold besteht entweder ganz oder zur Hälfte in Reis. Bleibende Heerführer giebt es nicht; bricht ein Krieg aus, so ernennt der Kubo aus den Fürsten die Hauptführer, die übrigen Beschlshaber, Taishos, werden aus dem Adel und den Civilbeamten gewählt. Uebrigens ist der Stand der Soldaten in Japan erblich und bildet daher eine besondere Volksklasse. Jeder Krieger, er mag noch so alt und schwach sein, erhält seinen Abschied nicht eher, als bis er seinen Sohn, der aber das 15. Jahr erreicht haben muß, statt seiner anstellen kann. Hat er mehr als einen Sohn, so steht es ihm frei, sie alle oder nur einen dem Soldatenstande zu widmen. Da der Dienst sehr leicht und der Unterhalt gut ist, so lassen Soldaten gewöhnlich alle ihre Söhne die Fach ergreifen und dienen selbst bis zum Tode. Hat einer keine Söhne, so kann er einen adoptiren, ihn erziehen und seine Stelle vertreten lassen. Die Gesetze erlauben es sowohl den Soldaten als auch andern Ständen, drei Pflegelinder anzunehmen, sterben diese aber, so darf man keine mehr adoptiren, da vorausgesetzt wird, daß es gegen den Willen der Elter sei. Der Soldatenstand ist in Japan sehr geehrt und jeder Krieger erhält den Titel Samia, d. i. Herr. Beim Eintritt in den Dienst muß jeder Soldat dem Kubo den Eid der Treue schwören und ihn nachher mit dem Blute aus seiner rechten Hand unterzeichnen. — Fast in jedem Dorfe befinden sich zwei oder drei Soldaten, die auf Ordnung sehen und ein wachsames Auge auf polizeiliche Gegenstände haben. — An einer Seemacht fehlt es seit dem 16. Jahrhundert, wo die Regierung den Unterthanen verbot, nach fremden Ländern zu schiffen, früher aber bedeckten japanische Schiffe die benachbarten Meere, und vor Ankunft der Europäer trieben die Japaner bedeutenden Aktivhandel und eine ausges-

breitete Schiffahrt, besonders besuchten sie China und Ostindien bis nach Bengalen hin; und noch heute sind ihre seidenen und baumwollseinen Zeuge, ihre Porzellanaarten und ihre laktierten Blechwaaren mit erhabenen Blumen oder Figuren berühmte und gesuchte Handelsartikel. Die von der Regierung vorgeschriebene Bauart der Kauffahrtheischiffe, die auch keine Kanonen führen dürfen, ist so beschaffen, daß die Japaner sich nicht weit ins Meer wagen und so das Reich verlassen können. Der Grund, warum die Herrscher von Japan allen Verkehr mit dem Auslande so ungemein beschränkt haben, ist theils der große Gewerbsleib des eignen Landes, welcher alle nöthigen Lebensbedürfnisse selbst hervorbringt, theils die Furcht, eroberungsfähige Völker auf ihr gesegnetes Land aufmerksam zu machen. Wollte die Regierung übrigens eine Kriegsflotte haben, so würde ihr dies bei der guten Beschaffenheit der Häfen, bei dem Überfluß aller zum Schiffbau und zur Bewaffnung einer Kriegsflotte nöthigen Materialien, bei der Menge geschickter Zimmerleute und den sehr behenden und tüchigen Matrosen, deren bewundernswerthe Geschicklichkeit und Geistesgegenwart allgemein gerühmt wird, nicht schwer fallen. Die Matrosen, namentlich die Kaiserlichen (s. Taf. XXXVII.), werden sehr gut bezahlt, sind aber, wie die englischen, leichtsinnige Verschwender, die das Gold, das sie in vielen Monaten mit Gefahr ihres Lebens erwerben, oft in wenigen Tagen in öffentlichen Häusern vergeuden.

Die Hauptnahrungsmittel der Japaner sind Reis und Fische, die die Stelle des Fleisches vertreten, dann Kräuter, Wurzeln, Früchte, Erbsen, Bohnen und allerlei Muscheln. Man hält täglich drei Mahlzeiten. Das Hauptgericht ist Midzu, eine mehlige Substanz, welche aus der kleinen, linsenförmigen Daidubohne, Dolichos Soja, gewonnen und mit Fischen und Zwiebeln gekocht wird. Sehr gewöhnlich sind auch Reiskuchen, die zuweilen grün gefärbt werden; der Uermere bickt sich aus Gerstenmehl dünne Kuchen. Zum Braten der Fische hat man nur Öl, indem Butter, Talg und Schmalz in Japan, wo das Kindvieh nur zum Arbeiten gehalten wird, unbekannte Dinge sind. Auch

das Fleisch d. i. Wallfische wird genossen und von Männern zum Verkauf aufgeboten, die es in offenen Körben herum tragen. Der Taf. XXXVII. abgebildete Wallfischfleischverkäufer trägt außerdem in seinem Korb eine Wage, ein Beil und einen Regenschirm. Bei den Tafeln der Vornehmen herrscht zuweilen ungeheure Aufwand; ein Reisender erzählt von einem einzigen aus zwöl Schellschen und zwei Steinbrassen bestehenden Gerichte, das 1250 holländische Dukaten kostete. Zu den unentbehrlichen Lebensbedürfnissen der Japaner gehört auch Thee, den sie in ungeheurer Menge zu sich nehmen, und Tabak, mit dessen Gebrauch sie durch die christlichen Missionaire bekannt wurden, und der von beiden Geschlechtern jeden Standes fast ununterbrochen geraucht wird. In Bezug auf den letztern klagte selbst ein leidenschaftlicher Raucher: „jene Christuspriester haben uns nicht so sehr durch die Einführung ihres Glaubens, der innere Unruhen und Bürgerkriege unter uns erzeugte, als durch die Einführung des Tabaks geschabet; denn jenes war nur ein vorübergehendes, jetzt längst vergessenes Uebel, letzteres aber entzieht jetzt und vielleicht auch in den künftigen Jahrhunderten eine Menge Landes und Hände den nützlichern und nöthigern Erzeugnissen, die nur thuerer sind als sonst; überdem würden auch die Arbeitsteile ihre Arbeiten nicht so oft unterbrechen, da sie jetzt beständig austruhen, um ihre Pfeife zu rauchen.“

Der Japaner stopft seine kleine Pfeife fast alle fünf Minuten und sieht sogar oft des Nachts auf, um Tabak zu rauchen und einige Tassen Thee zu trinken. Hieraus wird es ersichtlich, daß die Japaner, im Vergleich mit den Europäern sehr wenig essen und nicht selten für den ganzen Tag mit einer Hand voll Reis und einem Stück Fisch, das man auf einmal in den Mund stecken könnte, sich begnügen.

Die Kleidung beider Geschlechter ist seit den ältesten Zeiten immer die nämliche geblieben; sie besteht aus langen, weiten Gewändern nach Art unserer Schlafrocke. Nur die Wohlhabenden kleiden sich in Seidezeug, die an Dünne und Feinheit alles übertreffen, was Asien und Europa in diesem Fache aufzuweisen hat;

der gemeine Mann trägt baumwollene Stoffe und der ganz Arme Hanfgewebe. Die, welche das Recht haben, am Hofe zu erscheinen, legen, wenn sie am Neujahrstage dem Kaiser ihren Glückwunsch abstellen, aber auch nur bei dieser Gelegenheit, des lange und bunte chinesische Gewand (s. Taf. XXXVI.) an. Die gewöhnliche Farbe der japanischen Kleidung ist schwarz; zur Trauer trägt man weiße Gewänder. Zur Gallas oder Ceremonientkleidung, die man nur dann anlegt, wenn man einen Vornehmen besucht oder nach Hofe geht, gehören lange, weite Beinkleider, die fast wie Weiberdrück aussiehen (s. Taf. XXXVI.). Der Japaner trägt, besonders in der rauhen Jahreszeit, mehrere Röcke, die Frauen oft 20 — 30, die aber so dünn und leicht sind, daß sie alle zusammen nur 4 — 5 Pfd. wiegen, über einander. Über diese Kleider werden mit einem Gürtel befestigt, der bei Mannspersonen eine Hand, bei den Frauen aber eine halbe Elle breit und so lang ist, daß er wenigstens zweimal um den Leib reicht und nachher in verschiedene Schleifen gelegt werden kann. Verheirathete tragen die Schleife vorn, unverheirathete hinten. In diesen Gürtel stecken die Männer ihren Säbel — Offiziere und höhere Staatsbeamte tragen zwei Säbel (s. Taf. XXXVI.) neben einander, wovon der eine ihr Umissäbel ist; diesen legen sie ab, wenn sie sich setzen, den andern aber lassen sie stecken — und Sonnenschirme, ferner die Tabakspfeife, eine Art Brieftasche mit Papier und Geld, ein Tintenfäß mit Pinselsutteral und einen Arzneibeutel; alles Dinge, ohne welche sie niemals ausgehen. Findet ein Japaner ein Zimmer zu warm, so zieht er den oberen Rock aus und läßt ihn hinten am Gürtel herabhängen; ist dies noch nicht genug, so wird auch der zweite, dritte u. s. w. bis auf einen herabgezogen; mit zunehmender Kälte nimmt denn auch die Zahl der wieder angezogenen Röcke zu. — Die Männer scheren den mittleren Theil des Kopfes von der Stirne bis fast auf den Nacken ganz glatt und befestigen die Seiten und Hinterhaare in einem Busch auf dem Wirbel. Die Hütte haben in der Regel so kleine Köpfe, daß sie nur den Haarbüschel bedecken, aber die Krämpfen

sind sehr breit und der Hut muß daher mit einem Bande unter dem Kinn befestigt werden. Das gemeine Volk trägt Strohhüte, die wohlhabenden Leute lederne oder hölzerne, die lakirt, bemalt oder vergoldet sind. In der Regel werden sie aber nur bei einem längern Aufenthalte außer dem Hause getragen, und beim Eintritt in ein fremdes Haus eben so wie die Schuhe vor der Thür abgelegt. Auf Reisen trägt man Regenmantel aus starkem, mit Öl getränktem Papier; Aermel bedienen sich, um sich gegen die Strenge der ungestümten Witterung zu schützen, eines Strohmantels und Regenhutes (s. Taf. XXXVII.). Die Tracht eines japanischen Handwerkers oder gewöhnlichen Bürgers im Winter besteht nächst dem langen, gewöhnlich blauen Unterkleide in einer weiten, schwarzen Jacke mit langen Aermeln; der Kopf wird durch ein dikes, unter dem Kinn zusammengesbondenes Tuch geschützt. In dem Unterkleide, über der Leibbinde, trägt er, wie alle seine Landsleute, ein Taschenbuch, und in der Leibbinde einen Fächer, Tabaksbeutel, eine Tabakspfeife und ein Tintenfäß (s. Taf. XXXVII.). Statt der Schuhe hat man in Japan Sandalen aus Reisstroh, und nur bei schmugigem Wetter bindet man dünne Leisten aus leichtem Holze unter die Füße (s. Taf. XXXVI.). Strümpfe tragen nur die Vornehmern. Am Halse sind die Kleider aller Japaner tief ausgeschnitten und vorn offen, so daß der Hals völlig bloß bleibt. Die Frauen tragen im Winter eine Art Hauben, die von seidner Watte gemacht, mit einem Kleister glatt überzogen, einem Turban nicht unähnlich sind. Kleinen Kindern wird gewöhnlich der ganze Kopf gehörnen, auch haben sie, da man die rothe Farbe zu Kleider für sehr gesund hält, meist rothe oder mit vielen Blumen gezierte, überaus lange Kleider. Die Kinder der Reichen werden von männlichen Bedienten auf der Schulter getragen (s. Taf. XXXVII.). An der Stelle der Schnupftücher braucht man in Japan ein Stück seines weißen Schreibpapiers.

Die meisten Wohnungen der Japaner haben wegen der häufigen Erdbeben, nach einem auffälllichen Gescheh, nur ein, höchstens zwei Geschoß, und sind, den steinernen Grund aus-

genommen, blos von Holz. Das Dach, das wöhnlich der Laden oder die Werkstatt; darauf folgen die Küche und die Gesindestube, und erst in dem hintern Theile wohnt die Herrschaft. Fast in jedem Hause giebt es eine Badestube, und in einem kleinen, abgesonderten Gebäude einen Abtritt oder doch ein Gefäß zur Aufsammlung des Harns, indem der menschliche Unrat für den japanischen Landbau das vornehmste Düngungsmittel ist. Außerdem haben vornehme und reiche Japaner neben ihren Häusern große, wohlgerichtete Gärten, auf deren Erhaltung oft große Summen gewendet werden.

Eben so fehlt es an Ofen und Kaminen; man bedient sich daher zur Erwärmung der Zimmer großer, kupferner Gefäße, die man mit glühenden Kohlen, denen man die schädliche Ausdünstung zu bemecken weiß, anfüllt. Spiegel braucht man nur beim Anziehen, nicht aber, wie bei uns, zur Verzierung der Zimmer. Hausgeräthe ist überhaupt in der ganzen Wohnung, die eigentlich nur aus einem großen Zimmer besteht, das durch Rahmen, die mit geschnittenem Papier überzogen sind, und nach Art spanischer Wände aufgestellt werden, in mehrere Gemächer zerlegt werden kann, wenig vorhanden, weder Stuhl, noch Tisch, noch Bett, indem der Japaner sich mit untergeschlagenen Beinen auf den Boden setzt, und vor der reinen und netten Reisstrohmatte, über welche auch wohl roch Teppiche und Tücher ausgebreitet werden, seine Mahlzeit einnimmt. Auf dieser Bodenbedeckung schlafst er auch, indem er sich blos ein längliches Stück Holz unter den Kopf legt und sich mit dem weiten Oberkleide zudeckt. Vor dieses Nachtlager wird ein hoher, mehr oder weniger verziertes Schirm gesetzt. Dieser und einige Schränke mit Schubladen sind das einzige Hausratthe, außer welchem man nur noch einige Waffen und Porzellangeschäfte erblickt. Neuerlich sehen die Häuser sowohl der Vornehmsten als der Geringen sehr einfach aus, und der Unterschied besteht außer der Größe nur darin, daß die ersten einen geräumigen Hof mit einer hohen Mauer haben, so daß man von der Straße aus nur das Dach erblickt. Bei Kaufleuten und Handwerkern befindet sich in dem Vordertheile des Hauses nach der Straße zu ge-

Die Japaner dürfen gesetzlich eigentlich nur eine Frau heirathen, die in den höchsten Klassen von demselben Stande sein muß wie der Mann; Nebenweiber aber, die öffentlich und gemeinschaftlich mit dem Manne und der rechtmäßigen Frau in einem Hause beisammen leben, können sie haben, so viel sie wollen. Das Anhalten um eine Frau, die Verlobung und die Hochzeit werden mit vielen sonderbaren Gebräuchen, bei den Reichen mit vieler Pracht und großen Schauspielen begangen. Die Zähne der Braut werden mit einer aus Urin, Eisenfeilspänen und Salz, einem starken, warmen, bierähnlichen, aus Reis gebrauten Getränke, bereiteten Masse schwarz gesärt, welche sich so in die Zähne eindigt, daß sich die Schwärze vielmals wieder verliert; auch muß man beim Auftragen derselben Lippen und Zahnsfleisch sorgfältig bewahren, indem diese sonst davon blau werden. Bei der Geburt jedes Kindes wird in dem Hofraum oder Garten ein Baum gepflanzt, der mit der Mannbarkeit des Kindes, gewöhnlich dem 15. Jahre, seine volle Größe erlangt. Verheirathet sich das Kind, so wird der Baum umgehauen und aus dem Holze Kasten und Schachteln gefertigt, um die Kleider und übrigen Habeseligkeiten der Neuvermählten darin aufzubewahren. Ein Japaner kann sich nach dem Tode seiner Frau oder nach der Scheidung von derselben, die er ohne besondere Gründe zu jeder Zeit bewerkstelligen kann, (daher denn auch, besonders Männer, die für unbeständig gehalten werden, die gewählte Gattin oft mit schwerem Gelde von den Eltern derselben erkaufen müssen) so oft wieder verheirathen, als er will, nur

nicht mit der leiblichen Schwester oder mit der Schwester einer vorigen Gattin. Die Fürsten und der Adel, doch auch die Reichen, die diesen nachahmen, halten ihre Frauen fast beständig in den innern Gemächern des Hauses, zu welchen nur die nächsten Verwandten Zutritt haben, verschlossen; die Frauen anderer Stände aber, obwohl sie in Abwesenheit ihrer Männer sich mit keiner Mannsperson unterhalten dürfen, können ungehindert ihre Verwandten und Freunden besuchen und in den Straßen und öffentlichen Orten mit unverhülltem Gesicht sich zeigen. Auf die Erziehung der Kinder versenden die Japaner mehr Sorgfalt als irgend ein anderes asiatisches Volk. Frühzeitig lernen die Kinder lesen und schreiben, und werden mit der Geschichte, Geographie und den Gesetzen des Vaterlandes nicht bloß höchstig bekannt gemacht; Geduld, Bescheidenheit und Höflichkeit, Tugenden, die den Japanern eigen sind, findet man, in keinem geringen Grade, schon bei der Jugend. Jedes Dorf hat seine Schule und in den größeren Ortschaften und Städten giebt es mehrere Unterrichtsanstalten.

Die Toten werden bei den Vornehmnen verbrannt, entweder öffentlich auf einem dazu bestimmten Platze oder in einem eigens dazu eingerichteten Hause. Die Asche wird in ein kostbares Geschäft gethan und eine Zeitlang von den Angehörigen in ihrem Hause aufbewahrt, zu Letzt aber begraben; die Hinterbliebenen besuchen dann das Grab von Zeit zu Zeit und bestreuen es mit Blumen. Geringe Leute werden beerdigt. Die ganze Trauerzeit dauert zwei Jahre, wovon aber nur fünf Tage in tiefler Trauer hingebraucht werden. Die Trauerfarbe ist weiß.

Die Japaner sind überaus gesellig, lieben unterhaltende Gespräche und scherzen oft; bei den Arbeiten wird immer gesungen, und ist die Arbeit der Art, daß sie nach dem Takte eines Liedes gehen kann, z. B. das Auheben oder Heben schwerer Lasten, so singt alles. Auch sind sie Liebhaber von Musik und Tanz. Taf. XXXVII. sind drei japanische Musikanter, der eine mit einem Tambourin, der zweite mit einem kupfernen Becken, der dritte mit einer Art von Schalmei, die an der vorderen Seite

sieben Dessenungen hat, abgebildet. Auch der Taf. XXXVI. abgebildete Bettelmönch sucht durch Musik die Herzen milder Geber zu gewinnen. Auf dem Bauche hat er ein kleines kupfernes Becken fest gebunden, worauf er mit einem Stöckchen, das er in der Hand führt, einen beständigen Lärm macht. Diese Musik accompagniert er mit einer Schelle, die er in der linken Hand hält und gewöhnlich auch noch mit Gesang. Der Kopf ist mit einem vorbartigen Hut bedeckt, der ihn gegen Regen und Sonnenchein schützt. Viele der japanischen Charaktere der Japaner haben ihre Gesänge doch etwas Melancholisches und Wehmüthiges. Auch dramatische Vorstellungen liebt man und hat eigene Schauspielhäuser. Der Inhalt der Stücke bezieht sich entweder auf die Götter- und Heldengeschichte der Japaner, oder es ist ein bloßes ungemein Possenspiel, das zur Belustigung des Volkes dient. —

Reiche Japaner wenden viel Geld auf kostbare Wagen, welche aber noch die Form haben, wie sie vor etwa zwei Jahrhunderten durch die Holländer zuerst nach Japan gebracht wurden; sie werden zuweilen von Pferden, meist aber von Ochsen gezogen. Die Japaner reisten auch; halten es jedoch für gemein, den Zugsel selbst zu halten, daher muß ein Diener das Pferd führen. Der russische Kapitain Gosownin sah einst den Gouverneur zu einem Dankfest nach einem Tempel reisen, wohin er sich alle Jahre im Frühling einmal begeben muß. Der Oberpriester, die Geistlichen und Beamten, die dort zugegen sein mußten, waren früher das hin abgegangen; der Gouverneur allein ritt, neben ihm ging ein kleines Gefolge zu Fuß. Am Hals des Pferdes waren statt der Zügel zwei hellblaue Gürtel angebunden, welche zwei Stallknechte auf jeder Seite unter der Schnauze des Pferdes hielten; die beiden Enden dieser Gürtel hielten zwei andre Stallknechte, die etwas entfernt von den andern gingen, so daß diese vier Menschen fast die ganze Straße einnahmen. Den Schweif des Pferdes deckte ein hellblauer seidener Überzug. Der Reiter saß ohne Kopfbedeckung auf einem prachtvollen Sattel und hielt die Füße in hölzernen, lackirten Steig-

bügeln, die kleinen Kästchen glichen. Das Reisen in Japan ist sehr angenehm, denn die Wege sind das ganze Jahr hindurch in sehr gutem Stande; ja die Sorgfalt für gute Ordnung und Bequemlichkeit geht so weit, daß alle nach einerlei Richtung Reisende immer die linke Seite des Wegs einschlagen müssen, so daß sie niemals mit den von der entgegengesetzten Seite Kommenden zusammentreffen und dadurch aufgehalten werden können. Die Wege sind mit Baumplantungen oder Hecken von Theestauden besetzt. Ueberall giebt es Meilenzeiger, die nicht allein angeben, wie viel Meilen man zurückgelegt hat, sondern auch, welchen Weg man noch weiter nehmen muß. Die Meilenzahl ist überall von einem einzigen Punkte, nämlich von der Brücke Niponbas in der Hauptstadt Jeddō an, gerechnet. Um gewöhnlichsten reiset man in Sänften, welche in Gestalt eines länglichen Vierecks aus dünnen Brettern und Dammbuschoh verfestigt werden, und sowohl vorn als an beiden Seiten mit Fenstern versehen sind. — Den Pferden bindet man, da sie nicht mit Eisen beschlagen werden, Strohsohlen unter die Füße, und glaubt sie dadurch am besten vor Straucheln zu schützen.

Unter den Beschäftigungsarten der Japaner sind vornehmlich die verschiedenen Zweige der Landwirtschaft, Acker- und Gartenbau, Seidenzucht, Fischerei und Bergbau zu bemerken, welche säumlich mit grossem Eifer und glücklichem Erfolg getrieben werden. Von geringerer Bedeutung sind Viehzucht und Jagd. Mehrere Manufakturzweige haben die Japaner zu großer Vollkommenheit gebracht. Die Lackarbeiten sind von unnachahmlicher Schönheit, und einige Seidenzeuge, besonders der Kreppstof, sind die schönsten Fabrikate, die man sich denken kann. Von Metallarbeiten liefert der Japaner hauptsächlich treffliche Stahlwaren; seine Säbel und Dolche übertreffen, vielleicht blos mit Ausnahme der Damascener, alles, was andere Nationen an Waffen dieser Art fertigen. Die japanischen Metallspiegel kommen den Glasspiegeln nahe; die Sägen sind so fein, daß man aus dem härtesten Holze die dünnsten Bretter sägen kann.

Das japanische Porzellan steht an innerer Güte und Dauerhaftigkeit über dem chinesischen. Weniger weit hat man es in den bildenden Künsten gebracht, und merkwürdig mag in dieser Hinsicht das Bild eines Gottes in einem Tempel von Miako sein. Es ist von so ungemeiner Geduld, daß auf der flachen Hand sechs erwachsene Japaner mit untergeschlagenen Beinen sitzen können. Die Ohren sind lang, das Haar gekräuselt, die Schultern, deren Entfernung von einander 15 Ellen beträgt, nackt, der Leib mit einem Schleier bedeckt, die rechte Hand aufgehoben, die linke mit der Seite am Unterleibe liegend, die ganze Figur aber in sitzender Stellung und von oben bis unten stark vergoldet.

Was den Zustand der Wissenschaften betrifft, so stehen die Japaner in manchen Zweigen derselben höher, als die übrigen asiatischen Völker, und besonders sind gemeinnützige Kenntnisse und Fertigkeiten weit mehr durch alle Volksklassen verbreitet, als selbst bei vielen europäischen Völkern. Es giebt, wie schon oben bemerkt wurde, in Japan keinen Menschen, der nicht lesen und schreiben könnte, oder mit der Geschichte und den Gesetzen seines Vaterlandes unbekannt wäre. Besonders ausgebildet ist bei den Japanern die vaterländische Erdkunde. Sie haben nicht blos vollständige Werke darüber, sondern auch große, genau und geschickt gearbeitete Karten von den einzelnen Inseln ihres Reichs. Der Großherzog von Weimar besitzt eine solche japanische Originalkarte. — Ihre Astronomen verstehen die Berechnung der Sonnen- und Mondfinsternisse und versetzen Kalender. Das Jahr wird nach dem Laufe des Mondes eingeteilt, so daß manche Jahre 12, andere 13 Monate haben, welche der Reihe nach mit Zahlen benannt werden. Das Neujahr fällt bald in unsern Februar, bald in unsern März. So wohl der Tag als die Nacht wird in 12 Stunden eingeteilt, welche durch Glockenschläge auf den Tempeln, die oft sieben Dächer über einander haben, und des Nachts durch die umhergehenden Wächter angezeigt werden. Wochen haben sie nicht, sondern der erste und fünfzehnte Tag jedes Monats ist ein Ruhetag, an

welchem niemand arbeitet. Ihre Zeitrechnung fängt mit 660 v. Chr. an. — Die Philosophie, Theologie und Moral sind höchst einfach, und beschränken sich auf wenige Werke, welche man zum Theil aus China erhielt und leichtig studirt. Eben so einfach ist die Rechtsgelehrsamkeit und überhaupt das rechtliche Verfahren, indem man sich bloss an den Buchstaben der kurz und bestimmt ausgedruckten Gesetze hält. Die Arzneikunde steht noch auf einer sehr niedrigen Stufe, und eine besondere Klasse von Wundärzten, die sich vorzüglich mit dem Heilen erkrankter Glieder abgeben, durchzieht, mit lauter Stimme ihre Dienste anbietend, das Land.

Handel treibt Japan gegenwärtig nur noch mit den Chinesen, die alljährlich nur mit 10 Schiffen, und den Holländern, die alljährlich nur mit einem großen und zwei kleinen Schiffen, in Nagasaki, dem einzigen ihnen zugänglichen Hafen, erscheinen dürfen. Sobald ein holländisches Schiff ankommt, wird das Steuerruder ausgehoben, Kanonen, Waffen und Schießbedarf weggeschafft, das Schiff mit einer japanischen Militärwache besetzt und außerdem noch ringum von Wachtbooten umgeben. Auch die Waaren schafft man an das Land und entzieht dem Schiffszentimeter jede Aussicht darüber. Ihre Menge und Beschaffenheit, denn nur gewisse Waaren dürfen eins- und ausgeführt werden \*), wird von japanischen Beamten untersucht, und von diesen auch der Preis in denselben Waaren festgesetzt, welche von den Holländern dafür verlangt werden. Der japanische Binnenhandel ist theils See-, theils Landshandel, und überaus lebhaft. Tausende von Fahrzeugen bedecken die Meeresküsten und die

schiffbaren Flüsse. Nach Golovnins Bezeichnung sind die Japaner in Beziehung auf Gewerbeleid und Handel die Engländer des Orients. Alle von ihnen zu Märkte gebrachten Waaren sind mit einer Art Stempel oder mit gedruckten Zeichen versehen, worin der Preis, der Gebrauch und die Benennung der Waare, der Name des Meisters oder der Firma und auch wohl ihre Vorzüge angezeigt sind. Beim Einpacken und Versenden wird die größte Vorsicht beobachtet. Auch geschieht von der Regierung sehr viel zur Förderung des Handels. Es besteht nicht nur eine Art von Handelszeitung, welche die laufenden Preise der Waaren in allen Theilen des Reichs von Zeit zu Zeit bekannt macht, sondern das Publikum wird auch von dem Stande der Feldfrüchte, besonders des Reises, während der Zeit des Wachstums und der Reife, so wie endlich von dem Ertrage der Uebernte durch öffentliche Anschlagetafeln unterrichtet.

Die japanischen Münzen, auch Papiergeid ist, namentlich in einer der südlichen Provinzen, nicht unbekannt, sind von Gold, Silber, Kupfer, Eisen und Messing. Die aus den drei letzten Metallen haben in der Mitte ein Loch, um sie an Schnüren aufzuhängen. Von den jetzt gangbaren Münzsorten gilt der Kobang oder Kolin (2 Zoll lang, 1 Zoll breit und an beiden Enden abgerundet) 10 fl. 46 Kr.; der Kossukin 4 fl.; die Silbermünzen, der Itagama und der Kodama, sind unsägliche Klumpen, die gewogen werden, und am meisten im Handel vorkommen. Das größte Handelsgewicht ist der Catti, = 106 Pfd.; die Holländer rechnen nach dem in ganz Ostindien gebräuchlichen Pilul.

\* In früheren Zeiten wurde daher eine Zeit lang von den Holländern ein ganz eigener Schleichhandel nach Japan getrieben. Wenn nämlich der Kapitän eines holländischen Schiffes ans Land ging, so zog er einen seltsamen, mit silbernen Tressen besetzten Rock an, der aber, weil die Kapitäne keiner Visitation unterworfen waren, sehr groß und weit gemacht und dazu gebraucht wurde, ihn mit durchaus verbotenen Waaren vollzupacken. Gemeinhin machte ein solcher dieser Kapitäne, der oft so unehrbischlich war, daß ihn zwei Matrosen führen mußten, täglich drei Gänge ans Land, und es fiel ihm dadurch ein ansehnlicher Gewinn zu, der sich jährlich wohl auf mehrere tausend Thaler belief. Als aber 1772 ein Schiff strandete, sandten die Japaner so viel verbotene Waare darauf, daß sie den Betrug entdeckten und nun die strengsten Verordnungen dagegen erließen, so daß auch der Kapitän visitiert wurde und seinen großen Überrock ablegen mußte. Die Japaner erlaubten nicht wenig, als sie zum ersten Male einen so schändlichen Kapitän sahen, indem sie bisher alle holländische Schiffsbefehlshaber als sehr dicke Leute sich vorstellten hatten.

## II.

Die Völker Hoch- oder Mittel-  
Asiens.

Hoch- oder Mittelasien begreift den Landstrich vom schwarzen Meere bis an den Ocean. Es gehörten dazu 1) das chinesische Hoch-Asien, 2) die Tartarei, 3) die kaukasische Landenge.

1) Bewohner des chinesischen Hoch-  
Asiens.

Die Bucharen, (s. Taf. XXXIX.)

gehören zum tartarischen Stamm, sind von mittlerem Wuchs, aber wohlgebildet und schlank, haben ein frisches und lebhafes Gesicht mit großen, schwarzen und sprechenden Augen, eine Habichtsnase, schwarzes, sehr feines Haar und einen dichten Bart. In der ganzen Haltung des Körpers und im Benehmen beider Geschlechter liegt etwas Edles. Sie sind offen, freundlich, teilnehmend und gastfrei, gelassen und mehr zu friedlichen Beschäftigungen aufgelegt, daher sie auch von en ihnen verwandten kriegerischen Völkern spottweise Kadzhi, d. i. Krieger, genannt werden. — Ihre Religion ist die muhammedanische. Tempel und Altäre haben sie, weil Gott ja überall sei, nicht, wohl aber Priester, die in grotem Ansehen stehen. — Die Kleidung ist meistens tatarisch. Man trägt Hemden und Beinkleider von Baumwollenseide, über welche die Männer einen Kasian oder eine Weste von gesticktem Seidenzweig ziehen. Den Kopf bedeckt eine hohe Mütze von Rauchwerk, oder ein Turban. Um den Leib geht eine vierfache seidene Binde. Außer dem Haute wird ein langer, mit Pelz verbrämter Luchrock und leichte Stiefeln angezogen. Die Weiber tragen lange Röcke von Baumwolle oder Seide, welche lose um den Leib hängen, und auf dem Kopf eine kleine, flache, bunte Mütze, unter welcher das Haar in Zopfen, die mit Perlen und Edelsteinen geschmückt sind, herabhängt. Die Weiber sind bei den Bucharen, doch orientalisch, eine Waare, und werden nach ihrer Schönheit bezahlt. Ein Vater von schönen Töchtern wird daher

leicht ein reicher Mann. Bei der Hochzeit gibt es einen Schmaus, Pferderennen und Lustbarkeiten anderer Art. — Das liebste Nahrungsmitte ist ein Fleischgericht, klein geschnitten und wie eine Pastete mit Teig bedeckt. Wein und Branntwein sind nicht unbekannt; aber Thee, von dem sie eine geringere Sorte selbst erbauen, das gewöhnliche Getränk. Beim Essen vertreten die Finger die Stelle der Messer und Gabeln. — Die Wohnungen sind von Stein, und das Hausrath: einige Kisten, baumwollene Matrassen zum Schlaf, und einige Gefäße von Porzellan, Eisen und Kupfer für die Küche. — Ihre Sprache ist eine sehr ausgebildete türkische Mundart, so wie sie überhaupt wohl das gebildteste aller türkischen Völker sind. Seit alter Zeit sind sie sämmtlich in Städten und Dörfern ansässig, treiben Ackerbau, Gewerbe, Handel, vornehmlich Karavanenhändel nach Persien, Indien, China, Tibet und Sibirien, Künste und Wissenschaften, und verbrethen überall, daß sie in früheren Jahrhunderten auf einer noch höheren Bildungsstufe gestanden haben.

## Die Mongolen (Mogolen, Mungalen)

haben in der Geschichte des Mittelalters eine bedeutende Rolle gespielt und zu zwei verschiedenen Zeiten ihre vernichtende Herrschaft fast über ganz Asien und ein Drittheil von Europa erhoben. Ihre frühere Geschichte ist dunkel. Wer mag auch ihre Verwandtschaft mit den übrigen Steppenvölkern Hoch-Asiens nachweisen; wer die wechselnden Schicksale der vielmehrigen, bunt durch einander gemischten Horden in dem Dunkel der frühen Jahrhunderte erschauen? Sie kamen aus der Gegend, welche sie zum Theil jetzt noch bewohnen, der Mongolei. Ihre welterschütternde Macht verdauten sie dem Genie eines einzigen außerordentlichen Mannes, des bekannten Dschengis-Chan, d. i. höchster Fürst, der, anfangs bloß das Oberhaupt einer einzelnen mongolischen Horde, die übrigen Horden nötigte, sich seiner Herrschaft zu unterwerfen, und hierauf den furchtigen Plan fasste, die ganze Erde zu erobern. In dieser Absicht versammelte er 1206 alle

Oberhäupter der Mongolen und entzündete sie zu wilder Eroberungs- und Raubsucht. Nun erhob sich vom Altaiischen Gebirgsketten herab der allerbeschrecklichste Sturm, der je die Welt verheerte. Unter Oschengis-Chan und seinen Söhnen stürzten die Mongolen wie hungrige Raubtiere über die Länder, warfen die mächtigsten Throne nieder und errichteten über deren Trümern und über Millionen Leichen ihr eigenes unermüdliches Reich, an Umfang das grösste, durch Blut und Verdünnung das schrecklichste in der Geschichte. Mit ungeheuren Kriegsschaaren, unersättlich und ohne Erbarmen, durchstürmten sie die blühenden Länder und ließen überall eine Wüste zurück. 1227 starb Oschengis-Chan, nachdem er zwei grosse tatarische Reiche im Osten und Westen Asiens und die mächtige Dynastie der Sultane von Chowaresmien, welche Turkestan und ganz Persien bis nach Indien hin beherrschten, verschliefst und im russischen Gebiet bis an den Dnieper alles vor sich niedergeworfen hatte. Mit gleichem Glück und gleicher Grausamkeit setzten seine Söhne und Enkel sein Werk fort, unterwarfen sich ganz China, eroberten 1237 Moskau, drangen 1240 in Polen ein, verbriannen Krakau, gingen nach Schlesien bis Liegniz, wo sie 1241 den Herzog Heinrich von Breslau in einer blutigen Schlacht besiegten, Mähren und Ungarn ihren schweren Atem fühlten ließen und im leichten Lande alle Städte bis auf drei zerstörten. Weiter aber drangen sie nicht; Mangel an Unterhalt ndhingerte sie bald, die Länder wieder zu verlassen, die sie durch Rauben, Morden und Brennen verwüstet hatten. Denn zur menschenleeren, unfruchtbaren Wüste wurden die blühendsten, fruchtbarsten Gefilde, die sie durchzogen. Nicht Alter, nicht Stand, nicht Geschlecht fand Gnade vor diesen Barbaren, auch Unterwerfung fästigte nicht ihren Grimm. Nur ein Beispiel. Als Oktai-Chan, Oschengis wütiger Sohn, Nordchina erobert hatte, gleich in dem Rathe seiner Freunde der Vorschlag, die ganze Verdünnung dieses weiten, menschenreichen Landes zu vertilgen, damit ein freier Weideplatz für die Herden der Sieger gewonnen wird! Nur

die beredten Vorstellungen Olschudtschais, eines weisen, menschlich fühlenden Staatsmanns, der vergeblich durch Künste und Wissenschaften sein unständiges Volk milden und gesitteter zu machen strebte, retteten mit Mühe das schwer bedrohte Volk.

Um Ende des 13. Jahrhunderts stand das mongolische Reich auf dem höchsten Gipfel der Macht. Es erstreckte sich damals, vom chinesischen Meere und von Indien bis tief in Siberien und bis an die Grenze von Polen. Der Hauptstuhl des großen oder Oberchans war China, dessen Eroberung ein Enkel Oschengis-Chans, Kobrai, vollendete und zum Mittelpunkt seiner Macht ausserlesen hatte. Die anderen Länder wurden von Untерchanen, die alle von Oschengis abstammten, und mehr oder weniger von dem Großchan abhängig waren, beherrscht. Für das Reich der Mongolen selbst aber ward die Eroberung Chinas, und der Übergang der Eroberer zu den Sitten und der Religion der Ueberwundenen der nähere Anlass zur Zersplitterung. Die chinesischen Mongolen wurden dadurch von ihren Brüdern getrennt und nicht länger — was ohnehin die ungeheure Ausdehnung des Reichs verwehrte — konnte der Großchan die entfernten Provinzen und Gewaltträger im Gehorsam erhalten. Also fing — nach dem ewigen Geschehe der asiatischen Despoten — auch hier die Theilung, der einheimische Krieg, die Auflösung des großen Reichs in vielfältige kleine an. Nach 100 Jahren, 1368, verloren die Mongolen China wieder, und auch in andern Gegenden erlitt ihr Gebiet, namlich durch die Russen, viele Trennungen und große Verluste. Da erhob sich aus dem Stamme der Oschagatai-Mongolen Timurlank, fälschlich Tamerlan genannt, das unermüdliche Mongolenreich, das Oschengis einst gegründet, wieder herzustellen. Samarcand wähnte er zum Sitz seiner neuen Herrschaft. Die übrigen mongolischen Stämme, welche allmächtig zur Selbstständigkeit erwachsen waren, Persien, Mittel-Asien und Hindostan, wurden nach einander von ihm unterjocht, und der siegreiche osmanische Sultan Bajazet I., vor dem Konstantinopel zitterte, 1402 in einer furchtbaren

Schlacht bis zur Vernichtung geschlagen. Nun sollte auch in China die gestürzte Herrschaft der Mongolen wieder aufgerichtet werden; unermessliche Zurüstungen wurden gemacht, ungeheure Streitkräfte gesammelt, aber auf dem Wege dahin starb der siebzigjährige Weltstürmer an einem Fieber, 1405, und Timur's weites blutgetränktes Reich (pyramidalische Siegesäulen von 70,000, ein anderes Mal von 90,000 Menschenköpfen hatte der Wütherich errichten und einst vor Delhi 10,000 Gefangene ermorden lassen, weil sie bei der Annäherung des besiegten Heeres gelächelt hatten) ward, gleich dem Reiche des macedonischen Helden, in kurzer Frist zersplittert, durch den Hader in seinem eignen Hause, durch die Herrschsucht der untergeordneten Hämpter und durch den Abfall der Besiegten. Die Errichtung eines neuen mongolischen Staates 1519 in Indien durch Babur, einen Nachkommen Timurs, und der Verfall auch dieses Reichs ist bereits S. 42 ff. bemerkt worden. — Die noch jetzt vorhandenen mongolischen Völkerschaften, von denen jedoch nur unvollständige Nachrichten bekannt sind, lebentheils unter russischer, theils unter chinesischer Herrschaft. Jene wohnen, mit Kalmücken vermischt, in der Statthalterschaft Irkutsk; ihre Volksmenge wird zu 30,000 Seelen angegeben. Die andern, welche unter chinesischer Oberherrschaft stehen, aber von verschiedenen eignen Fürsten regiert werden, leben in der Mongolei.

Die Mongolen theilen sich in Kalkass-Mongolen, von einem Flusse also genannt, und in die Scharra-Mongolen, d. i. gelbe, wegen der gelben Farbe ihrer Zelte. Die ersten sind die ärmsten und rohesten, die zweiten die wohlhabendsten und gesittetsten. — Welt umher erstrecken sich die Züge mongolischer Bildung: denn wohin sind diese Raubvölker nicht geflossen? Hat nicht über mehr als einen Weltteil ihr siegender Zug geschweift? Über vollkommen ausgeprägt und in ihrer ursprünglichen ganzen Hälichkeit erhalten, findet sie sich heute nur noch an den schwachen Uebertresten dieses sonst weithin herrschenden Volks. Die Bildung der ihren Führern gehörte eine große Unreinlichkeit Mongolen giebt sich nebst der mittlern Größe und ein hoher Grad von Zanksucht; daher denn

durch den länglichen, spitzigen Kopf, das platte Gesicht, den dünnen Bart und die gelbraune Farbe kund; zeichnet sich dabei aber auch durch die gegen die Nase schief ablaufenden, flach ausgeföhlten Augenwinkel, durch schmale, schwarze, wenig gebogene Augenbrauen, durch eine kleine, platte, gegen die Stirn zu breite Nase, durch hervorstehende Backenknochen, aufgeworfene Lippen, durch abstehende große Ohren, krumme Schenkel und Beine, und das weiße, starke Geschäft aus, das, nebst der ganzen Gesichtsbildung, ein Raubtier unter den Menschen zu bezeichnen scheint (Taf. XXXIX.). In Sibien und Keiten theilt sich des Mongolen Leben, daher die gebogenen Knien und Beinen; von Jugend auf werden seine Sinneswerkzeuge geübt; daher das abstehende Ohr, das immer zu lauschen und zu horchen scheint, das leiseste Geräusch, das entfernteste Pferdegetrabe augenblicklich bemerkt; daher das kleine, scharfe Auge in der weitesten Ferne den geringsten Gegenstand, den kleinsten Rauch oder Staub gewahr wird, und die platte Nase in weiter Entfernung jedes Feuer riecht. Nichts erquickt unsren Körper mehr und macht ihn gleichsam sprossender und fester, als das Baden im Wasser, zumal mit Gehgen, Laufen, Ringen und andern Leibesübungen verbunden; und nichts schwächt den Körper mehr, als das warme Getränk, das der Mongole ohne Wohl in sich schlürft, und noch außerdem mit zu ammenziehenden Salzen würzt; daher seine schwächliche, hagere Gestalt, so daß fünf oder sechs Mongolen nicht aussrichten, was ein Russe zu thun vermag; daher sein besonders leichter Körper, mit dem er auf seinem kleinen nur Pferde zu schweben und zu fliegen scheint.

Der moralische Charakter der heutigen Mongolen verdient im Ganzen Lob. Sie sind sehr gastfrei, selbst gegen Fremde, und theilen mit einander, selbst der Vornehme und dieß mit dem Geringen, was sie haben; daher sieht man keine Bettler. Sie ehren das Alter, dienen noch an den schwachen Uebertresten dieses sonst nisse und bestehlen einander nicht leicht. Zu weithin herrschenden Volks. Die Bildung der ihren Führern gehörte eine große Unreinlichkeit Mongolen giebt sich nebst der mittlern Größe und ein hoher Grad von Zanksucht; daher denn

die einzelnen Horden mit einander in unaufhörlichen Kriegen begriffen sind.

Die Religion der Mongolen ist der Lamaismus. Bei ihren Lagern haben sie Tempel, in deren Nähe die Jurten der Lamas, die im Allgemeinen im höchsten Ansehen stehen, aufgeschlagen sind. Ein geschnörkelter Kopf und rothe und gelbe Kleidung sind die auszeichnenden Merkmale der Priester. Butter und Hirse sind die gewöhnlichsten Opfer, die man dem

Schigemuni darbringt. Im Ganzen haben die Mongolen nicht so viel religiösen Überglau-  
ben als andere mit ihnen verwandte Völker,  
z. B. die Kalmücken. —

Die politische Verfassung ist einfach. Die Horde, über welche ein Erbfürst oder Chan herrscht, besteht aus mehr vereinigten lebenden Häusen oder Uimak's, über welche gewisse Edle, Saissans genannt, gebieten. Jeder Uimak theilt sich, der Weide wegen, in zehn bis zwölf Jurten oder Gezelte mit eben so viel Familien, und ein solcher Haufe heißt Chatun und hat auch einen Aussichter. Der älteste Sohn folgt seinem Vater in der fürstlichen Würde. Chans und Saissans, Fürsten und Vasallen herrschen unumschränkt, so daß sie ihre Untertanen willkürlich verschenken, nur nicht, dies verbietet die Religion, edlen dürfen. Sie belohnen den Bevölkerten von allem Vieh und fordern oft noch willkürliche Abgaben. Jeder Chan hat einen Staatsrath zur Seite, der aus den vornehmsten Priestern, Prinzen und Saissans besteht und theils nach geschriebenen — seit 1620 besitzen die Mongolen ein Gesetzbuch, das von 44 ihrer Fürsten unterzeichnet ist, und worin auf die meisten Vergehnungen Strafen gesetzt sind, wer z. B. einem Reisenden Milch verweigert, muß ein Schaf geben — theils nach herkömmlichen Gesetzen richtet. Um die innern Verhältnisse

und die Regierung der mongolischen Horden

kümmert sich die chinesische Regierung wenig, oder gar nicht, und ist blos bemüht, die Thes-  
lung der Mongolen im beondre Chanate zu  
erhalten, damit nicht etwa des Oschengis und  
Timurlangs schreckliche Zeiten wiedekehren,  
was jedoch, seit die Mongolen von dem schama-  
nischen Heidentum zu dem die Sitten und  
Sinnesart milderen Lamaismus übergegangen  
sind, überhaupt weniger zu fürchten sein  
möchte. —

Die gewöhnlichen Nahrungsmittel der Mongolen bestehen, da das Edlen lebendiger Geschöpfe durch ihre Religion verboten ist, in dem Fleische gefallener Thiere, in Wildbret und Blut, das mit und ohne Gräte in Därmen gekocht wird. Gesundes Vieh, Schafe ausgenommen, deren Fettchwämme eine Lieblingspeise sind, wird selten geschlachtet. Um meistens lieben sie das Fleisch der Küllen und einen fetten, gedrillten oder gespickten Pferdebrettern. Kopf und Dickdarm werden für die besten Stücke angesehen und bei festlichen Gelegenheiten immer den Gästen vorgesetzt. Das überflüssige Fleisch wird in Streifen geschnitten, an der Luf<sup>t</sup> getrocknet oder geräuchert, und dann für künftigen Gebrauch aufbewahrt. Die Magen großer Thiere dienen zu Milchgefäßen. Man trägt das zerschnittene Fleisch mit Brühe in hölzernen Schüsseln auf, setzt sich im Kreise mit untergeschlagenen Beinen umher und langt mit den Händen zu, die mit Bast und saalem Holze, die Geschirre aber mit Gras und Holz gereinigt werden. Das gewöhnliche Getränk ist zusammengepresste, saure, in einem nie gereisigten Schlauche aufbewahrte Milch von verschiedenen Thieren oder Wasser mit Milch vermischt. Thee, namentlich Backsteinthee \*), und Tabak sind ebenfalls im Gebrauche. Ein Säckchen mit Tabak, eine kleine Pfeife und ein Feuerzeug sind für jeden Mongolen die nd-

\* Der Backsteinthee kommt aus einer südöstlichen Provinz Chinas. Man vermischt hier die vorwelteten und unreifen Blätter, die sonst bei Zubereitung des Thees weggeworfen werden, mit klebrigem Harzen, drückt diese Masse dann in längliche Formen und trocknet sie im Ofen. Diese kleinen, vierzigigen Stücke von einigen Pfund Schwere nennen die Russen wegen ihrer Gestalt Backstein, und sie sind nicht nur bei den Mongolen, sondern auch besonders bei den Bewohnen Sibiriens sehr beliebt. Man bereitet daraus den Thee ungefähr so, wie wir Schokolade machen. Reisende fanden ihn ziemlich schmackhaft und sehr nährend, und bemerkten zugleich, daß man solche Theebacsteine, auch Satuan genannt, bei dem Handelsverkehr der sibirischen und mongolischen Stämme statt des Geldes braucht und den Preis anderer Waaren darnach bestimmt.

thigsten Gerätschaften, sowohl daheim, als auf geschmückt wird. An den Seiten befinden sich Kleiderkästen, Säcke mit anderen Habseligkeiten, Milchschläuche und sonstiges Hausrath. Die Hüten der Chans und Saissans sind eben so gebaut, nur größer und reiner eingerichtet.

Die Kleidung der Mongolen besteht in einem weiten, offnen Hemde, langen leinernen oder baumwollenen Beinkleidern, einem tuchnen Oberkleide und lachtentstiefeln. Die Reichen tragen oft kostbares Pelzwerk, die Geistlichen — Fuchspelze. Bisweilen, und nur bei den in Norder-Indien lebenden Mongolen, s. S. 82, wird aber das kurze Unterkleid noch ein baumwollner oder seidner, mit Blumen gestickter Schlafrack (Taf. XXXIX.) gezogen. Die Weiber sind fast eben so gekleidet wie die Männer, nur daß sie über das Oberkleid noch eine Art Shawl von indischer Baumwolle nehmen, und denselben zugleich als Kopfbedeckung brauchen (s. Taf. XXXIX.). Die Männer scheren den Kopf bis auf einen Fleck hinter dem Scheitel, dessen Haare in Zöpfen geflochten werden. Die Weiber tragen einen Hinterzopf, mehrere Seitenzöpfen und Ohrgehänge. Beide Geschlechter bedecken den Kopf im Sommer mit leichten Stroh- oder Filzhüten, im Winter aber mit wattierten, mit Pelz besetzten und mit einer rothen Quaste verzierten Mützen (s. Taf. XXXIX.), seltener, und nur in Indien, mit Turbanen. Als eine vorsichtige, nur ungern vermittelte Ziers de des Mannes gilt ein tüchtiger, meist horizontal herabhängender Knobelbart.

Die Wohnungen oder Räubitzen sind nichts, als ein durch Niemen und einen hölzernen Kranz zusammengehaltenes und mit Filz bedektes Gitterwerk, dessen Eingang mit Filz verhängt ist und dessen Dach aus zwei durch lange Stangen in die Höhe geschobenen Männchen besteht, in deren Mitte sich ein Rauchloch befindet, das zugleich die Stelle des Fensters vertreibt. Der Fußboden ist mit Filzteppichen belegt und in der Mitte der Feuerplatz mit einem großen Dreifuß, auf welchem die Speisen in flachen, eisernen Schalen an einem Feuer, das von dem getrockneten Auswurf ihres Heers vaters und der Hausgäste, der an Festtagen

Wornehme und Reiche haben mehrere Frauen; doch wird nur eine, und zwar die von dem Priester ehelich eingefegnete, als die rechtsmäßige betrachtet und hat vor allen übrigen den Vorzug. Der Vater verkauft seine Tochter, ohne sie zu fragen, an den meistbietenden Mann, muß ihr aber eine Ausstattung geben. Die Weiber beschäftigen sich mit dem Geban der Felle, Verarbeitung der Kleidungsstücke, der Milchschläuche und der wollenen Filze, welche zu Schlafröcken, Teppichen und andern Decken unentbehrlich sind, und werden mit allgemeiner Achtung und Schönung behandelt. Wer ein Weib beleidigt, zieht sich harte Strafe zu.

Da das Land der Mongolen voller Steppe und daher außerst unfruchtbar und für den Ackerbau ganz ungeeignet ist, während die Viehzucht trefflich gedeht; so besteht in der letztern so wie die einzige Hauptbeschäftigung, so auch der größte Reichthum der Mongolen. Im Winter halten sie sich mit ihren Pferden, Kamelen und Schaf- und Ziegenherden in den südlichen Gegenden auf, und bleiben meist an einem und demselben Orte. Im Sommer aber wandern sie nach Norden, alle vier bis acht Tage, nach einer gemeinschaftlich getroffenen Uebereinkunft ihre Lager verändernd. Die Chane, Lamas und Edhen bekommen die besten Lagerplätze; jeder andere aber wählt den seinigen sich nach Belieben. Das Gepäck wird auf Kamelen oder Pferden fortgeschafft. Die Erwachsenen reiten, die Kinder fegt man in Körbe, die man über Lasttiere hängt.

Zu den Vergnügungen der Mongolen gehört das Schach- und Kartenspiel, bei welchem die Männer oft ganze Nächte zubringen, während die Jugend sich mit Tänzen, Gesang und Musik die Winterabende verläßt. Auch hält man öfters Wetrennen zu Pferde und besiegt genährt wird, gesucht werden. Dem Feuer eht die Sieger mit auszeichnenden Namen. — Gegenüber befindet sich die Lagerstelle des Hauss Die Ringer beobachten gewisse Kampfgesetze und dürfen einander nicht beschädigen. Mit

Pfeilen schießt man sowoh' nach dem Ziele, als auch, um die Stärke des Armes zu zeigen, in die Lust. Bei Festlichkeiten werden Trinkelage angeordnet, zu welchen jeder seine Portion mitbringt. Auch die Jagd gehört zu den Vergnügungen der Männer. Auf Wölfe ist die Parforcejagd die gewöhnlichste. Haben die Reiter einen Wolf eingeholt, so wird er mit dicken Peitschen todtgeschlagen. Man hält dazu auch Hunde, und selbst die Pferde sollen wüthend auf den Wolf losgehen und ihn mit den Vorderfüßen zu Boden schlagen. Füchse und Dachse treibt man durch Rauch ans den Höhlen; kleinern Thieren legt man Fallen; Rothwild und großes Geflügel schießt man mit der Büchse. Gewehre, Pulver und andere fehlende Bedürfnisse tauscht man gegen Vieh, Pelzwerk u. s. w. von den Chinesen, Russen und Bucharen ein.

Die Kalmücken (s. Taf. XXXVIII. XL.  
und XLII.).

auch Oeldten genannt, gehörn zum mongolischen Volksstamme. Ihre ältesten Wohnsäße sollen sie, nach ihrer eignen Behauptung, zwischen dem Koko-Nor, d. i. blauen See, im südlichsten Theile der Mongolei, und Tibet gehabt und lange vor Dschengis Chan gegen Westen bis nach Kleinasien hin einen Heerzug gehabt, sich dort und um den Kaukasus vertreten, der Ueberrest aber, welcher in der grossen Tartarei zurückgeblieben war, von seinen tatarischen Nachbarn den Namen Kalimik, d. i. Abtränige, erhalten haben. In der That nennen sich die Kalmücken auch noch heute Kalimik, obgleich Oeldten oder Eleuthen, welches Wort dasselbe bedeutet, ihre eigenthümliche Benennung ist. Sietheilen sich, wenigstens seit der Zerrüttung der mongolischen Monarchie, in vier verschiedene Hauptweige. Die Coschoten, d. h. Krieger, Helden, welchen Beinamen sie sich durch ihre Tapferkeit unter Dschengis erwarben, haben sich unter chinesischer Oberhoheit noch in und um Tibet und Koko-Nor erhalten, und werden auf 50,000 Körpe geschätzt. Ein geringer Theil derselben, etwa 18,000 Familien oder Zelte, hat sich seit 1759 abstehenden Ohren weit und groß. Weil sie an der Wolga niedergelassen und freiwillig die von Kindheit auf sich beinahe ganz nackt im

russische Oberhoerschaft anerkannt. Die Soongaren, die reichste und mächtigste Kalmückenhörde, führte im 17. und zu Anfang des vorigen Jahrhunderts mit den Mongolen sowohl, als mit China blutige Kriege, welche sich mit ihrer gänzlichen Unterwerbung und Verstreitung endigten. Schwache Ueberreste der Soongaren kehrten 1770 nach der Soongarei in der Mongolei zurück. Die Derbeten, die früher gegen den Irtyisch zogen, ließen sich nachher am Ural und Don nieder, wo sie zum Theil mit den donischen Kosaken verschmolzen sind. Die Torgoten scheinen sich später als die übrigen kalmückischen Zweige zu einer besondern Horde gebildet zu haben. Anfangs ließen sie sich an der Wolga nieder, und wurden von den Russen, denen sie sich bereits 1616 unterwarf, die wolgaischen Kalmücken genannt. Ueber den Druck der russischen Regierung erobert, zogen sie 1770 in die Soongarei und begaben sich unter chinesischen Schutz. — Alle diese verschiedenen Stämme standen ehemals und stehen noch jetzt unter ihren eigenen Chans oder Tai schas, die der Regierung, unter deren Oberhoheit die Horde lebt, nur mittelbar durch Tribut unterthan sind. Auch gibt es eine Kolonie getaufter Kalmücken. — Die übrigen bekennen sich zur lamaischen Religion — denen die russische Regierung besonders im orenburgischen Gebiete die Statthalterhaft Ufa, ein fruchtbares Gebiet, nebst der Stadt Stawropol eingeräumt hat. Noch ist in eben der Statthalterhaft eine kleine Kolonie muhamedianischer Kalmücken vorhanden, die aus einzelnen Proselytten, welche die Kirchen gemacht und unter sich aufgenommen haben, entstanden ist.

Die Phisognomie der Kalmücken (s. Taf. XL.) ist ächt mongolisch. Das flache Gesicht zeichnet sich besonders durch kleine, enge Augen mit spitzigen Augenwinkel, die sich weit nach der Nase und den Schläfen hinziehen, aus; das Kinn ist schmal, die Lippen sind dick; der dünne Bart keimt spät hervor; die Zähne sind weiß und wohl geordnet; die vom Kopfe

Rauche der Zelte aufzuhalten, so sehen sie gelb-bräun aus, obwohl ihre Grundfarbe eigentlich weiß ist. Ihre auswärts gebogenen Knie und gekrümmten Schenkel röhren eben so wohl vom Leibesgrößte ist mittelmäßig und die Figur mehr hager als fleischig. Bei den meisten Kalmücken sind Gefühl und Geschmack sehr abgestumpft, desto scharfer aber die übrigen Sinne. In großer Weite spüren sie den Geruch eines angezündeten Heuers oder eines Lagers, und durch den Geruch beurtheilen sie, ob ein Fuchs jetzt gerade in seinem Bane sei oder nicht. Ihr Auge, an große Weiten gewöhnt, ist scharf, und ungeachtet der ewigen Dünste, mit welchen auch bei heiterem Himmel ihre Steppen überzogen sind, entdecken sie doch in großer Entfernung einen Reiter, greßen ihn und erwarten seinen Gegengruß. Ein Kalmück sah in der Entfernung von  $7\frac{1}{2}$  Stunde den Staub eines Heeres, welchen die Russen mit ihren Ferngläsern nicht entdeckten. Nach den leichtesten Eindrücken der Füße verfolgen sie ein entlaufenes Thier durch Sand, Schnee, dürres Gras u. s. w., ohne sich leicht zu irren.

Die Kalmücken besitzen viel natürlichen Verstand, sind fleißig und ehrlich, und beweisen nicht nur unter einander, sondern auch gegen Fremde, viel Edelmuth und Herzengüte. Ihre Gastfreihheit kennt keine Grenzen. Dagegen übertreiben sie es eben so, wenn sie sich irgend einem Laster ergeben haben. Die mächtigste Leidenschaft, welche sie beherrscht, ist die Spielsucht. Sie verpielen ihre Zelte, ihre Pferde und alles Mögliche, was sie besitzen, ja sogar, wenn sie nichts mehr haben, ihre eigene Person, indem sie sich auf eine längere oder kürzere Zeit als Leibeigene an den Gewinner hingeben.

In der Mitte der übrigen Zelte eines Kalmücklagers steht das zum gottesdienstlichen Gebrauche bestimmte, durch seine weiße Farbe und großherum Umsfang sich auszeichnende Zelt. Im Hintergrunde desselben, dem Eingange gegenüber, befinden sich auf einem fünf Fuß hohen Altar sieben Schalen mit Wasser und über diesen Schalen sind die vorzüglichsten Götzen in verschiedenen possirlichen Gestalten,

mit bunten Farben auf Pergament gemalt, aufgehängt. An den Seitenwänden hängen die übrigen Götzenbilder in schwarzen Umrissen, ebenfalls auf Pergament gezeichnet. Der Fußboden ist Seiten als von ihrer Art zu sehn her. Die mit Leppichen belegt. Acht Priester verrichten den Gottesdienst. Ihre langen, weiten Röcke sind von orangefarbenem Mantin. Von der rechten Seite zur linken Hüste tragen sie eine rothe Binde, welche an den gleichfarbigen Gürtel befestigt ist. Den kahl geschorenen Kopf bedekken sie mit einem gelben, flachen, runden Hute und die Füße mit Stiefeln von schwarzem oder noch öster, namentlich wenn sie amtlich beschäftigt sind, von gelbem Saffian. An dem Gürtel hängt auf der linken Seite ein rundes, messingenes Fläschchen, aus welchem sie den Laien einige Tropfen des darin befindlichen Weihwassers geben, das diese in den Mund nehmen, um ihn zu reinigen und dann wieder ausspucken (s. Taf. XL.). An dem Gottesdienste selbst, bei welchen, wie bei allen Laiaten, s. S. 164. des Singens und Lärmens sehr viel ist, nehmen die Laien keinen thätigen Anteil, sondern bleiben, alles den Priestern überlassend, außer dem Zelte, und haben bloss die Filzwände in die Höhe, um zu sehn, was darin vorgeht. Hier sitzen die Priester mit untergeschlagenen Beinen in zwei Reihen vom Altare nach der Thüre zu. Zwei von ihnen eröffnen die Feierlichkeit mit hölzernen Pfaffen, vermittelst deren sie höchst widerliche Edne her vorbringen; alsdann stimmen sie einen nicht übelstingenden Gesang an, nach dessen Beendigung das Pfaffen wieder beginnt. Zwei andere Priester blasen dazu auf vier Ellen langen, weit gerundeten Hörneren; wieder zwei andere schlagen kleine an einem Stocke befestigte Pauken mit einem Klöpfel aus Eisendraht, der einer ledernen Knopf hat, und die übrigen klatschen unter mancherlei Grimassen in die Hände und singen dazu. Die ganze Feierlichkeit wird mit einigen Gebeten beschlossen. Die Pflicht, vor den Götzenbildern zu beten, machen sich die Priester durch Anwendung der schon oben bei Tibet, s. S. 163. beschriebene Gebetsmaschine sehr leicht. In Bewegung muss das Gebet gesetzt werden, wenn es, nach der Lehre der los-

malschen Priester wirken soll, daher sind auch artiges Unsehen, wenigstens in den Augen eines an den niedrigen Eingängen der kalmückischen Zelte kleine hölzerne, mit gewissen Gebeten beschriebene Windmühlenflügel angebracht, seit diese der Wind in Bewegung, so wird dadurch den Bewohnern die Mühe des Selbsthetzens erspart.

Die Nahrungsmittel der Kalmücken bestehen in dem, was ihnen ihre Heerden und die Jagd liefern. Mit Ausnahme des Wölpes und Fuchses genießen sie alle Arten der Thiere; die Bieselmaus (*Arctomys Citillus*, auch Bilslich genannt, ein kleines, zu den Winterschläfern gehörendes Edagethier von der Größe eines Eichhörnchens) in saurer Milch gekocht, ist ein Leckerbissen. Das Haussvieh, Kinder, Schafe u. s. w., schlachtet man nur im Nothsalle, aber das umgefallene verachtet niemand. Hat man viel Fleisch, weil viel Vieh fiel, so wird es in Streifen geschnitten und geräuchert. Das Hauptgetränk ist Milch, am liebsten Stutenmilch, die frisch genossen einen Zwiebelgeschmack hat, aber gesäuert sehr angenehm ist. In den Milchschlauch — man reinigt ihn nie, weil sonst die Milch nicht gehdig gären würde und thut daher auch in neue Ueberbleibsel der alten Milch — wird alte geronnene Milch geschan und fleißig umgerührt. Nach 24 Stunden kommt sie in Gährung und wird dann, fast eben so, wie unsere gebrannten Wasser destillirt. Dieser Milchbranntwein, Kuhmilch giebt nur halb so viel als Stutenmilch, wird Kumish, auch Kumish genannt und ist ein Getränk, welches die Russen selbst dem gewöhnlichen Branniweine vorziehen, weil der Rausch davon sehr lange anhält, die Ehlust benimmt und keinen Kopfschmerz verursacht. Den Thee, chinesischen können nur Wohlhabende sich vertheilen, die Kermern benutzen dazu mancherlei einheimische Kräuter, bereitet man mit Milch, Butter und Salz, und trinkt ihn aus großen, hölzernen Schalen. Fast Jedermann, ohne Unterschied des Alters und Geschlechts, hat eine brennende Tabakspfeife im Munde; selbst vierjährige Kinder wissen schon damit umzugehen, was ihnen bei ihrer Nacktheit, brauen Farbe und dem breiten Gesicht ein lächerliches, assen-

artiges Unsehen, wenigstens in den Augen eines Europäers, giebt.

Die allgemeine Tracht ist ein Oberkleid mit langen Ärmeln und mehrere bis an die Knie reichende Unterkleider, unter welchen Vornehme ein kurzes Hemde tragen. Vornehme tragen tuchene Ärmeliederne Beinkleider, welche bis auf die aus russischem Leder gefertigten Halbstiefeln herabreichen. Ein Umschlag von Leinwand ersetzt die Strümpfe für den Sommer und für den Winter eine Art Filzsocke. Pelze von Lämmern- und Schaffellen, und für sehr schlechtes Wetter grobe Tuchmäntel und dergleichen sehr weite Ueberbeinkleider, sind ebenfalls im Gebrauche. Die Frauen tragen sich fast eben so, wie die Männer, nur sind ihre Kleider länger, die Ärmel zierlicher, und das bei den Männern ohne Hemde eng an den Hals sich anschließend. Die Männer scheren den ganzen Kopf bis auf einen Bäschel in der Mitte, welcher in Zöpfe gestothen wird. Junge Leute lassen noch einen Kreis um diese Zöpfe ungestothen stehen. Mädchen behalten ihr Haar, und flechten es an den Seiten in viele Zöpfe, während die Frauen es in zwei Hauptzöpfen hinter den Ohren vereinigen, es zuweilen in Lasselfutterale stecken und vorn über die Schulter herabhängen lassen. Mädchen dürfen nur einen Ohring tragen. Die Mühe, deren Deckel aus gelbem Tuch gemacht, und wo nicht mit einer roth seidenen Quaste, doch auf der Mitte mit einem rothen Läppchen geziert ist, ist dick und wulstig, mit schwarzen oder braunen Lämmersellen verbrämmt und so platt, daß sie nur wie etwa ein Kranz auf dem Kopfe sitzt, (s. Taf. XL.).

Die Wohnungen der Kalmücken (s. Taf. XLII.) bestehen durchgängig aus trichterartigen, geräumigen Zelten von braunem Filz; sehen sehr schmuckig und räucherig aus und werden durch das Fleisch und die Häute, die in der Nähe derselben zum Trocknen aufgehängt sind, noch ekelhafter. Etwas geräumiger und relativischer ist das färsliche Zelt (s. Taf. XXXVIII.). Der Fußboden ist gewöhnlich in der Mitte mit einem bunten Teppiche und an den Seiten mit frischem Grase bedeckt. An den Wänden erblickt man hölzerne Kisten mit eisernen Beschlägen.

gen, lederne Schläuche, Sattel, Flinten, Schwerter, Bogen, Pfeile und andere Waffen. Dem Schase besaß, Anführer eines Kalmückenregiments, welches aus den reichsten Eigentümern grunde des Dorfes, das niedrige Ruhebett der Fürstin, über welchem an der Decke grüns oder gelbseidne Wolfsselbstens hingen. — Ueberhaupt gilt, was schon oben über die Wohnungen, ehemaligen Verhältnisse, Lebensart und Vergnügen der Mongolen gesagt wurde, auch von den ihnen so nahe verwandten Kalmücken.

Die kalmückischen Steppen haben wenige Seen und Bäche, und obschon man überall, wo man Quellen zu finden hofft, Brunnen gräbt, so muß das Vieh doch oft 3 Meilen weit zur Tränke geführt werden. Die kalmückischen Pferde sind zwar klein, aber unermüdlich im Laufe, mit schlechter Kost zufrieden und im Stande, zwei Tage ohne Wasser anzuhalten. Ziegen hält man wenig, und Kameele haben nur Reiche, weil sie mit aller Sorgfalt nur schwer durch den Winter zu bringen sind. Auch von den Schascheeren geht im Winter zuweilen ein Drittheil verloren, Pferde verlaufen sich im Schneegestöber und ganze Herden kommen abhanden, wenn der Wind ihre Spur verweht. Am schlimmsten sind die Jahre, wo im Herbst schon nach Schnee und Regen die Steppe überfriert; die Hungersnoth ist unter den Uermern dann unvermeidlich.

Ringen, Bogenschießen und Pferderennen sind Belustigungen der Jünglinge, an denen als Zuschauerinnen auch die Mädchen Theil nehmen. Beim Ringen (s. Taf. XLII.), wo es darauf ankommt, den Gegner auf den Rücken zu legen, giebt man den Kämpfern, wenn sie zu bißig werden und ernstliche Verhöldigungen zu durchsetzen sind, Wasser über den Rücken. — Abendliche Tänze und Trinkgelage, Kartenspiel und noch mehr Schachspiel, und selbst Erzählungen und Märchen, an denen die Kalmücken eben so reich sind, als irgend eine morgenländische Nation, dienen zu Zeitverdrängungen.

In dem letzten russisch-französischen Kriege war ein kalmückischer Prinz, Tumin, Bruder des Oberhauptes der um Astrachan wohnenden Kalmücken und ein sehr reicher Mann,

der 4000 Pferde, 10,000 Ochsen und 40,000 ter, Bogen, Pfeile und andere Waffen. Dem Schase besaß, Anführer eines Kalmückenregiments, welches aus den reichsten Eigentümern dieses Volks bestand; es war keiner darunter, der nicht wenigstens einige Kameele, 30 bis 40 Pferde, 100 bis 150 Kinder und eine artsehnliche Schascheere besessen hätte. Von diesem Regimente, welches sich durch besondere Tapferkeit auszeichnete, lebte nur die Hälfte nach der Heimath zurück. Dem Prinzen wurden 7 Pferde erschossen, er selbst aber erhielt keine Wunde. Nach einer langen Abwesenheit wieder heimgekehrt, war ihm hier alles, was er sah, seine Frau, seine Kinder und sein Haushof, wegen ihrer großen Unreinlichkeit, ein Gegenstand des Ekelns. In Europa, besonders in Paris, hatte er so manches Gute und Schöne kennen gelernt und wollte sich nun den Sitten und Gebräuchen seines Volks nicht mehr fügen, sondern dieselben vielmehr nach europäischer Weise umschaffen. Obschon man seinem Willen sich gehorsam unterwarf, so waren die Neuerungen doch nicht von Dauer und bald kehrte die Einrichtung seines Hauses wieder auf den alten kalmückischen Fuß zurück.

Die Tungusen (s. Taf. XLI. und XLII.) sind ein zahlreiches, weit verbreitetes Volk, welches theils in Sibirien, in den untern Gegenden des Jenisei, an dem Tunguscasflusse und an der Lena, theils in der Mandschurei, auch Tungusen oder Amurland genannt, zerstreut anzutreffen ist. Die jenseits des Amurflusses lebenden Tungusen stehen unter chinesischem, die diesseits sich anhaltenden unter russischem Schutze. Ungerößt ist, zu welchem Volksstamme, ob zum mongolischen, ob zum tatarischen sie gehören; ihre Physiognomie und Lebensart scheint bald für den einen, bald für den andern zu sprechen, und wenn die jenseits des Amur in der Mandschurei lebenden Tungusen — ein Stamm derselben, die Menschen (s. S. 170) eroberte 1644 China — die Spuren tatarischer Abstammung an sich tragen, so haben die diesseits des Amur lebenden die größte Ähnlichkeit, ein plattes Gesicht, eine gedrückte Nase, kleine Augen, mit den

Mongolen. Auch hinsichtlich der Religion, zu welcher sie sich bekennen, herrscht groÙe Verschiedenheit. Die in der Mandchurie oder Tungusen lebenden sind zum grÙtesten Theil Foitzen; von den russischen Tungusen sind nur sehr wenige Christen, die Mehrzahl schamanische Heiden, und nur die gemeinschaftliche Sprache ist das Band, welches die verschiedenen Tungusenstämme als ein Volk erkennen lässt. Die unter Chinas Oberherrschaft befindlichen Tungusen sind regelmäßig gebildete, starke und behende Menschen von mittlerer Größe und von Farbe wenig dunkler als die Südeuropäer. Von den Chinesen unterscheiden sie sich durch einen längern und vortheilhaften Busch und weniger Anlage zur Dicktheitigkeit, ob-schon auch sie, wie die Chinesen, einen seiten Körper und besonders einen großen Schwanzbauch für schön und ehrwürdig halten. Ihrem Charakter nach sind sie zwar rauh, aber gerade und offen, stolz und tapfer, und verabscheuen Hinterlist, Betrug und Diebstahl.

Reis, Nüsse, Hülsenfrüchte, Fische und Wildpferd sind die gewöhnlichsten Nahrungsmittel. Die Häuser der Uermern sind gewöhnlich von Flechtwerk und Lehm. Das auf allen Seiten weit vorstehende Schilfdach ruht auf außerhalb der Wände stehenden Säulen und ist oben, aus einem dhalischen Überglauen, wie der S. 176 bei den Chinesen erwähnte, mit einem liegenden Drachen oder einem andern Ungeheuer versehen (s. Taf. XLII). Die Wohnung, welche aus einer einzigen geräumigen Stube oder einem Saale besteht, der mittels Matten in mehrere Räumen getheilt werden kann, wird reinlich gehalten. Auf dem Fußboden ausgebreite Matten versehen die Stelle der Tische, Stühle und Betten. Gewöhnlich befindet sich an jedem Hause ein kleiner Garten, welcher mit Palissaden aus Baumstrohre und einem breiten Graben, über welchen eine einfache Brücke führt, umgeben ist. Die Häuser der Vornehmen und Reichen sind, wie die der Chinesen, von bedeutendem Umfange, zwar nicht ein Stockwerk hoch, aber mit Schnitzwerk, Maserung und Vergoldungen und der gleichen verziert, mit Marmor bekleidet und ge-

pflastert, das Dach mit bunt lackirten Ziegelplatten gedeckt und überdies mit vergoldetem Schnitzwerk und Bildchen geschmückt. Im Innern befinden sich prächtige Möbeln, besonders niedrige, schön lackirte Tischchen und Stühle, und um die Wohngebäude sind oft große und herrliche Gärten geschmackvoll angelegt. bemerkenswerth ist in dieser Hinsicht der äuferst weitläufige, überaus prächtige Park in der Sommerresidenz des chinesischen Kaisers zu Gehol oder Tschol (s. Taf. XLI.). Man findet in denselben einen sehr großen See, mit den überraschendsten Ansichten und mehr als 40 Paläste, die mit den prächtigsten Gemälden, Vasen, Porzellau u. s. w. gesetzt sind. Der östliche Theil des Parks ist einer der schönsten Thiergärten in der Welt, und mit Hirschen und andern Jagdhirschen reichlich angefüllt. Die mit Waldung bedeckten Hügel sind ebenfalls mit Palästen, Tempeln und dergl. geschmückt; in den Thälern findet man großartige Wasserfälle u. s. w. Ein besonderer Theil dieses Parks wird bloß vom Kaiser, seinen Frauen und deren Wächtern bewohnt und ist durch eine Mauer sorgfältig eingeschlossen. — Die Kleidung Armer besteht in einem Stück gebrem Zeuges, das um die Hüften gewunden und zwischen den Lenden hindurchgezogen wird; übrigens gehen sie nackt. Vornehme tragen lange und weite Beinkleider, eine lange, am Halse anschließende Weste und ein Ignaz, einem Schlafrocke nicht unähnliches, Gewand, mit langen weiten Uermeln, und umglüten den Leib mit einer Binde. Oft werden mehrere Gewänder über einander gezogen. Der sparsam wachsende Bart wird beschoren und die Kopshaare auf dem Wirbel in einen Knoten gebunden, dessen Ende ein gefräumtes Spätschen bildet (s. Taf. XLII). Priester lassen die Haare über den Rücken herabhängen und schmücken die Mütze mit Bildchen und bunten Knöpfen (Taf. XLII). Die weibliche Kleidung besteht aus einem langen, bis auf die Ferse herabgehenden Hemde von dunkler und einem größeren Stück Seiden- oder Baumwollenseide von heller Farbe; den Kopf bedeckt ein Hut, der im Verhältnisse zu seiner Größe

und der manigfaltigen auf denselben angebrachten Verzierungen ziemlich leicht ist, (s. Taf. XL.). Als Schmuck werden von Frauen und Mädchen goldene Ohr- und Armbänder getragen; die Haare werden mit wohlriechendem Öl gesalbt und die Nägel an den Fingern nicht nur sorgfältig gehärtet, sondern auch roth gefärbt. — Wer um ein Mädchen wirbt, überreicht oder sendet dem Water desselben ein zierliches Bettelkästchen, dessen Annahme als Jawort gilt, und worauf bald das gegenseitige Einbringen und der Hochzeitstag bestimmt wird. Ein großes Gastmahl wird veranstaltet, Verwandte und Freunde dazu eingeladen, das neue Ehepaar von einem Priester eingesegnet und dann die Gäste bei und nach Tische von Musikanten, Gaulern, Tänzern und Possenreisern belustigt. — Das Andenken der Verstorbenen hält man in Ehren. Jede Leiche wird, rein gewaschen und festlich gekleidet, in einen mehr oder weniger kostbaren Sarg gelegt und erst nach einigen Tagen begraben. Ehe sie in das Grab gesenkt wird, steckt man ihr noch eine Münze in den Mund. — Die Hauptbeschäftigung der Tungusen in der Wandchurci besteht in Jagd, Fischerei, einiger Viehzucht und Ackerbau. Auch giebt es unter ihnen geschickte Bildhauer, Maler, Lackierer, Leinwands-, Kattun-, und Seidenweber. Merkwürdig sind ihre aus Rohe geslochnen Schiffe, die wegen ihrer Dichte und Leichtigkeit gerühmt werden. —

Die Tungusen unter russischer Oberhoheit, ihre Zahl mag sich ungesähr auf 25,000 belaufen, werden nach ihrer Lebensweise in Pferde-, Rennthier-, Hund- und Fischungusen eingeteilt. Die in der jakutischen Provinz in der Gegend von Ochoz am Meere wohnenden heißen Lamuten, welches in ihrer Sprache, worin Lam so viel als Meer bedeutet, am Meere wohnende Leute bezeichnet. Sie sind besonders diejenigen, welche sich der Hunde zum Fahren und Essen bedienen. —

Das Gesicht der russischen Tungusen ist platt und die Augen klein, doch nicht so merlich wie bei den Kalmücken. Ihre Wohnungen sind kegelförmige Hütten aus Birkenrinden, welche

man über Stangen gelegt hat. Da sie es färben müssen, um sie zu leben, wo sich in ihren Hütten, Unrat anhäufen und üble Gerüche entstehen würden, so wechselt sie ihre Lagerplätze fast alle 4 bis 6 Tage. Viele Tungusen nehmen einen Theil ihrer Nahrung von den Wurzeln und Zweigen, welche die Feldmause sich eingetragen haben. Diese schwärzlichen kleinen Thiere, welche man paarweise beisammen trifft, höhlen sich Vorrauthskammern unter dem Nasen aus, und schleppen die ausgegrabenen, erst sorgfältig von Erde und Fasern gesäuberten Wurzeln in unterirdischen Gängen zu ihren Höhlen. Zuweilen sind auch betäubende Wurzeln darunter. Diese haben sie zu ihren Festtagen, um sich damit zu berauschen, gesammelt, sagt der Tunguse, der, wenn er es haben kann, sich selbst gern ein Rauschchen trinkt. Wie arm aber muß ein Volk sein, das in die Vorrauthskammer der Mäuse einbricht, um mit diesen ihre tägliche Nahrung zutheilen! und wie genügsam, da sein Backwerk in einem an der Luft getrockneten Kuchen besteht, der von gesammelten Beeren, die mit den in dem Magen der Rennthiere unverdaulich gebliebenen Futter vermisch werden, bereitet wird. — Von Gelde und dem Gebrauche des Goldes und Silbers wissen sie nichts. Ihren Tribut entrichten sie in Sobelfellen und andern Pelzwaren nach der von der russischen Krone vorgeschriebenen Taxe. Einige schwache Stämme, namentlich die Pferdetungusen, die auch den Nahm geübter Bogenschüßen haben, sind frei von Tribut, dienen aber dafür als leichte Truppen an der mongolischen Grenze. Die Bielweiberei (Polygamie) ist bei den Tungusen fast allgemein, doch bleibt die erste Frau immer die angesehenste. Außer einem Schnause giebt es keine Heirathseierlichkeiten. — Die Toten beerdigen sie nicht gern; lieber packen sie den Leichnam in eine Kiste, die sie zwischen zwei Bäumen anhängen. Nur wenn gerade ein Priester gegenwärtig ist, wird ein Rennthier bei diesem Luftbegräbniß geschlachtet und verzehrt. Ein Theil davon bleibt für den Odgen. Vor den Menschen blättern, die häufig unter ihnen die grauslichsten Verheerungen antreffen.

ten, haben sie große Furcht. Zeigt sich diese Leibesbeschaffenheit in China sehr schwächt, bilden Krankheit, so stellen sie Milch, Thee und Fleisch, die Hauptartikel der Ausfuhr. Speisen vor ihre Wohnungen und bitten die Krankheit mit höflichen Verbeugungen, an ihren Hütten vorüber zu ziehen! —

### Die Bewohner Korea's,

einer großen unter China's Oberhoheit stehenden, südwärts von Tungusien gelegenen Halbinsel, sind wahrscheinlich mandschurischer Abstammung, haben sich aber später mit Chinesen und Japanern vermischt; ihre Gesamtzahl wird auf 12 Millionen geschätzt. Sie haben eine mittlere Leibesgröße, einen ziemlich starken Körperbau, ein schwarzbraunes Gesicht und schwarze Haare. Ihre Religion ist der Buddhismus; ihre Regierungsform monarchisch, nur muß der König durch den chinesischen Kaiser in seiner Würde bestätigt werden und am Anfang jedes Jahres einen Tribut sowohl an den Hof des chinesischen als des japanischen Herrschers senden: Es wird streng darauf gesehen, daß außer mit Japan und China die Koreaner durchaus keinen Verkehr mit Fremden unterhalten. Die Armee ist gut bewaffnet und die Seemacht, da jede Stadt auf ihre Kosten ein Fahrzeug austürtzen und unterhalten muß, nicht unansehnlich. — In Hinsicht der Kleidung und Lebensweise, der Sitten und Gebräuche, der Künste und Wissenschaften herrscht zwischen Korea und China die grösste Uebereinstimmung; nur sind die Koreaner im Betragen viel einfacher und bedämmern sich nicht so sehr um die Beobachtung kleinlicher Ceremonien wie die Chinesen; auch ist ihre Sprache von der chinesischen ganz verschieden. In der Residenz des Königs, Kingkiao, befindet sich eine anscheinliche Bibliothek von geschriebenen und gedruckten Büchern, über welche jedes Mal ein Prinz von Gebüld die Oberaufsicht führen muß. — Das Hauptzeugniß Korea's ist Baumwolle, und die daraus gesetzten Gewebe, so wie rohe Seide und grobe Seidenzeuge, ferner Rauchtabak und Pferde, die man wegen ihres ungewöhnlich kleinen Wuchses, aber ihrer starken

### 2. Bewohner der Tartarei,

auch die grese oder freie Tartarei, um sie von der von China abhängigen zu unterscheiden; auch Turkestan, nicht sowohl weil es das Stammland der Türken ist, sondern weil die Fürsten derselben vormals ihre Herrschaft über einen großen Theil des ganzen Landes ausgedehnt hatten; endlich auch Osschagatai, nach einem Sohne Odsingis-Chans, welcher hier ein mächtiges Reich stiftete, genannt. Seltener kommt die Tartarei, welche den ganzen Theil des mittleren Asiens, welcher sich zwischen dem osmanischen Reichland, dem chinesischen Reiche, Persien und dem kaspischen Meere ausbreitet, umfaßt, unter dem Namen der großen Bucharei und Westschagatai, um sie von der China unsterblosen kleinen Bucharei oder Ostschagatai zu unterscheiden, vor.

Die Einwohner, deren Gesamtzahl zu 4 Millionen angenommen wird, gehören zu dem großen und immer als schön bezeichneten tartarischen Volksstamme (s. S. 1.) — Die Tartaren, höchst wahrscheinlich die Scythen der Alten, ein sehr zahlreiches, in Europa und Asien in sehr vielen Zweigen und unter verschiedenen Benennungen verbreitetes Volk, dessen ursprünglicher Name Turk oder Turkmenen ist, waren einst als Eroberer das Schrecken ihrer Nachbarn und tranken, weithin herrschend, ganz Asien mit Blut. „Alle Rauhigkeit, die unter einem niedlichen Himmel der ungebändigte Naturzustand des Menschen erzeugen mag, ist und war von jener der Charakter der tartarischen Horden. Dem Ackerbau fremd, theltis durch die Beschaffenheit des Landes, theltis durch Abneigung, blieben sie in ihren unwirtbaren Steppen für Nahrung und Kleidung auf die einfachen Erzeugnisse der Viehzucht und der Jagd beschränkt. Beide Beschäftigungen, zumal in einem unfruchtbaren Lande, fordern weite Raum, gebieten ein unsicheres Wanderleben, geben statt Häuser Gezelte, höchstens fahrbare Hütten, wohinlich kleinen Wuchses, aber ihrer starken

Bequemlichkeiten der Civilisation. Mit Mans-  
gel und Nötheigkeit vertraut, der Unfreundlich-  
keit der Jahreszeit fast schierlos Preis gegeben,  
oft von eßlich fast ausschließlich von animalischer  
Nahrung lebend und an Blutverzügen durch  
unaufhörlische Tötung zahmer und wilder Thiere  
gewöhnt, erwarben sich diese Nomaden eine  
mit ihrem Klima harmonirende Härte des Kör-  
pers, wie der Seele, und wurden so, unbekannt  
mit feinern oder sanften Empfindungen, wilden  
Leidenschaften ihre ganze Kraft hingebend, ges-  
chickt und geneigt zur Gewaltthat und zum  
Krieg, dessen Vorbild und Schule — Jagd und  
Wanderung — ihr tägliches Geschäft, ihr Ver-  
gnügen, ja fast die Summe ihres Lebens war.  
Der Besitz des Pferdes, welches, in den meisten  
Gegenden Hoch-Asiens häufig und von einem har-  
ten Schlag, auch der fast unzertrennliche Gefährte  
der Männer ist, während die geringern Herden  
der Sorge der Weiber überlassen bleiben, ver-  
wehrte die Furchtbarkeit dieser kriegerischen Horden,  
und brachte die in ihren eigenen Wildnissen  
Unangreifbaren mit überraschender Schnelligkeit  
nach den fernsten Fluren eines unvorbereiteten  
oder weichlichen Feindes." Rotteck. Ich gehor-  
chen die Tartaren zum großen Theil fremden  
Regenten, und nur in einigen Gegenden Asiens,  
deren unersteigliche Gebirge das Schwert des  
Eroberers und den Weg der Cultur und Civilis-  
sation hemmten, haben sie noch ihre Unab-  
hängigkeit behauptet. — Der tartarische Stamm,  
wohl auch der kaukasische ge-  
nannt, weil er am Kaukasus in vorzüglicher  
Ausbildung erscheint, und von dort aus in viele  
südliche und westliche Länder ging, hat einen  
regelmäßigen, fast runden Schädelbau, ein oval-  
les Gesicht, kleine, aber lebhafte, ausdrucksvolle  
Augen, ein schönes Verhältniß der Züge, eine  
weiße, jedoch leicht braun werdende, Hautfarbe  
mit frischem Incarnat, und dunkles Haar. Der  
Hauptstil der Tartaren ist vom kaspischen  
Meer bis zum Gebirge Altai, in den arabischen  
Ländern und in der großen und kleinen Bucha-  
rei. Aber sie haben sich noch in viele Länder  
nach allen Weltgegenden hin ausgebreitet. Nord-  
lich und westlich am kaspischen Meer, am  
Taït, an der Wolga, in der Krimm und

Kuban, in verschiedenen Gegenden Sibiriens, doch hier in bunter Vermischung mit mos-  
golischen, kalmückischen und finnischen Stämmen, in einem großen Theile Persiens u. s. w. haus-  
sen Tartaren; und die weit verbreiteten Turken,  
mit deren Namen Turuk, Turk, die Tartaren  
sich selbst benennen, sind ihre Geschlechtsverwand-  
ten (s. S. 2.) Nur etwa der fünfte Theil der  
Tartaren hat die christliche Religion an-  
genommen, die meisten bekennen sich zum Islam,  
und einige sind sogar noch Heiden. Wie  
lernen jetzt die einzelnen tartarischen Stämme  
nach ihren unterscheidenden Merkmalen näher  
kennen.

Die Bewohner Turkestans, (s. Taf.  
XLIII.),

des Stammlandes der Turken, sind von Wuchs  
mehr klein als groß, haben eine lange und  
gerade Nase, schwarze, feurige Augen, eine  
gelblichbraune Gesichtsfarbe, einen muskeligen,  
gedrungenen und starken Körper, und werden  
sehr alt. Sie sind stolz und tapfer, gastfrei,  
grossmuthig, aber auch träge, unwissend und  
abergläubisch. Ihre Religion ist der Islam.  
— Die Kleidung der Männer besteht in zwei  
bis drei weiten, langen, oft gestickten, durch ei-  
nen Gürtel zusammengehaltenen Stücke von  
Baumwolle oder Kamelhaar über einander.  
Das Hemde ist von weichem Baumwollzeug.  
Zu Hause trägt man Pantoffeln, auf Reisen  
und im Kriege Stiefeln. Das geschorene  
Haupt ist mit einer runden, hohen, mit Schaffell  
verbraüten Tschudzhe, bedeckt. Die Waffen  
bestehen in einem einschneidigen Dolche in Sch-  
beln, Bogen, Pfeilen und Luntensplinten. Die  
Weiber tragen baumwollne oder seide, meistens  
roth Hemden, weite, bis auf die Knöchel reis-  
hende Pantalons, lederne Stiefelpe und Pan-  
toffeln, über dem Hemde ein buntes Oberkleid,  
und auf der Brust ein Stück buntes Zeug, das  
mit einem Bande um den Hals befestigt wird.  
Die Mädchen tragen auf dem Kopfe eine aus  
Baumrinde in Gestalt eines Bienenkorbs ver-  
fertigte, gelb oder roth überzogene, mit Blechstüs-  
ken, kleinen Münzen und Korallen behängte  
Mütze; seiner Halsbänder von Korallen, Per-

len, Edelsteine und reiche Ohrgehänge.' Endlich gehörte zum Anzuge der meisten tatarischen Frauen auch in Turkestan eine Schnur mit bunten Glasperlen, welche über die rechte Schulter und über den linken Arm weggezogen wird, und von der ebenfalls Metalloplatten, vergoldete Kugeln und Münzen, ein Futteral mit Wohlgerüchen und Amulete herabhängen. Die Haare sind in herabhängende Zöpfe gesteckt, deren die Mädchen mehr als die Weiberthäthen, denen nur drei erlaubt sind, haben. Außerdem halten alle tatarische Frauen viel auf das Schminken. Sie bedienen sich dazu der rothen chinesischen Schminke und des Bleiweisches, beslegen auch das Gesicht noch mit Schminkpflockchen von runder, halbmonds., und sternförmiger Gestalt. Die von Natur schönen, weißen Zahne färben sie mittelst eines Pulvers aus Galläpfeln und Elsenvitriol schwarz, die Näge aber rot, indem sie von Zeit zu Zeit einen Brei aus dem gerquetschten Kraute der Balsamine, sammt deren Blume und gepulvertem Alraun, eine Nacht hindurch darauf binden. — LieblingsSpeisen sind saure Milch, Fleisch, besonders von Schafen und Fischen. — Ihre Hauptbeschäftigung ist Viehzucht und Fischerei, nur wo der Boden sich leicht bewässern lässt, wird einiger Ackerbau getrieben. Die Frauen versetzen Filzzelte, Teppiche und alles, was zur Kleidung gehört.

der Sinn wieder verschont. Den Raub halten sie für eine ehrenvolle Beschäftigung, und Vertilgung der Ungläubigen als Muhammedaner für eine Religionspflicht. — Ihre Kleidung besteht in einem Hemde, baumwollenen Beinskleidern und einem wollenen oder seldnen, durch einen Gürtel über den Hüften zusammengehaltenen Oberkleide. Die gewöhnlichste Haarbedeckung ist der Turban; die Füße werden mit Bändern umwunden, über die man dünne und leichte Stiefeln zieht. Im Gürtel stecken Messer, Stahl und Feuerstein. Die Waffen sind lange, schwere Lanzen, Schilde, lange Messer oder Dolche, selten Schwerter. Die Weiber, die nicht selten mit dem Manne ins Gefecht ziehen, kleiden sich auf ähnliche Art, nur etwas zierlicher als die Männer. Das Haar lassen sie in einem Zopfe vom Scheitel herabhängen und schmücken sich mit goldenen und silbernen Ringen und Armbändern. — Die vornehmste Nahrung ist Pferde- und Kindfleisch; die Getränke bestehen in Kumis und Thee, den sie, wie die Mongolen, mit Milch, Butter und Öl genießen. — Die Usbeken leben größtentheils als Nomaden, nur wenige sind sesshaft und bebauen das Land. Sie reden eine eigne, zum Stamme der türkischen gehörige Sprache.

#### Die Karakalpaken,

##### Die Usbeken oder Uzbeken

sind hauptsächlich um Samarkand, Buchara, Karakul in Chiwa und in Taschkent zu Hause, undtheilen sich in vier Hauptstämme. Sie werden für die wildesten unter den Tartaren gehalten, und sollen vor etwa 400 Jahren aus der Umgebung von Astrachan in die Tatarrei eingedrungen sein. Die Usbeken haben einen kurzen, untersetzten Wuchs, breite Worderläpse, hohe Backenknochen, dünne Värte, kleine Augen, schwarze Haare und eine lichte Hautfarbe. Hass und Nachsicht, die sie auf Kind und Kindeskind vererben, sind Flecken ihres Charakters, mit dem jedoch ihre Gerechtigkeitsliebe, ihr offener, der Lüge und Kleicherei frem-

d. h. Schwarzmühlen, wohnen an der Ostseite des Uralsees und um die Mündungen des Sir und sind Halbnomaden, welche im Sommer umherziehen, im Winter aber in kleinen Häusern oder Röhrenhütten sich aufzuhalten. Sie theilen sich eigentlich in zwei Horden, von denen die eine, von den Kirgisen heimath ausgerissen, die andre aber heute noch ihre eignen Chanc hat, deren Gewalt jedoch durch die muhammedanischen Priester sehr beschränkt ist. — Ihre Zahl mag sich auf ungefähr 100,000 Seelen belaufen. Die ungeheuern Röhrenfelder am Ufer des Uralsees liefern ihnen fast alle Bedürfnisse, Brennstoff, Baumaterial für ihre Hütten und Futter für ihr Vieh. Der Ackerbau der Karakalpaken beschränkt sich auf Gerste und Hirse.

## Die Chiwinzen,

ein Gemisch von vier verschiedenen Völkern: Burzaren, auch Sarten und Tarschits genannt, Usbekken, Turkmanen und Karakalpaken, die im Laufe der Zeit in Eins verschmolzen sind, bewohnen das Chanat China, eine große, ringum von Wüsten umgebene Oase, im Osten der Tartarie. Die Staatsverfassung ist der ärgste Despotismus. Die Strafen für Vergelungen und Verbrechen sind schrecklich. Das Psählen oder Spießen z. B. wird mit solcher Grausamkeit vollzogen, daß der Gesetzstrafe oft noch zwei Tage lebt. Die Einnahmen des Chans bestehen in Kopfsteuer, Geschenken, im Ertrag seiner Landgüter, in Zöllen, außerordentlichen Auflagen, im Anteil an Raub u. s. w. Die Usbekken und Turkmanen sind frei von Abgaben, müssen sich aber in Kriegszeiten auf eigne Kosten ausstatten und den Chans Feld begleiten. Die Hauptgewerbe der Chiwinzen sind Ackerbau, Gärtnerei und Handel, der besonders in den Händen der Burzaren und überaus einträglich ist. Alles, was die Chiwinzen von Fabrikaten zum eignen Bedarf brauchen, wird von ihnen oder ihren Slaven, welche aus gefangenen oder geraubten Russen, Persern und Kurden bestehen, selbst fertigstellt. Diese Slaven erhalten monatlich nicht mehr als 70 Pfd. Mehl und zuweilen ein abgetragenes Kleidungsstück ihrer Herren. Ihr Loos ist hart. Denn wenn auch die Herren aus Eigennutz selten einen tödten, so erlauben sie sich doch bei den kleinsten Vergelungen die entzündlichsten Misshandlungen gegen diese Unglücklichen, namentlich Peitschenhiebe, Abschneiden der Ohren und Aufschlizzen der Nase.

## 3. Bewohner der kaukasischen Landenge.

Unter dem Namen der Länder am Kaukasus oder der kaukasischen Landenge begreift man die zwischen dem schwarzen und kaspischen Meere gelegenen Länder, deren Einwohner, ungefähr 2 bis 24 Millionen Seelen, über einen Flächenraum von 5478 Quadratmeilen sehr un-

gleich verteilt sind. Fast alle stehen theils freiwillig, theils gezwungen seit dem 1813 zwischen Russland und Persien geschlossenen Frieden unter Russlands Oberherrschaft, und nur wenige leben in den höheren Gebirgsgegenden in völliger Unabhängigkeit und erhalten sogar Geschenke von der russischen Regierung, die ihr Gebiet gegen die Einfälle dieser räuberischen Gebirgsdörfer durch eine militärische Linie und eine Reihe von 22 Festungen noch außerdem sichern muß. — Die kaukasische Menschenrasse — Julius von Klaproth, welcher in den Jahren 1807 und 1808 das kaukasische Gebirge bereiste, hat diese Benennung als ungesetzlich nachgewiesen — zu welcher, nach Blumenbach, alle Europäer, mit Ausschluss der Finnen und Lappen, ferner die Bewohner des westlichen Asiens, diesseits des Flusses Ob und Ganges und des kaspischen Meeres, so wie die Nordafrikaner, im Ganzen ungefähr 435 Millionen, also fast die Hälfte des ganzen Menschengeschlechts, gehören, hat eine mehr oder weniger weiße Hautfarbe, mit, besonders an Wangen und Lippen, durchscheinender Röthe des Blutes, langes, rufbraunes Haar, welches nach den nördlichen Gegenden hin ins Blonde, nach den südlichen und östlichen ins Schwarze übergeht. Die Form des Schädels und Gesichts ist nach vorn hin eitund, die Stirn gewölbt; weder Backenknochen noch Kiefern ragen vor, sondern blos das Kinn; die Nase ist gerade und schmal, die Ohren von mäßiger Größe und anliegend, Mund und Augen haben das gehörige Verhältniß; die letztern sind wägerichtig und weit geschlitzt; ihre Farbe ist braun oder blau. —

Folgen wir der gewöhnlichen Eintheilung der kaukasischen Landenge in die nordkaukasischen und südkaukasischen Länder, so findet zunächst

die Bewohner der großen und kleinen Kabarda (s. Taf. XLV.)

die Tscherkassen oder Tscherkessen, von den Europäern gewöhnlich Circassier genannt, die hier in Betracht kommen. Der

Name Tscherkessen soll aus dem Äthiopischen sonnen ist das Eigenthum geachtet.“ Das Ges-  
stammen und so viel als Wegabschneider, d. h. lingen des Diebstahls gilt daher als ein vor-  
Staatenräuber, bedeuten, sie selbst nennen sich zägliches Talent, und ein Mädchen kann einem  
Adigs und ihre Gesamtzahl mag sich auf Jüngling keinen schwerzlichen Vorwurf machen,  
51,000 Familien belausen. Bevor die Russen als den, er habe noch nicht einmal eine Kuh  
bis an den Kaukasus vordrangen, war die Macht gestohlen. Die Raubzüge im Großen werden  
der Kabardinerfürsten ziemlich ausgedehnt und theils gegen die Nachbarvölker des innern Ge-  
auch die Osseten, Abchasen, Tschetschenen und Bergs, theils gegen die Russen ausgeübt, mit  
Nogaier des Hochgebirges, ihnen unterwürfig, welchen lebten die Tscherkessen in einem fast  
seit 1777 aber sind sie in ihre gegenwärtigen Grenzen zurückgetrieben worden, und reiben es nur angeht, besonders, indem sie den Reisen-  
sich, während sie vereint immer noch auch ei- den auslaufen, Menschen und Vieh. Das  
nem stärkern Feinde furchtbar werden könnten, Vergeltungstrech, welches die Russen dafür aus-  
durch gegenseitige ununterbrochne Feindseligkeiten selbst auf. üben, dient nur dazu, die gegenseitige Erbitter-  
ung, die noch außerdem durch die Mollaha-  
der Tscherkessen, die alles anwenden, das Volk

im muhammedanischen Glauben zu erhalten und dadurch vor einer näheren Verbindung mit den unglaublichen Russen zu bewahren, unterhalten wird, zu vermehren. Die Rache gier der Tscherkessen wird schon aus der bei ihnen noch üblichen Blutrache ersichtlich. Ein Mörder, wenn er anders sein Verbrechen nicht mit einer bedeutsamen Geldbuße sühnen wollte oder konnte, muß von des Ermordeten nächstem Verwandten, wäre dieser auch zur Zeit des Mordes noch ein Kind gewesen, mit List und Gewalt verfolgt und wieder umgebracht werden, wenn letztern nicht die Schmach der größten Ehelosigkeit treffen soll. Nicht nur von dem Vater auf den Sohn, nein von Stamm zu Stamm erbte solche Rache, und wird der Grund ewiger Feuden. Fürsten, die gegen einander in Blutrache stehen, müssen sich, wo sie sich auch begegnen, auf Leben und Tod schlagen. Gleich heilig aber ist den Tscherkessen und fast allen Völkern des Kaukasus der Gastfreundschaft heiliges Recht. Ein Gastfreund, Konak, muß mit Blut und Leben geschützt, zum nächsten Bundesverwandten geleitet und die ihm zugesagte Bekleidung wie die eines Blutsfreundes gerächt werden. Ja selbst dann, wenn er der Mörder eines Blutsfreundes wäre, ist er unverlehrlich, falls er sich unter den Schutz eines Weibes begiebt, oder ihre Brust mit seinem Munde berühren kann; er ist dank ein Sohn des Hauses. Von Jugend auf zum Gebrauch der Waffen angeleitet, kennt der Tscher-

Unbegrenzter Stolz, Raubsucht und Rachs-  
gier sind Flecken in dem Charakter der Tscherkessen, dagegen verdient ihre Tapferkeit und Gastfreiheit alles Lob. Ob schon der Dieb-  
sahl bestraft wird, indem der Dieb den mehr-  
fachen Betrag des Gestohlenen erlegen muß, so hat er doch, mit Geschicklichkeit begangen, nichts Entehrendes, und nur unter Verwandten, Freunden und andern, durch irgend ein Ver-  
hältniß näher mit einander verbundenen Pers-

hesse keine größere Schande, als Freiheit. Selbst im Frieden verlassen die Männer ihr Dorf niemals, ohne Helm und Panzer anzulegen, den Säbel umzuhängen, den Dolch in den Gurt zu stecken und die Taschen mit Patronen zu füllen. Die gemeinsten und ärtesten Leute, die eine so vollständige Bewaffnung sich nicht erzwingen können, tragen wenigstens immer einen dicken Stab mit eiserner Spitze und einem der gleichen Knopf (s. Taf. XLIII.), um denselben im Nothfall als Wurfspeich brauchen zu können.

Die Religion der Tscherkessen ist der Islam, mit Resten ihres ehemaligen Heiden- und Christenthums vermischt. So verehren sie z. B. noch die vielen Kreuze, die es in ihren Wäldern giebt, obgleich die Bedeutung derselben ihnen fremd ist, ja die Wälder selbst, in welchen diese Kreuze aufgerichtet stehen, sind ihnen heilig und an gewissen feierlichen Tagen die Stätten ihrer frommen Versammlungen. Die Priester treten vor das Kreuz zu der Schutzgottheit Merissa \*), um Erhaltung der Felder, Ergiebigkeit der Ernte und Verwahrung vor der Pest sichend. An dem Kreuz sind mehrere kleine Kerzen angebracht; eine wird abgenommen, um daran einige Haare des zum Opfer bestimmten Ochsen zu verbrennen; auf den Kopf des lebtern wird hierauf Hirsekörner, Busa, gesossen, und zuletzt noch der Gottheit ungesäuertes Brod und Käse geopfert. Den Beschluss des Festes macht ein gemeinschaftliches Gastmahl, zu dem jeder Bewohner des Bezirkes beisteuert, so wie Tanz und Spiel. Der Hirtengott der Tscherkessen, Scosseres, scheint zugleich ein Haussgott zu sein, und man verehrt ihn unter dem Bilde eines von allen Westen entblößten jungen Bärenstammes, welcher sich fast in jedem tscherkessischen Bauernhofe befindet. Sein Fest wird im Herbst gefeiert. Man bringt ihn dann, unter dem Klange verschiedener Instrumente und dem Freudengeschrei der Bewohner, in das Innere des Hauses und schlägt um den

Stamm, welcher mit Kerzen bedeckt ist und am Gipfel einen Käse trägt, einen Kreis. Hierauf wird gegessen, gejetzt, gesungen und am Schluss des Festes der hölzerne Götze wieder in den Hof gebracht, wo er, an eine Mauer gelehnt, den übrigen Theil des Jahres stehen bleibt, ohne weiter ein Zeichen der Verehrung zu erhalten. Auch bei den alten Kirchen und Kapellen versammelt man sich an gewissen Tagen, besonders nach der großen Fasten im Frühjahr und opfert dabei Thiere. Ein Theil des Festes und der Mieren wird unter die Umstehenden vertheilt, das Uebrige ins Feuer geworfen. Auch an den Einfluss guter und böser Geister glaubt der Tscherkese mit den andern kaukasischen Bergvölkern. Außer dem Propheten Elias, der in sehr großem Unsehen steht, weil er die Feldfrüchte vor Hagel bewahren kann, wird auch St. Georg, St. Michael und St. Nicolaus, der nach ihrer Meinung oft unter der Gestalt eines Adlers erscheint, verehrt. Am Michaelisfest opfert man Ochsen und trinkt Bier dazu; am Weihnachtsfeste schlachtet man Ziegen und am Neujahrstage, der mit den Russen zugleich begangen wird, Schweine.

Die Tscherkessen theilen sich in fünf genau unterschiedene Klassen: die Pschech, Fürsten, auch Mursen oder Knesen genannt; Usden, Edle, die von den Fürsten und Edlen Freigelassenen, welche dadurch auch Edle werden, aber nicht vom Kriegsdienste unter ihren vorigen Herren befreit sind; ferner die von dieser 3. Classe Freigelassenen und endlich die Eschoott oder Leibeigenen, die, so wie ihre Kinder, von dem Grundherrn ohne Rücksände ver spielt, ver tauscht, verkauft werden können. Jeder Fürst ist der Oberherrsche seiner Edlen, wie diese wiederum die Herren ihrer Leibeigenen sind. Die edlen Familien können nach Belieben von einem Fürsten zum andern übergehen und es sind auf diese Weise mehrere Fürstenfamilien, besonders in den Kabardas,

\* Von der Göttin Merissa, wahrscheinlich das griechische Melissa, die Biene, geht unter den Tscherkessen die Sage: einst seien bis auf eine einzige Biene, die sich in den Armen der Merissa geflüchtet und dadurch gerettet habe, diese, den kaukasischen Völkern besonders nützliche, Insecten alle umgekommen; jene Biene sei nachher die Stammutter aller jetzt lebenden geworden und Merissa ihre Schutzpatronin geblieben.

sche mächtig geworden. Die Bauern sind nicht gehalten, den Us den bestimmte Abgaben zu bezahlen, aber sie müssen ihnen alle ihre dringendssten Lebensbedürfnisse liefern. Dasselbe Verhältniß findet zwischen den Fürsten und Edlen statt; jene fordern von diesen das, was sie zum Lebensunterhalt bedürfen, aber weiter nichts. Ueberrigens findet kein eigentliches Regierungssystem statt, sondern jeder thut im Grunde, was ihm gut dünkt. — Oeffentliche Angelegenheiten und Rechtshändel werden meist durch Versammlungen abgemacht, welchen die ältesten unter den Fürsten und Edlen, ja selbst die ältesten und reichsten Bauern beiwohnen und wobei die ersten den Vorsitz führen. Die Entscheidung erfolgt nach den alten Gebräuchen, welche für die Tscherkesen heilige Gesetze geworden sind. — Jeder Fürst pflegt von Zeit zu Zeit seinen Edlen Geschenke zu machen, welche in den Familien fortber, indem der Vater zugleich dem Sohne die Ursachen erzählt, warum sie gegeben worden sind. Wenn sodann ein Edler sich ohne hinreichenden Grund weigert, seinem Fürsten zu gehorchen, so muß er alle Geschenke zurückgeben, welche er und seine Vorfahren von ihm erhalten haben. Die Hauptverpflichtung der Usden ist, dem Fürsten, so oft er es verlangt, in den Krieg zu begleiten und zugleich so viele ihrer Untertanen mitzubringen, als für nothwendig erachtet werden. Macht der Fürst Schuldien, die er nicht bezahlen kann, so sind die Edeln verbunden, sie zu bezahlen. Eben so müssen die Leibgegnen die Schulden und müßlungen Dienststähle ihrer Lehnsherren bezahlen.

Die Nahrungsmitte des gemeinen Mannes bestehen meist aus Hirse, Reis und etwas Fleisch, die Wornehmen genießen außer diesen Speisen eingemachte Früchte und andere Leckereien und leben überhaupt ziemlich prächtig. Um starken Getranken besonders, obwohl die Religion den Genuss des Weins und Braunsweins ihnen verbietet, läßt man es nicht fehlen. Aus Gerste, Weizen und Hirse versteht man ein starkes und liebliches Bier zu brauen, auch die Bereitung des Weins und Kuhmilch ist nicht unbekannt. Gabel, Messer, Teller zer sind aus polirten stählernen Ringen gemacht und Löffel hat man nicht; um die niedrigen und werden in Persien fertig. Der Helm

mit starken brennenden Wachskerzen besetzten Tische sieht man mit untergeschlagenen Beinen, und Reiche trinken mit großen Ceremonien aus schweren goldenen Bechern, deren mancher oft 500 Dukaten Gewicht hat. Saure Milch, in welche man jeden Bissen eintaucht, vertritt die Stelle des Salzes; Knoblauch, Brotspeise und türkischer Pfeffer die der Gewürze.

Die Häuser (s. Taf. XLIV.) der gewöhnlichen Tscherkesen bestehen aus Weidens geslecht, von außen und innen mit Lehm überzogen und mit Stroh- oder Schilfdächern verschiefen. Auch die Häuser der Fürsten, obwohl etwas geräumiger und mit mehreren Gemächern und manchen Bequemlichkeiten, z. B. Rauchräumen, Polstern und Teppichen versehn, sind aus dem nämlichen Material errichtet. Um diese Residenz, Kaback, her liegen nun näher oder entfernter die aus 40 — 50 Wohnungen bestehenden kreisförmigen oder viereckigen Dörfer der Untertanen. Während der Nacht werden die Herden in den mittleren Raum dieser Dörfer zusammengetrieben. Im Sommer zieht man mit den Herden der Weide nach und kehrt erst im Winter wieder zurück. Die Sommerwohnungen sind leichte Hütten von Stangen, mit Filz überdeckt. Um das Dorf her sieht man Heuschober oder Kornhäuser, und um alles zusammen wird, zur Abhaltung unvermehrter Anfälle, eine Hecke gezogen. Im Winter baut man an den Flüssen und auf den Wiesen noch besondere Hütten für die Schafe.

Die Kleidung beider Geschlechter ist sehr reinlich und anständig, je nach Verhältniß sogar prächtig, meistens nach tartarischer Art. Das Oberkleid ist von Luch, bisweilen mit Tressen besetzt (s. Taf. XLIV.) und kürzer als das Unterkleid, welches aus einem leichten Zeuge gemacht ist. Die langen Beinkleider werden am Knie geschnallt und die sassianischen Socken bisweilen mit Goldtressen eingefasst oder auch gestickt. Geht ein Wornehmer zum Besuch, so zieht er über das Unterkleid einen Panzer und die volle Rüstung und darüber wohl auch noch eine Weste (s. Taf. XLV.) Diese Panzer ist nicht unbekannt. Gabel, Messer, Teller zer sind aus polirten stählernen Ringen gemacht und Löffel hat man nicht; um die niedrigen und werden in Persien fertig. Der Helm

und die Armbänder sind von poliertem Stahl. Im Gürtel befinden sich Pistole und Dolch, und zur Seite führt man Bogen und Körber. Wenn sie zu Pferde sitzen, kleiden sie sich eben so (s. Taf. XLIII.) Die Stelle einer stählernen Rüstung vertreibt bei gemeinen Tscherkessen ein gewaltiger, zottiger Filzmantel und ein langer Stock mit eisernem Knopf und einer zwei Spannen langen Spize, dessen sie sich als Wurfspieß bedienen, (s. Taf. XLIII.) Auf der Brust befinden sich am Oberkleide auf beiden Seiten durchnähte Taschen zu den Pastronen (s. Taf. XLIII und XLIV.). Um einen schlanken Wuchs zu erhalten, wird auch bei Männern der Leib über den Hüften durch breite Riemen zusammengepreßt. Die Männer scheren Kopf und Bart und tragen blos einen Knebelbart. Die hohe, melonenförmige Mütze, welche nur im Kriege mit dem stählernen Helme vertauscht wird, besteht aus durchnähetem Baumwollzeug und ist bei Reichern mit Tressen besetzt. Über dem Hemde tragen die Mädchen ein geschnürtes, bis an die Knöchel reichendes Unterkleid, das von Verheiratheten mit Beinkleidern vertauscht wird und über diesen ein Oberkleid mit halben Ärmeln. Die Haare werden in einen dicken, an der Seite herabhängenden Zopf gestoichen, der Kopf aber mit einer melonenförmigen Mütze bedeckt. An den Füßen trägt man eng anschließende Socken von farbigem Safran und um dieselben, wenn man ausgeht, nicht zu beschmutzen, Stelzenschuhe (s. Taf. XLIV.).

Die Tscherkessen, obgleich Muhammedaner, erlauben sich doch nie mehr als eine Frau zu ehelichen, und nehmen es überhaupt mit der Keuschheit sehr genau. Eine Ehebrücherin wird Sclarin, und wenn ihre Eltern, denen sie zugeschickt wird, sie nicht verkaufen können, sogar getötet. — Ist der Vertrag in Bezug auf das Geschenk, welches den Eltern der Braut von Seiten des Bräutigams gemacht werden muß, abgeschlossen: so begiebt sich der Bräutigam in Begleitung eines Freundes zu Pferde nach der Wohnung der Brauteltern und entführt das Mädchen im vollen Galopp nach seiner Heimat. Vorher sie ein Kind geboren hat, darf die junge

Frau vor ihren Schwiegereltern sich nicht sehen lassen, so wie sie auch nur erst nach ihrer ersten Niederkunft ihre Mitgift erhält, wobei ihr der Vater einen Besuch macht, ihr die Mütze, die sie bisher noch als Unterscheidungszeichen des Mädchenstandes trug, abnimmt, und ihr dafür den Schleier der Weiber umhängt. — Wird einem Fürsten ein Kind geboren, so gibt er große Feste, und übertragt, ist es ein Knabe, die Erziehung desselben am dritten Tage nach der Geburt einem seiner Vasallen, Usden; ist es ein Mädchen, der Frau desselben. Das Kind wird hierauf einer Amme anvertraut, die ihm einen Namen giebt. Zuweilen sind auch alle säugenden Mütter des Stammes die Säugammen des Fürstenkindes, welches daher aus einem Dorfe in das andere getragen, von verschiedenen Müttern bis zum Entwöhnen gestillt wird. Erst nach drei oder vier Jahren wird der Knabe beschritten und der Mollah (Priester) erhält bei dieser Gelegenheit ein Pferd zum Geschenk. Der Vater sieht in der Regel seinen Sohn nicht eher wieder, als bis zu dessen Verheirathung; eine Sitte, welche große Rüte zwischen den nächsten Verwandten zur Folge hat. Bei der Erziehung der Prinzessinnen haben die Frauen der Edelleute, denen sie übergeben wurden, vorzüglich darauf zu sehen, daß sie vollkommen Schönheit erhalten und in weiblichen Arbeitens, im Kochen, Nähen, Weben, Stickereien, Matten- und Korbblechten u. s. w. recht geschickt werden. Die schwerste, oft mit großen Opfern verbundene Pflicht für den Pflegvater ist die, der herangewachsenen Pflegtochter einen ihrem Range angemessenen Gatten zu schaffen, denn unter ihrem Range darf keine Prinzessin, kein Fürst heirathen, wie denn überhaupt wohl heut zu Tage bei keinem Volke ein so hoher Grad von Adelstolz gefunden wird, als bei den Tscherkessen. — Die Söhne der Usden bleiben bis ins dritte oder vierte Jahr im väterlichen Hause; alsdann giebt man ihnen einen Auffseher oder Erzieher, dessen einzige Belohnung darin besteht, daß der Idgling, wenn er erwachsen ist, und sein Lehret bei ihm bleibt, diesem das Beste von der im Kriege oder bei Pländерungen gemachten Beute schenkt.

Die Hauptbeschäftigung der Tscherskessen besteht in Viehzucht, Ackerbau, Jagd und Raub. Pferde, nächst den arabischen werden die tscherkessischen für die besten gehalten, Büffel, Schafe, langschwänzige, feinvollige, und Ziegen machen ihren grössten Reichtum aus. Der Ackerbau, der namentlich in den beiden Kabardos, fruchtbaren und gemäßigten Ländern, die man mit den schönsten Italiens vergleichen kann, denn im freien Felde wachsen Melonen und an Bergen und Bäumen die schönsten zuckersüßen Weintrauben, sehr ergiebig sein könnte, wird höchst einfach betrieben. Im Frühling verbrennt man das Unkraut, welches den zum Anbau bestimmten Boden bedeckt; es ist dies der einzige Dünge, den man dem Lande zu geben für nötig findet. Statt der Egge dient ein Baum, woran noch die Woste und Blätter sijgen. Man baut vornehmlich Hirse, Weizen und hier und da auch Reis. Die hier sehr lohnende Bienenzucht wird ebenfalls stark betrieben. Der Gewerbsleib der Tscherskessen ist nicht bedeutend. Einige Stämme versetzen wollene Tücher, Filz und Lederwerk, und tauschen diese Gegenstände, so wie Felle, Wachs, Honig, Talg, Getreide und Sklavinnen an die benachbarten Völker, namentlich die Türken und Perser, gegen Waffen und andere Dinge aus.

Zu ihren Vergnügungen gehört die Jagd, gemeinschaftliche Schausereien, Kampfspiele und Tänze (s. Taf. XLIV.).

Die tscherkessische Sprache weicht sehr von den Sprachen der übrigen kaukasischen Völker ab. Sie hat eine Menge Lippen- und Gaumenslaute, welche durch ein Pfeifen und Schnalzen der Zunge hervorgebracht werden, was das Sprechen derselben für die Fremden sehr schwer macht. Eigne Schrift haben sie nicht, folglich auch keine Bücher. Wollen sie jemandem etwas schriftlich mittheilen, so lassen sie ihm durch den Mollah türkisch schreiben.

Die Abchassen, den Tscherskessen in Sitten, Kleidung und Sprache sehr ähnlich, leben wie diese von Raub, Ackerbau, Pferdes- und Bienenzucht. Die Männer sind gute Schmiede, und ihr selbst bereiteter Stahl ist vorz trefflich, daher die Gewehre, das

bei, Dolche und Messer, welche sie versetzen, sehr gesucht sind. Die Frauen, die sich durch ihre Schönheit auszeichnen, und daher im Handel sehr gesucht sind, fertigen sehr geschätzte Baumwollwaren. Wie die andern kaukasischen Völker, waren die Abchassen in Folge des Religionseifers der griechischen Kaiser und georgischen Könige, ehemals Christen, und es giebt daher eine Menge alter, zum Theil noch wohl erhaltenen Kirchen im Lande. Im Laufe des 18. Jahrhunderts, wo sie bereits wieder Heiden geworden waren, wurden sie von den Türken unterworfen und zum Islam gezwungen. Allein die Neubekirten empörten sich 1771 gegen die Pforte und wandten sich wieder zum alten Überglauen zurück, unter dem sich noch einige Reste des Christenthums befanden. Vom Muhammedanismus haben sie die Enthaltung vom Genuss des Schweinefleisches, einige wenige Familien auch den Gebrauch der Beschneidung beibehalten. Seit 1812 gehören die Abchassen unter Rußland, welches sich aber, die Küstenplätze ausgenommen, wenig um diese Provinz bekümmert. In früheren Zeiten gingen viele junge Abchassen nach Aegypten und verkaufsten sich dort als Sklaven, mit der Aussicht, durch ihren guten Wuchs, Leibesstärke und Tapferkeit zu einer ausgezeichneten Stelle im Heere zu gelangen. Wirklich waren auch mehrere der leichten Mamelucken in Aegypten abchassischer Herkunft und die Leibwachen vieler anderer türkischen Großen bestehen heute noch zum großen Theil aus Abchassen.

Die Osseten, auch Ossetiener genannt, eines von den halbwilden Völkern, welche das Innere des Kaukasus bewohnen und unter eigenen Oberhäuptern entweder ganz unabhängig leben oder den Russen tributpflichtig sind und von ihnen geschützt werden, unterscheiden sich von allen Kaukasusbewohnern durch ihr einen fremden Ursprung verrathendes, Neueres. Sie selbst nennen sich Iron und sollen nach Klaproths Meinung, der eine Zeit lang unter ihnen lebte, Überreste der Alanen und Asen des Mittelalters sein (andere geben China als das ursprüngliche Vaterland derselben an). Sie sind ziemlich gut gebaut, stark, kräftig, ges-

wöhnlich von mittlerem Wuchs, selten dick, aber fleischig und breitschulterig, besonders die Weiber. Ihre Gesichtsbildung nähert sich sehr der europäischen; blaue Augen, blonde oder röthliche Haare sind am gewöhnlichsten; sehr selten findet man ganz schwarzes Haar. Die Weiber sind in der Regel kleiner als die Männer und nicht eben hübsch; sie haben ein rundes Gesicht, eine platte Nase und einen stämmigen Wuchs.

Religion, im gewöhnlichen Sinne des Wortes, findet auch bei den Osseten, wie bei den meisten kaukasischen Völkern, nicht statt, sie sind weder Christen noch Muhamedaner; auch trifft man keine Asketen und allgemein angenommenen gottesdienstlichen Gebrüche und eben so wenig eigentliche Priester bei ihnen an. Swarz wurde unter Elisabeths Regierung eine Mission griechischer Geistlichen unter den Osseten gegründet, die sie zum Christenthum zurückführen und nebenbei unter russische Gewalt bringen sollte; allein viele Osseten ließen sich nur taufen, manche sogar mehrere Male, weil jeder Neubekehrte ein Geschenk von Leinwand, zwei gesalzene Fische und ein metallnes Kreuz empfing, und kehrten nachher zu ihrem Urs oder Uberglauben zurück. Nahe bei dem großen ossetischen Dörfe Kakadur sieht man am Ende einer Ebene einen hohen Felsen, in welchem sich eine, dem Propheten Elias geweihte, Höhle befindet, von welcher sich die Eingebornen viel Wunderbares erzählen. In der Mitte soll ein hoher Stein wie ein Altar aufgerichtet sein, mit einer Vertiefung, in welcher sich ein silberner, mit Bier gefüllter Becher befindet; läuft dieser Becher während des dem heiligen Elias alljährlich dargebrachten Opfers an Bier, Ochsen und Schafen über, so bedeutet es reiche Ernten, Friede und glückliche Zeiten. Unterhalb des Felsen weiden die Herden unter dem Schutz des Heiligen, ohne daß man sie zu hüten braucht, weil der allgemeine Sage nach den, der sich an ihnen vergreift, Tod oder Erblindung treffen würde.

Was den Charakter der Osseten betrifft, so sind sie nach der Erzählung mehrerer Reisenden sehr geschwätzig und janzfützig. Sie drohen einander bei der geringsten Veranlassung

mit Flinten, Dolch und Bogen, begnügen sich aber gewöhnlich mit Kämmachen und versöhnen sich, wenn nicht Blutrache im Spiele ist, leicht, wenn ein Dritter mit dem Brannwein- oder Bierkrug dazwischen tritt.

Ihre Mahnung besteht in ungesäuertem Weizen- oder Gerstenbrot, das sie in Usche backen, oder in Kuchen von Hirse und Roggen, die sie mit dem Messer zerschneiden und warm oder kalt anstatt des Brodes essen. Auch genießen sie Ochsen- und Hammel-, die Armen auch Schweinsfleisch. Ihr gewöhnliches Getränk ist das in den Gebirgen in der Regel sehr reine und gesunde Flusswasser. Doch bereiten sie auch Brannwein und ein Gerstenbier, mit welchem sie einen ansehnlichen Handel bis nach Tiflis treiben, wo es gegen eine gleiche Menge Wein ausgetauscht wird.

Früher war das Land der Osseten mit Städten und Dörfern bedeckt, die in der Mongolenzeit zerstört wurden; jetzt leben sie größtenteils zerstreut in Dörfern, oder einzelnen Häusern, die zur Vertheidigung mit steinernen Mauern und Schanzpfählen umgeben und mit Pfosten oder andern Knochen verziert sind.

Der Feldbau ist in ihren Gebirgen sehr beschwerlich und selten ergiebig; ihre Haupbeschäftigung besteht daher vorzüglich in Viehzucht, Jagd und Raub. Außerdem beschäftigen sich die Männer noch mit Schmiedearbeiten und mit Fertigung von allerlei Gerätshaften und Lederwerk; auch Schießpulver wissen sie zu herreiten. Die Weiber besorgen das Hauswesen und kleinere Feldgeschäfte; auch verstetigen sie Teppiche, die durch ihr dichtes Gewebe, so wie durch ihre dauerhaften Farben sich auszeichnen. — Eine Frau darf sich nach dem Tode ihres Mannes nicht wieder verheirathen. Sie erhebt bei seiner Leiche ein lautes Geschrei, zerzaust sich das Haar, zerschlägt sich Gesicht und Brust, will sich jeden Augenblick mit einem Messer oder Stein tödten, sich ertränken, oder von der Höhe eines Felsens herabstürzen, wird aber von den Ihrigen, die sie in den ersten drei Tagen nicht verlassen, glücklicher Weise daran verhindert. Noch drei Tage vergehen auf diese Weise, während auch entfernt,

tere Verwandte herbeikommen, die Witwe trüsten und auf ihre Kosten, indem sie sich in Losbescherungen des Verstorbenen erschöpfen, schmausen und zechen.

#### Die Kisten oder Mizhegen,

Bewohner der kalten und gebirgigen Landschaft Kistin oder Mizschegi, theilen sich in mehrere Stämme, von welchen die Tschetschenzen, Karabulaken und Inguschen die merkwürdigsten und zahlreichsten sind.

#### Die Tschetschenzen (s. Taf. XLVI.)

auch Tschetschen genannt, gehörten zu den wildesten Völkern des Kaukasus. Sie sind von mittlerer Größe, aber sehr stark und verwegend. Ihre Waffen sind eine Flinte, ein Dolch, ein Säbel, zuweilen auch Lanze und Schild. — Es herrscht unter ihnen derselbe Unterschied der Stände, wie bei den Tscherkessen. Normal waren sie Christen, jetzt sind sie unruhige Mohammedaner, größtentheils ohne Mollahs und Moskeen. — Ihre Nahrung besteht meist in Hirse und Kuchen, welche sie in heiher Asche backen. Fleisch und Brannwein kommen nur an festlichen Tagen vor. — Ihre Wohnungen sind ohne alle Bequemlichkeiten. — Ihr Landbau beschränkt sich auf Gerste, Roggen, Tabak und Zwiebeln, wird aber meist den Weibern überlassen. — Die Hauptbeschäftigung der Männer ist Raub und Plünderung, und so lange die geraubten Lebensmittel ausreichen, bleiben sie in träger Ruhe. Die Russen, gegen welche sie unaufhörliche Streifzüge machen, haben eine eigene Vertheidigungslinie gegen sie errichten müssen. Dürfen sie sich von einem Gefangnen ein gutes Edsegeld versprechen, so tödten sie ihn nicht, behandeln ihn aber äußerst hart und grausam. — Westlich von den Tschetschenzen wohnen

#### die Karabulaken,

oder, wie sie sich selbst nennen, die Urschte. Den ersten Namen führen sie von dem Flusse Farthau, der auch Karabulak, d. i. schwarze Quelle, heißt. Sie sind eben so arge Räuber, wie die Tschetschenzen, leben aber mit ihnen in

Feindschaft. Ehemals waren auch sie Christen, nachher Mohammedaner, und jetzt hängen sie an den abergläubischen Gebräuchen der übrigen Kaukasiener. Sie haben keine Fürsten, sondern nur Altesten, und konnten von den Russen bis jetzt eben so wenig, als die Tschetschenzen, unterjocht werden. — Noch westlicher als die Karabulaken wohnen

#### die Inguschen (s. Taf. XLVI.).

ein selbst noch im weiblichen Geschlechte heldenmuthiges, höchst räuberisches, an Viehherden reiches Volk. Wie ihre Nachbarn, waren auch sie ehemals Christen, nachher Mohammedaner, und betrachten noch heute die Schreibekunst als ein Wunder, welches die Religion bei Christen und Mohammedanern wirke, bleiben aber dessen ungeachtet bei ihren heidnischen Gebräuchen und der Verehrung ihres Götzen Dale. Den Sonntag feiern sie blos durch Ruhe; haben im Jahre zwei Fasen, und halten Wallfahrten zu heiligen Orten, welche wahrscheinlich Überbleibsel christlicher Kirchen sind. — Ihre Nahrung besteht in kleinen, in heiher Asche gebackenen Kuchen, in dem Ertrage der Jagd und ihrer Viehherden. — Ihre hölzernen, selten steinernen Häuser sind durch Umzäunungen befestigt. — Die Kleidung stimmt mit der der übrigen Kaukasiener überein. Mädchen tragen weiße, Verheitathete rothe, Witwen blaue Beinkleider. Gamba begegnete auf seiner Reise einem vermehrten Inguschen mit seinen Vasallen. Sie waren alle zu Pferde. Der Fürst war mit einem Panzerhemd und Kürass bekleidet, auf dem Kopfe trug er einen zugespitzten Helm und am linken Arm einen kleinen ledernen Schild von ungewöhnlichem Fuß im Umsange, wie denn überhaupt Schild und Lanze bei den Inguschen vor allen andern hierigen Völkern im Gebrauch sind. Die übrigen Waffen waren Flinte, Säbel, Pistole und Dolch. Nicht minder furchtbar waren seine Leute ausgerüstet. Zum Gefolge gehörten auch sechs ungeheure Windhunde. — Die Inguschen sind sehr gastfrei, lebendig im Sprechen, sehr arbeitsam, und zeichnen sich durch Verstand und Betriebsamkeit vor vielen ihrer Nachbarn aus.

So haben sie, unter Anleitung der Russen, denen sie fast gänzlich unterworfen sind und die durch Einführung des Ackerbaues und Christenthums die altmäßige Civilisation derselben zu bewirken hoffen, gelernt, die Erde an den Abhängen durch Mauern fest zu halten und an den Bächen einfache Mühlen anzulegen. — Sonderbar ist die Sitte, daß der Sohn nach des Vaters Tode, die Weiber desselben, mit Ausnahme der eigenen Mutter, zu heirathen verpflichtet ist. Stirbt in einer Familie ein Sohn, so kommt ein anderer Familienvater, dessen Tochter gestorben ist, zu dem, der seinen Sohn verloren hat und sagt: dein Sohn könnte in der andern Welt eine Frau nöthig haben, ich gebe ihm meine verstorbene Tochter! So ein Antrag wird selten abgewiesen, obwohl der Preis für die Tochter an 30 Rühe betragen kann. — Was ein Ingusche von dem andern fordert, wäre es auch das beste Pferd, darf nicht abgeschlagen werden, dagegen muß bei einem Gegenbesuch des Gebers bei dem Bittenden letzter auch geben, was gefordert wird.

#### Die Kümük oder Kumük

am nordöstlichen Vorgebirge des Kaukasus sind tartarischer Abkunft und etwa 12,000 Familien stark. Ihren Namen haben sie von Kum, d. i. Sand, denn ihr Land hat viele Sandwüsten und tote Ebenen. Sie leben in Dörfern, deren Häuser oft drei Stockwerk hoch, von Fremden nie betreten werden dürfen, beschäftigen sich mit Ackerbau und Fischerei, weniger mit Viehzucht und ziehen nebenbei auch auf Raub aus. Sie werden von mehreren kleinen Fürsten beherrscht, welche unter sich in beständigem Streite lebend, die Oberhoheit Ruhslands anerkennen.

#### Die Lesghier,

Bewohner Kaschgiens, des östlichen Gebirgslandes, scheinen seit den ältesten Zeiten im Kaukasus zu wohnen, denn der Name dieses Volks kommt schon bei Strabo und Plutarch vor. Wahrscheinlich aber haben sich die chen und geraden Sinn und die Tugend der ursprünglichen Lesghier - späterhin mit den Gastfreundschaft.

Ueberresten anderer Völker vermisch, welche sich von den Seiten der Völkerwanderung an in diesen Gegenden niedergelassen haben. — Die Männer sind groß und wohlgebaut, voll Feuer und Kraft, das weibliche Geschlecht sehr schön. — Sie teilen sich in eine fast unzählbare Menge kleiner Stämme, die teils unter eigenen Fürsten, die sie Chanen nennen, stehen, teils eine Art von Freistaaten bilden, und sollen zusammen an 138,600 Familien stark sein. — Die meisten Stämme sind Mushamedaner von der Secte der Sunnit. Früher waren sie Christen und namentlich sollen die Georgier, unter ihrer Königin Thamar, im 12. Jahrhundert, ihnen, unter harten Misshandlungen, den christlichen Glauben aufgezwungen haben, daher auch heute noch ihre Nachter gegen die Christen, vorzüglich gegen die Georgier. Gewöhnlich kommen sie gegen Ende des Mais aus ihren Bergen hervor und zerstreuen sich in den georgischen Provinzen, wo sie an den Ufern der Flüsse, in dichten Gehölzen oder alten Ruinen sich verborgen. Aus diesen Schlupfwinkeln brechen sie von Zeit zu Zeit hervor, um unerwartet die Dörfer anzugreifen, Vieh zu rauben und die Einwohner als Gefangne wegzu führen. Wenn sie dann wieder in Sicherheit sind, so kündigen sie den Verwandten der lebten an, daß sie dieselben für eine Summe von etwa 13 Rihlen, nach unserem Gelde loskaufen können. Ist der Gefangne von höherem Stande, so steigt das Lösegeld bedeutend. Kann er aber eine glückliche Bürgschaft für künftige Zahlung leisten, so wird er auf der Stelle in Freiheit gesetzt. Der Gefangene genießt übrigens in dem Hause seines Räubers das Recht, weder verkauft noch ohne Entscheidung der ganzen Gemeinde getötet werden zu können. Ist er oder seine Familie zu arm, um das Lösegeld zu bezahlen, so muß er 10 Jahr in dem Hause seines Herren als Slave dienen. — Ungeachtet ihrer Raubsucht und der bei ihnen allgemein üblichen Blutrache röhmt man doch auch wieder in dem Charakter der Lesghier ihren einfältigen

ters aus ihrem Volke, den sich der Fremde als Gastfreund wählt, kann er sicher überall durch ihre Länder reisen, und wird bei einem Angriffe eben so vertheidigt, als wenn er zu den Christen gehörte. — Die Kleidung ist tartarisch. — Das von ihnen bewohnte rauhe, unfruchtbare Gebirge, welches mit geringen Ausnahmen weder Ackerbau noch Viehzucht begünstigt, zwinge sie zu einer einfachen Lebensart und hält sie so ab, daß sie auf ihren Feld- und Raubzügen die größten Mühseligkeiten ertragen. Sie treten in den Sold anderer Fürsten und werden wegen ihrer großen Tapferkeit sehr gesucht, indem ihre Theilnahme gewöhnlich den Kampf entscheidet. Als Soldaten im Kriege erhält ein bewaffneter Lesghier zu Pferd, mit Auschluß der ihm noch besonders verabreichten Lebensmittel, für einen Feldzug, der jedoch nicht über 4 Monat dauert, ungefähr 15 Rthlr. Durch die Erzählung der Großthaten seiner Vorfahren feuert aber auch vom jüngsten Alter an die Mutter den Sohn zum Heldenmuthe an; sie reicht ihm seine ersten Waffen, führt ihn, wenn er zum ersten Mal in den Kampf zieht, an die Grenze des Bezirks und ermahnt ihn, wie die alten Spartaerinnen, entweder mit Ruhm und Beute heimzukehren, oder auf dem Kampfplatz zu sterben. — Unter den Lesghierstämmen gedenken wir hier nur noch der

#### Awaren, Akuschen und Kasikümücken.

Die Awaren, ein 'unstreitig von dem zur Zeit der Völkerwanderung berühmten Volk dieses Namens übrig gebliebener Lesghierstamm, 14,700 Familien stark, sind einem Chan unterthan, welcher den Titel Muzahti führt und der mächtigste Fürst in dem Hochgebirge des östlichen Kaukasus ist. Seine Residenz ist Gundzach, ein großes Dorf, wo er in einem geräumigen, netten Hause mit Glasfenstern, in diesen wilden Ländern eine große Seltenheit, wohnt. Er kann gegen 10,000 waffenhafte Männer ins Feld stellen und erhält, weil er sich den Russen sehr ergeben zeigt, von diesen ein jährliches Geschenk von ungefähr 12,000 Rthlrn.

Der Stamm der Akuschen hat weder Fürsten noch Adel, sondern besteht aus 12 Uesten oder Buttas, deren Älteste den Titel Dargia führen und mit der Verwaltung beauftragt sind. Sie leben meist von Viehzucht, und ihre Chäfe sind wegen der Wolle berühmt, aus der die Akuschen selbst ein, im ganzen Kaukasus beliebtes, Zuch fertigen.

Die Kasikümücken stehen, 15,000 Familien stark, unter einem Fürsten, der Chan Butai heißt, mehr als 6000 Mann ins Feld stellen kann und mit den Russen in steter Feindschaft lebt. Die Zahl seiner Dörfer ist etwa 100; seine Residenz heißt Schahar, d. i. Stadt, ist aber nur ein großes Dorf von 400 Häusern. Zahlreiche Ochsen- und Schasheerde, weniger der Ackerbau, für welchen das Klima zu kalt ist, sind die Nahrungsquellen der Kasikümücken.

In den südkaukasischen Ländern, die man insgesamt unter dem Namen Georgien oder Grusinien begreift, kommen zufürderst in Betracht:

die Georgier oder Grusiner (s. Taf. XLVI.), die man zwar für Abkömmlinge der Tartaren hält, in Sprache und Sitten aber merklich von diesen verschieden sind. 1783 erkannten die georgischen Zaare für sich und ihre Nachkommen die Oberherrschaft Russlands an, dessen Monarch jeden neuen Regenten bestätigen sollte; letzterer versprach dagegen, mit seinen Nachbarn keine gebremten Unterhandlungen zu pflegen, wofür ihm die mit der inneren Regierung verbundene Gewalt, die Rechtsprechung und die Hebung der Abgaben allein verbleiben sollte. Auf Bitte des Zaars Georg erklärte der Kaiser Paul 1801 sich für den unmittelbaren Besitzer von Georgien, und Kaiser Alexander verband durch ein Manifest vom 24. Septbr. 1801 Georgien förmlich mit seinem Reiche, um es besser gegen alle äußere und innere Unruhigkeiten schützen zu können; die noch vorhandenen Prinzen aus dem alten Königsgeschlecht der Georgier wurden pensioniert und Tiflis zum Sitz der Regierung gemacht. Seit dieser Zeit hält eine hinlängliche russische Milizarmee, zweckmäßig durch das Land verteilt,

die benachbarten Gebirgsvölker von ihren gewohnten Räuberien und Verwüstungen ab; bürgerliche Obergerichte, deren jeder Kreis eins hat, verhindern die Gutsbesitzer an Gewaltthärtigkeiten gegen ihre leibeignen Untertanen; die öffentlichen Einkünfte werden zum Besten des Landes, zur Errichtung öffentlicher Gebäude, zum Wiederaufbau verwüsteter Städte und Dörfer, zur Verbesserung des Acker- und Weinsbaues, der Seidenzucht u. s. w. verwendet. Auch haben sich in Folge dieser Verbesserungen mehrere Ansiedler aus Persien und der Türkei, jedoch unter russischem Einfluss stehen. Der ja selbst viele Deutsche und Schweizer, gegen 500 Familien, hier niedergelassen. — Faulheit, Streitsucht, Verdämmerei, Schwelgerei, sind große Flecken in dem Charakter der Georgier. In Kleidung, Wohnung und Lebensweise ahmen die Vornehmern den Persern nach, der gemeine Mann aber lebt in dem elendesten und rohesten Zustande. Das Christenthum kam um 370 aus Armenien \*) in die georgischen Länder, die einzigen auf dem Kaukasus, wo es sich, wiewohl neben einer Menge altnationaler abergläubischer Gebräuche, bis heute vollständig erhalten hat. Die Georgier sind griechische Christen und gegen fremde Religionen sehr duldsam, daher es in Tiflis allein neben den griechischen noch 12 armenische Kirchen und 3 Moscheen giebt. Für die Verstorbenen wird von dem Bischof eine Messe gelesen, die mit mehr als 100 Oktaven, welche man oft erst aus dem Nachlass des Verstorbenen, und wenn dieser nicht hinreicht, aus dem Verkauf seiner Witwe und Kinder löst, bezahlt werden muss. Dafür bekommt die Leiche von dem Bischof einen Brief an den heiligen Petrus mit, in welchem bezeugt wird, der Verstorbene sei ordentlich zur Erde bestattet, die Gebühr für ihn gehörig entrichtet, und er könne unbedenklich zum Himmel eingelassen werden.

Bemerkenswerth ist, daß auch die Muhamedas-

ner in Georgien ihren Verstorbenen solche Schutzbriefe mitgeben. Nach dem Seidenbau und der Viehzucht ist die Herstellung von Filzmänteln, Burkis, welche aus Schaf- und Ziegenwolle bereitet werden und ein unentbehrlicher Theil der Kleidung bei den Gebirgsbewohnern ist, der gewöhnlichste Gewerbszweig.

#### Die Mingrelier

gleiche an Gestalt und Sitten den Georgiern und leben unter eigenen Fürsten, Caaren, die mehrere Ansiedler aus Persien und der Türkei, jedoch unter russischem Einfluss stehen. Der französische Consul Gambat machte 1822 die Bekanntschaft des jetzigen Fürsten, Karan Georg. Die Fürstin gab durch ihre Größe und Körperfleiss einen Begriff von den alten Amazonen; aber es fehlte ihr nicht an Anmut, und ihr Gesicht war schön. In ihrem Gefolge befanden sich, außer 10 bis 12 Frauen und 30 bis 40 Edelleuten, beide Geschlechter zu Pferde, eine große Menge Leibknechte, zu Fuß, welche auf der ganzen Reise, wie schnell auch die Pferde laufen mögen, neben her trabten und sogar die Flüsse durchwaten müssen. Die Frauen tragen fast alle einen Mantel von schwärzlichem Tuch und auf dem Kopfe einen runden Filzhut von gleicher Farbe, der auf beiden Seiten durch breite Schnüre aufgesträckt, mit Tressen besetzt und mit allerlei Verzierungen, nebst Gold- und Silbermünzen, versehen war. Diese Mantel und Hüte, welche in der Familie fortgerben, werden nur auf der Reise getragen. Die Pferdedecke der Fürstin war von Goldstoff und hing bis auf die Erde herab. Den Gegensatz zu diesem orientalischen Luxus bildet der Adel, welcher sich eingesetzten Stör zum Essen einläßt, und wovon jeder ein Bündel auf beiden Seiten des Pferdes herabhängen hatte, indem die ganz zerlumpten Leibknechte barfuß einhergingen. Ein Pope zu Pferde gehörte zu dem Gefolge der Fürstin, so wie sie auch ihre beiden

\*) Unweit der noch gut erhaltenen Kathedrale in der ehemaligen georgischen Hauptstadt Mschet, die im Alterthume 80,000 stehende Männer in ihren Mauern und 5 Stunden im Umfang gehabt haben soll, befinden sich noch die Ruinen einer alten Kapelle, welche die heilige Nina, die im 4. Jahrh. das Christenthum in Georgien predigte, erbautete. Ein Kreuz aus Weinranken, mit ihrem eigenen Haupthaar zusammengebunden, welches die Heilige mit sich führte, wurde in der Folge von georgischen Fürsten häufig in der Kathedrale aufbewahrt. Als 1720 Georgien von den Persern und Türken überfallen wurde, brachte man dieses Kreuz in die Gebirge und später nach Moskau, wo es ein georgischer Prinz dem Kaiser Alexander verehrte, der es aber den Georgiern zurückgab.

Söhne und deren Hofmeister bei sich hatte. Unter den Fußgängern machten sich noch zwei Sekretäre bemerklich, welche ein langes, kupfernes Dintensaf im Gürtel trugen. — Das gesame Volk lebt in dem elendesten Zustande. Eine schlechte, grobe Decke dient als Mantel, ein Hemd, das man alle Jahre nur drei Mal wäscht, statt Weste und Hosen. Die Kleidung der Vornehmen ist ein langes, rothfiediges Hemd, lange, weite Beinkleider, ein oder mehrere kurze Röcke und rothlederne Stiefeln. Außerdem trägt man goldne Ketten über der Brust, Harnisch und Armschienen, Säbel, Dolch und Pistolen. Die Nahrung besteht vornehmlich aus Grütze und die Wohnung aus einer elenden Hütte; selbst die Residenz des Fürsten ist ein elender Ort, aus Hütten von Baumzweigen bestehend. Der Adel bringt seine Tage in Faulheit und Schwelgerei zu, gerath häufig mit seinen Nachbarn in Streitigkeiten, raubt ihnen ihr Eigenthum, Weiber und Kinder, die dann als Slaven dienen müssen oder verkauft werden. Alle sind in die grösste Unwissenheit versunken; selbst viele Priester können weder lesen noch schreiben, und leben so sitzenlos wie das übrige Volk. — Man treibt einen Acker- und Gartenbau, der, da der feste Ackerboden mit Ueberfluss die geringste Arbeit vergibt und alle Getreidearten jahrelang hervorbringt, ohne der mindesten Düngung zu bedürfen, weit einträglicher sein könnte; etwas Vieh- und Schenenzucht; erzeugt hier und da Baumwolle und Seide, und beschäftigt sich auch mit der Fischerei; an Kunstmüll aber ist nicht zu denken und der wenige Handel ist in den Händen der Armenier, Griechen und Juden.

Die Tartaren (s. Taf. XLVII. bis LII.), zu denen, als Stammlinie, die bisher auf geführten Völker gehörten, werden bald in Städte-, Dorfs- und Zelttartaren, bald nach den Gegenden, welche sie bewohnen, in Nogaiers-, Sasaners-, Tomskers-, Kasaners-, Orenburgisches-, Kuralinzer-, Tschobisker-, Kundurowsches-, Osischer-, Kanbanertartaren u. s. w. eingeteilt. Der Charakter der Tartaren ist im Allgemeinen

sehr zu loben. Sie sind offen, besonders gegen Ausländer, gastfrei, verträglich, ehrliebend, suchen zwar Bequemlichkeit, sind aber nicht träge und lieben Ordnung und Reinlichkeit. Mit ihren natürlichen Fähigkeiten steht aber ihre Geistesbildung nicht im Verhältniss, was man dem Muhamedanismus, zu dem sich bei weitem die Mehrzahl bekennt und der alle Weisheit und Kenntnisse, deren Grund und Quelle nicht der Koran ist, verachten lehrt, zuschreiben muss. Was jedoch auf den Koran Bezug hat, das studiren sie mit unermüdetem Eifer, und man findet in ihren Schulen nicht blos Knaben und Jünglinge, sondern auch Männer, welche sich noch fortzubilden suchen. Nicht nur Städte, sondern auch manche Dorfstaaten besitzen kleine handschriftliche Sammlungen historischer Nachrichten von ihrem Volke sowohl, als von andern Nationen. Die Mädchen selbst werden zu Hause unterrichtet, und lernen in den Städten lesen, schreiben, nähen und mit Gold und Silber auf Leder sticken. In manchen großen Dörfern giebt es besondere Mädchenschulen. Die musametanischen Religionslehrer der Tartaren studiren in der Bucharei. Ihr Oberhaupt ist der Mufti, welcher in Ufa, in der Statthalterschaft Orenburg, lebt und von der Regierung besoldet wird. Unter ihm stehen die Achuns oder Oberpriester und die Mollas, oder die gewöhnlichen Priester, die keinen festen Gehalt haben, sondern blos von den freiwilligen Gaben ihrer Gemeinden leben. Bei jedem Metshched, so heißen hier die Moskeen, sind zwei, bisweilen auch drei, Mollas angestellt, die neben ihren übrigen Geschäften auch die Schulehrer, besonders auf dem Lande, anzubilden haben. Außerdem giebt es noch bei jeder Metshched einen oder mehrere Asantschis, Almosen, welche das Volk zum Gebete versammeln. Sie begieben sich dazu täglich fünf Mal auf das Minaret, (lange, schlanke Thürmchen mit einem vergoldeten Halbmonde auf der Spize) des Metshched, und zwar bei Sonnenaufgang, Nachmittags um 1 Uhr, um 4 Uhr, bei Sonnenuntergang und beim völligen Eintritte der Finsternis. Auf jeden dieser Rufe begeben sich die Tartaren zum Metshched, wo ein Molla ein

Zück aus dem Koran vorliest oder ein Gebet hersagt, oder auch eine kleine Rede hält. Ihre gottesdienstlichen Gebräuche, so wie die Gebräuche bei der Geburt eines Kindes, bei Hochzeiten und Begräbnissen, stimmen im Allgemeinen mit denen anderer muslimischer Völker überein (s. S. 12 u. ss.).

Selbst die in russischen Provinzen lebenden Tartaren, obchon sie, namentlich die Stadt- und Dorftartaren, einigen russischen Gesetzen unterworfen sind, sind dennoch freie Leute, keiner ist leibeigen, und man hat sie im Ganzen bei ihrer Verfassung gelassen. Sie wählen sich ihre Vorgesetzten, Bajas, Baschiks, selbst, gewöhnlich aus ihrem Adel, der zum Theil aus fürsichtlichen Personen, Mursen, besteht, die ihre Abkunft von alten berühmten Fürsten abzuleiten pflegen. Der Tribut, Jassak, den die russische Regierung den Tartaren aufliegt, ist sehr mäßig und wird von den Bajas eingesammelt und an die russischen Behörden abgeliefert.

Die Nahrung der Tartaren besteht in allerlei Fleisch- und Pflanzenfost; besonders liebt man Reis und Honig. Den Genuss des Schweinefleisches und der Krebs unterlägt der Koran. Das gewöhnlichste Getränk ist Wasser, aber auch Milch und Meih, der Wein und Branntwein ist zwar durch den Koran verboten, wird aber doch, besonders von den Städtern und Handelsleuten, die mit den Russen in steter Verbindung leben, zuweilen getrunken. Die Reichen genießen viel chinesischen Thee mit Zucker, ohne allen andern Zusatz, die Zelttartaren aber den schon mehrfach erwähnten Backsteinthee mit Milch, Butter und Salz. In der Regel hält man des Tages vier Mahlzeiten, wobei man auf den Herren um die Schüssel herum sieht. Löffel sind mehr im Gebrauch als Messer und Gabel. Die muhamedanischen Tartaren waschen sich und beten vor und nach dem Essen. Beide Geschlechter rauchen und schnupfen gern Tabak; manche Personen pflegen ihn auch zu kauen. Um ihre Herden zu schonen, essen die Mogaijer, und mit ihnen so manche andere nomadisirende Tartaren, nur alte und verrechte Thiere und schlachten bloss an festlichen Tagen ein junges. Jeder Fremde, der in

ihre Dörfer kommt, wird gastfreudlich aufgenommen, bekommt das beste Essen und Trinken und die weiteste Schlafstelle. Wenn man durch ihre Dörfer reist, so treten die Einwohner vor die Thüre, und man kann wählen, wo man einschlafen will.

Die Kleidung der Tartaren ist je nach der Wohlhabenheit und dem Klima ihres Wohnortes verschieden und im Allgemeinen morgenländisch. Zum vollständigen Anzuge des Mannes gehört ein leinentes Hemd, ein langes, glatt anliegendes Unterkleid von buntgestreiftem, halbseidenem Zeuge, dessen Vordertheile über einer gelegten und mit Schleifen zusammen gebunden werden, lange Beinkleider von Zitz oder Leinwand, Sockeln mit weichen Sohlen, oder vielmehr Strümpfe von gelbem oder grünem Satin oder Schasleder, Pantoffeln mit niedrigen Absätzen, ein buntschäckig's Oberkleid in Form unserer Schlafröcke von Baumwolle oder Seide, welches durch einen Shawl von gleichem Stoffe um den Leib befestigt und in der rauhen Jahreszeit mit Pelzwerk verbrämt wird, auf den geschnorren Kopfe ein rundes, dicht anliegendes, mit Gold gesticktes Käppchen und darüber einen Turban. Doch vertritt auf dem Lande und bei den Armen die Stelle desselben meistens eine Pelzmütze, so wie überhaupt bei schwerer Arbeit und im Winter manches russische Kleidungsstück, z. B. ein Schaspelz, das ächte Kostüm verdrängt. Die in russischen Diensten befindlichen Tartaren kleiden sich wohl auch ganz russisch, und beim Militär sind sie sogar dazu gezwungen; beim Eintritt in den Menschen muß aber diese Tracht abgelegt und die nationale angenommen werden. Die Tracht der Weiber kommt mit der der Männer ziemlich überein. Abweichend von der eben beschriebenen tartarischen Kleidung ist die Kleidung der Gebirgs- oder Bergtartaren in Taurien (s. Taf. L.). Sie tragen nämlich weite, nur bis über die Knie reichende Beinkleider, eine kurze Jacke mit etwas weitem Ärmeln, darüber oft eine buntgestreifte, auf der Brust- und an den Seiten verzierte Weste mit Metallknöpfen, die aber nicht zugeknöpft wird, weil man Brust und Hals bloß trägt. An einem zwei bis drei Finger breiten

Gürtel mit einem Schloß oder einer Schnalle hängt die Tabakspeise, der Tabaksbeutel und ein großes breites Messer. Einige haben Strämspe, andere bedecken die Beine mit Stücken Zeug, die durch mehrere Niemen befestigt werden. Die Füße sind mit zugeschnürten Socken bekleidet. Den Kopf bedecken sie mit einer hohen, weißen Mütze, in Form unserer Schafsmützen, oder auch mit einer niedrigen, runden, oben zugespitzten, um die man noch außerdem ein buntes Tuch, dessen Zipfel man seitwärts herabhängen läßt, windet. Einige lassen den Bart ganz wachsen, andere tragen Knebelbart. Die Steppentartaren (s. Tas. LI.) auch Zeltartaren genannt, tragen kurze, etwas weite Beinkleider, eine kurze Jacke, die von einem breiten Gürtel vorn zusammengehalten wird, bei ungünstigem Wetter auch einen Mantel. Den kurz abgeschorenen Kopf bedeckt eine Mütze; im Gürtel steckt ein langes Messer, auch wenn den Tabakspeise und Beutel daran gehängt.

Die Wohnungen der ansässigen Tartaren sind größtentheils hölzerne, seltener steinerne Häuser, in welchen sich in der Mitte der Hausschlur und auf jeder Seite ein Wohnzimmer befindet, eines für die Männer, das andere für die Weiber. In diesen Zimmern stehen ringsum breite Bänke mit Teppichen, Matten oder Kissen belegt, auf welchen man sitzt und schläft. Viermehr Familien, besonders auf dem Lande, wohnen auch oft in einem Zimmer; dann sind aber die Sätze der Weiber durch einen Vorhang abgesondert. Der Ofen hat einen Schornstein, und die Tartaren zeichnen sich dadurch sogar vor den russischen Bauern aus, bei welchen der Rauch das Zimmer erfüllt. Die Dächer sind platt und die Fenster, die reiche Leute von Glas machen lassen, während bei Viermehr gedrucktes Papier oder Fischhäute die Stelle derselben vertreten müssen, klein. Um das Wohnhaus herum sind Hofräume, Ställe, Wirtschaftsgebäude und ein besonderes Badehaus, ja auf den Dörfern selbst nicht selten kleinere Häuser zur Aufzahme von Fremden. Reinlichkeit herrscht freilich nicht überall in gleichem Grade, ist aber doch unter gleichen Verhältnissen des Standes und der Wohlhabenheit bei den Tartar-

taren größer, als bei den übrigen Volksstern dieser Gegend. Um wenigstens reinlich sind jedoch die überhaupt den ansässigen an Bildung weit nachstehenden Zeltartaren, z. B. die Nogaier, die taurischen Steppentartaren u. s. w. Die Zelte oder Jurten von ungefähr 10 bis 12 Fuß im Durchmesser, bestehen aus einem dicht zusammengesetzten, mit Filzdecken von Kamelhaaren verhangenen Stangengerippe. Das Dach ist ein flaches Gewölbe von gebogenen Stäben, in der Mitte mit einem Loch versehen, welches zugleich Rauch-, Luf- und Lichtloch ist. Über die obere Öffnung ragt eine Stange mit einer besondern Decke hinaus, welche nach dem Winde gedreht wird und diesen abhält, das Aufsteigen des Rauches zu hindern. Die Thür ist so eng und niedrig, daß man hinein kriechen muß. Das Innere ist unreinlich und schwarz beraußert und enthält außer dem Feuerherde und der Lagerstätte blos eine hölzerne Kiste, Säbel, Bogen und Kächer; bei Wohlhabenden nur findet man Flinten und Pistolen. Gewöhnlich hat jede Familie zwei solche Jurten, das eine für die Frauen, das andre zugleich für Besuche, und sie werden so fest gemacht, daß man sie beim Weiterziehen nicht aus einander zu nehmen braucht. Man sieht sie vielmehr auf einen zweirädigen Karren, so daß die Räder desselben vor der Jurte, wie von einem Schirm, bedeckt werden. Während der Reise sitzen, essen, schlafen die Frauen unter diesem Zelt. Auf einem andern, gleichfalls bedeckten, Karren befindet sich ein mit tierlichen Delosten behangter Kasten, welcher die besten Kleidungsstücke, so wie das übrige Hausrath, Kessel, hölzerne und lederne Gefäße, Kürbisflaschen, Beile und dergleichen enthält. Nebenher gehen die Männer mit den Viehherden. Die festen Wintergebäude der Nogaier bestehen aus hölzernen Stämmen und Pfählen mit Haselzweigen durchlochten und mit Lehm überzogen, unter welchen gehacktes Stroh gemischt wird. Die Wände sind mit Kalk geweißt, und Thüre, Fenster und Balken roth angestrichen. Neben jedem Hause sind Ställe und Scheunen von Höhe, mit Mist und Erde beworfen und mit einem Rohrzaune eingefasst. In der Mitte

des Dorfes ist ein Platz zu Leibesübungen und Spielen für die männliche Jugend, und ein anderer, wo der kleine Mtsched steht. Merkwürdig sind die Wohnungen der Bergtartaren auf der taurischen Halbinsel (s. Taf. LI.). Es sind Felshöhlen, deren nur wenige ohne Gefahr zugänglich sind, und man vermutet, daß dieselben von den Christen der ersten Jahrhunderte zur Zeit der Verfolgungen zuerst bewohnbar gemacht, nachher aber auch von den Eremiten häufig benutzt worden seien. Taf. LI. sind drei solche Wohnungen mit platten, vorne auf hölzernen Säulen ruhenden Dächern, abgebildet. Auf diesen gewöhnlich mit Erde belegten Dächern pflegen, bei günstigem Wetter, die Bewohner ihre Mahlzeiten zu halten, auch mit Nachbarn und Freunden zu traulichem Gespräche sich zu versammeln. Das Innere einer solchen Felsenwohnung ist in der Regel sehr gedäumig; zwar wenig licht, im Sommer aber kühl und im Winter warm. Die Stelle des Ofens und Herdes vertritt ein Kamin mit einem Schornstein. Dem Kamin gegenüber liegen auf dem Fußboden mit Wolle, Ziegenhaar oder auch nur mit weichem Moose gefüllte Matratzen. Die Säulen, welche die Wölbächer stützen, bilden Kolonnaden, und bei regniger Witterung hält man sich mehr unter diesen, als in den dunkeln Wohnungen auf. Nicht selten findet man auch größere und kleinere Gärten (s. Taf. LI.), je nachdem es der Raum und Boden gestattet, an solchen Felsenwohnungen. Der Zugang zu einer solchen Wohnung aber ist gewöhnlich so steil, daß es einem Ungeübten schwer wird, ihn zu erklimmen. Oft geht der schmale Weg noch überdies an einem mehrere hundert Fuß tiefen Abgrunde knapp vorbei, und man hat alle Behutsamkeit nötig, ihn glücklich zu passiren. Doch nicht nur die mit Gefahren vertrauten Einwohner und ihre Kinder, sondern auch gepackte und oft schwer belastete Pferde schreiten sicherem Schrittes auf demselben fort.

Die Gebräuche bei der Geburt eines Kindes, bei Hochzeiten und bei Begräbnissen sind von denen anderer muhammedanischer Völker nicht wesentlich verschieden. Bei Ningen und Pferdewettrennen (s. Taf.

einer Hochzeit, die ein Reisender mit feiern half, waren die niedrigen und breiten Bänke mit Teppichen belegt, desgleichen der Tisch, auf welchem Kuchen, große Rosinen und Zedernässe standen. Die Unkommenden wurden mit Brantwein und Thee bewirthet. Indessen versammelten sich die Pferde zum Wettrennen, für welches Braut und Bräutigam die Preise ausschlugen, die diesmal ein rothes, ein grunes und ein weißes Stück Zeug, die Haut von einem braunen Pferde, ein Fuchsbalg, ein Ottersfell und noch einige verschiedenfarbige Zeuge waren, so daß zehn Preise herauskamen, die nach der Ordnung ihres Werthes vor dem Hochzeitshause aufgestellt, und den zehn ersten preisgewinnenden Reitern bestimmt waren. Alte Lieder, des Volkes fröhliche Geschichte enthaltend, wurden mit Begleitung mehrerer musikalischen Instrumente, unter welchen sehr einfache, dumpf erydende Trommeln die Hauptrolle spielten, abgesungen. Nun führte man den Bräutigam in den Hof, in welchem er dreimal herumging; als er beim ersten Umgange unter die Stube der Braut kam, wurden viel kleine Stücke Zeug aus ihrem Fenster unter das versammelte, schaulustige Volk geworfen. Der Bräutigam trug einen langen, rothen Rock, die Knöpflcher mit Goldfäden ausgedehnt; auf dem Kopfe eine rothe, ebenfalls mit Gold durchdrückte Kappe. Von dem Hofe aus ging er eine Treppe hinauf, in ein Zimmer, in welchem der Priester, zwei Brautwerber und mehrere Verwandte sich befanden. Ehe er eintrat, ließ er anfragen, ob der Eintritt erlaubt sei; beim Eintritte aber, ob er die, in einem andern Zimmer befindliche Braut zur Hausfrau erhalten könne. Nach erfolgter bejahender Antwort ertheilte der Priester den Brautleuten seinen Segen und die Zuschauer erhoben bei Beendigung der Zeremonie ein allgemeines Gelächter. — Einige in Stücke zerschlagene Zuckerhüte wurden unter die Anwesenden verteilt, und dann begann ein dreitägiger Schmaus.

Die Vergnügungen der Tartaren bestehen im Singen und Tanzen, und die öffentlichen Lustbarkeiten an festlichen Tagen im

LII.), bei denen es den Weibern und Mädchen nur erlaubt ist, aus der Ferne, von einer Anhöhe, auf offenen oder halbbedeckten Wagen das Spiel zu betrachten.

Das erbante Getreide lassen die Steppen-tartaren durch Pferde austreten (s. Taf. LI.). Ist nämlich das Feld, auf welchem das Getreide wuchs, trocken, so wird gleich auf diesem, sonst aber auf einer Anhöhe, ein geeigneter Platz gereinigt, mit Wasser begossen und mit gehacktem Stroh bestreut; hierauf in der Mitte des Kreises ein starker Pfahl senkrecht eingetrieben und oben an den Pfahl ein Seil, welches etwas länger, als der halbe Durchmesser des Kreises sein muß, befestigt; an das andere Ende des Seiles werden nun einige Pferde neben einander fest gebunden und dann vorwärts getrieben. Da sich das Seil beim Herumtreiben schneckenförmig um den Pfahl windet, wird es immer kürzer und die Pferde kommen dem Pfahle immer näher. Sobald sie ihm nahe genug sind, werden sie umgewendet und wieder zurückgetrieben, und dies so lange wiederholt, bis der Boden im ganzen Kreise fest getreten ist. Als dann wird das Getreide, welches gedroschen werden soll, um den Pfahl in Kreisen an eins andern, mit den Achtern auswärts, der letzte weiseste Kreis aber mit den Achtern einwärts, eine Hand bis eine Spanne hoch gelegt und die Pferde dann wieder, wie beim Bestreuen des Bodens, so lange im Kreise hin- und zurückgetrieben, bis alle Körner aus den Achtern und alles Stroh zu kurzen Stücken getreten ist. Hierauf wird das Stroh aus dem Kreise geschafft und um eine in die Erde befestigte Stange aufgeschobert, die Körner von der Spren und dem Stanbe durch Wurfen gereinigt und entweder im Hause an einem trocknen Ort aufgeschüttet oder in Gruben aufbewahrt. Diese Gruben werden an hoch gelegenen Stellen ausgegraben, mit Stroh ausgebrannt und das hineingeschüttete Getreide zuerst mit Stroh und dann mit Erde bedeckt. Hat man nur dafür gehabt gesorgt, daß in diese Magazine kein Wasser eindringen kann, so hält sich in ihnen das Getreide mehrere Jahre hindurch sehr gut.

## III.

## Die Völker Nord-Asiens.

Nord-Asien, welches auch das asiatische Russland heißt und einem großen Theile nach unter dem Namen Sibirien bekannt ist, hat einen Flächeninhalt von 260,000 Quadratmeilen. Es erstreckt sich vom europäischen Russland im Westen bis zum Ocean im Osten. Nach Norden macht das Eismeer seine Grenze. Was das Klima betrifft, so ist zwar das russische Asien der kälteste Theil Asiens, allein bei einem Unterschiede von einigen zwanzig Breitengraden, der zwischen den südlichen und nördlichen Grenze statt findet, läßt es sich denken, daß diese Behauptung einer großen Einschränkung bedürfe und daß das Klima nicht durchaus von gleicher Beschaffenheit sein könnte. Der nördliche Theil ist eines der kältesten Länder der nördlichen Halbkugel, und hat, wie wohl auch dann noch die Lust größtentheils mit Nebeln erfüllt ist, im Sommer nur einige Wochen Wärme. Der Winter in den übrigen Monaten ist außerordentlich streng und das Land daher keines Anbaues fähig, so wie überhaupt der Boden von Pflanzenwuchs entblößt und größtentheils nur mit Moosen und Flechten bedeckt ist, die dem Rentiere zur Nahrung dienen, von dessen Büch, so wie von der Fischerei und einiger Jagd, die wenigen Bewohner nothdürftig leben. Im südlichsten Theile des asiatischen Russlands herrscht ein sehr warmes Klima, der Boden ist fruchtbar, und selbst Südschlächte gedeihen; doch enthalt die westliche Hälfte auch große Steppen mit sandigem und salzigem Boden. Der mittlere Theil dieses großen Reichs hat viele wasserarme Wüsteneien. Ungeheure Waldungen bedecken einen großen Theil des besseren Landstrichs, und auch da, wo der Boden mit Erfolg gebaut werden könnte, fehlt es bei der äußerst dünnen Bevölkerung an Händen; denn, wenn Russland überhaupt in Hinsicht auf Menschenzahl zu Holland wie 1 zu 10, zu England wie 1 zu 7, zu Preußen und Ostpreußen wie 1 zu 6 sich verhält, so kann man schon daraus auf die geringe Dickeitigkeit der Bevölkerung seiner asiatischen Pro-

vingen schliegen. — Das asiatische Russische Verfassung in zwei Hauptstämme eingetheilt land besteht aus mehrern Ländern, von welchen werden, in die kleinrussischen (malorossischen) einige in früheren Zeiten besondere Königreiche schen und in die donischen. Beide Hauptwaren, z. B. das Königreich Astrachan, Kasan stämme haben wieder viele Nebenzweige gebildet. und Sibirien. Gegenwärtig ist das Ganze, wie im europäischen Russland, in Statthaltertümern oder Gouvernements, und diese wieder in Kreise, eingetheilt. Größere Statthaltertümern genannt, die zugelassenen und wildesten, haltertümern zerfallen auch wohl in Provinzen. An der Spitze jeder Statthaltertum steht ein Civilgouverneur oder Statthalter. Seit 1823 stehen mehrere Civilgouverneure unter einem Generalgouverneur, von dem zugleich sämmtliche Militär- und Civilbeamten seines Bezirks, so wie die Oberhaupter der Kosaken, Kalmücken- und anderer unterordniger Stämme abhängen. Die vormaligen besondern Militärgouverneure, welche jedem Civilgouverneur zur Seite standen, sind jetzt abgeschafft. Die Generalgouverneure stehen unmittelbar unter dem Kaiser, empfangen von ihm ihre Befehle und berichten an den Senat in Petersburg. Einige Kosakenstämme haben unter ihren Atamans eigene Gerichtsbarkeit. Was die Kirgisen und einige sibirische Völker betrifft, so bestätigt die Regierung nur ihre Oberhaupter, verwahret ihre Geiseln, erhebt den Tribut und sorgt aufs Eifrigste für ihre Civilisirung und Beklehrung zum Christenthume, denn außer den Russen und Kosaken, die zum christlich-griechischen, den Kirgisen und Baschkiren, die zu dem musammedanischen, und den Kalmücken, die zum lamaistischen Glauben sich bekennen, sind die meisten unbeschriebenen Völkerstämme Nord-Asiens Heiden. — Die Einwohner, deren Gesamtzahl nicht sicher auszumitteln ist, man rechnet zwischen 5 bis 8 Millionen, bekehren aus einer Menge Nationen, die größtentheils mehr oder weniger roh sind. Die bekanntesten sind: die Kosaken, Baschkiren, Mordwinen, Kirgisen, Tscheremissen, Jakuten, Ostiaken, Tschuwaschen, Samojeden, Kamtschaden, Kurilen u. s. w.

Die Kosaken (s. Taf. LIII. und LIV.) auch Kasaken genannt, müssen sowohl in Bezug ihrer Abstammung, als ihrer gegenwärtig

In den ersten gehörten die auf den Inseln jenseit der Wasserfälle der Dniepers wohnenden saporogischen Kosaken, auch Haydamaken genannt, die zugelassenen und wildesten, überall gefürchtet und verabscheut, so daß sie seit 1775 durch Vertheilungen unter andere Stämme und Versetzungen in andere Gegenden aufgehoben werden muhten. Die tschernomorskischen, zwischen der Kuban und dem Dniester bis zum schwarzen Meere wohnhaft, und die bugischen sind ihnen zunächst verwandt. Von dem zweiten Haupstaatime, der gebildeter ist, dem donischen, die an dem Don und den dazu gehörigen Flüssen bis zum asowischen Meere wohnen, stammen ab: die wolgaschen mit den Nebenstämmen der dubowischen und astrachanschen, terekischen, gebinsischen, auf den hohen Spiken des Kaukasus, uralschen und sibirischen Kosaken. — Was den Ursprung dieses Volks und die Herleitung seines Namens anlangt, so ist man darüber nicht einig. Im Türkischen bedeutet das Wort Kazak einen Räuber, im Tartarischen aber einen herumtreisenden, leicht bewaffneten Soldaten. Da die Kosaken allerdings aus den weiten Gilden jenseits der Wolga herzustammen scheinen: so könnten sie allerdings Überbleibsel von verschiedenen Türkens- und Tartarenhorden sein, welche sich zu verschiedenen Seiten dafelbst niedergelassen haben; allein richtig ist die Meinung derer, welche die Kosaken für ächte Russen halten, da ihre Sprache, obwohl mit einigen türkischen und polnischen Wörtern vermischt, die großrussische Sprache ist, die sich von der kleinen russischen noch weniger, als das niedere oder Plattdeutsche von dem Hochdeutschen unterscheidet. Edbst wahrscheinlich entstanden also sowohl die donischen als die malorossischen Kosaken von zusammengelaufenen, verwegenen, russischen Abenteuerern der nowgorodischen Provinzen. Ihre Absicht war das Beutemachen in den unaufheldlichen Kriegen mit den Tartaren

an den Grenzen des russischen Reichs. Da sie dadurch zu einer brauchbaren Bedeckung der Grenzen selbst wurden, so gewährte ihnen die Regierung große Vorrechte, wodurch dann dieses Freicorps, besonders als man denselben auch Land einräumte, ein bedeutender Zufluss verschafft wurde, so daß es nun nicht allein an Stärke, sondern auch an innerem Gehalte und dauerndem Bestande gewann. Die offenbar physische Verschiedenheit aber, welche zwischen den Kosaken und den eigentlichen, besonders den nördlichen, Russen statt findet, indem sie sich von diesen durch regelmäßigeren Schlechtsjäge, einen bessern Wuchs, gedrehere Reinlichkeit und besonders durch einen Grad luxurioser Cultur auszeichnen, liegt wahrscheinlich darin, daß jene Abenteurer, die natürlich keine Weiber mit sich führen konnten, tatarische und ischerlessische Frauen raubten und dadurch ihren Nachkommen eine abweichende Physiognomie ertheilten. 1579 machten 3000 donischen Kosaken den ersten Feldzug mit den Russen nach Livland, um die nämliche Zeit entdeckten und eroberten sie Sibirien, unter der Anführung eines gewissen Yermak Timoschin, der, um der Strafe für begangene Verbrechen zu entgehen, mit etwa 7000 Mann seines Stammes, nach Permien, der damals äußerst russischen Besitzung gegen Osten, floh. Yermak, ein Mann voll Muthe und Unternehmungsgeist, hörte hier von östlich wohnenden Völkern, die reich an kostbarem Pelzwerk wären, und entschloß sich zu einem Zuge in das unbekannte Land. Unter manchen Kämpfen mit den Einwohnern zog er mit seinem kleinen Heere siegreich von Fluß zu Fluß bis an den Obi. Die Nachricht, die er nun dem Czar von seinem Eroberungszuge ertheilte, und die reichen Geschenke von prächtigen Zobel-, Fuchs- und Bischofsfellen, welche sie begleiteten, erwarben ihm leicht Verzeihung. Yermak selbst aber sollte die Eroberung dieses ungeheueren Landstrichs nicht vollenden. Den Pfeilen der Tataren entgangen, fand er 1584 durch einen Fehltritt im Wasser sein Grab. Russlands Kaiser vollendeten das begonnene Werk und schügten ihre Eroberungen durch längs den Flüssen

angelegte Kastelle. Furchtbar machten sich die donischen Kosaken dem russischen Reiche, als sie unter der Anführung des schrecklichen Pugatschew, dem Sohne eines gemeinen Kosaken, der, eine flüchtige Ahnlichkeit seiner Gesichtszüge mit denen des verstorbenen Kaisers Peter III. benutzend, sich selbst für diesen ausgab, 1773 schon Moskau bedrohten. Als aber die Gefahr am höchsten war, wurde Pugatschew durch den lädierten russischen Obersten Michelson von seinem Heere abgeschnitten, gefangen genommen, 1775 zu Moskau hingerichtet und dadurch endlich ein Aufstand, der über 100,000 Menschen und überhaupt mehr als einer der blutigsten Feldzüge gelöstet hatte, gestillt.

Über die Stärke der Kosaken im Allgemeinen ist man immer sehr abweichender Meinung gewesen. Der wirklich stehbaren Männer soll es 700,000 unter ihnen geben, gewiß aber ist, daß davon nicht die Hälfte in wirklichen Dienste steht. Zwei Drittel von dieser Hälfte werden überdies noch zum inneren Dienste, namentlich zur Bewachung der Grenzen, gebraucht, und kommen nie nach Europa, so daß für europäische Kriege der russischen Regierung nicht viel mehr als 100,000 Männer zu Gebote stehen dürften. Nach der 1804 erhaltenen, frühere Vorrechte in etwas beschränkenden Organisation sind gewöhnlich von 3 Regimentern (Pulks, von 500 bis 3000 Mann stark) 2 zu Hause, und sorgen durch Viehzucht und Fischerei selbst für ihren Unterhalt, das dritte versieht den Dienst an der Grenze. Erst wenn sie ins Feld rücken sollen, werden ihre Regimenter vollzählig gemacht, und sobald sie auf dem Marsche sind, und überhaupt während des ganzen Feldzugs, erhalten sie Sold und Verpflegung wie die regelmäßigen Truppen. — Die Kosaken haben keinen Adel unter sich, wiewohl es uralte und berühmte Familien giebt, die in grohem Ansehen stehen, sie betrachten sich alle als Brüder, die ohne sich herabzusetzen, bald befehlen, bald gehorchen können. Die Vorgesetzten werden von ihnen aus ihrer Mitte gewählt; nur die Oberbefehlshaber werden von der Regierung bestätigt,

and können auch nur mit Genehmigung der selben wieder abgesetzt werden. Die Befehlshaber stehen sämtlich im Solde der Regierung. Der Offizier heißt Batka, d. i. Vater, und ist mit ihnen aus einer Schüssel, die Befehlshaber der Regimente heißen Atamans oder Hettmanns, so wie auch der Oberbefehlshaber sämtlicher Kosakencorps den Titel Hettmann führt. Die Offiziere bis zum Obersten sind ohne Rang, und können Unteroffizieren der regulären Armee untergeordnet werden. Jeder Kosak muß sich auf eigene Kosten beritten machen, bekleiden und bewaffnen und vom 18. bis zum 50. Jahre dienen. Ihre Hauptwaffe ist die 10 bis 11 Fuß lange Pike; nebenbei führen sie einen Säbel, eine Flinten oder ein Paar Pistolen, auch wohl nur Pfeil und Bogen. Die Lanze wird im Reiten vermittelst eines Niemands auf dem Fuße, am Arm oder Sattelknöpfe hängend, aufgerichtet getragen. Die Bogenschützen tragen einen Kächer über der Achsel und die Lanzen sind meistens mit bunten Fähnchen geschmückt. Selbst den Kantschau, ihre aus Leder dick gestochte Karabatsche, mit dem sie ihre Pferde züchten, brauchen sie als Waffe gegen unbewaffnete Feinde, so wie sie sich auch gefallen lassen, selbst damit gezwungen zu werden, da hingegen nach ihrer Meinung Stockprügel mit der Würde eines feinen Mannes unverträglich sind. Weniger geschickt zu eigentlich taktischen und regelmäßigen Bewegungen, thun sie Wunder bei Anfällen auf Bagagen, Magazine und beim Verfolgen zerstreuter Corps. Wie wichtig sie überhaupt als leichte Reiterei für das russische Kriegsheer sind, ist allgemein bekannt, und man hat sie daher wohl nicht mit Unrecht „das Auge der Armee“ genannt. Das Corps der uraltschen Kosaken wird für das reichste, schönste und tapferste gehalten und diese hatte unfehlbar Walter Scott im Sinne, als er nachstehende Schildерung des Kosakenheeres entwarf: „Von ihrer Kindheit an werden die Kosaken im Reiten und im Gebrauche der Lanze geübt. Das in ihrem Lande einheimische Pferd ist zwar nicht weniger als schön, aber fromm, anständig, behend und, wie vielleicht keines in der Welt,

knochenfest. Zu Hause und im Schooß seiner Familie ist der Kosak gutmäthig, harmlos, freundlich; aber unter den Waffen und im Felde nimmt er zuweilen die räuberischen und wilden Sitten seiner Vorfahren, der wendischen Scythen, an. — Auf dem Schlachtfelde selbst bedienen sie sich einer besondern Fechtart. Statt in einer geschlossenen Linie anzugreifen, fährt ein Kosakencorps auf das Commandowort wie ein schnell entfalteter Fächer aus einander, worauf dann jeder einzelne mit lautem Hurrauf auf den Gegenstand des Angriffs, dieser mag nun aus Fußvolk, Reiterei oder Geschütz bestehen, losrennt und Schaden genug anrichtet. Aber besonders als leichte Kavallerie sind die Kosaken unübertrefflich. Sie können in 24 Stunden wohl 100 englische Meilen zurücklegen, ohne Halt zu machen. Sie durchstreifen Wälder, schwimmen über Flüsse, schleichen sich durch Engpässe, sezen durch tiefe Mordste und dringen durch Wästen von Schnee, ohne Schaden zu nehmen und zu ermüden. Mit einem Corps Kosaken in der Fronte kann keine russische Armee je überschlagen werden; dagegen ist der Feind, der mit ihnen zu thun hat, nie gegen einen Überraschungsschlag sicher. Wenn sie den Rückzug ihrer eignen Armee decken, so werden sie der eindringenden feindlichen Reiterei durch ihre Gewandtheit, Thätigkeit und Lüthheit sehr gefährlich; versetzen sie einen fliehenden Feind, so sind sie noch furchtbarer.“

Die Verfassungen der verschiedenen Kosakenstämme mögen zwar vielfältig von einander abweichen, die donischen und uraltschen insbesondere haben fast einerlei und zwar ziemlich demokratische Verfassung. Ihre Angelegenheiten werden in allgemeinen Volksversammlungen, die sie Krug, d. i. Kreis, nennen, verhandelt. In dem neben der Hauptkirche, deren Glocken die Versammlungen einläuteten, gelegenen Regierungsbau versammeln sich alle volljährige Kosaken auf einem mit Schranken versehenen, vierseitigen Platz. Hieran tritt der Ataman mit seinem Ehrenstabe — einem großen Stocke mit einem Knopf von vergoldetem Silber — unter Begleitung der Starschinen, d. i. Wohltesten, auf die überdeckten Stufen vor dem Re-

gierungsgebäude. Seine beiden Helferle, d. i. Adjutanten, treten in die Schranken, legen ihre Mützen und Stäbe auf die Erde, verrichten ihr Gebet, und neigen sich hierauf erst gegen den Ataman und die Starschinen, dann gegen die Versammlung, welche den Gruß erwiedert. Nun nehmen sie Mütze und Stab wieder auf, legen die erstere zu den Füßen des Atamans, sprechen zum Volke: pomolschite, d. i. schweigt, und machen nun den Vortrag, über welchen die Stimmen gesammelt und an den Ataman gebracht werden. Ist der Antrag des Atamans angenehm, so ruft das Volk: „wir sind zufrieden“, im Gegentheil: „wir sind nicht zufrieden.“ Nun nehmen sie Mütze ab, hören den Befehl vorlesen und gehorchen.

Die Wohnplätze der Kosaken, die aus kleinen Häusern von dünnerem Fachwerk mit weißgetünchten Wänden und wenig Hausgeräthe bestehen, heißen Staniken. Jede Stanike hat ihr Oberhaupt, nebst mehrern Mitvorstehern. Mehrere Staniken stehen unter einem Obersten, dessen Würde nicht wie bei dem Ataman und Braut auf der Telega, d. i. dem offnen Wasser, dessen Gefährten auf jährliche Wahl ankommt, gen, nach Hause. Mutter und Freiwerberin sondern bleibend ist. Die Hauptstanike ist schon hinter ihr. Letztere muß an allen Hindernissen im Jahre 1570 von den Kosaken gern Ringe haben und nebst der Brautmutter erbaute Stadt Tscherkaskol, oberhalb Kow, auf einigen Inseln mitten im Don. Die Stadt hat ansehnliche Kirchen, deren Inneres reich mit Gold und Edelsteinen ausgeschmückt ist. Es ist dasselbst sogar ein Theater vorhanden, auf welchem regelmäßig gespielt wird; auch findet man mehrere Privatbibliotheken dasselbst, ferner eine Lehranstalt, in welcher der Kosakenjugend Französisch, Deutsch, Geometrie, Geschichte u. s. w. gelehrt wird. Da die Stadt wegen der häufigen Überschwemmungen eine ungesunde Lage hat, wodurch nicht selten verheerende Krankheiten entstehen, so hat man an einem Ufer des Don, eine Nelle von der lebigen Stadt, Neuscherkaskol zu bauen angefangen, wohin alle Einwohner der alten Stadt, gegen eine angemessne Entschädigung ziehen sollen, so daß vielleicht nach einem halben Jahrhundert kaum eine Spur von der alten Stadt abrig sein wird.

Die Kleidung der Kosaken ist verschieden. Viele tragen sich polnisch. Der von ihnen Frauen gewirkte, grobwollene Rock geht bis an die Halbstiefeln und wird durch das Degengehent um den Leib befestigt. Die weiten, gewöhnlich linnenen, im Winter tuchenen, Beinkleider reichen bis an die Fußbedeckung und eine mit Pelzwerk verbrämte Mütze deckt den Kopf. Die Weiber tragen bunte Hemden, Beinkleider, an welchen ihre gelben Strümpfe angeheftet sind, Pantoffeln und reichgestickte, oben platte Mützen. — Ist ein Mädchen verlobt, d. h. hat ein Familienvater für seinen Sohn durch eine Schwacha oder Freiwerberin, Gegen Befehle vom Kriegscollogio aber dürfen bei einem Nachbar eine Frau aussuchen lassen, sie nichts einwenden, sondern sie nehmen die so versammeln sich, wäre auch der Hochzeitstag noch so lange entfernt, die unverheiratheten Personen beider Geschlechter bei der Braut, und tanzen und singen. Nähert sich der Tag, an welchem der Priester die Verlobten zusammengeben soll, so muß der Bräutigam der Braut einen vollständigen Weiberanzug schenken, wogegen er Mütze, Hemde, Beinkleider und Stiefel empfängt. Nach der Trauung fährt die gehaltene Tücher zu verborgen. Der Bräutigam geht mit dem Vater und den männlichen Verwandten dem Wagen voran, und hinter dem Wagen reiten andere, unter welchen einer ein Plachtia — Ein hundestreiches Zeug, wie es die Tscherkassinen zu Unterrüden tragen — an einer Stange als Fahne wohen läßt. Auf der Straße tanzt, singt und trinkt man. Die Tänze sind meistens tartarisch und erfordern viele Stärke und Gewandtheit des Körpers. Obschon Geschleidungen bei den Kosaken, wie bei allen Russen, äußerst selten sind, so spielt doch die heiliche Zärtlichkeit bei ihnen keine sehr große Rolle. Das Weib ist immer in den Kreis der häuslichen Dienstbarkeit eingeschloßen, lebt unter orientalischen Druck und in strenger Eingezogenheit, als ein Lastthier, dem der Mann alles aufbürdet, und kennt noch weniger, als der letztere,

Sitten und Kultur. Der Kosak lebt etwas dar- ein, Herr in seinem Hause zu sein, und das Weib gesteht dem Manne ohne Widerrede das Recht der eigenmächtigen Züchtigung zu, und wird sich nicht leicht darüber beklagen, wenn sie nur nicht zu unmenschlich aussäßt; ja manches Weib glaubt sich sogar vernachlässigt, wenn ihr Mann nicht dann und wann mit ihr zankt und ihre seine Zuneigung durch eine Tracht Schläge bestätigt.

Der Kosak treibt wohl auch Ackerbau, aber nur zur höchsten Noth; seine Hauptbeschäftigung ist vielmehr Jagd und Fischfang. Die Freiheit, sich ihren Branntwein selbst zu holen, da sonst die Erzeugung dieses Getränks ein Vorrecht der Regierung ist, benuhen sie fleißig, und bereiten noch überdies einen wohlsmek- kenden, dem Champagner ähnlichen, Wein, in dem sie sich, besonders an hohen Festen, an denen sie auf Kosten der Krone traktirt werden, wohltätig vertrautzen.

Die Tschetemissen (s. Taf. LIV.) sind finnischen Ursprungs, machen etwa 90,000 Personen aus, die zum größten Theil in den Gouvernementen Kasan und Simbirsk leben, und nennen sich selbst Mart oder Männer. Sie sind ein armliches, schwatziges und sorgfältiges Volkchen, im Charakter den Finnen, deren Sprache sie in einem eigenen, doch mit vielen tatarischen Wörtern vermischten Dialekte, reden, sehr ähnlich; dabei etwas größer, als die übri- gen Finnen. Sie haben ein blondes oder rödh- liches Haar, das rund um den Kopf kurz ab- geschnitten wird, eine weiße Haut und kommen von den Russen hinsichtlich der Körperbildung die nahe, doch ohne die Kraft, die Einschlossenheit und Gewandtheit derselben zu besitzen.

Der größte Theil der Tschetemissen ist jetzt zum Christenthume (zur russisch-griechischen Kirche) bekehrt, der kleinere Theil, fest an sei- nen väterlichen Gebräuchen hagend, dem Hei- denthum treu geblieben. Letztere glauben an heilige Gottheiten, die Kleine, die kleinen Geiste-

schicksale anvertraut habe. Außerdem glauben sie auch an ein böses Urvesen, von dem die bösen Geister abstammen. Um meistens fürchten sie den Donnergott, Kudortscha-Juma, den sie als eine kleine Puppe in einer Schwachel von Birkenrinde, in einem Winkel ihres Hauses aufstellen, und ihm von Zeit zu Zeit, ohne weitere Verehrung, einige Bissen Kuchen hinlegen. Ihre Priester halten sie in großen Ehren und glauben ihnen unbedingt. Wo dergleichen nicht vorhanden sind, wählt sich die Gemeine einen alten klugen Mann, Kart, von unbeflecktem Ruf, der nebst einigen Gehilfen, Uldschob, die Geschäfte des Priesters beorgt. Man verehrt die Götter auf freien heiligen Plätzen, die mit einem Zaune umgeben, drei Zugänge, nämlich in Westen, Osten und Süden, haben. Das Opferfleisch wird außerhalb der Umzäunung, unter einem Schuppen gekocht. Man opfert allerlei zahme und wilde, vogelgäliche Thiere, Auchen und Vierfüßer, welche von Jungfrauen zubereitet sein müssen. An diesem, alle Freitage stattfindenden, Gottesdienste dürfen Frauen keinen Theil nehmen. Nach den Ver- mögensumständen der Gemeine wird aller 3 oder 5 Jahre im Herbst ein allgemeines Fest für die ganze Göttersfamilie begangen. Die Priester gändern dann auf dem heiligen Platze Uldschob, im Feuer an. Vor jedem Feuer ist ein Luch ausgebreitet, auf welches Frankopfer, Honig und Kuchen gesetzt werden. Jedes Feuer hat seinen Priester und dessen Gehilfen. Jeder Gehilfe stellt sich mit seinem Opferchorte vor sein Feuer; der des Kosu-Juma mit einem Hengst, der der Junon-Uwa mit einer Kuh, auch den Russen hinsichtlich der Körperbildung die andern mit kleinem Bock oder Widder. Die Gemeine steht mit entblößtem Halse hinter ihnen. Der Priester der oberen Gottheit hebt einen Kuchen und ein Gefäß mit Getränke in die Höhe und riefet laut, wobei sich die Kirche) bekehrt, der kleinere Theil, fest an sei- meinen oft zur Erde neigt und zuletzt Amen! sagt. Dieselbe Feierlichkeit wiederholen der Reihe nach die übrigen Priester. Dann beginnt jeder Gehilfe sein Thier mit kaltem Wasser schaudert es, so ist es gut, wo nicht, so wieder- Egditermutter, viele Kinder gezeugt und diesen holt er das Begießen, und wenn es nach dem die Regierung der Welt und der menschlichen siebenen Male nicht schaudert, so haben es die

Götter verworfen. Die Opferthiere werden so gesägdet, daß das Blut ins Feuer spritzt. Hierauf reinigen die Priester Fleisch und Eingespeide, und lochen es, halten sobann unter wiederholten Gebeten Herz, Lunge, Leber und Kopf in einer Schädel in die Höhe, bringen die Schlüsseln dem Oberpriester, welcher alles in kleine Stücke zerschneidet und jedem der Anwesenden davon reicht. Eben sotheilt der Oberpriester etwas Fischen und Getränk aus. Die Knochen werden verbrannt, die Hände bekommen die Priester, ausgenommen die Hände der Hengste, welche an einem Baume aufgehängt werden. Das Überige vom Opfer trugt ein jeder nach Hause, um es mit den Seinen unter lautem Jubel zu verzehren.

Die sonstiges Nomadenleben haben die Tschetremissen jetzt aufgegeben und wohnen dafür in kleinen Dörfern, die bis 30 Bauernhäuser enthalten, unter eigenen Besitzniss, Sotnise und Starosten, Auffseher über 10, Auffseher über 100 Mann oder Rauchlänge, und Alteteste, die sie nach russischer Art selbst wählen. Die von Balken und Brettern errichteten Häuser stehen zerstreut und haben entweder nur eine sogenannte Schwarztube, oder eine besondere Winter- und Sommertube, einen bedekten Gang und eine Treppe. Die Schwarztube ist eine Rästere hoch über dem Keller und enthält einen Backofen, einen Herd und eine Schlafrank. Die Höhe ist niedrig und das Fenster ein vierseitiges Loch von 14 Fuß im Durchmesser, vor welches eine Blase gespannt wird. Das Hausgeräth ist russisch. In der Nähe sind Ställe und kleine aus Pfählen gebaute Magazine. Das Ganze ist mit einem Zaune umgeben.

Die Kleidung der Männer gleicht der der russischen Banaren. Die Krägen und Schläpze ihrer Händen sind mit sorbiger Wolle gestickt und der große, schwarze Tuchrock hat einen breiten, herabhängenden Krägen und unten aufgeschneidete Schöpfe. Die Frauen, die nicht so schön, als bei den Tatarren, und durch ihre gewöhnliche Kleidung noch häßlicher sind, tragen Kleintleider und darüber im Sommer ein bloßes Kleid, welches bis an die Knie reicht; an

den Hals und an die Hände anschließt und durch einen Gurt um den Leib festgesetzt wird. Krägen, Mätho und Ränder sind bunt gestickt. Im Winter trägt man über diesem Hemde ein Kleid von Tuch oder Pelzwerk. Die aufgewundenen Haare bedecken die Frauen mit hohen, spitzigen Mähnen von Bleikrinde, die mit Leinwand überzogen und mit Korallen, Schlangenkopfschen und kleinen silbernen Münzen geschmückt sind. Dieselbe Blende hat der von der Mütze hinten hinaabhängende, handbreite Riemen, der nicht selten, wie bei den Tatarren (s. Taf. LII.), bis an die Knöchel reicht (s. Taf. LIV.). Die Hölle bedeckt man mit Basschuhen.

Bei den heidnischen Tschetremissen ist die Viehwirtschaft noch Sitte. Die Frauen werden gefaust; man heirathet aber nie in die Verwandtschaft, auch nicht zwei Schwestern zugleich. Um Hochzeitstage findet sich der Bräutigam mit seinen Freunden und einigen Musstanten bei der Braut ein, entrichtet 30 bis 100 Rubel, als Kaufpreis, theilt Geschenke aus, wohnt einer Wahlzeit und Lustbarkeit bei und führt den andern Tag die Braut nach seiner Wohnung, wo der Priester vor einem mit dem Haussdachen geschmückten Tische die Trauung verrichtet. Die Braut reicht jedem Gäste Bier und Weih, wofür beim Weggehen jeder einige Kopfeln (die Kopfeln zu etwa 3 Pfennigen gerechnet) als Geschenk für das Ehepaar zurückläßt. — Will ein Mann sich von seiner Frau trennen, so trennt er ihren Schleier und beide Theile sind von diesem Augenblicke an geschieden.

Verstorbene werden noch am Todestage beerdig. Man trägt sie, gut angekleidet, in einem Sarge auf den Begräbnisplatz, und legt sie den Kopf nach Westen, ins Grab. In den Sarg werden dem Toten noch einige Rosen gesteckt, auch giebt man ihm einiges Hausratth mit, dann einen Schuhleisten, einen Stock und einen kleinen Bündel Rosensträuß, der die bösen Geister abhalten soll. Auf das Grab segnen die Begleiter nicht bloß für den Verstorbenen, sondern auch für jeden vorher verstorbene Freund eine Kerze mit den Wortschänden, welches bis an die Knie reicht; an

an und essen eine Art Kuchen, von dem sie drei: Mütze eine Stoffbinde, von welcher auf dem Bissen auf das zuletzt mit einer Flagge ges. Rücken ein kurzer Streif herabhängt, zu dessen schmückte Grab legen. Nach der Rückkehr von Verlängerung eine hinten am Gurte anges. dem Begräbnisse baden sie sich und ziehen an- brachte Schlepppe dient. — Will jemand hei- dere Kleider an. Den Zustand nach dem Los rathen, so muss er sich eine Frau kaufen, die denken sie sich überhaupt nur als eine Fort- Die Aussteuer der Braut an Bier, Hausrath schzung des Erdenlebens, wo zwar alles ist wie. und Kleidern steht mit dem Kalym, d. i. dem hier, aber nur besser und für die guten Men- Kaufpreise, in ungewöhnlichem Verhältnisse. Die schen ohne irgend ein Ungemach.

Die Tscheremissen treiben Ackerbau und Viehzucht; im Winter beschäftigen sie sich mit der Jagd, fischen auch gern und sind gute Vie- nennwirthe. Handwerke treiben sie nicht. Ein Hausrater, der 30 Pferde, eben so viel Stück Kindviech und etwas mehr Schafe hat, gilt für reich. Die Weiber spinnen, nähen, weben, stift- ten leinene Kleider mit selbst gefärbter Wolle, besorgen die Küche und die übrigen häuslichen Geschäfte. — Uebrigens sind alle Tschere- missen freie Leute und der Rekrutierung nicht unterworfen.

Die Tschuwashen (s. Taf. LIV.), deren Gesamtzahl 370,000 betragen mag, und die vorzüglich in den Gouvernementen Wltschni- Nowgorod, Kasan, Orenburg und Astrachan wohnen, sind ebenfalls finnischer Abkunft, gleichen den Tscheremissen fast in allen Stücken, nur daß sie schwärzliche Haare und ein blässeres Gesicht haben; auch sind sie trüger noch und stumpfsinniger und in der Wahl und Zubereitung ihrer Speisen noch nachlässiger und schmug- ger, als die Tscheremissen. — Sonst Nomaden und Heiden, haben sie sich jetzt zu festen Wohn- sätzen und Ackerbau, auch die meisten seit 1723, jedoch mit Beibehaltung vieler abergläubischer und heidnischer Gebräuche, zum Christenthume bequemt. Sie wohnen nie in Städten, sondern in kleinen Dörfern, nach allgemeiner finnischer Neigung am liebsten im Walde, und haben, außer der väterlichen Spra- che, auch Kleidung, Sitten, Gebräuche und Übergläubiken der Vorfahren beibehalten.

Die Tschuwashen halten ordentliche Mahlzeiten, sitzen dabei um einen Tisch herum und beten zuvor: Gott, gib uns Brot! — In einigen Dörfern tragen die Frauen statt der

Rathen, so muss er sich eine Frau kaufen, und Kleidern steht mit dem Kalym, d. i. dem Kaufpreise, in ungewöhnlichem Verhältnisse. Die neuen Verwandten werden von Seiten des Bräutigams mit Hemden, Tüchern oder Leinwand beschenkt. Der Bräutvater opfert ein Weizenbrot und Honig, indem er es betend gegen die Sonne hält. Am Hochzeitstage geht die verschleierte Braut in der Stube, wo sich die Gäste versammelt haben, rund herum, und läßt durch Mädchen Bier, Honig und Brot vor sich hertragen; beim dritten Umgange nimmt ihr der Bräutigam den Schleier ab, küßt sie und wechselt mit ihr die Ringe. Das auftheilt sie die obigen Lebensmittel aus und begiebt sich hinter einen Schiem, wo ihr eine reiche Weiberhaube aufgesetzt wird. Im Schlafgemache muß sie dem Gemahle zum Zeichen der Unterthänigkeit die Stiefeln ausziehen. Des andern Tages folgt der Hochzeitschmaus, zu welchem jeder Guest wenigstens ein Gericht mitbringt, und auf der Tafel steht eine Schüssel mit Brote und einem Pfeile, zu welchem die Gäste einige Kopelen als Hochzeitgeschenk legen. Bei der Geburt eines Kindes kommen Freunde und Freundinnen zusammen, werden mit Bier bewirthet, beschenken hierauf den Neugeborenen mit einigen Geldstücken und geben ihm einen Namen. — Den dritten und sieben- ten Tag nach der Beerdigung eines Verstor- benen begeben sie ein Gedächtnißfest; im Octo- ber aber schlachtet ein Jeder bei dem Grabe der Seinigen ein Schaf, Kind, auch wohl ein Pferd, Kocht und verzehrt es bei demselben bis auf etwas Weniges, das man nebst Bier, mit den Worten auf das Grab setzt: Das sei für dich! Am grünen Donnerstage setzt jeder Haushalter, für jeden seiner Verstorbenen etwas Speise auf den Hof und zündet jedem eine Kerze an. Von der Forstbauer nach dem Tode hatten sie als Heiden schon einige Begriffe, und glauben heute noch, daß die Guten in das Land der Zus-

feindlichkeit eingehen, die beiden aber in lasten, unfruchtbaren Steppen herumirren. — Wenn sie vor Gerichte schwören müssen, giebt man ihnen einen Bissen Brot und Salz in den Mund, wobei sie sagen: Das schle mir, wenn ich lüge oder nicht Wort halte! Den zu den Fahnen schworenden Rekruten reicht man Brot und Salz über zwei kreuzweise gehaltene Degen.

Die Mordwinen (s. Taf. LV.).

von den Russen Mordwa genannt, wohnen, gegen 92,000 Personen stark, in den Gouvernementen Nischni-Nowgorod und Kasan und an der Wolscha im Gouvernement Pensa, und heilen sich in zwei Hauptstämme, Wolschan, die an der Wolscha wohnen, und Ersan, die Unwohner der Wolga. Ihre Sprache ist finnisch er Abkunst, aber sehr mit tartarischen und russischen Wörtern vermischt; jeder Hauptstamm spricht seinen eigenen Dialekt. Beide Dialekte richten sonst sehr von einander ab, nachdem aber der größte Theil der Mordwinen das Christenthum angenommen hat, schmelzen auch die beiden Dialekte immer mehr zusammen. Auch hielten sich vor der Annahme des Christenthums die beiden Stämme unvermischt, und es war früher keinem Wolschan erlaubt, eine Ersan zur Frau zu nehmen; doch hat jeder Stamm noch seine Eigenheitlichkeiten in der Kleidung und einigen Gebrauchen beibehalten. — Die Mordwinen haben meist braunes, schlichtes Haar, einen dönnen Bart und ein hageres Gesicht, nähern sich übrigens in der äußerlichen Bildung, männlicher Tracht und Lebensart den russischen Bauern; in Rücksicht der Bauart ihrer Häuser, der inneren Einrichtung derselben, der Nahrungsmittel und der Beschäftigungen kommen sie mehr mit den Tschernissen und Tschuvashen überein. Sie sind ehrlich, freundlich, fleißig, aber langsam und unreinlich. Die Frauen tragen kurze leinene Beinkleider, statt der Strümpfewickeln sie Tücher um die Beine, und an den Füßen tragen sie Bastschuhe mit spitzigen Schnäbeln. Außerdem gehört zu ihrem Puze ein buntenähtes Hemde, das durch einen Gurt oberhalb der Beinkleider befestigt wird, eine kleine, mit Gran-

sen und Quasten geschmückte und zierlich aussenähte Schürze, die hinten vom Gurte herabhängt, ein von Korallen und Zahnpfennigen verfertigtes Gitterwerk, welches, um Hals und Schultern getragen, bis an die Brust reicht, Ringe an den Fingern und um die Handgelenke und Ohrgehänge, die, mit einer Menge Klapperverk versehen, bis an die Achsel herabhängen und nicht in die Ohren, sondern mit einem Faden um die Ohren befestigt werden. Überhaupt mag der gesammte Staat einer verheiratheten mordwinischen Dame — Unverheirathete müssen sich einfacher tragen, und dürfen nicht so viel Klapperverk um und an sich haben — wohl völlig der Last gleichkommen, die bei uns ein reich gepuzztes Schlittenpferd zu tragen hat, so wie man dieselben auch wohl eben so weit hören wird. — Die Väter suchen den Söhnen, ohne sie zu befragen, die Braut aus. Nach Feststellung des Brautpreises, Kaslym's, der selten 10 Thlr. übersteigt, wird der Hochzeitstag bestimmt. An diesem holt der Vater des Bräutigams die verschleierte Braut ab. Ist sie in dem Hause ihres unbekannten Geliebten angekommen, so setzt sich dieser neben sie an den Tisch und zieht sich die Mütze fest über die Augen. Auf dem Tische liegt ein langer Kuchen, dessen Spitze der Vater des Bräutigams unter den Schleier der Braut schiebt, sprechend: „Siehe das Licht! habe Glück zu Brot und Kindern!“ Nun erst sieht der Bräutigam die Braut, welche der Vater ihm gefreit hat. Ein Schmaus, zu welchem die Verwandten und Freunde beider Familien eingeladen sind, und wobei es an einem guten Trunk, an Spiele und Tanz nicht fehlt, endet damit, daß man die Braut auf eine Matte setzt, sie in die Räume des Bräutigams trägt und letztem zurück: Da nimm, du Wolf, das Schaf (wobei wergauwisch). Die Braut stellt sich hierbei sehr ungebändig, weßt laut und manche zerkratzen sich sogar schonungslos Gesicht und Brust. Nach dem Hochzeitstage schenkt der älteste Verwandte der jungen Frau ein Brot, auf welches eine kleine Münze befestigt ist, sagt es ihr dreimal auf den Kopf und spricht dabei in willkürlicher Ordnung die Worte: Tatel, Mesei, Pas-

wei; das zuletzt ausgesprochene Wort bleibt der Rufname der Frau. Die heidnischen Mordwinen bedienen sich nur selten der Freiheit, mehrere Weiber zugleich zu haben. Stirbt die Frau, so heirathen sie gern die Schwester derselben. Wird sie abgeschlagen, so legt der Würger unvermerkt ein kleines Brot auf den Tisch und sagt: Hebe mir meine Schwägerin auf! wos auf er die Flucht nimmt. Holt man ihn ein, so wird er richtig durchgeprügelt, wo nicht, so ist das Mädchen sein. Obwohl die heidnischen Mordwinen ihren Göttern andere Namen geben, so heißt z. B. der höchste Gott bei ihnen Paas, der Sohn dieses Gottes Imitchi Paas, ein anderer, dem sie den Wohlstand der russischen Nation zuschreiben, Nikolai Paas, so ist doch ihr Heidenthum dem der Tschuwaschen und Ischerimissen ganz ähnlich. Der Sonne opfert jeder Hausvater zu Hause Gestügel, Kuchen und starke Getränke. Vor dem Neumonde vereinigen sie sich, wenn sie ihn zuerst erblicken, und bitten ihn um Glück. Am ersten Weihnachts- und Osterfeiertage opfern sie der ihnen unbekannten Gottheit der Christen und den russischen Heiligen, um sie sich zu freunden zu machen, Gestügel, Kuchen und Getränke.

#### Die Baschkiren (s. Taf. LV.),

welche sich selbst Baschkirt nennen, in den südlichsten Gegenden um das Uralgebirge in den Gouvernements Orenburg und Perm zu Hause sind, und ungefähr 30,000 Familien, die in 24 Stämme oder Geschlechter zerfallen, ausmachen, werden zwar gewöhnlich unter die tatarischen Völker gerechnet und sprechen auch eine tatarische Sprache, verrathen in ihrer Körperbildung aber mehr eine mongolische Abkunft. Ihr stärkerer Siedelbau und ihr fleischeriger Wuchs unterscheidet sie von dem Tartaren, während ihr schmales und plattes Gesicht, die großen, abstehenden Ohren und die kleinen Augen den Mongolen bezeichnen. — Ihr Charakter wird als dreist, kriegerisch und unbliegsam geschildert; dabei sind sie jedoch freundlich und gastfreit. Ihren guten, natürlichen Fähigkeiten fehlt es nur an angemessner Ausbildung. Jeder Baschirenstamm besitzt einen oder mehr

tere Dörfer eigenthümlich, in welchem er des Sommers unter Filzunters umherzieht, des Winters aber in aus 30 bis 40 Häuten bestehenden Dörfern wohnt. Jeder Stamm hat einen Altesten als Vorsteher, dem die russische Regierung einen Schreiber zuordnet, um ihre Beschlüsse bekannt zu machen und auf deren Befolgung zu halten. Statt des Tributs an die Krone leisten sie Kriegsdienste, wobei sie sich selbst mit Pferden, Kleidern und Waffen versehen müssen und die Verbesserung der Kosaken erhalten. Die Besitzerhaber über Häusern von 10, 50 und 100 Mann können sie sich selbst wählen; aber die Anführer der Regimenter werden von der russischen Regierung gewählt. Jeder Krieger kleidet sich nach Belieben, doch immer in einen langen Rock, und hat außer dem Reitpferde noch ein Handpferd bei sich, das seinen Provisions an saurer Pferdemilch (Kumis) und Getreide trägt. Der größte Theil ist mit Bogen und Lanzen, der Kleinere mit Flinten und Pistolen bewaffnet; alle aber tragen einen Säbel, einige auch Panzerhemden. Wegen ihrer Geschicklichkeit im Reiten und im Gebrauche ihrer Waffen werden sie nicht bloss in auswärtigen Kriegen, wie in den Feldzügen 1813 und 1814 in Deutschland und Frankreich, als leichte Truppen, sondern auch zu Hause als treffliche Grenzwächter gegen die räuberischen Krieger gebraucht.

Die Religion der Baschiren ist der Islam; doch haben sie noch allerlei heidnische Gebräuche und Meinungen aus früherer Zeit beibehalten, z. B. das Ackerfest, das alle Frühjahre gefeiert wird, und an welchem jede Dorfschaft zu Pferde erscheint. Den Abend vorher reiten die jungen Leute von Hütte zu Hütte, und töben so lange, bis ihnen der Wirth zu essen und zu trinken giebt. Der Festtag selbst wird mit einem gottesdienstlichen Gebet des Mullah angefangen und dann mit Lustspielen, namentlich mit einem Wettsrennen zu Pferde, bei welchem der Preis ein bunter, von der jüngsten Frau im Dorfe verfertigtes und von einem Mädchen auf einer Stange getragenes Tuch ist, gesetzt.

Die gewöhnlichsten Speisen und Getränke bestehen in dem Ertrage der Viehzucht. Im Winter ist man getrocknete Fische, Wildspeise und auch frisches Viech; gefallene Thiere aber werden, als unrein, nicht gegessen. Viech, theils frisch, theils gesäuert, ist im Frühling und Sommer die Hauptnahrung, denn nur bei Festlichkeiten schlachtet man das Viech und das Getreide hebt man für den Winter auf. Aus sanfter Milch fertigt man Käse und aus sauerer Milch. Im Frühjahr sammelt man wohl auch Birkenwasser zum Getränk. Die Baschkiren essen übrigens sehr stark; 15 Pfund Fleisch und 8 Maß Milch sollen zur Mahlzeit eines Mannes gehören. Sie sitzen dabei auf den Felsen um die Schlüssel herum, und beten und waschen sich vor und nach Fische. Bei einem Freundschaftsmaße, den sie einem Reisenden zu Ehren anstellten, ward ein großes Fass Weißbier in einer Wiertelstunde ausgeleert. Käse brachte jeder so viel mit, als er eben hatte und das ganze Zelt des Starschin, Welsesten, in welchem das Mahl angerichtet wurde, stand voller Schläuche. Zwei junge Baschkiren machten die Wirthschaft; einer schenkte ein, der andere trug zu und bot es dem Gäste, indem er auf die Felsen niederkauerte, mit einer Hand die Trinkschale darhielt und mit der andern den Eisenbogen des Trinkenden unterstützte. Anfangs ging alles ganz still und ehrbar zu, nachdem aber der Käse und Weißbier seine Wirkung gehabt, wurde man laut und es entstanden Schlägereien. Musik wurde mit Mouskrummeln und Schalmeien gemacht, indem zwei den Bass dazu brummten. Ein alter Sänger sang unter vielen Gestuslosigkeiten so röhrend, daß viele Baschkiren weinten. Hierauf summte er ein Lieblingslied, Karai Jurga, oder den schwärzbraunen Packgänger, an, wobei er die wunderlichsten Dicksprünge mache; dann wurde ein Ball erdschnet, bei welchem man den Gang, die Sprünge und die Stimmen mehrerer Thiere auf die Täuschendste kopierte. Das Ende, bei welchem auch den Frauen zuzusehen verstaatet war, bestand in kriegerischen Übungen. Man schwob in vollem Rennen nach einem Ziele, ja selbst nach Baschkiren, die ihre Geschicklichkeit im Ausbeugen zeigten. Bei einem Begegnisschmaße sahen die Baschkiren auf Bänken, die ins Dreieck gestellt waren. Innerhalb des Dreiecks lagen des Verstorbenen nächste Verwandte auf Filzdecken, Kumischläuche neben ihnen; an der Spitze des Dreiecks saß der Starschin. Erst sang man eine Stunde, dann sprach man dem Getränk tüchtig zu, ab sodann Pferdespeisch und Fischbarmak, Klöße aus Kleingeschnittenem Pferde-, Kind- und Schafsfleisch. Der Starschin wurde dadurch besonders geehrt, daß jeder Anwesende mit bloßen Fingern einen tüchtigen Griff in den Speisenapf thut und sodann das Ergriffene demselben in den Mund schob. Zuletzt trank man Fleischbrühsuppe aus Schüsseln und die Gäste nahmen mit, was übrig war, odertheilten es den Kindern aus, die mit Schüsseln umherliefen. — Die Zurichtung der Speisen ist meistens sehr unfeinlich; die Milch wird nie gesieht und ist voll Haare; die Schafsfüße werden mit der Wolle ins Feuer geworfen und so gebraten.

Die Wohnungen der Baschkiren sind nach den Jahreszeiten verschieden. Die Winterhütten bestehen aus leichtem Blockwerk, haben ein plattes Dach und mehrentheils nur eine Stube. Inwendig sind sie auf tapetarische Art, aber ärmlicher und unreinlicher eingerichtet. Die Thüre ist oft so niedrig, daß man durchschreiten muß, und die kleinen Fenster bestehen aus Thierblasen oder mit Öl getränktem Papiere. Jedes Haus hat eine Vorrauthüde in der Nähe, und jedes Dorf eine Moschee von derselben einfachen Bauart, wie die Hütten. Die Sommerburgen liegen in Gruppen von 5 bis 20 beisaumen. In der Mitte ist ein Feuerplatz mit einem Dreifüße oder einem an einer Seite darüber hängenden Kessel. Die Bänke sind mit Filzdecken belegt, und außer dem eisernen Kessel findet man nur Gefäße von Holz und Birkenrinde, lederne Schläuche, Handmühlen zum Brühe- und Mehlmahlen, selten irdene oder metallene Gefäße.

Die Lieblingsstracht der Baschkiren beiderlei Geschlechts ist ein langer, weiter, mit Pelzwerk eingefaschter Rock von rothem oder blauem Tuche, den die Männer mit der Säbel-

Koppel umgürten, mit einem Gurte befestigen und vorn mit Knöpfen besetzen. Im Winter trägt man Schafpelze, oder Kleider aus Pferdehäuten, die so zugerichtet sind, daß die Mähne den Rücken hinabhängt. Den Kopf deckt eine spannhohe, etwas spitzige Tuchmütze, mit schmalem, aufwärts gebogenem und abstehendem Pelzrande. Auf Reisen ziehen die Männer so weite Beinkleider an, daß alle Kleider hineingeschobst werden können. Die Tracht der Weiber ist von der der Tschuwaschen wenig verschieden. Sie tragen Ober- und Unterkleider von grobem, selbstverstärigtem Messeltuche, welche Beinkleider, Halbsiefein oder Pantoffeln. Auf dem Kopfe haben sie über der Mähne eine kleine vierseitige, und kegelförmig erhobene Platte angeheftet, an welcher ein langer, über den Rücken heruntergehender Riemen. Alles dies ist mit kleinen Silbermünzen besetzt, oder mit Glasperlen geziert. Auch um den Hals pflegen sie diesen Schmuck zu hängen. Die Mädchen flechten das Haar in eine Menge Zöpfe, woran sie Bänder und Glitterwerk hängen; die Frauen tragen entweder keine, oder nur zwei Zöpfe. Die baschkirischen Incroyables waschen, um ein Ansehen von Wohlbeleibtheit zu erlangen, das Gesicht, welches davon natürliches hoch aufbläuft, wohl gar aufspringt, mit einem Ausguß der Decoren des Seidenbastes.

Wenige Männer haben mehr als zwei Frauen. Der übliche Brautpreiß, von dem jedoch die junge Frau einen Theil wieder mitbringt, besteht in 15 bis 200 Stück Wiesch. Bei der Trauung überreicht der Mollah dem Bräutigam einen Pfeil mit den Worten: „Sei tapfer, ernähre und vertheidige dein Weib!“ In der ersten Nacht bleiben zwei Männer und zwei Frauen bei den Neuvorehelichten und werden am Morgen beschenkt entlassen. Beim Eintritte in das Haus der Schwiegereltern fällt die Braut vor diesen oder den nächsten Unverwandten auf das rechte Knie, beide Hände in einander auf das linke legend. — Die Wiegen der Kinder sind wie ein Kahn gestaltet, aus Bickenrinde gemacht, und am Rande mit Weidengerten umslochten. Reitet die Baschkirin — Fuhrwerk kennt man nicht, und beide Geschlechter reiten,

und zwar das weibliche auf eben solchen Sätteln, wie das männliche — so wird die Wiege über die Schulter gehängt und das Kind darin angebunden. — Die Verstorbenen begleitet man reitend zu Grabe. —

Die Hauptbeschäftigung der Baschkirin ist Vieh-, vorzüglich Pferdezucht, neben welcher Viele Bienenzucht mit 3 bis 500 Eicksen treiben. Alle Baschkirin sind leidenschaftliche Jäger. Einen Hirsch können sie eine Woche lang verfolgen und mit Lebensgefahr suchen sie, mit Hassen und Stricken an den steilsten Felsen sich herablassend, die Nester der Falken auf, die sie, nebst den Windhunden und selbst den Adlern, zur kleinen Jagd trefflich abzurichten wissen. Für den Ackerbau sind sie zu träge und legen überdies auf das Brot keinen großen Wert. Die Männer beschäftigen sich blos mit der Fertigung einiger Geräthschaften, der Waffen, mit der Fischerei, der Jagd und bringen die übrige Zeit mit Essen und Trinken, Tabakrauchen, Tanzen und Singen zu. Die Weiber müssen messen, Butter und Käse machen, Kumiß und Meth bereiten, Fleisch und Fische trocknen, Häute gerben, Pelzwerk zurechnen, aus Nesseln, Hanf oder Wolle Garn spinnen, Leinwand und Tuch weben u. dergl. m. Die großen Meth- und Kumißschläuche macht man aus Thierhäuten, die man enthaart über einen Kegel von Stäben spannt, wodurch sie die unthige Form bekommen, und sodann über einem Rauchfeuer häretet. Die großen Milchschläuche fassen 5 bis 6 Eimer und hängen gewöhnlich an Sellen bei der Thüre. Kleine als Flaschen dienende Schläuche werden von der Haut der Pferdekopfe gemacht. Das Maul giebt die Mündung und den Hals des Gefäßes, die Ohren vertreten die Stelle der Handhaben und der Boden wird besonders eingedaut. Eben so versiertigt man lederner Eimer zum Melken. Diese Eimer und Schläuche bleiben zwar häufiglich fest und dicht, aber sie werden bald schmutzig und haben einen übeln Geruch, der sich dem Inhalte mittheilt.

Die Meisscherjaken, etwa 2000 Familien stark, offenbar tatarischer Abstammung, gleichen den Basch-

tirien, neben denen sie theils nomadisirten, theils im Winter in Dörfern wohnen, in Charakter, Religion, Verfassung, Lebensart, Sitten und Gebräuchen, nur daß sie weniger roh, unwissend (viele von ihnen können lesen und schreiben) und unreinlich, auch von jeher der russischen Regierung mehr ergeben gewesen sind, als diese.

Die Botjaken (s. Taf. LVI.).

Die, ungefähr 30,000 Seelen stark, in dem Gouvernement Orenburg wohnen, sich selbst Udi oder Mardi nennen, sind finnischen Ursprungs. Die Gesichtsbildung beider Geschlechter ist häßlich, das Haar meist feuerrot, wenigstens hat der dünne Bart immer einen feuerrothen Schnitt, die Figur klein und übel gebildet. — Die Religion der meisten Botjaken ist ein dem der Tschermissen ähnliches Heidenthum. Dem gemäß begehen sie zu verschiedenen Zeiten und zu besondern Zwecken, namentlich nach der Sommersaat, vor der Heuernte und zur Zeit der russischen Fastnachten, wo sie ihr Neujahr anfangen, gottesdienstliche Feste, theils auf offenem Felde, theils auf eingehegten, heiligen Plätzen, Keremets. Ihren Hausgöden, der in einem kleinen Tannentreise besteht, welsches auf ein kleines, aus der Wand hervorragendes Brechen gelegt ist, darf keine fremde Hand anrühren, und niemand, als der Priester, wegnehmen. Ihr Hauptgott, der in der Sonne wohnt, heißt Inmara. — Die Männer lieben der Trunk, sind aber, wie die Frauen, heftig und gefällig, dabei jedoch schüchtern und zurückhaltend, und reden, da sie von jeher in Burckgezogenheit von andern Völkern gelebt haben, eine rein finnische Sprache. Sie teilen sich in mehrere Stämme mit besondern Oberhäuptern; ihre Wohnungen liegen zerstreut und kein Gehöft ist umzäunt. — Die Kleidung der Männer ist russisch und meist von weißem Tuch. Die Frauen tragen kurze Hosen, ein ausgedehntes Brusttuch und Bastschuhe. Die Oberdecke haben lange, oben aufgezählte Kermel, durch welche man die Arme steckt. Die Winterkleidung besteht in einem langen Zuckroß, mit engen Kermeln, vorn mit Lippen,

aber ohne Halskragen. Eine Seltenheit, und in ihrer Art einzig ist der Kopfszug der Weiber. Ein Stück Birkenrinde, eine Spanne hoch, wird in einen halben Cylinder, der auf den Kopf passt, zusammengebogen und hinten mit einem schmalen Stück Rinde und inwendig mit Querholzern befestigt. Unter dem oberen Rande ist eine andere doppelte Rinde angebracht, die an beiden Seiten nach hinten umgebogen und mit rothem oder blauem Tuch bekleidet und obendrein noch mit Kopeken und Blechen bezeugt ist. Dieses zwei Spannen hohe Gerät festigt man mit einem Riemen auf dem Kopf und gibt ihm noch dadurch ein schönes Aussehen, daß man ein großes, viereckiges Tuch, das ausgedehnt und mit Fransen geziert ist, darüber hängt. Unter diesem Kopfszug wird das Haar zusammengestochten und in einen dicken Knoten geschürzt, doch so, daß an jeder Seite eine starke Locke herabfällt. Keine Ehefrau zeigt sich ohne diese Mühe, ja wenn Fremde und Reisende einkehren, dient sie sogar zur Schlafhaube. Matronen und Wittwen haben blos ein Tuch auf dem Kopf, und die Mädchen, welchen der oben beschriebene Schmuck nicht erlaubt ist, tragen runde, den tartarischen ähnliche, nur noch mit einem Tuche gezierte, Mützen. Das in Zöpfen gestochene Haar hängt herab und wird im Gürtel, welcher mit herabhängenden Quasten bezeugt ist, befestigt. Der Botjake kann so viele Frauen nehmen, als er zu ernähren vermag; die meisten haben jedoch nur eine. Wenn der Bräutigam das Kaufgeld, 8 bis 15 Rubel, bringt, holt er zugleich die verschleierte Braut ab. In seinem Eltern Hause haben sich indeß die Gäste versammelt, zu welchen die Braut, nachdem sie vorher in einem besondern Zimmer als Frau angekleidet worden, geführt wird. An der Thür bleibt sie auf einem ausgebreiteten Tuche stehen, bis der Priester ihr und dem Bräutigam einen Becher mit gewiebtem Bier dargelegt und ihnen Brot, Kinder und Reichthum gewünscht hat. Dies ist zugleich die Trauungszeremonie. Ein Mädchen giebt hierauf Bier und Mehl herum, und die Braut muß so lange vor jedem Gäste betend knien, bis er den Becher geleert hat. Dann folgt der

Schmaus nebst anderen Lustbarkeiten. Bald nach Hochzeit holt der Brautvater seine Tochter auf einige Monate, ja selbst auf ein Jahr zurück, in welcher Zeit sie thiefs für sich, theils für ihre Eltern arbeitet. Will sie den Mann wieder haben, so muß er sie selbst abholen, wobei die Hochzeit von neuem gefeiert wird. Uebrigens ist es bei den Wotjaken, wie bei andern dortigen Völkern, welche die Frauen kaufen, nichts Ungewöhnliches, daß arme und abgewiesene Liebhaber, von ihren Freunden unterstützt, das Mädchen rauben. Glückt die Entführung, so vergleichen sie die Eltern des Mädchens mit dem Entführer sehr bald.

Die Verstorbene werden in ihrer vollen Kleidung, sogar mit dem Messer im Gurt, von dem man aber die Spitze abbricht, bei einer brennenden Kerze und mit einem Kuchen auf der Brust, ausgestellt. Mit den Worten: Erde gib Platz! wirft man vor dem Begräbniß zuerst einige Kopaken in das Grab, legt hiervon auf die Leiche zwischen Breiter und giebt ihr die nothwendigsten Hausrathen und Werkzeuge mit. Auf dem erhobenen Grabe zündet man hernach einige Kerzen an und bestreut es mit kleinen Stücken von hart gekochten Eiern. Bei der Rückfahrt zum Trauerhause schreitet die ganze Begleitung über ein brennendes Feuer weg, reibt sich die Hände mit Asche, badet sich, wechselt die Kleider und schmaus. Um dritten und siebenten Tage feiert die Familie das Andenken ihrer Verstorbene, so wie auch noch außerdem alljährlich im Frühling ein allgemeines Totenfest gefeiert wird.

Die Hauptbeschäftigung der Wotjaken ist Ackerbau, Jagd und Bienenzucht, doch sind sie auch als geschickte Drechsler, Lackatzer und Wollweber bekannt. Die Bienenzucht, besonders die wilde, treiben nächst den Waschkiren die Wotjaken am stärksten. Es gibt Bienenräder, welche in den Wäldern 5 bis 800 wilde Bienenstöcke besitzen, die ihnen jährlich 2 bis 3000 Pfund Honig und Wachs einbringen. Sie suchen im Walde die stärksten und geradesten Bäume aus, und legen an dem oberen Theile derselben etwa 4 bis 5 Kläfsteine hoch, den Bienenstock an, indem sie den Stamm

aushöhlen und die Öffnung nach außen mit einem durchbohrten Deckel verschließen. Unter dem Bienenstock reinigen sie den Stamm von allen Nestern und Zweigen und schälen ihn auch wohl glatt, damit den lästernen Bären das Hinausklettern erschwert oder unmöglich gemacht werde. Manche besiegen darum auch den Stamm von unten bis oben mit Messern und spitzigen Stacheln. Gelänge es dem Bär dessen ungeachtet, bis zum Bienenstock hinaufzukommen, so findet er vor der Öffnung desselben einen dicken Prügel oder einen kleinen Balken an einem Seile hängen. Indem der Honigdieb diesen auf die Seite stößt, schlägt er gewaltsam zurück und versetzt um so kräftigere Schläge, je höher die Wuth des Thieres steigt, ja er tödtet den Bären nicht selten, oder schlendert ihn herab, wo ihm dann durch die Stacheln, auch wohl durch die im Grase liegenden Fuhssangeln das Garaus gemacht wird. Trotz aller dieser Vorkehrungen aber thun die Bären den Bienenstöcken immer noch sehr viel Schaden.

Die Kirgisen (s. Taf. LVI. und LVII.) sind tartarischer Abstammung, haben einen mittlern, mehr schlanken und hageren, als unterseitzen Wuchs, eine einnehmende Gesichtsbildung, platt Nasen, kleine Augen und Mund und große, abstehende Ohren, sind kräftig und gewandt und tragen ihren Körper, besonders zu Pferde, sehr gut. Sie selbst nennen sich Sarataksaken, d. h. Wüstensachsen, und bestehen aus 3 Horden, Ordas, der kleinen, mittleren und großen. Die beiden ersten stehen seit 1731 unter russischer Oberhoheit, und ob sie schon ihre Khan oder Sultane sich selbst wählen, so müssen dieselben doch von der russischen Regierung bestätigt werden und derselben den Eid der Treue schwören. Man schätzt die kleineren und mittleren Horde jede auf 30,000 Kribben oder Familien, wahrscheinlich sind sie jedoch weit stärker. Die erste Orda ist noch jetzt wegen ihrer Tapferkeit und wegen der unzugänglichen Gebirge, in denen sie wohnet, völlig unabhängig. — Gegen einander selbst sind die Kirgisen sehr gutmütig und gastfrei, übrigens aber als ein sehr unruhiges, trenloses, wankelmüthiges und gefährliches Volk bekannt.

weshalb auch von Seiten der Russen, längs den Grenzflüssen, Linien von kleinen Festungen gegen sie angelegt werden mußten.

Die Kirgisen werden durch Uelteste oder Familienhäupter, so wie durch Begs, Behadirs, Sultane und Chane regiert. Der Uelteste muß reich sein und eine zahlreiche Familie haben. Der Titel eines Beg ist erblich; wer ihn aber nicht durch Verdienste behaupten kann, verliert ihn bald, während ein anderer, der sich Achtung erwirbt, ihn erlangt. Die Behadirs sind Krieger von anerkannter Tapferkeit und Unternehmungsgeiste, welche mit ihren untergebenen Häusern als Parteidräger dienen. Der Chan steht an der Spitze eines ganzen Stammes, und hat zwar das Recht über Leben und Tod, muß aber doch die Sitte oder das Herkommen und den Koran beachten, auch hat er eine Art Divan, oder Rathäversammlung zur Seite, welche aus den Ueltesten besteht. Die Sultane sind Verwandte des Chans, müssen aber persönliches Verdienst haben, wenn sie sich Unsehen verschaffen wollen. — Eigentliche Strafen sind nur auf Mord und Diebstahl festgesetzt. Der Mörder muß z. B. dem nächsten Erben des Geduldeten 100 Pferde, 1 Sklaven, 2 Kamelle, den besten juchnen Kastan, einen schwarzen Fuchs, einen Habicht oder Adler und einen Panzer oder eine andere Waffe geben. Ist er unvermögend, so müssen seine Verwandten für ihn bezahlen. Der Dieb muß das Gestohlene sieben- und zwanzigfach erszegen, oder er wird auch nach Wehrleistung mit dem Tode bestraft. Auch körperliche Züchtigungen finden statt.

Die Religion der Kirgisen ist der Islam, jedoch mit vielem heidischen Überglauben gemischt. Sie halten viel auf Amulete, fürchten sich vor Zaubererei, lassen sich aus den Rissen eines ins Feuer gelegten Schaffschulters blättes, oder aus der Farbe der Flamme, die das mit Butter und Fett unterhaltene Feuer macht, wahrhagen.

Die Wohnungen sind reinliche und geräumige Filzzelte, die oft mehr als 20 Personen beherbergen können. 30, 50 und mehr solcher Zelte bilden ein Dorf oder Aul. Das Zelt deckt ist. Wollen sie sich putzen, so ziehen sie der Vornehmheit beider Geschlechter, denn die noch ein seidnes oder ein geblümtes Hemd an,

Weiber haben ihre eigenen Zelte, bletet in der Regel den Anblick eines sehr bunten Gemisches von Gegenständen des Luxus und der einfachsten Lebensbedürfnisse, so wie eine Vereinigung der Prunkliebe mit einem rohen Geschmack und nicht minder rohen Sitten, dar. Die Wände sind mit Teppichen geschmückt, Kleider hängen an einem Stricke, Tigerfelle sind auf dem Fußboden ausgebreitet, und neben einem reich mit Gold und kostbaren Steinen verzierten Diadem sieht man ein Stück übelriechendes Fleisch am Haken hängen, so wie einige hölzerne Kannen und große Schläuche mit Stutenmilch gefüllt.

Die Hauptkost der Kirgisen, die alle sehr starke Esser und Trinker sind, besteht in Fleisch, Käse und Grütze; selten genießt man Fische, und nur im äußersten Nothfalle Brot. Das Lieblingsgetränk ist Kumis. Beide Geschlechter lieben den Rauch- und Schnupftabak, den sie, so wie Pulver und Blei, nebst andern Bedürfnissen, theils von den Bucharen, theils von den Russen einhandeln. Sie berechnen das bei, da sie keine Münze haben, den Werth der Dinge nach Pferden und Schafen, nach Wolf- und Lämmerfellern. Doch gewinnen sie einen großen Theil ihrer Bedürfnisse auch durch Raub von den ihr Land durchziehenden Karawanen.

Die Tracht beider Geschlechter ist mongolisch. Den Kastan, dessen Mähne auf dem Rücken und den Schultern nicht selten mit Pferdemähnen besetzt sind, hält ein Gurt zusammen, an welchem Pulverflasche und Kugelbeutel hängen. Die Beinkleider sind weit und die Halstücher, die aus gegetrocknetem Eselshaut gemacht werden, haben überaus lange Hälften, sind unter den Sohlen mit Nageln beschlagen und oft mit Eisen eingefasst. Regelförmige Filzmützen mit zwei breiten Klappen, wovon die eine aufgeschlagen wird, und ein schwarzes, bunt genähtes Untermütchen, bedecken den kahl geschnorren Kopf. Die Frauen tragen ein blaues, vorn zugenhentes Hemde, lange Beinkleider, Fußbinden, platte Socken. Der Kopf ist so in baumwollene, die Form eines Turbans bildende, Tücher gehüllt, daß auch der Hals davon bedekt ist. Wollen sie sich putzen, so ziehen sie der Vornehmheit beider Geschlechter, denn die noch ein seidnes oder ein geblümtes Hemd an,

das von einer baumwollnen Schürze fest gehalten wird, und darüber einen weiten, bucharischen Rock. Ihr merkwürdigster Kopspuz ist eine am Hinterkopfe befestigte, unter dem Gürtel durch und unten schmal zulaufende Schleppe, über welche ein zweifacher Zopf in Sammt gewickelt geht, welcher sich in der Kniebeuge mit großen Seidenquasten endigt. Dieser Zopf ist der Lastenträger vieler kleiner Kleinigkeiten.

Die Verstorbenen beerdigt man in ihren besten Kleidern, und bedeckt das Grab mit Reisern, die hernach mit Steinen beschwert werden.

Die Hauptbeschäftigung der Kirgisen ist Viehzucht und Jagd. Ein bemittelter Kirgise hält 1000 bis 4000 Pferde, ein armer wenigstens 50. Diese Pferde, klein, rasch, geslechtig, dauerhaft, dienen nicht bloß zum Reiten, sondern auch zur Mahreung, indem sowohl ihre Milch (Kumis), als ihr Fleisch sehr gern genossen wird. Sie weiden immer in den Steppen und müssen, da sie nie gefüttert werden, und selbst im Winter ihr Futter unter dem Schnee herzovorzuscharren gendächtigt sind, sich mit sehr magere Rost begnügen. Daher sind sie auch halb wild, leben heerdenweise beisammen, und jede Heerde (Tabune,) hat einen Hengst zum Anführer und Wertheidiger. Werden sie von wilden Thieren, besonders von Wölfen, angefallen, so bilden sie einen dichten Haufen, indem sie sich mit den Köpfen zusammenstellen und mit den Hinterschlägen die Angriffe des Feindes abwehren. Außer der Pferdezucht herrscht bei den Kirgisen auch eine anscheinliche Kameel- und Schafzucht. Das Kameel, sowohl das eins als das zweibucklige, geheilt in den warmen und salzigen Steppen sehr gut. Das erstere taugt mehr zum Reisen, indem es länger Durst leidet kann; das letztere, auch das kaltiranische geheißen, giebt dagegen jährlich 10 bis 12 Pfund Wolle und Haare, woraus Stricke und Gewebe verfertigt werden. Außerdem nutzt man das Kameel beider Gattungen durch sein Fleisch, welches, obgleich grob, doch häufig gegessen wird; durch die schmackhafte Milch, aus welcher man nicht bloß Butter und Käse, sondern, auch Kämis macht. Aus den Häuten bereitet man vorsichtig dauerhafte Schläuche. Im Winter

nährt der Kirgise diese Thiere, deren er nicht selten 50 bis 100 besitzt, in Filzdecken ein, oder bringt sie unter Zelte von Schilfmatten. — Das kirgisische Schaf hat in seiner Bildung etwas Hirschähnliches, und zeichnet sich, nächst seinem wilden Unsehen, vornehmlich durch den nicht selten 30 bis 40 Pfund wiegenden Hetschwanz aus. Jagd ist ein Hauptvergnügen des Kirgisen und er versteht Hunde, Adler und Falken recht gut zu diesem Zwecke abzurichten. Die Antilopen fängt er dadurch, daß er das Schilf, in welchem diese Thiere den Winter über sich aufhalten, abstutzt. An den scharfen Schilfzungen zerstößt sich die Antilope die zarten Füße und wird dann leicht erlegt. Fischfang und Ackerbau wird nur aus Noth gesrieben und gilt für ein Zeichen der Armut. Auch fürchten die Kirgisen, denen nichts über ein freies, umherschweifendes Leben geht, durch den Ackerbau um so mehr an Grund und Boden gefesselt zu werden, als einer alten Sage zufolge sie ihre Freiheit verlieren würden, sobald sie ihre beweglichen Zelte mit festen Wohnungen vertauschen würden.

Der Kunstfleiß der Kirgisen beschränkt sich auf die Erbauung und Einrichtung ihrer Jurten, die Bereitung einiger Stoffe zur Kleidung und die Zurichtung der Produkte der Viehzucht für den Handel. — Viele können lesen und schreiben, was sie ihren Mollahs verdanken, und finden Geschmack an der Dichtkunst. Sie haben epische Gedichte, in denen die Thaten ihrer Helden besungen werden; auch lyrische Gedichte, die besonders in mondhaften Nächten, wo man einsam im Freien sitzt, in melancholischen Weisen durch die wilde Steppe erklingen. Ein Reisender, der sie im Jahre 1820 besuchte, theilt uns das Lied eines Mädchens mit: „Siehst du jenen Schnee? Wohlan, mein Körper ist noch weiß! Siehst du das Blut jenes geschlachteten Schafes den Schnee röthen? Wohlan, meine Wangen sind noch röther! Steige jenen Berg hinauf, du wirst einen verbrannten Baumstamm sehen. Wohlan, meine Haare sind noch dunkler! Bei dem Sultan

meine Augenbrauen sind noch schwärzer, als Ihre Dinte!"

Die Kasaner (s. Taf. LVIII.)

Bewohner des Gouvernements Kasan, gehören zu den gebildetsten Nordasiaten, und selbst die Uschremissen, Ussowaschen und Wotjaken, die sich hier niedergelassen haben, stehen auf einer höheren Stufe der Bildung, als ihre Stammverwandten in andern Gegenden Nordasiens, besonders aber gilt dies von den Tartaren Kasans. Der blonde Engländer Holman, welcher im Jahre 1823 diese Gegenden bereiste, bestätigt die Bemerkung, die schon andre Reisende vor ihm gemacht haben, daß die gemeinen kasanischen Tartaren ungleich gebildeter sind, als ihre Vroherer, die Russen der mittleren und niederen Stände. Nicht nur die tartarische Hauptschule in Kasan, sondern auch die 8 Bezirkschulen werden von den Wohhabendern auf das Freigebigte unterhalten, indem es selbst der geringste Tartar für eine Schande hält, nicht lesen und schreiben zu können. Man bringt die Kinder, die in diesen, unter der Aufsicht des Mullah stehenden, Schulen, zugleich Kost und Wohnung erhalten, schon mit dem 7. und 8. Jahre in dieselben und läßt sie wenigstens 5 Jahre darin. Das Lesen lernen sie an kurzen Sprüchen aus dem Koran; hierauf folgt das Lesen tartarischer Gedichte und später das Studium eines Werkes, das, in arabischer Sprache geschrieben, eine Mannigfaltigkeit von kaufmännischen Vorschriften und Regeln enthält. Manche Väter lassen ihre Kinder auch im Persischen unterrichten, entweder aus bloher Liebhaberei, oder zum künftigen Gebrauche für den Handel, denn der Handel wird in Kasan hauptsächlich von tartarischen Kaufleuten, deren einige sehr reich sind und mit den ersten Plätzen der Monarchie und der Nachbarländer in Verbindung stehen, getrieben. Ihre Edelleute, Oberhäupter und Fürsten (Mursen) selbst treiben am östlichen Abfall des Ural, am Kama-Handel und Gewerbe, und die beste Seifensiederei in Kasan gehört dem "tartarischen Fürsten" Samanoff, dessen Waage mit seinem Namen zugezeichnet ist. —

Alle Tartaren Kasans schlafen auf Federbetten, und sollen eben davon eine zartere Haut haben, als die Russen, daher sie sich auch mehr als die letztern vor dem Stock und Kanischuh fürchten und sich, droht ihnen eine solche Strafe, lieber dazu verstehen, den Islam anzuschwören und Christen zu werden, in welchem Falle sie ihnen erlassen wird. Ueberhaupt aber häten sie sich sehr ängstlich vor allen Verbegungen, welche mit Peitschenhieben oder Stockschlägen bestrafft werden. Um wenigstens können jedoch die gemeinen Tartaren der Versuchung zum Diebstahl widerstehen, besonders wenn Pferde, deren Fleisch sie sehr gern essen, der Gegenstand sind. Auch in der zweideutigen Kunst, Handschriften und Banknoten zu verschärfen, haben sie es zu einer großen Fertigkeit gebracht. — Andere Eigenthümlichkeiten der das Gouvernement Kasan bewohnenden Völker, namentlich der Tartaren, haben wir schon oben geschildert, und wir gedenken hier nur noch kürzlich der

Turalingen und Katschinzen (s. Taf. LVIII.), zweier sibirischen Tartarezweige, die nur im Sommer nomadisiren, den Winter über aber festere Wohnungen beziehen. Sie weichen in Bildung, Lebensart, Sitten und Gebräuchen nur wenig von den eben beschriebenen kasanischen Tartaren ab. Sie sind ehrlich, betriebsam, mäßig und reinlich, und nähren sich vom Ackerbau, Viehzucht und Bienenzucht, einigen Handwerken und Handel.

Die Permer,

ehedem das herrschende Volk in dem Gouvernement Perm, sind finnischer Abstammung, machen jetzt kein eigenes Volk mehr aus, sondern sind völlig mit den Russen verschmolzen, deren Sprache, Religion, Kleidung und Lebensweise sie angenommen haben.

Die Wogulan oder Mansi,

am östlichen Abfall des Ural, am Kama- und Irtisch, nur familien-, nicht dörfelweise zusammenwohnend, von finnischer Gesichtsbildung und Leibesgestalt, auch eine eigene finnische Sprache redend, leben größtentheils von

der Jagd, bei welcher sie sich mit gleicher Fertigkeit der Flinte, des Bogens, des Spießes, der Fallen und der Schlingen bedienen. Ihr Haussiech, welches mit den Weibern stets in der Hütte, sei es nun die festere Winter- oder die leichtere Sommerwohnung, bleibt, sind Hunde und Kähe, denn Pferde halten sie unwegsamer Gegenden, der häufigen Wären und des Mans gels an Weide wegen nicht. Die besammlungswohnende Familie leidet nicht, daß in ihrem, oft einige Meilen weiten, mit einem, zwischen jungen Tannen und Fichten eingeschloßten Baumwerk umgebenen Gehege ein anderer jagt, Holzfäller, Heu arrente. Die Mehrzahl der Wogulen sind noch Heiden und beten die Sonne als oberste Gottheit an. Alle, auch die christlichen, Wogulen lassen ihre Weiber und die Uermern entführen sie. — Unter den

#### Bewohnern Sibiriens

gedenken wir hier zunächst der zur Strafe dorthin verwiesenen Verbrechen und deren Nachkommen. Nachdem man in Russland die Todesstrafe abgeschafft hatte, erhob die Regierung, seit der Mitte des 18. Jahrhunderts die Verbannung nach Sibirien zum allgemeinen Gesetz. 1799 fing man an, die Verwiesenen in zwei Klassen einzuhauen; die erste besteht aus denjenigen, welche zur Strafe des bürgerlichen Todes, und die zweite aus denen, welche bloß zu Besserungsstrafen verurtheilt sind. Die ersten verwendet man zu Zwangsarbeiten, aus den lehtern bildet man Niederlassungen. Außerdem giebt es noch eine dritte Klasse von weniger schuldigen, oder auch von vornehmen Verwiesenen, denen bloß ein bestimmter Ort zum Aufenthalt angewiesen ist, aus welchem sie sich nicht entfernen dürfen. Alle, die zur Strafe nach Sibirien wandeln, werden, die Füße in Eisen geschmiedet, theils zu Füße, theils zu Wasser transportirt. Nur Vornehmen bewilligt man bedeckte Wagen, die aber in den Städten, durch welche die Reise geht, nicht gefüllt werden dürfen. Die Summe, welche jedem zur Verpflegung täglich ausgesetzt ist, besteht, nach dem Verhältniß des Standes und Verbrechens, aus einem oder mehreren Rubeln, oder auch nur

aus so vielen Kopeten. Auch die Zwangsläger, zu welchen die erste Klasse verurtheilt wird, sind verschieden. Die größten Verbrecher kommen in die Bergwerke und müssen die härteste Behandlung erdulden, obwohl durch den verstorbenen Kaiser Alexander viele Verbesserungen eingetreten und namentlich die Strafe des Spiezerthenlaufens und des Todprügels, welche sonst in der Willkür der Aufseher standen, abgeschafft worden sind. Viele solche Verbrecher haben vor ihrer Transportirung nach Sibirien die Knute bekommen und sind gebrandsmarkt worden, oder man hat ihnen die Nasenschleife aufgeschlitzt. Etwas erträglicher ist das Loos derer, welche in den für Rechnung der Krone betriebenen Manufacturen, Brauereien u. s. w. arbeiten müssen. Am besten leben die Ansiedler, welche von der Regierung nicht nur Land erhalten, sondern auch mit Geld, Werkzeugen und in den ersten drei Jahren sogar mit einem Vorath von Lebensmitteln unterstutzt werden. Dergleichen Niederlassungen stehen unter einem alten Soldaten, der den Polizeimeister macht, des Abends nach sieht, ob alle zu Hause sind, ihre Zweite und Vergehnungen auf der Stelle, meistens mit dem Stocke in der Hand, schlicht und bestraft, oder die Widerspenstigen zu ernsterer Züchtigung angeigt. Personen, die nicht zur Arbeit verurtheilt, sondern nur an einen bestimmten Ort verbannt sind, werden gewöhnlich in festen Häusern bewacht, können aber sonst ohne Zwang leben, sich manche Bequemlichkeiten und Vergnügungen verschaffen, sich wohl auch Geld zu ihrem Unterhalte von zu Hause kommen lassen, und erhalten, im Fall der Armut, von der Regierung täglich 20 bis 30, und nach Verhältniß des Standes auch mehr Kopeten, womit, bei der Wohlseinheit der Lebensmittel, schon auszukommen ist. — Wenn auch nach einer Durchschnittsrechnung der letzten Jahre jährlich 3 bis 4000 Straflinge nach Sibirien geschickt werden, so ist doch der aus dieser Einwanderung für die Bevölkerung hervorgehende Zuverhältniß des Standes und Verbrechens, aus nicht von großem Belang, denn theils sind viele Verhältniß der

siegen viele sehr bald den schweren Arbeiten in aber auch einen höchsten Gott, den Urheber den Bergwerken u. s. w., theils endlich ist unter der Zahl der jährlich Ankommenden nur etwa ein Zehntel Weiber, von welchen kaum die Hälfte heirathet, die ältern Kolonisten aber bezeugen in der Regel wenig Lust, ihre Töchter mit den neu ankommenden Mannschaften zu verschelichen.

Die Ostjäcken (s. Taf. LIX.).

im nordwestlichen Sibirien, ungefähr 30,000 Köpfe stark, und wahrscheinlich finnischer Abstammung, sind klein von Wuchs, schwach und besonders dünnbeinig, haben ein bleiches, plattes, ausdrucksloses Gesicht, das röthliche, ins Goldgelbe spielende Haar hängt ordnungsgemäß um den Kopf. Sie sind in hohem Grade abergläubisch und furchtsam, überaus träge, übrigens aber sehr gutmütig. Nur ein kleiner Theil der Ostjäcken hat sich zum Christentum gewendet, die Mehrzahl blieb einem Feticismus der rohesten Art ergeben. Seinen Götzen, eine kleine, schlecht geschnitten Holzfigur mit Läppchen und Pelzstückchen behangen, hält jeder werth, räumt ihm den Ehrenplatz in der Hütte ein und stellt auf einem Kistchen Geschenke aller Art, unter welchen ein Horn mit Schnupftabak und Beidenbast nicht fehlen darf, vor ihm auf. Beschmiert man ihm das Maul mit Fischfett, so ist das eine besondere Ehre. Durchziehende Russen pflegen bisweilen, wenn des Nachts alles in der unverschlossenen Jurte schlafst, das Horn auszuleeren und den Tabak für sich zu verwenden. Da wundert sich denn der Ostjäke des Morgens, daß sein Gott so stark gechnupft habe und vermutet, er müsse des Nachts auf der Jagd gewesen sein, weil man da gewöhnlich mehr Tabak braucht, als zu Hause. Die Furcht vor diesem Götzen dauert aber nur so lange, als es den Bewohnern der Hütte wohl geht. Treten wiederholte Unglücksfälle ein, so nimmt man dem Götzen seinen bunten Puz, entzieht ihm die Geschenke, stößt Schimpfsreden gegen ihn aus, prügelt ihn tüchtig durch, wirft ihn am Ende wohl gern ins Feuer und ein anderes Stück Holz tritt an seine Stelle. Außer dem Haugott verehren die Ostjäcken

aber nur in wichtigen Fällen einen höchsten Gott, den Urheber aller Dinge. Über nur in wichtigen Fällen nimmt man zu diesem seine Zuflucht und bringt ihm große Opfer. — In einem waldigen Thale, dessen Zugänge selbst den Russen verheimlicht werden, haben Ostjäken und Samojeden noch gemeinschaftlich zwei sehr hoch gehaltene Götterbilder. Es sind dies ein männliches und ein weibliches Wesen, in prächtige Felle und Pelze gekleidet, mit messingenen und blechernen Thierfiguren behangen, die Häupter mit Silberblechkränzen geschmückt. Jedes Bild steht unter einem besonderen, mit Zeug überzogenen, mit weißem Blech beschlagenen und oben mit einem vom Winde in Bewegung gesetzten Glöckchen versehenen Baume. Oben am Baume hat der Götze seine eigene Hütte, und der männliche Götze zugleich Pfeile und Bogen am Baume hängen. An den umstehenden Bäumen sind die Hämde der geopferter Rennthiere befestigt und rings um den Götzen her liegen Opferschalen, Kessel, Eddel, Schnupftabakshörner und andere Geräthe. Bei den weiblichen Götzen versammeln sich nur die Weiber. — Jeder Unterort, — und es gibt ihrer eine große Menge, — hat sein eigenes Revier, in dessen Grenzen man nicht jagen, fischen oder Holz fällen darf. Aus einem einem Götzen gehdriegen Flussbezirk wagt man, selbst im Notfall, keinen Trunk Wasser zu nehmen, ja die Bordberfahrenden hüten sich sogar, das Ufer mit ihren Rudern zu berühren. — In ihrem heidnischen Aberglauben werden die Ostjäken durch ihre Schamanen oder Priester bestärkt, die in so großem Unsehen stehen, daß auf ihr Geheis den Götzen oft ganze Herden Rennthiere geschlachtet, oder vielmehr mit Stangen niedergeschlagen werden. Bei Unfällen, Krankheiten, bösen Träumen, nimmt man zu dem Schaman seine Zuflucht, der die Träume deutet, die Zukunft vorhersagt. Bei seinen Prophezeiungen macht er auf der Trommel den abschrecklichsten Lärm, trägt eine wundersliche, aus Lappen bestehende, mit Eisenwerk, Wollklauen u. s. w. besetzte Kleidung, dreht sich im Kreise herum, verzerrt das Gesicht, fällt in Verzückungen, wobei ihm der Schaum aus dem Munde dringt, fällt dann nieder und spricht Worte aus, die

so verschieden ausgelegt werden können, daß der Prophet immer Recht behält. — Der Überzeugung der Ostjäken ist mannigfaltig. Die Rückenschenkel des Störs dürfen nicht mit einem Messer berührt, der Bauch des Fisches nicht gerade aufgeschlitzt werden. Den Abend vor der Jagd sucht man zu niesen; aber kommt einem am Morgen des Jagdtages das Niesen an, so sucht er es zurückzuhalten, gelingt dies nicht, so bleibt er von der Jagd zurück. Bei Ablegung des Huldigungseides, der stets unverbrüchlich gehalten wird, muß ein Beil gegenwärtig sein, mit dem ein Bär erlegt wurde, oder eine Bärenhaut, um welche die Schwurenden im Kreise knieen. Dann reicht man ihnen Brot auf einer Messerspitze und der Ostjak sagt etwa also: „Wenn ich nicht treu bin, nicht meinen Tribut bezahle u. s. w., so mag ich an diesem Brote ersticken, das Beil haue mir den Kopf ab, der Bär zerreiße mich, das Messer töte mich!“ Sie sind bei diesem Eide oft so eisrig, daß sie mit den Zähnen Haare aus der Bärenhaut reißen, um welche sie knieen. Der Bär ist den Ostjäken überhaupt ein furchtbares und ehrwürdiges Thier. Da nach ihrem Glauben auch die erschlagenen Bären mit in die andre Welt hindbergehen werden, so haben sie ein eigenes Mittel erfunden, den Gedachten im Voraus mit sich zu verführen, damit er sie dort nicht anpacke. Sie hängen nämlich seinen Pelz an einen Baum, gehen einzige Malehrerbietig und mit vielen Verbeugungen um denselben herum, und stimmen dann einen Trauergesang an, in welchem die einzelne Stimme fragt: „Wer hat dich erwürgt? die den Kopf abgehauen? den Leib dir aufgeschnitten?“ Der Thor wählt antwortend alle Schuld auf die Russen und zum Beschluß schreien alle: „O verzeihe, verzeihe!“

Die Kleidung der Männer und Weiber besteht aus Pelzwerk, meistens von Rennthieren. Das Unterkleid, an welchem die Haare einwärts gelehrt sind, hat die Form eines Fuhrmannshemdes und reicht bis an die halben Schenkel; das Oberkleid, mit auswärts gelehrt Haaren, reicht bis an die Kniee und hat oben, wo man mit dem Kopfe hineintricht,

eine Kappe, die statt Mütze dient und mit Hundefell verbrämt ist. In großer Kälte zieht man noch einen dritten Pelz darüber, der aus dem Winterfell der Rennthiere gemacht ist und daher längeres Haar hat. Im Sommer wird bei regnerischer Witterung ein Kleid von Fischhaut getragen, das man aber bei eintretender Hungersnoth kocht und verzehrt. Aus Rennthier- oder Fischhaut macht man auch die engen Beinkleider, die kaum bis an das Knie reichen, die Strümpfe werden aus jungen, kurzaarigen Rennthiersellen verfertigt. Die Pfoten des Rennthieres schneidet man in Streifen zu Stiefeln; die zwischen den Klauen sitzenden, hörbligen Haarsleckchen dienen zu Sohlen, denn sie halten stark, verhindern durch das Sträuben der Haare das Ausgleiten auf dem Schnee und werken deshalb selbst von den Russen geschätzt. Die Weiber tragen auf dem bloßen Leibe eine Art Pelzschafstrock, ohne Beinkleider, und nur im Winter Schuh und Strümpfe. Das Haar hängt in zwei Böpfen auf dem Rücken herab und die Reichen haben an den Spitzen der Böpfe bis an die Kniebeugen herabgehende Tuchstreifen mit Messingblechen, welche Pferde, Rennthiere, Fische u. dergl. darstellen. Das Gesicht bedeckt ein Schleier, denn unverhüllt darf sich kein Weib vor einem Manne, selbst den Schwiegersohn nicht ausgenommen, sehen lassen; so wie sich auch der Mann so lange nicht vor der Schwiegermutter sehen läßt, als er keine Erben hat. — Beide Geschlechter tätigen sich gewisse Figuren, die mit Ruß vorgezeichnet werden und nachher in blauen Punkten erscheinen, auf den Nacken, die Hände, die Arme und die Schienbeine.

Im Sommer ziehen die Ostjäken den fischreichen Gegenden nach, und verändern ihre leichten Wohnungen, die nur aus pyramidenförmig in die Erde gestoßenen Pfählen, die mit zusammengenähter Birkenrinde bedeckt sind, sehr oft. Die Winterwohnungen werden gern nahe an den Flüssen, oder auf Anhöhen aus festem Holze und zur Hälfte unter die Erde gebaut, auch oben, um gegen die Kälte geschützt zu sein, mit Erde beworfen. In das Fensterloch läßt man statt des Glases ein Stück Eis

einfrieren und vor der Thüre wird ein bedeckter Gang angelegt, zu dessen beiden Seiten man das Geräthe und das Pelzwerk aufbewahrt. Der innere Raum einer solchen Erdhütte ist in so viel Verschläge eingeteilt, als Familien, deren zuweilen 30 sind, darin wohnen. Eine solche Jurte ist also gleichsam ein ganzes Dorf. Zwar leben die Familien einer Jurte sehr verträglich mit einander, aber durch die Aussendungen so vieler fischartiger Menschen, durch die Menge der Speisen, die täglich gekocht werden müssen, durch den Dampf der Thranlampen, die Unreinlichkeit der Kinder und die ausgeweideten Fische, welche in der Nähe des Feuers aufgehängt werden, entsteht ein solcher Gestank, daß der daran nicht gewöhnte Fremde beim Eintritt in eine solche Hütte in Ohnmacht zu fallen Gefahr läuft. — Ihre Kessel und Schüsseln werden nie gereinigt, selbst nicht, wenn die Hunde daraus gefressen haben. Die Hände wascht sich die Hausfrau nur dann, wenn sie Fische schlachtet, oder aus dem Kessel langt, und dann trocknet sie sich an ihrem Pelze ab. Mit Ungeziefer sind sie reichlich versehen. — Zu welcher Tageszeit man auch in eine Hütte treten mag, stets brennt in der Mitte ein Feuer; denn man hält keine regelmäßigen Mahlzeiten, sondern ein jeder kocht und brät, wenn ihn hunger. Von dem beständigen Rauche wird das Innere so stark mit Ruß überzogen, daß er an einigen Stellen zapfenweise herunterhängt. Die Lagerstätte der Erwachsenen ist entweder auf Heu oder Rennthierfellen, am Boden oder auf erhöhten Schlafbänken, unter denen die Hunde liegen. Kleine Kinder legt man in Wiegen von Birkenrinde, auf zerrissenes, faulés Holz, bedeckt sie mit einem Stück Pelz und schnürt sie fest zu.

Das Hauptnahrungsmittel im Sommer und Winter sind Fische, die man roh und gekocht, getrocknet und zu Pulver gestampft ist. In den unteren Gegenden der Flüsse, wo die Menge der Fische unglaublich groß ist, reißen sie denselben bloß das Fleisch aus und werfen den Körper weg, und selbst die gierigen Hunde sind dann oft nicht im Stande, alle weggeworfenen Fische zu verzehren. Im Winter werden auch große Jagden angestellt, bei welchen die Bewohner einer Jurte sich gewöhnlich in mehrere kleine Gesellschaftentheilen. Man hält sich in dichte Pelze, befestigt Schneeschuhe an die Füße, bewaffnet sich mit Bogen und Pfeilen, und jeder schreibt, da solche Jagden oft monatelang dauern, seinen Mundvorrath auf einem kleinen Schlitten hinter sich. Um die Kälte im Gesicht auszuhalten, machen sie sich den Schnupftabak, den sie viel leidenschaftlicher als den Rauchtabak lieben, durch Zusatz von der Asche des Baum schwammes, höchst beizend, stopfen die Nase davon voll, und drehen dann in jedes Nasenloch einen Pfropf von Weidenbast, so daß in der Regel das ganze Gesicht das durch entzündet wird. Erlegen sie ein Stück Wild, so ziehen sie ihm einstweilen blos das Fell ab, und verscharren den Körper unter den Schnee. Nach ihrer Heimkehr ziehen sie dann mit Hundeschlitten wieder an den bezeichneten Ort und schleppen das Thier nach Hause. Nun giebt man seinen Freunden und Nachbarn ein fröhliches Mahl, bei welchem das Wild zerlegt, und Gehirn, Herz, Lunge, Leber und das Knochenmark roh verzehrt wird.

Weiber heirathet der Ostjaken so viele, als er bezahlen und ernähren kann; vorzüglich gern nimmt er der Frauen Schwestern, weil diese nur den halben Kalin (Kaufpreis) kosten. Mit dem Freiwerber begiebt sich der Heirath lustig in das Haus des gewünschten Schwiegervaters, der die Gäste erst bewirthet, und sodann in eine andre Jurte sich begiebt; nun beginnt, hin- und herlaufend, der Freiwerber sein Geschäft und handelt so lange, bis man über den Kalin, der nicht selten hundert Rennthiere und vieles Pelzwerk beträgt, einig ist. Sobald ein Theil des Kalins abgetrauen ist, hat der Bräutigam die Rechte des Ehemanns, darf aber seine Frau nicht eher in seine Hütte führen, bis Alles entrückt ist. Gewöhnlich haben die Weiber der Ostjaken mehr Arbeit, als die Männer; während diese blos ihre Fischerneige, Schne, Hundeschlitten, Schneeschuhe, Bogen, Pfeile, und andere Geräthschaften versetzen und dann entweder auf die Jagd gehen, oder unthätig in der Jurte liegen, haben die We-

ber das Pelzwerk zu gerben, Thran und Fischleim zu kochen, aus Nesselfaden Leinwand zu weben, Kleider zu machen und auszubestern, Seife zu sieden, ja sogar die Sommerwohnungen zu bauen und dem Manne alles in die Hand zu geben, was er braucht. Dafür darf aber auch ein Mann seine Frau nicht ohne Einwilligung des Schwiegervaters schlagen, sonst erfolgt Scheidung.

Eine Hauptbelustigung der Ostjaken ist der Tanz, der, wie bei vielen andern sibirischen Völkern, mimisch ist, und gewöhnlich Vergehenheiten der Jagd und Fischerei vorstellt. Alle Thiere werden pantomimisch nachgeahmt. Bei der Vorstellung des Kranichs hüpfst der Tänzer auf den Fersen herum; ein Stab, den er aus dem Pelze emporsteckt, bedeutet den Hals des Thieres. Auch wenn sie Renn- oder Elenthiere darstellen, ahmen sie den Gang und Lauf derselben sehr genau nach und die Musik beobachtet, den Vorstellungen gemäß, den nächsten Wechsel geht langsam, faust, schleppend oder rasch. Zu einer andern Zeit ahmen sie in ihren Balletten, mit vieler Geschick, die Geberden und Sonderbarkeiten ihrer Nachbarn, besonders der Russen, nach, die sie nicht leiden können und stets lächerlich zu machen suchen.

Seine Todten beerdigt der Ostjäke 10 — 12 Stunden nach ihrem Verscheiden, und da er an ein künftiges mit dem gegenwärtigen ganz übereinstimmendes Leben glaubt, so werden den Todten auch Kleider und Geräthschaften mitgegeben, damit es ihnen in der andern Welt an nichts fehlen möge. Außerdem erhebt man an dem Grabe ein lautes Klagegeschrei, opfert das beste Rennthier und macht sich von werten Verstorbenen sogar Bilder, bei welchen freilich an keine Ahnlichkeit zu denken ist. Frauen haben oft statt ihren verstorbenen Gatten Puppen, die sie mit an den Tisch legen, mit auss Lager nehmen, anpuzen, füttern u. s. w.

#### Die Samojeden (s. Taf. LX.).

die unter diesem Namen den Russen schon seit dem 11. Jahrhundert bekannt waren, nennen sich selbst Stenetsch, d. i. Menschen, oder Chassowa, d. i. Männer. Als die siegen-

den Russen sie erreichten, waren sie schon von den Tartaren aus ihren heimischen Wohnsätzen verdrängt, von ihren verwandten Stämmen getrennt und nirgends in ihre eigenthümlichen Verfassung. In den kältesten, rauhesten und ödesten Gegenden des Erdbodens, vom weißen Meere bis fast an die Lena, also sowohl in Europa, als in Sibirien, leben sie einzeln und sparsam zerstreut, in mehrere, in ihrer Mundart

sche von einander abweichende, Stämme eingeteilt. Die Samojeden, wahrscheinlich finnischer Abstammung, gehörten, wie die Eskimos, zu den kleinsten Menschen der Erde; sie sind 4 bis höchstens 5 Fuß lang, von untersetztem Wuchs, haben kurze Beine, einen dicken und flachen Kopf, einen großen Mund, lange Ohren, kleine und langgeschlitzte Augen, eine braungelbe, von Fett glänzende Haut und schwarzbartige, bis auf die Schultern herabreichende Kopshaare. An den übrigen Theilen des Körpers rupfen sie die Haare sorgfältig aus. Das weibliche Geschlecht ist etwas schlanker, aber auch kleiner, und im Ganzen eben so hässlich; die meisten Mädchen werden im 11. und 12. Jahre schon Mütter. Von Charakter ist der Samojede gutmuthig und ehrlich, und wenn einige Reisende über sein unausstehliches Phlegma klagen, so haben andre wieder an demselben eine ganz eigne Neigung, die er wahrscheinlich als Nationalcharakter mitbrachte, und die selbst von dem Klima hat nicht bemeistert werden können (sie findet sich auch bei den Ostjaken, Tatuten, Tungusen, Tschuktschen und Kamtschadalen) zu bemerken, Gelegenheit gehabt. Eine Kleinigkeit, ein unerwartetes Zutun, eine unvermutete Berührung, der Anblick eines ungewöhnlichen Gegenstandes, ein Zischen, ein Pfeifen des Windes u. s. w. setzt ihn in eine Art von Wuth, in welcher er mit Beil, Prügel oder Messer andre anfällt. Hält man ihn zurück, dann schreit er, schlägt um sich, walzt sich wie unsinnig auf der Erde herum und wird ganz rasend. So hatte ein Russe einmal einem Samojeden seinen rauhen Handschuh angezogen; der Samojede betrachtete statt die Hand, hielt sie für eine Barentage und geriet darüber in den oben beschriebenen Zustand. Einen solchen

Wôthenden räuchert man stark mit Rennthiers haaren an, und hält ihm den Dampf dicht unter die Nase, worauf er in einen oft 24 stunden Schlummer versällt und gesund erwacht.

Noch vor wenigen Jahren waren die Samojeden, hinsichtlich ihrer Religion, Heiden, im Jahre 1825 aber wurde auf kaiserlichen Befehl zu Archangel mit günstigem Erfolge eine Mission gesetzt, um zunächst die im europäischen Russland wohnenden Samojeden zum Christenthume zu bekehren. Für die Bekhrten sind jetzt 3 Kirchen auf öffentliche Kosten erbaut und bei denselben Geistliche angestellt und besoldet. Doch miden wohl die meisten Samojeden, besonders die sibirischen, nur dem Namen nach Christen seyn. Als Heiden verehren und verechten sie zum Thcil noch eine oberste Gottheit, Stum oder Tolumbarito genannt, die nicht bildlich dargestellt werden darf. Von dieser sind die Tadebjiy, Untergötter, deren es eine Ullzahl gibt und zu denen auch Sonne und Mond gehören, erschaffen. Diese verehrt man unter hölzernen Bildern, deren sich in jeder Hütte eines befindet, und welches auch, wenn man reiset oder jagt, mitgenommen und an den Schlitten gebunden wird. Die Lehrer und Diener der Religion, welche die Grundsäke derselben aufzuhewahren und überliefern, sind Gaukler und Zauberer, die in der Sprache der Samojeden Ta-dibi, auf Russisch Chudeński heiken und ganz den Schamanen der Ostjaken gleichen. Man betrachtet sie a's heilige, erleuchtete Menschen, die in inniger Verbindung mit den Göttern stehen, und traut ihnen daher prophetischen Geist und eine übernatürliche Fähigkeit zu, den Menschen Gutes oder Böses zu thun, durch ihre Zaubererei eine Krankheit zu verursachen, oder auch zu heben. Wenn das Tambourin des Schamanen ertönet, ein Zeichen, daß der Geist über ihn komme, so eilen die Samojeden nach der Hütte desselben, und schen sich um ihn herum. Nun beginnt der Zauberer seine Beschwörungen, läßt von neuem seine Trommel, erst ganz schwach, darauf stärker, endlich mit aller Gewalt ertönen. Die Zuschauer begleiten ihn mit ihren Stimmen und schreien endlich wie wôthend: Hoi! Hoi!

Hoi! Alsdann ruft der Schaman die Tadebjiy an, unterhält sich mit ihnen und erzählt hierunter die delamirend seinen Zuhörern die ihm entstellten Geheimnisse. Zuweilen bohrt er sich eine Gerte, womit man die Rennthiere treibt, auf den Leib, oder zieht quer durch denselben einen Niemen, dessen Enden zu beiden Seiten herabhängen, spannt ein Rennthier daran, setzt sich auf einen Schlitten und läßt sich so einige Klafter weit ziehen. Alles dieses thut er, wie er versichert, auf Befehl der Götter, damit er, ihnen zu Gefallen, diese Martern ertragend, die Erfüllung seiner Gebete von ihnen erlange. Dieser scheußliche Anblick, der den Samojeden entzückt, dauert ungefähr zwei bis drei Stunden, und ein Opfer, dem höchsten Gott und seinen Untergöttern dargebracht, beschließt die Ceremonie. Der Gegenstand der Prophezeiung ist für den Samojeden eine wichtige Sache; es handelt sich darum, zu wissen, ob er von einer natürlichen, oder durch Zauberei über ihn gebrachten Krankheit genesen; ob er auf der Jagd glücklich seyn; wie dieser oder jener Traum zu deuten sey u. s. w. Fleiß während der Ceremonie das Blut reichlich aus des Zauberers Leibe, oder empfindet er den geringsten Schmerz in Folge seiner vermeintlichen Wunden, so bezeichnet dies ein kommendes Unglück; thut ihm aber nichts weh, so ist dies ein höchst glückliches Vorzeichen. Das Recht, Tadibi zu sein, gehört ausschließlich einigen Familien, in welchen es selbst auf die Tochter forttert. Bestimmte Einkünfte haben die Schamanen nicht; wenn sie aber auf besonderes Verlangen irgend jemandes die Götter befragen, so giebt ihnen dieser, je nach seinen Mitteln und der Wichtigkeit der Sache, eine bestimmte Anzahl Rennthiere. Geht die Prophezeiung in Erfüllung, so behält der Tadibi die Rennthiere als sein Eigenthum, im entgegengesetzten Falle muß er sie zurückgeben.

Die Wohnungen der Samojeden gleichen ganz denen der Ostjaken. Da der unfruchtbare Boden ihres Landes Feld- und Gartenbau unmöglich macht, und das Pflanzenreich ihnen blos einige Schwämme und Beeren liefert, so find sie gendthigt, ihre ganze Mahlung aus dem Thierreiche zu nehmen. Wildes

Rennthierfleisch<sup>\*)</sup> ), denn sein zahmes Rennthier schlachtet der Samojede eben so ungern, als er es will; Fische, die in Netzen aus Weidenbast gefangen werden, und Vogel sind seine gewöhnliche Nahrung. Auch tote Wallfische und andere Seethiere, welche der Sturm ans Ufer schleudert, werden nicht verschmäht. Als Getränk dient häufig das warme Blut der geschlachteten, oder auf der Jagd erlegten Thiere; außerdem trinken sie Wasser, und wenn sie ihn haben können, auch Branntwein, der unter ihre kostbarsten Leckereien gehört und sie zur Fröhlichkeit und zum Tanze begeistert. Eben so begierig sind sie nach Tabak, den sie schnupfen, rauchen und kauen. In Ermangelung des Branntweins bereiten sie ein herauschendes Getränk aus giftigen Schwammen, welches sie zulegt in eine Art von Raserei und Bewußtlosigkeit versetzt.

Die Trachten der Samojeden sind verschieden. Manche scheeren den Kopf ganz, manche nur zum Theil, manche gar nicht; einige lassen einen Stuhbart, einige die Haare an den Kinnladen stehen. Die Frauen flechten das Haupthaar in zwei Zöpfe, die nie aufgesetzt werden; das vom Halse bis zum Knie, wie ein Hemd herabgehende Kleid hat Brust- und Rückenstücke aus jungen Rennthiersellen, das Uebrige ist aus zusammengefügten, rothen, gelben und blauen Tuchlappen gemacht. Auch vorn und hinten müssen einige Tuchlappen angehängt werden. Das Oberkleid wird vorn blos zusammengeklungen und mit einem Gürtel, dessen beide Enden sich in einem großen, eisernen Ringe vereinigen, fest gehalten; unten am Rande hat es eine dreifache Pelzverbrämung. Die Beinkleider, mit welchen die aus Pelzwelt bestehenden Strümpfe ein Stück ausmachen, sind aus geerbten Rennthiersellen bereitet. Eine Art Halbstiefeln tragen alle, und überhaupt ist die Bekleidung beider Geschlechter dieselbe, nur haben die Frauen den Rand des Pelzes mit sich anscheinend so ernstlich gegen die Begleit-

Tuch eingefasst, und die Mädchen tragen die Haarschleife herabhängend. Die Samojedin legt ihre Kleider nie ab, der Samojed aber zieht sie, mit Ausnahme der Beinkleider, beim Schlafengehen aus.

Wielweiberei ist zwar erlaubt, doch haben die Aermern in der Regel nur eine Frau, Leute von mittelmäßigem Vermögen selten mehr als zwei oder drei. Der Reichtum der Samojeden aber besteht in ihren Rennthieren; wer 1500 bis 2000 zahme Rennthiere besitzt, ist reich; 20 bis 30 sind zum Unterhalte einer Familie nothwendig; wer indeß nicht mehr als 10 besitzt, ist arm, und muß seine Nahrung vorzüglich durch die Jagd suchen, oder bei andern in Dienste gehen. Ein Samojede, der heirathen will, sieht sich mit einem Brautwert her, Aiwuta, und mehreren Verwandten auf den Schlitten und fährt nach der Wohnung des künftigen Schwiegervaters. Während die Gesellschaft auf dem Schlitten sitzen bleibt, geht der Aiwuta in die Hütte, und handelt mit dem Vater des Mädchens um den Brautpreis, Kalin, der bei Reichen in 100 bis 150 Rennthieren und manchen andern Gegenständen, die man zum Theil nur von den Russen haben kann, besteht. Unterdessen müssen die Gäste oft lange frieren, denn der Schwiegervater verlangt gewöhnlich viel und der Bräutigam will wenig geben. Kommen sie nicht überein, so muß die erforrte Gesellschaft ohne Bewirthung abziehen. Wird man Handels einig, so ndthigt der Brautvater die Gäste zum Absteigen und veranstaltet ein lächtiges Mahl, über welchem er den Bräutigam singend ermahnt, seine Tochter zu lieben und gut zu halten, was ihm von diesem, ebenfalls singend, versprochen wird. Hierauf kehren die Gäste, nachdem noch die Mitgift der Braut, die sich in der Regel nach dem gegebenen Kalin richtet, festgesetzt worden ist. Nach einiger Zeit holt der Bräutigam seine Braut ab, die

<sup>\*)</sup> Ist man so glücklich, ein wildes Rennthier zu erlegen, so opfert man die hingeworfenen Ohren dem künftigen glücklichen Fang, schält das Fleisch von den Knochen, die man spaltet, um das warme Mark herauszusaugen. Das noch rauchende Gehirn gilt für einen Leckerbissen. Das im Frühling noch welche Gele weiss wird ebenfalls verzehrt, man zerstößt es, mischt Blut darunter und erhält davon einen kräftigen Trank oder einen haltbaren Kitt.

tung straube, daß man sie auf dem Schlitten fest binden muß. Ehescheidungen halten nicht schwer; doch verliert der Mann, welcher seine Frau verläßt, auf immer die für sie gegebenen Rennthiere, verläßt ihn aber seine Frau, so bekommt er den Kalin zurück. Geschiedene haben völlige Freiheit zum Schließen einer neuen Verbindung, aber für eine geschiedene Frau giebt ein Mann lange nicht so viel Rennthiere, als für ein Mädchen. Uebrigens werden, wie bei allen reichen Völkern, so auch hier, die Weiber hart behandelt. Wenn sie ihre Arbeit auch noch so fleißig verrichten, so zeigt sich der Mann doch nie freundlich gegen sie; demuthig warten sie ihm bei Tische auf und verzehren die Ueberbleibsel der Mahlzeit in einem stillen Winkel. Der schmugelige Samojede verachtet sein Weib als ein unreines Wesen; alles ist unrein, worauf sie gesessen hat, und muß erst mit Rennthierhaaren geräuchert werden, ehe der Mann davon Gebrauch macht. Hinter dem Feuer in der Hütte ist ein Pflock eingeschlagen, über welchen sie nie schreiten darf, weil man glaubt, daß der Wolf in derselben Nacht ein Rennthier fresse, wo das Weib den Pflock überschritten hat; eben so wenig darf sie in die Fußstapfen der Männer treten, und wenn mehrere Schlitten hinter einander auf der Straße fahren und sie von einer Seite der Reihe auf die andere gehen will, so muß sie entweder den ganzen Zug umlaufen, oder unter der Deichselstange des Schlittens wegkriechen. Auch darf sie zu gewissen Zeiten nichts kochen und dem Manne darreichen, und nach ihrer Niederkunft, die in einer eigens das zu bestimmten, unrein genannten Hütte erfolgen muß, in 2 Monaten kein fisches Fleisch genießen. — Sobald ein Kind zur Welt gekommen, wascht es die Hebamme mit einem Schwamme, der in warmes Wasser, worin man Beifusß hat kochen lassen, getaucht wird, und nachdem das Kind noch mit Rennthiersett eingrieben worden, legt man es in eine einem länglichen Korb gleichende Wiege von Birkenrinde auf Moos oder saules, weich geriebenes Holz. Am 15. Jahre bekommen die Knaben einen Namen, den sie die Grube, neben ihr die Geräthschaften, deren behalten, denn einen im 5. Jahre erhaltenen er sich bei Lebzeiten bediente. Ueber den Kopf verlieren sie wieder. Mädchen haben nie einen

eigenen Namen und die Frauen heißen bloß Ne, d. i. Weib.

Die Hauptbeschäftigung der Männer ist der Fischfang, die Jagd der wilden und die Abwartung der zahmen Rennthiere. Die Weiber müssen Kleider versetzen, Leder gerben, Fische trocknen, die Sommerhütten bauen, Fäden und Schnüre aus den Sehnen der Rennthiere zum Nähen versetzen und die Küche besorgen.

Zu den Vergnügungen der Samojeden gehörten Tänze, die in wunderlichen Drehungen und Wendungen des Körpers, der dabei nicht von der Stelle kommt, bestehen. Musikalische Instrumente kennt man nicht; statt der Musik wiederholt man einige seltsame, schnarrend durch die Nase gezogene Lüne. Jedes Geschlecht tanzt für sich allein. Außer den Tänzen hat man noch Kampfspiele, die hauptsächlich in Bogenschießen und Springen über ein gewisses Ziel bestehen.

Sirbt ein Samojede, so ziehen ihm die Frauen seine schönsten Kleider an, hüllen ihn in eine Decke von Rennthiersellen, umbinden diese mit Stricken, und ziehen den Todten, den Kopf voran, durch eine der Stelle, wo er gestorben ist, gegenüber gemachte Öffnung heraus; denn wollte man ihn zur Thüre des Zeltes herausschaffen, so konnte er den Rückweg leicht finden und einen nachholen. Hierauf legt man den Verstorbenen auf den Schlitten, dessen er sich gewöhnlich bediente, und ein Schaman sucht durch seine Kunst zu entdecken, an welcher Stelle derselbe beerdigt zu sein wünsche. Zu diesem Zweck wirft er eine Art wider einen Baum oder irgend einen andern Gegenstand; kann er sie leicht wieder herausziehen, so steht dieser Ort dem Todten an. Nun spannt man an den Schlitten, auf welchem der Verstorbene liegt, eins seiner liebsten Rennthiere, und alle Bekannte und Verwandte beiderlei Geschlechts begeben sich nach dem Grabe; die Frauen nehmen den Leichnam an Kopf und Fuß, und legen ihn, das Gesicht nach Morgen gewendet, in einen Kessel oder ein anderes dazu taugliches

Gefäß gestellt, damit die Seele, die ein sehr len. Sie sind von mittlerer Größe und starkes Wesen ist, beim Zuwerfen des Grabes kein Buchse, haben ein plattes, mageres, hell-nicht zerquetscht werde. Das Rennthier, das lupfriges Gesicht, kleine Augen und wenig den Todten zu seinem Grabe zog, wird hierauf, Haare. Man röhmt an ihnen die Tugenden den Kopf gegen die Füße des Verstorbenen ges- der Ehrlichkeit, Menschenliebe und Gastfreunds-richtet, auf den Hügel gelegt; vier Samojeden schaft. — Die armen Jakuten haben, um fallen mit Stechgabeln über dasselbe her, ver- dadurch einige Jahre vom Kopfgelde befreit zu endet es schnell, so ist dies ein günstiges Zei- sein, die christliche Religion angenommen, chen, hebt es aber den Kopf noch einmal, oder die Reichen aber verschmähen das Christenthum, macht es eine kleine andere Bewegung, so flie- weil ihnen die Geistlichen den Genuss des Fleis- hen alle erschreckt, denn unfehlbar wird nun sches in der Fastenzeit, auf immer aber ihren einer oder der andere von ihnen nächstens sterben. Leckerbissen, den Pferdebraten, untersagen. Auch Zum Beschlusse der Begräbnissfeierlichkeiten wird wird es in der That den Jakuten, da sie weder ein großes Feuer angezündet, Oel, Talg, Brot Brod noch Gemüse, oft auch keine Fische haben, und Tabak hineingeworfen und zuletzt nimmt beinahe unmöglich, die langen Fasten der gri- jeder der Unwesenden eine Fischgräte, der Schas- chischen Kirche auszuhalten, sie sind daher noch man aber, der vorher den Abgeschiedenen ers- eifrigste Anhänger der Schamanen, die durch mahnt hat, die Nachbleibenden in Ruhe zu ihre Zaubereien und Geisterbeschwörungen sich lassen und seine glücklichen Jagden den Ver- im Unsehen zu erhalten wissen. Lappenpuppen wandten zu beschreiten, zwei, worauf alle, das mit Korallenaugen sind ihre Götzen, denen sie Gesicht gegen Abend gewendet, über das Grab Rauch- und Speiseopfer bringen und das Maul gehen und jeder seine Grate zu den Füßen des mit Fett und Blut schmieren. Der Hauptgdze Todten, der Schaman aber die eine zu den Fü- heißt Langra, unter ihm steht der Welschöpfer,ßen, die andere am Kopfe einsteckt; die eine der nebst seiner Frau allmächtig ist. Wechselt bezeichnet des Todten, die andere den der überbringt die Gebete und erscheint zuweilen Trauerbegleitung. zieht ein Samojede, wäre in Gestalt eines weißen Hengstes oder Vogels. Der Eid, bei welchem der Schwedende mit ge- es auch nach 10 Jahren, am Grabe des Ver- gen die Sonne gelehrtem Gesichte sagt: Wölge wandten vorüber, so opfert er dem Andenken ich alles verlieren, was dem Menschen werth derselben ein Rennthier, verzehrt es mit seiner ist, Vater, Mutter, Weiber, Kinder, das Licht Gesellschaft und steckt das Geweih am Grabe auf. Der Name des Verstorbenen aber darf der Sonne und das Leben, und möge mein lange Zeit nicht genannt werden, denn dies könnte ihn im Grabe beunruhigen, ja sogar sein Geist in das ewige Elend hinabfahren, wenn gespenstisches Wiederkommen veranlassen. Aus ich lüge, ist ihnen über alles heilig. Der Schwede alle dem ergiebt sich, daß die Vorstellungen und wird gewiß einmal von einem Bären erschreckt, wenn er falsch geschworen hat.

Die Jakuten (S. Taf. LXI.),  
zum tatarischen Stämme gehörend und  
an den beiden Seiten der Lena bis zum Eis-  
meere hin wohnend, nennen sich selbst Sochá  
und mögen jetzt ungefähr 100,000 Köpfe zäh-

Die Nahrungsmitteil der Jakuten bestehen in dem Ertrage der Viehzucht, Jagd und Fischerei, die als ihre Nahrungsweige zu betrachten sind. Pferdefleisch ist ihr liebstes Gericht. Mit hoher Begierde essen sie Pferdes und Kindersott und Talg roh, und geben sogar den kleinen Kindern, um sie zu beschwichtigen, ganze Stücke rohes Fett in den Mund. Ausserdem essen sie das Fleisch des Rennthiere und aller wilden Thiere, welche ihnen vorkommen, selbst Mäuse nicht ausgenommen, daher sich

manche sibirische Bauern keine Kästen halten, weil ihre Jakutentnechte ohnedies die Mäuse, der geschicktesten Käze gleich, wegfangen. Ueber die Geschräigkeit der Jakuten bemerkt ein neuerer Reisender: „Alles, was der Mensch kauen kann, es mag Fisch oder Fleisch sein, einerlei von welchem Thiere, es mag stinken oder nicht, das frißt der Jakute, bis er genug hat, d. h. bis sein Bauch ganz rund wird. Der Schlund dieser Menschen muß ganz anders gebildet sein, als der unfrige; denn den heißesten Thee und die heißeste Suppe, die unsere Lippen nicht berühren konnten, vermothen sie hineinzugießen. Das Werkwürdigste bei dieser Geschräigkeit ist, daß keine Krankheit darauf folgt.“ Der nämliche Reisende sah ein genäßiges Jakutenkind, das unbeschwert drei Talgkerzen, zwei Pfund gefrorene Butter und ein großes Stück Seife schmauste, und der Admiral Saritschef gedenkt eines Mannes von demselben Stamme, welcher im Laufe von 24 Stunden das Hinterviertel eines großen Ochsen summte 20 Pfunden Fett genoh, auch viel zerlaßne Butter dazu trank, und er selbst bewirthete ihn einst, als jener schon geschrückt hatte, mit 28 Pfunden des steifsten Reisbreies, die dem Jakuten wohl bekamen. Im Sommer trinken sie gewöhnlich saure Pferdemilch und im Winter, wenn Brantwein, den sie über alles lieben, nicht zu haben ist, Undan, ein Getränk, das aus saurer Milch, ungesalzner Butter und Wasser besteht. Ferner trinken alle gern geschmolzene Butter, die sie auch bei mehreren Krankheiten mit Erfolg als Arznei brauchen.

Die Sommers und Winterwohnung, so wie die ganze häusliche Einrichtung, hat mit der der Ostjaken viel Uehnliches. Der Thür gegenüber befindet sich bei den christlichen Jakuten das Bild des Schuhheiligen, bei den heidnischen das Bild des Haussgöhen, und darunter ist der Ehrensitz angebracht. Das Küchengeräthe besteht aus einem großen eisernen Kessel, den sie selbst, und zwar besser als die Russen, zu versetzen wissen, einigen hölzernen Töpfeln und Nämpfen, einigen irdenen Töpfen und einem Messer für jeden Haushgenossen. An den Wänden befinden sich Bänke und kleine Verschläge zum

Schlafen. Die Weiber nehmen die nördliche, die Männer die südliche Wand der Hütte ein; die Thür ist allezeit gegen Osten. Der Feuerherd steht frei in der Mitte der Jurte und außer der Wirthin darf kein Weib einem Fremden etwas zu essen oder zu trinken reichen, ohne vorher rund um den Herd gezangen zu sein. Hornvieh und Pferde werden in einem Nebenhause gehalten, das mit dem Wohnhause durch eine große Öffnung zusammenhangt. Den Geruch, welcher von diesem Stalle ausgeht, hält man für sehr gesund.

Die Kleidung macht man im Winter aus Pelzwerk, im Sommer aus braunem Rennthier- oder Pferdeleder, nach einerlei Schnitt mit und ohne Verzierung. Die Stelle des Hemdes vertritt ein Bruststück, über welchen im Winter ein Halbpelz, das Rauchwerk nach innen, und darüber eine Art von Kastan mit aufgeschlagenen Schäften, das Rauchwerk nach außen, gezogen wird. Die Beintleider bedecken nur die obere Hälfte der Lenden, die untere Hälfte und die Waden werden zugleich mit den Füßen, mit weit herausgehenden Stiefeln bekleidet. Reiche Leute unterscheiden sich durch zwei vorn an den Gürtel gebundene Stücke rothen oder blauen Tuches. Auf Reisen und bei Jagden ist außer Bogen und Pfeilen ein langes, am Gürtel befestigtes, Messer, ein Feuerzeug und der aus Wermuth bereitete Zunder ihr beständiger Begleiter. Die Festtagskleidung der Weiber besteht in langen Pelzen, die mit gefärbtem Tuche oder chineschem Seidenzeuge überzogen, mit silbernen und messingenen Blechstücken behangen, und rund herum mit Bibers, Zobels und Otterfell besetzt sind. Auf dem Kopfe tragen sie eine besondere Art von Mütze mit zwei bis drei Federbüscheln, und in den Ohren große silberne Ringe. Die Haare flechten sie hinten in einen Zopf und um das Gesicht gegen Kälte zu schützen, bedecken sie es mit ledernen Masken.

Die heidnischen Jakuten nehmen sich in der Regel mehr als eine Frau. Ist man über den Kaufpreis einig, so schlachtet der Bräutigam zwei fette Stuten, kocht die Köpfe, nimmt vier Freunde zu sich, und läßt, wenn er mit

ihnen vor der Hütte des Schwiegervaters an- gekommen ist, diesem durch einen der Begleiter den einen Pferdekopf überbringen. Hierauf geht der Bräutigam mit seinen übrigen Freunden selbst in die Wohnung; ein Schaman steht dem Herde gegenüber, der Bräutigam, das Gesicht dem Feuer, in welches einige Butter geworfen ist, zugewendet, kniet nieder, lässt seine Mütze ein wenig, nicht dreimal mit dem Kopfe, und steht, nachdem ihm der Schaman den Segen ertheilt, wieder auf, verneigt sich gegen die Brautältern und setzt sich dann dem der Braut bestimmten Platze gegenüber. Alles dies geschah schweigend. Nun bringt man Speisen herein und vertheilt sie; der Bräutigam begiebt sich zur Ruhe und bekommt nun erst die Braut zu sehen, die ihm von Frauen zugeführt wird. Nachdem der neue Ehemann noch einige Tage in des Schwiegervaters Hause schmausend zugebracht hat, bestimmt er, wenn er die junge Frau in seine zu diesem Zwecke im Neunmond ganz neu erbaute Jurte führen will, in die sie, das Gesicht mit Zobelfellen verhüllt, von einer Menze Weiber eingeführt wird. Bei ihrem Eintritt gerbricht sie mit ihrer Brust einen schwachen, quer vor dem Eingange angebrachten Stab, stellt sich vor den Herd und empfängt 7 Stückchen Holz und einige Stückchen Butter, die sie ins Feuer wirft. Der Ehemann giebt nun seinen Freunden ein zweitägiges Fest und entlädt sie hierauf beschenkt, wofür er aber bei seinen nächsten Besuchen, die er seinen Hochzeitgästen abstattet, Gegengeschenke zu erwarten hat. — Stirbt der ältere Bruder, so erbtt der Jüngere dessen Weiber, stirbt aber der Jüngere, so sind die Weiber frei. Die erste Frau bleibt immer die angesehenste. Wird dem Jakuten ein Sohn geboren, so wird den dritten Tag nach der Geburt eine Stute geschlachtet, alle Freunde und Nachbarn zusammengerufen, das Kind mit Fett eingerieben und denselben ein Name gegeben. Bei der Geburt einer Tochter aber werden gar keine Feierlichkeiten vorgenommen.

Den Todten zieht man ihre besten Kleider an, legt sie ausgestreckt, beide Hände in die Seite

gebunden, in einen Sarg, giebt ihnen Stahl, Feuerstein und Zunder, Fleisch und etwas Butter mit, und führt sie, unter Voraustritt eines Schamans, zur Beerdigungsstätte, wo unter einem Baume zwei Gräber bereitet sind. Hierauf schlachtet man des Verstorbenen Lieblingspferd und verscharrt es in das eine, den Leichnam aber in das andere Grab. Nun wird noch eine Stute geschlachtet, von den Begleitern verzehrt und die Haut an den Baum aufgehängt, unter welchem die Leiche, den Kopf nach Westen, liegt. Der Schaman nimmt endlich seine Zaubertrommel, beschwört die Geister, deren es 27 Kompagnien giebt, den Verstorbenen nicht zu beunruhigen, und füllt hierauf die Gruben vollends mit Erde zu.

#### Die Buräten oder Burjaten

(s. Taf. LXII.).

von den Russen Bratskoi genannt, ein Mosmadenvolk im Gouvernement Irkutsk, am Jenissei, Tunguska, Lena und dem Baikalsee, sind mongolischer Abstammung, und reden auch eine besondere mongolische Sprache. Ihr schwarzes, dickes Haar pflegen sie bis auf einen Zopf, den sie oben stehen lassen, abzuscheren. Die Barthaare reicht man in der Regel völlig aus. Die Buräten sind schwächlich und von kränklichem Ansehen, und erreichen, wozu wahrscheinlich, nächst der Rauheit des Klimas, ihre überaus große Unreinlichkeit viel beiträgt, selten ein hohes Alter. Ehemals richteten auch die Poden große Verwüstungen unter ihnen an, jetzt aber bringen sie ihre Kinder in die Impfungsanstalt nach Irkutsk oder impfen sie selbst. Dem schwächlichen Körper entspricht auch der Geist der Buräten. Sie haben wenig Fassungskraft, sind schläfrig, seige, misstrauisch, dabei aber gehorsam, und wenn man sie freundlich behandelt, gesällig und gastfrei.

Hinsichtlich der Religion sind die meisten Buddhisten und haben ihre Lamas und Pagoden, welche wie die chinesischen Landhäuser aussehen, bemalt sind und zuweilen aus mehreren Stockwerken bestehen.

Auch Schamanen \*) und Schamaninnen und deren schon oben beschriebene Zauberkünste findet man unter ihnen. Ihre von Blech, Holz und Lämmersellen gemachte Götzenbilder sind äußerst hässlich und werden von den Schamanen mit Rost überzogen. Die Gesamtzahl der Buraten, die sich auf 73,000 Köpfe belaufen mag,theilt sich in 11 Stämme. Jeder Stamm steht unter einem so genannten Seisan, alle aber werden von 3 Taischas oder Altesten ihrer Nation auf eine patriarchalische Weise regiert. Unter den 3 Taischas führt ein nicht weit von der Stadt Irkutsk wohnender den Titel eines russischen Hofstaates. Er ist der vornehmste, seine Würde erblich, und der Tribut, den er von seinen Untertanen erhält und zum Theil an die russische Regierung giebt, ansehnlich. Er ist auch Chef eines Buratengeschwades von 1500 Mann, welches von ihm, auf seine Kosten ausgerüstet und unterhalten wird und an der thinnesten Grenze, wie die Kosaken, Wachdienste verrichtet.

In Hinsicht auf Lebensweise, Wohnung und Kleidung gleichen die Buraten den Kalmücken. Ihre Oberkleider machen sie von Tuch oder von chinesischen seidenen Zeugen, in Form weiter, mit Pelzwerke, gewöhnlich Bischofselfen, besetzter Schlafdecke. Zu Unterkleidern nimmt man Rennhirschfelle, und statt der Hemden trägt man im Winter und Sommer behaarte Schaffelle, die man nicht eher ablegt, als bis sie vom Leibe fallen. Im Sommer werden die Hützhütten auf Wiesen erreicht, im Winter errichtet man hölzerne Häuser in Wäldern, die jedoch so wenig vor Kälte schützen, daß man sich zum Schlafen ordentlicher Federbetten, die den unstrigen nichts nachgeben, bedienen muß.

Die Hauptbeschäftigung der Buraten ist die Viehzucht; manche sollen 1000 Kamelle, 4000 Pferde, eben so viel Kinder und doppelt so viel Schafe besitzen, und nächst dieser die Jagd und Fischerei. Brot und Salz haben sie nicht, und selbst die, welche etwas Getreide bauen, kochen die Ederner bloß, weil es ihnen an Mühlen fehlt. Den Brannwein bereiten sie, wie andre Mongolen, aus saurer Milch, und einen wohlgeschmeckenden Thee aus einer Art von duftendem Farrentraute. In Schwiedearbeiten sind sie sehr geschickt und verstehen sogar ihre Arbeiten mit Silber einzulegen.

Die Weiber, an deren Kleidung viel Quasten und mancherlei Klappers und Schellenwerk zu bemerken ist, werden für unrein gehalten, dürfen den Götzen nicht zu nahe kommen, ja nicht einmal nach der Seite der Hütte gehen, wo der Götze aufgestellt ist. Jeder Platz, wo eine Buratin gesessen hat, muß, ehe ein Mann sich darauf setzt, durch Räuchern gereinigt werden.

Die Zukagiren, ein kleines Volk mongolischer Abstammung, in den Statthalterschaften Tombs und Irkutsk wohnend, waren ehemals sehr zahlreich und von ihren Nachbarn gefürchtet, haben sich jetzt aber durch Krankheiten, namentlich durch die Menschenblättern, so wie durch langjährige Sehden mit den Tungusen und Korjaken, nach und nach so vermindert, daß ihre Zahl sich nur noch auf 1500 beläuft. In den Maize, als sie sich vermindeten, wurden sie auch den Russen immer mehr unterwürfig, und haben daher jetzt auch die Gebräuche und die Lebensweise der Kosaken angenommen, aber ihre Sprache, eine korjatische Mundart, beibehalten. Das frühere Nomader-

\*) Schamanen, d. i. Einsiedler oder Waldbrüder, nennt man in der grossen Tartarei und Mongolei einen Theil von China, in Sibirien und Kamtschatka, die Priester, die zugleich Arzte, Zauberer, Geisterbeschwörer sind, und unter den in jenen Ländern wohnenden Völkern den crassesten Abeglauben erhalten. Die schamanische Religion hat ungefähr folgende Haupttheile: Es giebt unzählig viel Götter, theils erschaffne, theils unerhoffte, die zum Theil in Himmelkörpern, zum Theil in andern lebendigen und leblosen Geschöpfen bestehen, oder auch durch Menschen, in wildthürlichen Formen, gemacht werden; auch existire gute und böse Geister. Die Menschen dauern nach ihrem Tod in einem ziemlich freudlofen Zustande, der wider durch gute noch durch böse Handlungen motivirt ist, fort, ohne daß die Götter sich um sie kümmern. Der ganze Gottesdienst der schamanischen Religion besteht in Opfern, Gebeten, Goldringen und allzief mit vieler Aelingklang verbundenen Ceremonien, wodurch sie von den guten Göttern viel Glück zu erlangen und die bösen sich zu vertreiben hoffen. Die reichlichen Opfer und Geschenke, den Göttern dargebracht, machen sich die Schamanen zu Nutze.

leben haben sie ganz aufgegeben, wohnen in Erdhütten und halten statt der Rennthiere zu ihren Schlittenfahrten Hunde. Ihre Mahnung besteht in Fischen und dem Fleische der Elennthiere. Obwohl getauft, sind sie doch noch ihrem heidnischen Überglauben ergeben und hängen noch sehr an ihren Schamanen. Ein Körperbildungsähnlichkeit Korjäken.

Die Tschuten oder Tschluten (s. Taf. LXIII.) von den Russen weiße Kalmücken genannt, sind tartarischer Abstammung, reden eine tartarische Mundart, haben aber wenig mehr von tartarischer Bildung an sich. 500 Köpfe stark, leben sie in dem Gouvernement Tomsk, sind sämmtlich ansässig und nähren sich vom Ackerbau, Viehzucht und Jagd. Der Religion nach sind sie größtentheils schamanische Heiden und nur einige Familien haben das Christenthum angenommen.

Die Tungusen (s. Taf. LXIII.) sind schon oben S. 214 erwähnt worden. Ihre Zahl hat sich in neuern Zeiten beträchtlich vermindert, und mag sich jetzt nur auf etwa 16,000 Köpfe belaufen. Sie teilen sich in Stämme, woron die von den berühmtesten Familien entsprungenen eine Art von Adel bilden, der sich seine Häuptlinge, die jedoch von der russischen Regierung bestätigt werden müssen, selbst wählt. Obwohl die Hautfarbe der russischen Tungusen gelblich ist, so haben doch besonders junge Leute ein recht angenehmes Aussehen, welches sie durch Munterkeit und Bescheidenheit noch erhöhen. Sie sind aufgeweckt und voll Vig, haben ein sehr gutes Gedächtniss und eine lebhafte Einbildungskraft, so daß sie dem Reisenden von der Gegend, wohin er zu gehen gedenkt, auf Schnee oder Eis eine sehr genaue Karte zu zeichnen im Stande sind. Ihr Charakter ist aufrichtig und kräftig. Bei Bekleidungen fordern sie sich auf Pfeil und Bogen heraus, und wagen sich auch einzeln mit ihren Spießen an Bären.

Ihre Religion nach sind sie meistens schamanische Heiden, die die Sonne, oder ihr Ebenbild, das Feuer, göttlich verehren.

Die Kleidung, die im Allgemeinen der burditschen gleicht, besteht aus Nicken von

Leder oder Pelz, aus kurzen Bluskleidern und Strumpfstiefeln von gleichem Stoffe. Bei Wohlhabenden findet man auch Stickerei und Verzierungen mit Glaskorallen, die oft sehr künstlich sind, und Löwenbilder, Stier- und Pferdeköpfe u. s. w. darstellen. Die Wintermütze besteht aus Thiersellen, die zum Theil mit Glasperlen besetzt sind, und wird auch oft von einem Rehkopf gemacht, an welchem man die Ohren und Öffnungen der Augen läßt. Manche tätuierten sich die Stirn, die Backen und das Kinn mit allerlei Figuren und Linien.

#### Die Korjäken (s. Taf. LXIV.)

wohnen, ungefähr 1400 Köpfe stark, um den nördlichen Theil des penischinskischen Meerbusens und vom nördlichen Kamtschatka bis zum Aradyr, in ranhen, unwirthbaren Gegenden. Sie gehören zur mongolischen Rasse, sind von kleinem Buche, haben einen kleinen Kopf, kleine Augen, ein rundes, mageres Gesicht, eine kurze Nase, einen großen Mund, schwarzes, kurzes Haar, einen dünnen Bart, den sie austrupfen, lange Augenbrauen und eine dunkelfarbige Haut. Ihrem Charakter nach sind sie aufrichtig, treu, mutig, gastfrei, obwohl Diebstahl, an Fremden verübt, für kein Laster gehalten wird.

Die Religion der Korjäken ist schamanisches Heidenthum. Sie glauben an zwei gleichmächtige Obergottheiten, eine gute und eine böse; die letztere braucht man nicht zu verehren, da sie niemandem Schaden zufügt, aber der letzten Gunst muß man um jeden Preis zu erhalten suchen, denn sonst schickt sie Stürme, Krankheiten, Hunger u. s. w.; ihr opfert man daher unter Vermittelung der Schamanen die Eselinge der Jagd und des Fischfangs, neugeborne Thiere, Hunde und Rennthiere.

Einige Korjäken sind ansässig, die meisten aber nomadisieren. Die Erstern leben von Fischeri, Strauch- und Moosebeeren, im Nothfall sogar von Birkenrinde mit Seehundsfett vermisch, und wohnen in großen, mit Holz bedeckten Erdhütten, Semihäntis, d. i. feststehenden Wohnungen. Die Nomaden, auch Rennthier-

Korjäken genannt, beschäftigen sich blos mit der Rennthierzucht, sind sehr kriegerisch gesinnt und lebten ehemals mit den Russen und noch jetzt mit den Tschuktchen in steten Feindseligkeiten.

Die Kleidung beider Geschlechter besteht aus Rennthiersellen und Pelzwerk; ihre Waffen sind Bogen, Pfeile, Lanzen und Kolben. Die meisten Männer haben mehrere Weiber, welche das Haushwesen besorgen, die Felle geben und die Kleider machen müssen. Die Todten verbrennen man in ihrem besten Schmuck und mit allen ihren Waffen und Gerätshäften, und giebt ihnen den nöthigen Proviant für das neue Land, Fische, Branntwein u. s. w. mit.

#### Die Tschuktchen (s. Taf. LXIV.)

am Eis- und Ostmee und auf den nahe gelegenen Inseln wohnend, gehören zum Stamm der Korjäken und zur mongolischen Menschenrasse. Sie sind von mittlerem Wuchse, wohlgebaut, haben einen kleinen Kopf, ein rundes, mageres, dunkelbraunes Gesicht, einen offnen Blick und schwarzes Haar; das die Männer kurz abschneiden, die Frauen aber in zwei herabhängende Zöpfe flechten. Die letztern punktieren sich auf jede Wange zwei schwarze, durch Querstreifen vereinigte Halbkreise. Die Tschuktchen sind fleißige, in mancherlei Arbeiten geschickte Leute; äussern einen richtigen Verstand und große Lernbegierde, und zeichnen sich, sammensetzung die nomadisirenden, durch Muth und ger strafen.

Freiheitsliebe aus. Gegen Fremde sind sie äusserst misstrauisch und als Cook 1778 an ihrem Vorgebirge, Tschuktschens-Mos landete, hatte er die größte Mühe, in eine Art Verkehr mit ihnen zu kommen. Für Korallen, Tabak und Messer gaben sie einige Pfeile und eine Kleidung; aber eine Lanze konnte man von ihnen um keinen Preis erhalten, und sie legten dieselbe nur einmal aus der Hand, um den Engländern etwas vorzutanzen. Auch als äusserst roh und wild, höchst diebisch, falsch, grausam und rachig werden sie geschildert. Alle schwach oder gebrechlich zur Welt kommende Kinder brinzen sie um; und da man es für eine Schande hält, eines natürlichen Todes zu sterben, so bitten Kranke und Aehleute selbst um ihre Ermordung und der Sohn erschlägt unbedenklich den alterschwachen Vater.

Heer Religion nach sind sie schamanische Heiden, doch achten sie ihre kleinen aus Holz oder Knochen verfertigten, in Kleider gesättelten Götzenbilder so wenig, daß sie dieselben für den geringsten Preis verkaufen \*).

Die ganze Nationtheilt sich in kleine, blos durch die Bande der Verwandtschaft oder Freundschaft zusammengehaltene Horden. Eigentliche Befehlshaber haben sie nur im Kriege; außerdem bezeigen sie gewöhnlich dem Reichsten, besonders wenn er eine zahlreiche Familie hat, eine große Achtung, ohne ihm jedoch untertan zu sein; er kann blos raten und mahnen, aber nicht befahlen, noch weniger Strafen.

\* In welchem Ansehen aber auch bei ihnen die Schamanen stehen, beweist Folgendes: Unter den 1814 auf dem Markt zu Ostromnoje in Nordostibirien versammelten Tschuktchen brach plötzlich eine ankettende Krankheit aus, die trotz allen Zauberkunst der Schamanen viele Menschen, und noch mehr Rennthiere wegfasste. Es ward eine allgemeine Versammlung der gegenwärtigen Schamanen veranstaltet, in welcher, nachdem alle möglichen Kunststüde durchgemacht waren, endlich ausgemittelt ward: „um die erschöpften Geister zu versöhnen und der schrecklichen, von ihnen geschickten Krankheit Einhalt zu thun, sei es nöthig, daß Kotschen, einer der angesehensten Häuptlinge, ihnen geopfert werde.“ Dieser aber war so allgemein geliebt und geachtet, daß trotz dem sonst unbedingten Gehorsam gegen die Schamanen ihre Meinung dießmal doch verworfen wurde. Als aber die Seuche fortfuhr unter Menschen und Vieh zu wüthen und die Schamanen sich weder durch Versprechungen von Geschenken, noch durch Drohungen und Misshandlungen zur Aufzindung eines andern Sühnopfers bewegen ließen, da erklärte endlich Kotschen selbst dem Volke, er sähe nun wohl, daß es der Wille der Geister wäre, ihn als Opfer fallen zu sehen, und er sei bereit, zur Rettung des Volks sein Leben hinzugeben. Noch immer kämpfte die Liebe zu ihm gegen die Erfüllung des schrecklichen Auspruchs der Schamanen; keiner wollte Hand an das Opfer legen, bis endlich Kotschens eigener Sohn durch die Ermahnungen des Vaters erweicht und durch die Androhung seines Blutes erzittert, ihm den Wodstahl ins Herz stieß und den Leichnam des Schamanen übergab. Auch die Tschuktchen haben ihren Deius und Bratus!

Die Nahrungsmitte bestehen in Wurzeln und Beeren, die man roh, in Fischen, gleich von Reinthieren, Wildpfer, Gestügel und Seethieren, die man erst trocknet und nachher entweder ebenfalls roh oder gekocht genießt. Die zu einer Gallerie gelochten Theile des Walroshauts gehören zu ihren größten Leckerbissen. Den Thran bewahren sie in Robbenfellen und bedienen sich dessen als Zutat zu den Speisen und zur Feuerung, indem sie damit die Wallfischknochen, die sie aus Holzmangel brennen, begießen. Ihr Getränk ist Wasser, denn die Reinthiere werden nicht gesmolzen. Berauschende Getränke lieben alle, und werden wütend, wenn sie einmal Branntwein getostet, und dessen dann nicht so viel haben, daß sie taumeln. Tabak rauchen sie gern.

Die Tschuktschen haben Winter und Sommerwohnungen; die ersteren baut man mehrere Fuß tief unter die Erde. Cook sah eine, die ein rund, 20 Fuß lang, 12 Fuß hoch war, und geschickt verbundene Wallfischrippen und Holzstücke zur Grundlage hatte. Auch die Decke bestand aus Wallfischrippen und diese waren mit Schilf belegt, welches man wieder mit Erde beworfen hatte. Zwei Löcher in der Decke dienten eins um hineinzusteigen, das andere um den Rauch hinaus zu lassen. Ein drei Fuß hoher Erdwall umgab diese Hütte, deren Ganzes einem Hügel ähnlich war. Inwendig war dieselbe mit Brettern belegt und nach der Zahl der anfassigen Familien in mehrere Verschläge eingeteilt. Die Lagerstellen waren über den Fußboden erhöht und mit Reinthiersellen belegt. Zum Aufbewahren der Speisenvorräthe, befindet sich am Ende des Hauses eine gewölbte Kammer, die mit demselben durch einen dunklen Gang verbunden ist und verschiedene Lufthöcher hat, welche mit Thüren oder Klappen von Fellen verschlossen werden. Mitten in der Hütte brennt das gemeinschaftliche Feuer, in jedem Verschlag aber eine besondere Thranlampe, deren Docht aus Moos besteht. Die Sommerwohnungen bestehen aus Stangen oder Wallfischrippen, die oben in eine Spieke zusammen laufen. Man Scären, und bekommen dagegen von jenen

deckt Hände von Seethieren darüber und zündet das Feuer am Eingange an. Um die Wohnungen her stehen zum Trocknen der Fische 10 bis 12 Fuß hohe Gerüste, um dadurch Fische, Hände u. s. w. gegen die Hunde zu sichern, deren sie viel halten, und die eine Art starker, mit weichem langem Wollenhaar versehene Spieke sind.

Die Kleidung der Männer besteht in einem kurzen Rock von Fellen, engen, langen Beinkleidern, unsern Pantalons ähnlich, von Rehleder und bei trockenem Wetter kurzen, bei nasser Witterung aber langen, bis über das Knie reichenden Stiefeln. Die kurzen werden von Reinthiers, die langen von Seehundleder gemacht. Den Kopf bedeckt man selten. Der weite und dicke Anzug gibt den Weibern ein plumpes Aussehen. Er wird aus b. haarten Rehhäuten verfertigt und besteht in einem mit langen Uermeln versehenen Kamisol, an welches weite Pantalons genäht sind, und in Stiefeln. Zum weiblichen Schmucke gehören Halsbänder, Ohrgehänge von Glasperlen und elserne oder rosslingene Handringe. Frauen heirathet der Tschuktsche so viel, als er eindrehen kann, und sieht unter andern häuslichen Tugenden bei der Wahl seiner Lebensgefährlinnen besonders darauf, daß sie geschickt stehlen können. Der Freier bietet sich dem Schwiegervater als Knecht an; und dient ihm so lange, bis er mit der Braut völlig einig ist. Bei den nomadisirenden Tschuktschen muß das Weib statt des Knechtes die Heerde hüten, übrigens die Zelte in Stand setzen, die Speisen bereiten, die Hunde füttern u. s. w.

Die anfassigen Tschuktschen, auf welche die herumziehenden mit Verachtung herabschauen, sind verarmte Nomaden, die durch Unglücksfälle ihre Herde verloren haben und dadurch verdächtigt wurden, an der Küste ihren Unterhalt durch den Fang der Wallfische, Wallrosse, Robben u. s. w. zu suchen. Sie versorgen nicht nur sich selbst, sondern auch die Nomadenstschukanen mit Fischen und Thran von Seethieren, mit Kleidern, die sie aus deren Gedärmen verfertigen, mit Sommerschlafzelt, Waffen und Sklaven, und bekommen dagegen von jenen

Rennthier- und andre Felle, Tabak, Kessel, Messer u. dgl. m. Die Slaven erhalten sie von den benachbarten amerikanischen Wilden, mit welchen sie Handel treiben, oft auch Kriege führen und bei dieser Gelegenheit Gefangene machen. Aus Mangel an Rennthieren spannen sie Hunde vor ihre kleinen und niedrigen Schlitten. Im Sommer bedienen sie sich zur Seefahrt und zum Wallfischfang großer lederner Kahn, deren Gitterwerk sie von Kreitholz erbauen, mit Fischbein verbinden und mit schichtenweise aufgelegter Wallrohkhaut überziehen. Ein socher Kahn ist 20 bis 25 Fuß lang, 4 Fuß breit und 2½ Fuß tief, und so leicht, daß ihn zwei Menschen bequem fortbringen können. Auf diesen Fahrzeugen beschiffen sie die Inseln und das Meer bis nach Amerika hin. Da die Kahn sehr schwanken, so spannt man selten Segel auf, sondern bewegt sie lieber durch Rudern, und bindet zur Sicherheit mit Luft gefüllte Blasen auf beiden Seiten an.

Die Waffen bestehen aus Pfeilen, mit scharfen Steinen oder Knochen von Seethieren befeigt, theils mit Widerhaken versehen, theils, um den Baig der Thiere nicht zu beschädigen, stumpf. Die Lanzen haben Eisenspitzen, der Schacht ist mit Schnitzwerk und mit eingelegter Kupferarbeit versehen; sie hängen sie an Riem'en auf der rechten, den Rüdher aber, der in der Regel aus rothem Leder künstlich gearbeitet ist, auf der linken Schulter auf. Ein knochiger Ring schützt die Handwurzel gegen das Zurückspringen der straff gespannten Bogensehnen.

Die gewöhnlichen Belustigungen bestehen in Springen, Wettkämpfen und Kämpfen.

Ihre Todten verbrennen sie und bezeichnen nachher die Feuerstätte mit einem zu einer menschenähnlichen Figur aufgehürrten Steinhausen, den die Verwandten alljährlich besuchen und bei dieser Gelegenheit die den Kopf bildenden Steine mit Fett tränken.

Die Kamtschadalen (s. Taf. LXV und LXVI.), oder wie sie sich selbst nennen, die Igelmen, sind ein dem Erdischen nahes, das nordöstliche, erst im Jahr 1696 durch einen gewissen Vosko, der mit 16 Kosaken einen Zug dahin

unternahm, genauer bekannt gewordenes und im folgenden Jahre der russischen Krone zinsbar gemachtes, Ende der alten Welt, die Halbinsel Kamtschata, bewohnendes Wölchen mongolischer Abstammung. Wenn es vor etwa 100 Jahren 20 bis 30,000 Köpfe zählte, so haben jetzt theils die mörderischen Kämpfe bei verschiedenen, zur Befreiung von dem russischen Joch gemacht Versuchen, theils die verheerenden Kludentblättern, theils der unmenschliche Druck der Russen, daher das hilflose Volk das Sprichwort hat: Gott wohnt hoch und der Kaiser sehr weit, theils die unnatürliche Gewohnheit der kamtschadalischen Mütter, ihren Kindern noch vor deren Eintritt ins Leben, oder sogleich nach demselben, wenn es Zwillinge sind oder sie zur Zeit einer Hungersnoth oder übeln Wetters geboren werden, den Tod zu geben, die Bevölkerung bis auf etwa 1000 Köpfe verwundert.

Die Kamtschadalen sind von kleinem Wuchs, haben einen dicken Kopf, ein breites und flaches Gesicht, dünne Lippen und wenige schwarze Haare, die jedoch selten vor dem 60sten Jahre grau werden. Die kleinen, tief eingedrückten Augen sind von der ewig feuchten Lust, dem Gestöber der Stürme, dem Häutentau und dem Blendenden des Schnees häufig entzündet. Der kleine Mund ist mit dichten, schnervewichen Zähnen besetzt, die fleischigen Arme haben eine kleinnette Hand und runde Fingernägel, der Bauch aber ist hängend, und an den kurzen Beinen vermischt man die Waden. Die Haut ist, besonders beim weiblichen Geschlecht, weiß. — Eine Menge Augenübel ausgenommen erfreut sich der Kamtschadale einer sehr festen Gesundheit; sein selten bedeckter Kopf ist stets warm, bei der stärksten Kälte liegt er, nackt bis an die Brust in seiner Jurte, und ist dennoch warmer als der Europäer unter seinen Pelzdecken. Selbst auf längen Reisen macht er nie Feuer an, und es fällt ihm gar nicht ein, an den von den Russen angezündeten Fenern sich zu wärmen. Im Laufen ist er unermüdlich und niegends empfindlich, als an den Füßen, die er daher auch wohl verwahrt.

Der Charakter der Kamtschadalen ist verschieden, je nachdem sie mit den Russen mehr oder weniger in Verkehr stehen. Von der ehemaligen Gutmuthigkeit findet man bei denen, die mit den Russen zusammen leben, nur noch wenige Spuren, ihre Ehrlichkeit aber wird auch noch heute gerühmt. Einen Reisenden hatte ein Kamtschadale auf längere Zeit als Dienner begleitet und jeden verdienten Pfennig zu Brannwein verwendet. Den Dienner zu versuchen stellt der Reisende eine halbgefüllte Brannweinflasche und ein gefülltes Glas nebst einem Zwieback auf den Tisch und versteckt sich ins Nebengimmer. Der eintretende Kamtschadale sieht sich um, ruft seinen Herrn, begiebt sich dann zum Tisch, beriecht das Glas und sagt: „es ist Brannwein — die Flasche ist halb voll, doch ich will nichts davon trinken — aber ich will den Herrn aussuchen und ihn schelten, daß er das Zeug so stehen läßt. Ich will nur noch einmal daran riechen.“ In der That, der ehrliche Mensch rührte den Brannwein nicht an. Nationallaster der Itzmen sind Gefräsigkeit und Faulheit. Die alten Itzmen, die sich der ehemaligen besseren Zeiten noch wehmüthig erinnern, seufzen besonders darüber, daß die Fressereien aufgehört haben, bei denen sie täglich drei und viermal über die Jurte hätten hinwegvomiren können. Damals wäre man bis an die Knöchel im Gespieenen gewedet, jetzt mache man sich kaum die Sohlen nass! Ehe ein Kamtschadale arbeitet, muß er Schulden haben. Ein Kaufmann hörte einen sich darüber sehr beklagen, daß jede Macht zwei Zobel in seine Jurte lämen, und ihm da Filze wegfräßen. „Gang sie weg“ sagte der Kaufmann, „so schaden sie dir nicht!“ — „Was soll ich da mit?“ antwortete der Träger, „da ich keine Schulden habe!“ — Der Kaufmann gab ihm ein halb Pfund Tabak. „Nimm,“ sagte er; „nun hast du Schulden!“ In zwey Stunden waren die Zobele gesangen.

Hoch in Ehren steht das Recht der Gastfreundschaft; ein Gastfreund kann sich auf den andern in Not und Tod zuversichtlich ver-

lassen, doch hat die Errichtung derselben einige, für einen Europäer wahrscheinlich unübersteigliche Hindernisse. Man trägt sich nämlich dem, mit dem man die Freundschaft errichten will, an, willigt dieser ein, so ndhigt er nun den ersten in seine Jurte, aus der sich zuvor alle andere entfernt haben. Beide ziehen sich hierauf nackt aus; der Wirth heißt unerträglich ein, verächtlicht die Lustzüge und tragt dem Gäste, welcher so viel zu sich nehmen muß, als dem Wirth gefällt, zu essen auf. Hat der Guest auch das zu sich Genommene ein paar Mal wieder von sich gegeben, so ndhigt ihn der Wirth doch immer mehr, und giebt von Zeit zu Zeit Wasser auf die heißen Steine, damit der glühende Dampf immer unausstehlicher werde. Dem Wirth steht es frei, nach Belieben hinauszugehen und sich abzukühlen, der Guest aber muß hineinwürgen und schwitzen, bis es selbst eine kamtschadalische Natur nicht mehr aushalten kann. Nun sängt er an mit dem Wirth zu accordiren, giebt denselben seine Hunde, seine Kleider, Schlitten u. s. w., und wenn er nun dem Wirths Alles bewilligt hat, dann erst macht dieser allgemach die Thüre und Lustfelder auf, beschenkt den erprobten Freund ebenfalls, aber mit schlechten Hunden, mit abgetragenen Kleidern u. s. w., und nun ist der Bund aufs Heiligste geschlossen. Kommt nun aber der Wirth das erste Mal zu seinem Pylades, so gehts ihm bei diesem eben so, und es wird ihm mit Essen und Getränke so arg zugesezt, bis er auch das Beste verschenkt hat. — Mit einem Diebe und Betrüger errichtet man nie einen solchen Freundschaftsbund.

Die Religion der Kamtschadalen war und ist noch bei den wenigen, die das Christenthum nicht angenommen haben, die shamanisch. Über auch die christlichen Kamtschadalen haben sich ihre Zauberer oder Schamanen nicht nehmen lassen. Inbeh findet man doch bei ihnen bewundernswürdige, auf eine alte Tradition unverkennbar hindeutende Religionsideen. Sie glauben einen allmächtigen Gott, Schöpfer der Welt, Kutta\*)

\*) Bei aller seiner Allmacht stand Kutta doch, nicht kamtschadalisch, unter dem Regiment seiner Frau, Kachn, wurde überall betrogen, von seiner Familie oft ausgeprägt, und war bei ihren Verfolgungen mehr als einmal nahe daran, das Leben zu verlieren.

genannt, verehren ihn aber nicht, weil die unzähligen schamatschischen Geister sie nicht dazu kommen lassen. Unsterblichkeit schreiben sie jedem Geschöpf, auch dem unbedeutendsten Thierchen zu, und Sprache und Vernunft sind Eigenschaften, die keinem Thiere fehlen. Wenn die Hunde z. B. einen Fremden an, so erkundigen sie sich in ihrer Sprache nach dem Woher? und Wohin? des Fremdlings. Auch von einer vor Ulters über die Erde verbreiteten allgemeinen Fluth, aus der nur ein Menschenpaar sich gerettet, wissen sie zu erzählen. Ueberhaupt aber scheint eine reinere und edlere Religion, auf welche Verwilderung und kindische Furchtsamkeit, die Tochter der Unwissenheit, den Schamanismus propstet, ehe die Kamtschadalen aus bessern Klimaten verdrängt wurden, das Eigenthum ihres Volks gewesen zu sein. — An Untergöttern und geistigen oder vielmehr gespenstischen Wesen ist der Glaube der Ielmen sehr reich. Nach ihm giebt es eine Menge Waldgeister, Lischki Fanni, wie Menschen gestaltet, deren jeder sein Weib hat und auf dem Rücken ein angewachsenes, ewig weinendes Kind trägt. Diese Geister versöhnen die Menschen und machen sie toll. Die Kanuli, oder Berggeister, wohnen auf hohen, besonders auf brennenden und rauchenden Gebirgen, namentlich auf dem die ganze Halbinsel der Länge nach von Norden nach Süden durchziehenden Stanowois gebirge, dessen thätigster, 9000 Fuß hohe, seit seinem letzten Ausbruch 1827 aber zusammengestürzte Vulcan, Awatsch (s. Taf. LXVI.) ist. Nachts gehen die Kanulis zur See und holen Wallfische, an jedem Finger einen, welche sie dann in ihrer im Berge befindlichen Jurte braten. Daher denn das Rauchen der Berge und die dampfenden Quellen, während das Erdbeben dadurch entsteht, daß der Hund, der den Schlitten eines solchen Geistes zieht, sich die Flöhe oder den Schne Schne abschüttelt. Der Billukai oder Donnergott wohnt mit vielen Kanulis in den Wolken und macht Blitze und Regen. Den Donner, den man jedoch auf Kamtschaka selten hört, erklären sie daher, daß Kulta seine Röhne über Kieselsteine nach dem Flusse zöge. Im Himmel aber sagen

sie, donnere es auch, wenn sie selbst, unten auf Erden, ihre Röhne ans Land zögen; der Billukai fürchte sich dann und verbiete seinen Kindern aus der Jurte zu gehen. — Wenn Billukai und seine Geister das Wasser abschlagen, so regnet es. Hat der erstere sich seines Wassers entledigt, so zieht er sein mit bunten Fransen besetztes Staatskleid an, dessen Saum man dann in der Lust als Regenbogen sieht. Ein Mann in den Wolken macht den Wind, indem er seine ungeheuer langen Haare schüttelt. Geht dieser moderne Aeolus aus, so schmückt und schminkt sich seine Frau auf seine Wiederkunft, mit einem rothen Kraute — das giebt Morgens- und Abendrotthe; bleibt er zu lange aus, so wird ihr Antlitz traurig, ihr Auge trübe, das aber wirkt auf Erden trübe, düstere Tage. — Kulta's zweiter Sohn, Haetsch, ist der Gott der Unterwelt, in der völligen Freiheit, kein Armer und kein Russe, und Ueberfluss an allen Genußen ist. Viele wollten sich darum nicht taufen lassen, weil sie sonst nicht unter die Erde zu den Ihrigen, sondern in den Himmel der Russen kämen, die sie doch auch dort unterdrücken würden. — Was sie von der Zukunft wissen, hat ihnen Haetsch offenbart, der, nachdem er gestorben, wiedergekommen, sich an das Rauchloch seiner ehemaligen Jurte gestellt und den Freunden Alles erzählt hat. Da aber kurz darauf alles in dieser Wohnung starb, so verlassen die Ielmen seit dieser Zeit immer die Hütte, in welcher ein Todter lag, und bauen eine neue die Haetsch nicht so leicht zu finden weiß. Die Eidechsen hält man für vom Haetsch abgeschickte Kundschafter des Todtentreichs, schnellet sie darum mit dem Messer in viele Stücke, und ist untröstlich, wenn eine entschläpft. Ueberhaupt fand sich und findet sich zum großen Theil noch bei den Kamtschadalen des Uberglaubens unendlich viel. Mit nackten Füßen in den Schnee treten; Kohlen mit dem Messer anspießen; in Abwesenheit des Mannes die Wohnung aufzudunnen; in die Fußtapfen eines Bären treten, bringt eben so gewiß Unglück, als es große Sturmwinde erregt, wenn man den Schnee mit einem Messer von den Schuhen

schabt. Ziel sonst jemand ins Wasser und reitet fest, welches nebst dem Eingeweide in Portio sich, so nahm man ihm das übel, und niemand wollte mit ihm zu thun haben, denn er sei in hölzerne Schüsseln gelegt wird. Gegen den einmal zum Getrinken bestimmten Thieres ist man überhaupt ihn für einen wirklich todt Mann und er musste sein Glück in der Ferne versuchen. — Die Bachstelen und Schwäbchen bringen, nach der Tielmen Meinung, den Frühling; die Schwalbe kommt aber darum später, weil sie viele Verwandte hat, bei denen sie einkehren muss.

Die Hauptnahrung der Kamischadales besteht in Fischen, die in so großer Menge vorhanden sind, daß die Hunde sie ohne Mühe mit den Schnauzen aus den Flüssen holen können, doch genießt man auch verschiedene Arten Beeren, Wurzeln und Kräuter. Unter den Seegewächsen, dienen einige Arten Meergras (*Fucus*) als Nahrungsmittel, wovon die eine Art von dem Meere in großen taschförmigen Stücken ausgeworfen, dann getrocknet, zu Brei gekocht, mit wildem Knoblauch, Wallfischspeck und dergl. angerichtet wird, ein Gericht, das selbst von den Europäern schmackhaft gefunden wurde. Leckerbissen geben Wallfische, Seehunde und unter den Landthieren das wilde Reinhörner und eine in Herden herumziehende schwarze Art Bären, die im Frühling von den Gebirgen herab an die Mündungen der Flüsse kommen, die Fische mit den Zähnen ans Ufer werfen, und oft, wenn reiche Fangzeit ist, nur die Köpfe davon fressen. Hat jemand einen Bär erlegt, so wird ein großes Festmahl veranstaltet. Zuerst wird der Speck, riemweise ausgeschnitten, dann das Fleisch von den Knochen geschält und eins nach dem andern und zuletzt das Darmfett in den Kessel gethan. Während die ältern Gäste in einem Kreis um den Kessel sitzend sich unterhalten, singen und tanzen die jüngeren. Ist alles fertig, so setzen sich auch die lebter, der Wirth nimmt nur einen Fäthriemen, steckt ihn dem ersten Gast in den Mund und schneidet darauf den Speckstreifen vor dem Munde ab. So geht es der Reihe herum und keins kommt zu kurz, selbst das kleinste Kind bekommt so viel als der Letzte, auch an Fleisch und Darm von neuem taumelnd. Der Fliegenschwamm

(*Agaricus muscaria*) der die Fliegen, wenn sie nur das Geringste davon genießen, augenblicklich tödtet, gibt, mit einer Art Weiderich (*Epilobium angustifolium*) vermischt, ein Getränk, welches alle Eigenschaften des Opiums hat. Die Berauschten haben seltsame und wollüstige Phantasien, glauben Geistererscheinungen zu haben, Helden und Riesen zu sein, singen und Weissagen oder werden wütend und rasend, bis zuletzt ein tiefer Schaf erfolgt. Um ähnliche Entzückungen zu genießen, sangen die Armen, die den Schwamm nicht bezahlen können, den Harn der Reichen auf, die bei ihren Gastmählern hinausgehen, und trinken ihn, denn es verliert der Schwamm im Durchgang durch den Körper so wenig von seinen Eigenschaften, daß selbst der dritte, ja sogar der vierte Mann, auf gleiche Weise, obwohl nicht in gleicher Stärke, berauscht wird. Der Kamtschadale, sonst so nüchtern, wendet, nachdem er einmal mit Berausungsmitteln bekannt ist, alles an, ein Glas Brannwein zu bekommen; hat er ein Zobelfell fürs erste Glas gegeben — oft giebt man ihm, um ihn nur erst in Geschmack zu bringen, das zweite Glas umsonst ein — so giebt er sieben und mehr Felle fürs dritte, und hat dann oft nichts mehr, um ein viertes zu erhandeln. In älteren Zeiten hörten die Schwärmereien unter den Kamtschadalen gar nicht auf. Anfangs des Winters gingen die an den Rändern des Kamtschatskusses Wohnenden zu den aufwärts Wohnenden zu Gäste; vom März an war die Ordnung umgeschichtet; kein Dorf wurde übergangen und man kam wieder am Strande der See an, wenn eben die Fische aus derselben in die Flüsse aufzusteigen anfingen.

Jedes kamtschadalische Dorf, Ostroschol, wird in der Regel nur von einer Familie, die sonst gegen 300, jetzt aber nur gegen 50 Seelen zählt, bewohnt, und besteht aus mehreren Balaganen oder Sommerwohnungen, die auf Pfählen erbaut sind, so daß man auf geschnittenen Baumstämmen hinaufsteigen muß. Im Winter kriechen die Bewohner von etwa 8. Balaganen zusammen in eine Jurte oder Winterwohnung, eine fünf Fuß tiefe, durch

ein rings verschlossenes kegelförmiges Dach bedeckte Grube, in welche man nicht anders kommt, als indem man äußerlich am Dache, an dem Rande der Grube hinauf und durch den im Gipfel angebrachten Schornstein, mitten im aufsteigenden Rauche, hinabsteigt. Die innere Einrichtung dieser Jurten ist in Verschläge abgetheilt.

Die Kleidung besteht aus Kennthier- oder Hundesellen, deren äußere Seite mit gespaltener oder mit getaueter Eiterinde pomeranzengelb gefärbt wird. Über das hemdknöhlische, nur bis auf die Knie reichende Unterkleid, Barka, zieht man die bis auf die Knöchel herabgehende, mit einer Kappe, die Nacht über den Kopf gezogen wird, versehene Kuklanka, die als das hauptsächlichste Kleidungsstück, das man sowohl zum Staat, als auch als Bettie, auf Reisen sogar als Wohnung, benutzt und fast nie ablegt, zu betrachten ist. Um die Deckung, die den Hals umschließt, ist sie mit dicken Hundshaaren, am Rande der Arme mit Fransen und breiten Borten und fast überall mit kleinen Riemen und rothen Haarbüschen besetzt. Die Beinkleider macht man von Kennthier-, Hirsch-, oder Seehundshaut, auch aus Bären- und Wolfsellen, und trägt sie, das Rauche auswendig, bis an die Fersen und noch über die Winterschuhe hinabgehend, um selbst diese gegen einfallenden Schnee zu schützen. Im Sommer trägt man Schuhe von Seehundsfell, im Winter aber, auf der Jagd und Reise, nimmt man die getrockneten und sehr dauerhaften Hämde einiger Fischarten dazu. Für die Jagd auf dem Eise hat man Schuhe von der Haut der Barentsamen, die das Ausgleiten verhüten.

Will ein Kamtschadale heirathen, so geht er in das Haus des Schwiegervaters, sagt kein Wort, aber hilft überall im Hause, insbesondere der Braut, ihr und schlafst dort oft mehrere Jahre lang, bis er, nicht selten erst nach großen Schwierigkeiten, die Einwilligung des Brautvaters erlangt. Als Heiden nahmen die Itelmen mehrere Frauen, nie aber drei; vertrugen sich diese so wohnten sie mit dem Mann in einer Hütte; wo nicht, so

hatte jede Frau ihre eigne Wohnung und der Mann leistete wechselseitig bald dieser, bald jener auf einige Monat Gesellschaft. Bei Verheirathungen kennt man übrigens keine besondern Feierlichkeiten, und eheliche Frene ist die geringste Lustigkeit kamtschadalischer Gatten und Gattinnen, doch kann es als eine in Asien wohl ungewöhnliche Eigenheit der kamtschadalischen Männer betrachtet werden, daß sie sich gegen das schone Geschlecht gefällig, sogar zuweilen demächtig, beweisen, und im Grunde unter dem Regimenter ihrer Frauen stehen. — Ein neugebornes Kind wird statt der Windeln in weiches Gras gewickelt und allen Bewohnern des Ostroschots jubelnd gezeigt. Seinen Platz hat es hinten in der Kuklank der Mutter und wird von ihr beschwichtigt, indem sie sich vor- und rückwärts biegend oder liegend ein Liedchen hummt. Ein Stück in Weiden- oder Birkenrinde eingewickelten Fischrogen ist sein Zulp und seine Hauptnahrung bis ins dritte und vierte Lebensjahr die Brust der Mutter. Die Liebe der Eltern zu ihren Kindern, besonders den Söhnen, ist eben so groß als die rohe unnatürliche Verachtung der letztern gegen den Vater, zumal wenn dieser alt und schwach zu werden anfängt. Die Kinder schimpfen die Eltern, bitten nie um etwas, sondern nehmen, was ihnen ansteht, und die Eltern denken an keine ernsthafte Züchtigung.

Die Körper der Verstorbenen überläßt man den Hunden, Wölfen oder Eisfischen. Auch von der Sitte mancher rohen nordamerikanischen Völkerschaften, entkästeten Greisen gewaltsam das Leben zu nehmen, sanden sich, früher wenigstens, oft viele Beispiele unter den Kamtschadalen. Krante haben, daß man sie den Hunden vorwerfen möchte, um ihrer Qual ein Ende zu machen, und man willfahrtet ihnen unbedenklich. Noch 1737 trieb ein Vater seinen Sohn an, ihn an der Balagane aufzuhängen, und schalt, da der Niemen zum erstenmal riß, den Ungeschickten, der hierauf durch einen doppelten Niemen seinen Fehler verbesserte. Der häufig vorkommende Selbstmord hat unter ihnen durchaus nichts Entzehrendes.

Ihre Sprache hat keine Uehnlöslichkeit mit irgend einer andern sibirischen, wohl aber wird sie vor den Aleuten und Kurilen verstanden. Sie zählen an den Fingern bis zehn, und dann von zehn zu zehn weiter. Wollen Sie eine große Menge ausdrücken, so greifen Sie an die Haare. Das Jahrtheilen sie nach dem Laufe des Mondes ein.

Zu den Belustigungen der Itelmen gehören nächst den Schmausereien auch Tänze, in denen sie die Sitten und Gebräuche der Russen, die Eigenheiten mehrerer Thiere u. s. w. mit großer Kunst nachahmen. Als Nationaltanz ist der Bärenanz berühmt, welcher von grubten Tänzern und Tänzerinnen so eifrig ausgeführt wird, daß sie zuletzt beinahe ohnmächtig liegen bleiben. Der Bär mit seinem Gange und seinen Eigenheiten, die Jagd auf denselben und sein Benehmen dabei, alles wird aufs Naturschlichste dargestellt. Sie haben auch eine Art Harlekins, die am gewöhnlichsten Hunde vorstellen, sich nackt ausziehen, vor den Schlitten spannen, sich tüchtig auspredeln lassen, und wie die Hunde fressen und bellen. — Außer einer Pfeife haben sie keine musikalischen Instrumente; die Musik zu ihren Tänzen ist der Gesang, und sie selbst sind die Dichter und Tonkünstler.

Vorjährlichen Fleiß wenden die Kamtschadalen auf die Hundezucht, und da jeder wenigstens 6 Hunde, die mit unsren sogenannten Spizien und den europäischen Schäfershunden am meisten übereinkommen, besitzt, so finden sich in einem Dorfe von 15 bis 20 Einwohnern wenigstens an 120 bis 140 Hunden. Im 5. oder 6. Monat müssen sich alle zum Anspannen bestimmten Hunde der Castration und zwischen dem zweiten und dritten Jahre dem Englissiren oder dem Abschneiden des Schwanzes, der, im natürlichen Zustande sehr lang und stark behaart, sie im schnellen Laufen verhindern würde, unterwerfen. Jeder Hund bekommt, wann er noch jung ist, einen Namen, der gewöhnlich von der Farbe oder einer besonderen Eigenschaft desselben genommen wird, und dies ist um so nothwendiger, da man den ganzen Hundezug nicht mit Leitriemen und Peitsche, sondern bloß mit Worten regiert. In ganz Kamts-

Schakta sind reizendige Poststationen, auf der am vordern Theil des Schlittens etwa um einen halben Zoll weiter von einander als die weiter befördert wird, wie in Europa von Hunden von Pferden. Jeder Reisende erhält für sich und seine Equipage einen Schlitten mit 6 Hunden bespannt, und einen Kamtschadalen, der auf einem andern ebenfalls mit 6 Hunden bespannten Schlitten den Rest der Equipage führt und die Schlitten und Hunde wieder nach der Station zurückführt. Mit den gewöhnlichen Posthunden legt man in einer Stunde wohl  $\frac{1}{2}$  bis  $\frac{3}{4}$  und mit den besten Rennhunden wohl 2 bis  $\frac{3}{4}$  Meile zurück. Die Hunde laufen gewöhnlich einen Trab und haben einen überaus gleichmäßigen Gang. Die Leithunde werden jederzeit den Zughunden vorgespannt, und gehorchen, wenn sie gut sind, genau dem Commando ihres Führers, der ihnen auf kamtschadalisch rechts oder links, schnell oder langsam zuruft. Einen Schlitten von 650 Pfund können 6 Hunde, bei gutem Wege, mit Leichtigkeit fortziehen. Der Werth eines Hundes in Kamtschaka ist eben so verschieden, als der eines Pferdes in Europa. Ein gewöhnlicher Zughund wird mit 30 bis 40 Rthlr., ein sehr guter Renn- und Leithund auch wohl mit 100 bis 150 Reichsthalern bezahlt. Von dem Tollwerden der Hunde hat man hier kein Beispiel. Im Sommer laufen die Hunde frei herum und gehen, wohin es ihnen gefällt; im Winter aber lehnen sie vom Hunger getrieben zu ihren Herren zurück. Die den Hunden gewöhnliche Eigenschaft der Wachsamkeit fehlt den kamtschadalischen beinahe ganz. —

Die Schlitten werden auf eine einfache und sehr einfacherische Art blos von Birkenholz und Niemen, ohne irgend einen Nagel, bald stärker, bald höher, bald schwächer und niedriger verfertigt, je nachdem sie zum Verführen von Waaren, oder blos zum Gebrauch auf der Jagd oder für Reisende bestimmt sind. Alle Schlitten haben eine und dieselbe Spur und sind, obwohl sie selten mehr als 20 bis 22 Fahrt so sehr von der Witterung ab, die man Pfund wiegen, doch so fest, daß sie mit großer Gewalt gegen einen Baum rennen können, ohne zu zerbrechen. Die Schlittenläufe stehen vor leichtem.

Der Kamtschadale setzt sich nie auf den Schlitten, ohne ein Paar Schneeschuhe (s. oben bei den Samojeden (Taf. LX.) mitzunehmen, die für ihn von der größten Wichtigkeit sind. Er geht mit diesen in die mit diesem Schnee bedeckten Waldungen und Gebirge, um die Spuren der Zobel zu verfolgen, und bahnt damit bei frisch gefallnem diesem Schnee, durch welchen sich die Hunde kaum mit der größten Schwierigkeit durcharbeiten können, den Weg, indem er dem Schlitten vorausgeht und den Schnee zusammentritt; auch sind die Schneeschuhe besonders nothwendig, um die Schlittenbahn in gutem Stande zu halten, denn wenn man ohne dieselben vom Schlitten absteigen wollte, so würde man bisweilen bis über die Knie oder bis an den Leib in den selben fallen und große Verletzungen und Lider verursachen, welche den folgenden Schlitten die Fahrt sehr erschweren mühten. Die Schneeschuhe bestehen aus langen und dünnen Bretchen, die am vordern und hintern Ende von beiden Seiten zugespiigt, beim ersten in die Höhe umgebogen und in der Mitte mit einer kleinen Wölbung versehen sind, wodurch sie sehr elastisch werden. Zur Erleichterung des Gehens, besonders um damit bergauf zu steigen, ist es nothwendig, die dem Schnee zugelohnte Seite mit Seehunden- oder Seebärenfellen so zu überziehen, daß der Streich der Haare von vorn nach hinten zu läuft, wodurch wegen der glatten Fläche das Vorwärtsstreiten erleichtert, das Zurückgleiten auf dem Schnee aber, wegen der stärkern Reibung der Haare, erschwert wird. In der vordern Hälfte des Bretches sind Riemen befestigt, vermittelst welcher die Schneeschuhe leicht an den Fuß gebunden werden. Diese Riemen werden darum in der vordern Hälfte angebracht, weil sich die hintere alsdann von selbst zurückheigt, wodurch das Gehen ungemein erleichtert wird, weil nun der vordere Theil beim Fortschreiten von selbst in die Höhe geht. Es gibt Personen, welche mit außerordentlicher Behendigkeit mit solchen Schneeschuhen, deren mittlere Größe etwa  $4\frac{1}{2}$  Fuß Länge und 7 Zoll Breite beträgt, bergauf und bergab steigen können; so gut gelüftete Schneeschuhläder können mit einem Schritt die Entfernung von 5 gewöhnlichen Schritten oder von 15 Fuß messen, so daß das Laufen der Schneeschuhe mit dem der Schlittschuhe einigermaßen überein kommt.

#### Bewohner der Kurilen. (s. Taf. LXVIII.)

Die Kurilen, im 18. Jahrhunderte nach und nach von den Russen entdeckt, erstrecken sich, in geringer Entfernung von einander, von Kamtschatka bis an Japan und die chinesische Küste. Es sind ihrer 26 an der Zahl, welche zusammen einen Flächentraum von 146 Meilen einnehmen; aber nur 19 von Kamtschatka bis zur Straße der Bosphore liegend gehörten zu Russland, die übrigen sind japanisch. — Die Bewohner der Kurilen, welche ebenfalls Kurilen genannt werden und deren Zahl sich wahrscheinlich nicht über 1000 Seelen beläßt, sind Heiden, und einige derselben kommen an Sprache, Gestalt und Sitten den Japanern nahe, andere hingegen, nur daß sie mehr Rucht und Geselligkeit im Umgange zeigen, den Kamtschadalen, von denen viele bei der Eroberung Kamtschatkas durch die Russen sich nach den kuriischen Inseln flüchteten. Hunde von derselben Art wie die kamtschadalischen, nur viel kleiner, werden hier eben so, wie auf jener Halbinsel, als Zugthiere gebraucht und im Winter vor die Schlitten gespannt. Junge Bären, die man füttert, groß zieht, schlachtet und dann als Leckerbissen genießt, werden fast in jeder Hütte angetroffen. — Die Ainios (Aino oder Ainu bedeutet in den Sprachen aller Nationen, die zum kuriischen Stamm gehören, Mensch, und ist der Name, den sie sich selbst geben), welche auf den südlichen Inseln der Kurilenkette leben und wahrscheinlich die Ureinwohner des ganzen Archipels sind, haben in ihrer Körperbildung (s. Taf. LXVII.) zwar in ihrem Neuhern etwas Abschreckendes, ziemlich große Augen, etwas erhöhte Backenknochen, eine hervorragende Stirn, tiefliegende oben etwas eingedrückte und breite Nase, den ordhnen Theil der Wangen und des Kinns mit starkem, langem, schwarzem Bart bewachsen; aber dabei röhmt man ihre Herzengüte, Ehrlichkeit, Freundschaftlichkeit, Höflichkeit und Gastfreundschaft; auch

sollen sie überhaupt in ihrem Benehmen etwas Edles haben, das man an andern rohen Völkern vermisst. Besonders hebt Krasenstern, in seiner Reise um die Welt, ihre Ehrfurcht vor dem Alter und ihre Verwandtenliebe heraus, und erklärt überhaupt die Uinos für das beste aller ihm bekannten Völker. Die Weiber der Uinos sind bedeutend kleiner als die Männer, haben schwarzes, starkes, um den Kopf hängendes Haar und dunkle, bläulicht gefärbte Lippen. — Das Wild erlegen die Uinos mit Bogen und vergifteten Pfeilen. Das Gift, welches in einem eingedickten Pflanzensaft besteht — wahrscheinlich von einem Aconitum, das hier häufig wächst — ist so heftig, daß das Blut des verlegten Thieres nach wenig Minuten aufgelöst ist und aus Mund, Nase und Ohren fließt.

Die Hauptnahrungsmittel der Kursilenbewohner sind Fische, zum Theil auch Wildpferd, Vögel, Beeren, Kräuter und Wurzeln. — Die Wohnungen sind den kamtschatschischen ähnlich, aber viel reinlicher gehalten und Wände und Flur mit Matten bedeckt. Die Kukulen, so wie die Aleuten, werden zwar zur Seeverwaltung von Kamtschata gesucht; aber es bleibt hier so wenig als dort Regierungsbeamte, sondern beide Gruppen sind größtentheils in den Händen der russisch-amerikanischen Compagnie, welche durch ihre Leute die Jagd der Pelzthiere und den Pelzhandel betreiben läßt.

#### Bewohner der Aleuten und Fuchsinseln (s. Taf. LXVII und LXVIII.)

Die Bewohner der Aleuten und Fuchsinseln, deren Gesamtmzahl etwa 6000 Seelen betragen kann, machen offensicht eine Mittelstrecke zwischen den mongolischen und amerikanischen aus; sie sind von mittlerer Größe und haben zum Theil gute, gefällige Gesichtsbildung und stark ausgewirkte, vielen Charakter andeutende Züge. Die Farbe der Haut ist dunkel-schmutzigbraun, wozu eine unreinliche Lebensart dieses beitragen mag. Sie sind größtentheils gut genährt und haben ein volles, rundes Gesicht, breite Backenknochen, breite, flache und gedrückte

Nasen, straffes, dickes, schwarzes Haar, schwarze Augen und Augenbrauen. Die Männer sind mit wenigem und dünnem Bart versehen, weil sie denselben, sobald er sich zeigt, größtentheils mit der Wurzel austreifen, dagegen tattooiren sich die Weiber eine Art von Schnurrbart um das Kinn, so daß es in einiger Entfernung völlig das Unsehen hat, als hätten sie einen blauen Bart (s. Taf. LXVIII.).

Der Charakter dieser Menschen ist im allgemeinen gutmütig und gefällig, unterdrückig und folgsam; zum Zorn gereizt, sind sie rasch und unbesonnen, auch wohl grausam, und dann gegen alle Gefahren, selbst die des Todes, gleichgültig. — Ihre Religion besteht, wie die aller rohen Völker, in Übergläuben und Hexerei; denn sind auch viele unter ihnen gestorft, so kennen sie von dem Christenthume doch weiter nichts als das Zeichen des Kreuzes. Man hat weder Geistliche noch ein Bethaus.

Als Nahrung dienen alle Thiere, selbst wenn sie schon halb verwest sind. Für den Winter sammelt man getrocknete Fische ein und legt sich einen Vorrath von Beeren, deren es hier mancherlei Art, z. B. Himbeeren (*Rubus idaeus*), Preiselbeeren (*vaccinium vitis idaea*), Schwarzbeeren (*vaccinium myrtillus*), Schlingbeeren (*viburnum Opulus*) giebt, und Wurzeln an. Die meisten Lebensmittel werden roh verzehrt, und nur zuweilen Fische, wegen des Mangels an Holz. Nur auf einigen wenigen Inseln findet man Bäume, die aber klein bleiben — über Lampen gebrökt, welche in aussgehöhlten Steinen mit Thran bestehen, wobei ein wenig dürres Gras die Stelle der Dichte vertritt. Wilde Gänse und Enten stellen sich auf ihren Jügen im Herbst und im Frühling in so großer Menge ein, daß man sich reichlich damit versehen und solche als Winterprovision salzen und räuchern kann. Das Salz kochen sie in kleinen Quantitäten aus See Wasser, indem sie sich statt des Holzes der mit Thran getränkten Knochen von Seehunden und Walfischen bedienen. In den letzten Jahren haben die Russen agnesanen Kartoffeln anzupflanzen, welche sehr gut gedeihen und als Leckerbissen verzehrt werden; auch mit der Schweinezucht hat

man einen Versuch gemacht, und solche, aus Korallen und mit den Schnäbeln der Seepapageien einen Mangel an anderer Nahrung, mit Fischen gesättigt, wodurch aber das Fell derselben ganz dünn und traurig wird, und das Fleisch einen ekelhaft-schändlichen Geschmack erhält. An den Schnupfs, nicht aber an den Rauchtabak ist der Aleute so gewöhnt, daß er Tage lang die härtesten Arbeiten verrichtet, um nur einige Tabaksblätter als Belohnung zu erhalten, die er alsdann in einem Mörser von Walfischknochen mit Asche und etwas Wasser zu einem Pulver reibt und zu seinem Gebrauche zurecht macht. Branntwein ist hier schwer zu haben, daher findet man auch dessen Missbrauch nur höchst selten.

Die Wohnungen bestehen in Jurten oder Gruben, die mit einem Dache von aufgeworfen Erde bedeckt sind, auf welcher, wenn die Hütte einige Jahre gestanden hat, hohes Gras wächst, so daß alsdann die Mörser einem europäischen Kirchhofe mit hohen Grabhügeln ähnlich sehen. In diese Hütten steigt man von oben durch den Rauchfang. Das Gesicht fällt durch kleine mit Seehundblasen oder getrockneten Fischhäuten bedeckte Deckungen oder Fenster. Im Innern sind an den Wänden mehrere Abtheilungen, gewöhnlich von Seehundsfellen oder Strohmatten, angebracht, wodurch die Gruppe und das Eigenthum verschiedener Familien, die in einer und derselben Hütte mit einander wohnen, bestimmt wird. (s. Taf. LXVIII.)

Die Kleidung der Männer und Weiber auf den Aleuten und Fuchsinseln ist wenig oder gar nicht von einander verschieden, und besteht gewöhnlich in einer Art von Guermanskittel oder einem Hemde, das ringsum zu und ohne Schluß, mit einem weiten stehenden Kragen versehen ist, so daß der Kopf bequem durchgesteckt werden kann. Ihr Kleid verfestigen sie sich theils von Seehundsfellen, theils von den Häuten verschiedener Seevögel, besonders der sogenannten Seepapageien und Seeraben, die auf eigene Art bereitet und überaus künstlich zusammengenäht werden. Diese an sich einfachen Kleidungsstücke werden auf mancherlei Art, entweder durch bunte Glas-

gelen oder durch einzelne lange Streifen von Seehund- oder Seecottersfellen, manchmal auch durch buntgefärbte und künstlich gestickte Streifen dünnes Leders, womit die Nähte des Kleides besetzt sind, getextet. Man sieht auch häufig lange weiße Bockshaare, die als Handelsartikel von Sibirien hierher gebracht werden, und rothe kleine Federn von einem Specht in die Nähte eingestochten. Man hat dergleichen Federkleidungen, an deren Vollendung eine Person wenigstens ein ganzes Jahr arbeiten muß, und die mit soviel Kunstflethe verfestigt sind, daß sich die geschickteste europäische Stickerin dieser Arbeit nicht zu schämen brauchte; sie werden Parka genannt und bald auf der einen, bald auf der andern Seite getragen; bei Regen nämlich werden die Federn nach außen gekehrt, bei kalter und trockner Witterung aber anstatt eines Pelzes nach innen gewandt. Beim Fischen bedienen sich die Männer einer Art lederner Beinkleider, die, von dem Schlunde junger Seehunde verfestigt, wasserdicht sind. Wenn und so lange die Männer am Lande sind, gehen sie in Stiefeln, deren Sohlen aus dem Fell und deren Schafe aus dem Magenschlunde der Seehunde bestehen; sie wissen den leichtern so geschickt zugubereiten, daß sie damit tagelang in Sümpfen und Bächen gehen können, ohne einen nassen Fuß zu bekommen. Den Zwirn zum Nähen erzeugen sie durch Rennthier- und Walfischsehnen. Ein solcher feiner, zierlich gedrehter Faden hat Ähnlichkeit mit unsern Darmfäden, die, wenn sie dem Wasser ausgesetzt werden, aufquellen und dadurch die Naht un durchdringlich machen. Für eine Station, die täglich auf der See ihrem Erwerbe und ihrer Nahrung nachgeht und in einem feuchten, regnerischen Himmelstriche wohnt, ist eine wasserdichte Kleidung wohl von der größten Wichtigkeit; höchst wahrscheinlich haben daher diese Insulaner der Noth, als der größten Erfinderin, ihre Regenkleider, Kasackeika, zu verdanken. Es bestehen aber dieselben aus den blasenähnlichen, kaum drei Zoll breiten Gedärmen der Seehunde, die auf das Künstlichste mit Sehnensäden so fest zusammen-

gendigt sind, daß kein Regen durch die Nähre deingeht, obgleich Bockhaare, keine Federn und andere Zierrathen in dieselben eingenäht werden. Um hintern Theile des Kratzens ist eine Kapuze angebracht, die bei starkem Regen oder Sturm über den Kopf gezogen und unter dem Kinn fest gebunden wird; am vordern Theil der Armeil in der Gegend des Handgelenkes, sind ebenfalls Schnüre zur Befestigung angebracht. Mit dieser Kleidung kann man sich tagelang der ungestümsten Witterung ausschließen, ohne den Einfluß derselben zu empfinden. Der vornehmste und kostbarste Kopfspuck besteht in einem hölzernen, nach hinten runden, nach vorn schirmartig über die Augen hervorragenden, und an dem hintern Theile mühnsdrig zugespitzten Hut (s. Taf. LXVIII.), der jedoch auch noch in manchen andern Formen (s. Taf. LXVII.) getragen wird. Wenn man sich erinnert, daß alte Fuchsinseln fast ganz von Bäumen entblößt sind und daß folglich die Einwohner die Hauptbalken und Unterstützungen zu ihren Häusern, das Gerippe zu ihren Canots, Baidarken und alle andere hölzerne Gerüthschaften blos aus dem durch Zufall von der See ihnen zugetriebenen Holze verfertigen, so sieht man heraus, wie sehr selbst der rohe Mensch einen Hang zum Schleunen hat, und wie relativ der Begriff des Kostbaren ist. Der Aleute, der sich nur selten ein Stück gutes Holz von einigen Zollen im Durchmesser zu verschaffen im Stande ist, beschäftigt sich Wochen lang, dasselbe zu einem Breite umzuschaffen und dieses so zu bearbeiten, daß es sich, wenn es einzige Zeit im Wasser gelegen hat, bequem und gleichsdrig biegen läßt. Hierauf sucht er allmälig die beiden hintern Endspitzen des Bretthens, dem er vorher die Gestalt eines in der Quere durchschnittenen Ovals gegeben hat, mit einander zu vereinigen und mit Schnurfäden zusammen zu nähen, wodurch eine pyramidenförmige, hölzerne Mütze entsteht. Ist diese gut ausgefallen, so bemahlt er sie mit farbiger Erde, die er aus der Nachbarschaft der weitestfernen Crater der Vulkane herbeiholt und zierte sie mit von Wallrohzhähnen geschnittenen Figuren, ferner mit Glaskorallen oder Bernstein-

perlen, die ihm die Russen zusöhren und mit Bartborsten der Seeldwen, die gewissermaßen den Federschmuck der Europäer ersetzen. Die Aleuten legen auf die Menge dieser Bartborsten, die gleichsam die Trophäen eines guten Jägers ausmachen, einen sehr hohen Werth, indem jeder Seeldwe deren nur vier Bart-Hüte mit etwa 37 solcher Borsten geschmückt, sind auf Unalaska wenigstens 80 Werthwerth. — Die Weiber gehen meist barfuß, haben an den Hand- und Fußgelenken und kurz über den Knöcheln einige Schnüre von Glaskorallen und sind große Freundinnen von Fingerringen. Der starke Haarwuchs der Männer hängt meist wild und ohne alle Kunst um den Kopf, die Frauen aber kämnen ihre Haare von der vordern Hälfte des Scheitels nach der Stirn, schneiden sie quer über den Augen in gleicher Länge ab und binden sie hinten gewöhnlich in einen dicken Zopf. — Einige uns Europäern sehr sonderbar scheinende Gebräuche von Verschönerung des Körpers, die aber jetzt nach und nach seltener werden, bestehen darin, daß sich viele Insulaner die untere Lippe, einige Linien unter der Mundöffnung und parallel mit derselben, ein bis anderthalb Zoll lang ausschälichen und in dieser Öffnung verschiedene Zierrathen von Glaskorallen anbringen, und daß sie auch den Nasenkorpel durchbohren und kleine Holzkälbchen und andere Zierrathen von der Länge und Dicke einer Federspule, quer durch denselben stecken. Bei feierlichen Gelegenheiten und Tänzen hängen noch lange Schnüre von Glaskorallen an diesen Stäbchen über den Mund herab, die alsbann beim Essen sehr hinderlich sind. Unsere europäischen Damen pflegen nur das Ohrläppchen zu schmücken, die aleutischen aber durchstecken das ganze Ohr rings herum und fassen dasselbe mit Glasperlen, Schmelz und anderem Schmuck ein. Die Ohrläppchen behängen sie mit langen Schnüren von Glaskorallen und andern dergleichen Zierrathen, die bisweilen über die Schultern und Brust herabhängen, und um den Hals tragen sie öfters eine Lederbinde, auf welche Reihen von bunten Glasperlen festgängt sind. — Die Tatuirung war in vorigen Zeiten, be-

sonders unter dem weiblichen Geschlechte sehr häufig. Sie punktirten sich das Kinn, den Hals und die Arme, und rieben dann den mit Urin angemachten Kohlenstaub in die Punktierung ein. Jetzt sieht man dergleichen Verzierungen selten und meistens nur bei alten Weibern, indem die Russen den aletischen Mädchen ihr Missfallen gegen diesen Gebrauch zu verstehen gegeben, worauf diese auch gefällig genug waren, denselben zu unterlassen.

Hochzeitgebräuche sind nicht gewöhnlich, der Ehestand besteht in wechselseitiger Vereinkunft des Mannes und Weibes. Die Anzahl der Frauen richtet sich nach dem Vermögen des Mannes, welcher gewöhnlich deren so viele hat, als er bequem ernähren kann. Verarmt er in der Folge, so schickt er die eine oder die andre wieder zu ihren Eltern zurück, wo es ihn dann frei sieht, sich einen andern Mann zu suchen. Zuweilen findet man auch wohl, daß ein und dieselbe Frau mit zwei Männern lebt, die sich nach willkürlichen Bedingungen in die gemein thafliche Gefäßlin ihres Lebens teilen. Nicht selten geschieht es auch, daß Männer ihre Weiber vertauschen. Kinder werden sehr hart erzogen; wenn sie z. B. schreien, so steckt man sie ins Wasser. Einzelne schwne, junge Knaben, Thoxan genannt, werden öfters ganz weiblich erzogen und in allen Errichtungen der Mädchen unterrichtet; der Bart wird ihnen zu seiner Zeit sorgfältig ausgerauft und um den Mund werden sie wie die Weiber tausiert; sie tragen Verzierungen von Glaskorallen an Händen und Füßen, binden und schneiden ihre Haare nach weiblicher Art und ersezten in jedem Sinne die Stelle der Mädchen.

Die Leichname der Verstorbenden, besonders der Männer, mit den Frauen machte man weniger Umstände, wurden ehemals unter besondern Ceremonien und in sündiger Siedlung, mit Wurfspeis und Waffen in der Hand, in einem kleinen Kahn an Stangen schwebend, aufgehängt, oder in einer hölzernen Kiste beerdig. Man gab ihnen zugleich die besten Wurfspeise, Kleider, Thran und andere Ehaarsen mit ins Grab, und schlachtete an denselben sogar Sklaven und Sklavinnen, jetzt aber finden

keine besondern Gebräuche mehr bei dieser Gelegenheit statt.

Die Hauptbeschäftigung dieser, unter eigenen Obern, Tonjos, lebenden und an die russische Regierung einen Tribut zahlenden, Insulaner, besteht in Jagd und Fischerei, und im allem, was damit in Verbindung steht, z. B. Herstellung der Canots, Ruderhäuseln, Speere, Wurfspeile, Angeln u. s. w. Die Herstellung von Puhwerk, hölzernen Hüten, hölzernen Schässeln und Gefäßen mit geschickten Figuren und dergl. werden nur als Nebengeschäft betrachtet. — Die Baidarken oder Canots sind denen der Grönlander und Eskimos in der Hauptsache ähnlich, und bestehen aus einem hölzernen, leichten, mühschlein zusammengebundenen und mit Seehundsfell überspannten Gerippe. Sie sind schmal und lang, meistens nur für eine, selten für drei Personen, welche sich in die für sie bestimmten Sighdhlen setzen, eingerichtet. Es erfordert viel Uebung und Gewohnheit, sich eines solchen Canots zu bedienen; gewöhnlich aber können sich sogar bei stürmischem Wetter mit denselben in offne See wagen. Raum hat ein Kuade das 6. oder 8. Jahr erreicht, so gewöhnt er sich schon in diesen Fahrzeugen zu rudern, kleine Modelle von denselben zu herstellen und auf dem Wasser Pfeile nach einem Ziele zu werfen. Außer diesen Baidarken hat man auch noch große, offne, für 15, 20 und mehr Menschen bestimmte Lederboote oder Baidara's, die ehemals dem ganzen Dorfe gehörten, jetzt aber im Besitz der Russen sind und zu gemeinschaftlichen Geschäften, z. B. zum Vogtiren angeschwemmter Baumstämme, bei Ankunft und Abreise der Schiffe oder zum Herbeiziehen eines exlegten Wallfisches, gebraucht werden. — Die Pfeile oder vielmehr die Wurfspeiche, deren sich die Insulaner bedienen, um Wallfische, Seehunde, Seeadler, Seeadler u. s. w. zu erlegen, sind alle, je nachdem sie zu besondern Absichten gebraucht werden sollen, in Form und Größe von einander verschieden. Das bemerkenswertigste hierbei ist, daß die Pfeile nicht mit einem Bozen, sondern gewöhnlich vormittelst eines kleinen Bretthens geschlendert werden und am

hintern Ende nicht mit Federn versehen sind. Dieses Wurfbret ist 18 Zoll lang und bei nahe 2 Zoll breit, an dem untern Ende ist es, um fester gehalten werden zu können, mit einer Art von Handgriff und einer Öffnung, durch welche der Zeigefinger gesteckt wird, versehen; an dem vorderen Ende befindet sich eine kleine Rinne, die zum Auslegen, und eine kleine lindherne Spize, die zum Widerhalt des Wurfspeis dient. Wenn man nun den Wurfspeil auf das rückwärts und horizontal gehaltene Breitchen legt, und denselben mit dem Mittelsfinger und Daumen einigermaßen in der zu bestimmenden Richtung hält, so wird er sofort weiter geschleudert, und zwar mit einer solchen Fertigkeit und einer so großen Gewalt, daß die Beute selten entgeht, und sogar Wallfische mit dieser Art von Wurfspeilen erlegt werden. — Die Pfeilspitzen, welche für Seerottern, See-hunde, Seeldönen und Vogel bestimmt sind, bestehen aus Knochen, diejenigen aber, mit denen Wallfische gerichtet werden, aus Lavaglas oder Obsidian, auch Glaszeolith genannt, einem bald schwarzen, bald grauen oder braunen Fossil eines vulkanischen Ursprungs. Wenn der Aleute einen Wallfisch bemerkt, so verfolgt er denselben, und sucht ihn in dem Augenblick, wenn er, um zu atmen, seinen Riesenlophus aus dem Wasser erhobt, mit dem Wurfspeil in der Nachbarschaft der vorderen Flossen zu verwunden. Ist dieses auf eine nachdrückliche Art geschehen, so fängt der Wallfisch an furchterlich zu tobten, sich in der Nähe des Kampfplatzes herumzutummeln, abzumatten und nach und nach zu verbluten. Der Aleute lehrt nun alle Tage in dieselbe Gegend zurück, und giebt sich Mühe, den Wallfisch tot an der Oberfläche des Wassers, oder, wenn ein starker Wind nach dem Lande hin weht, irgendwo an der benachbarten Küste, gesichtet, aufzufischen, und dann in seinem Dorfe die Anzeige davon zu machen, damit dieses Riesengeschöpf mit gemeinschaftlicher Hülfe nach den Wohnungen gebracht und getötet werden. Die Pfeilspitze, die man jedes Mal in der Bunde des gerichteten Thieres findet, und die Schäne abstreiten. Dem Stroh, dem Leder bei jedem Aleuten auf besondere Art, gleichsam

mit einem Wappen, gezeichnet ist, dient zugleich in einem zweifelhaften Falle zum sichern Beweise, welchem Schäden die Beute von Rechts wegen zufolge. Ehemals fanden nach Erlegung eines Wallfisches besondere Gesetze der Theilung statt, so daß das Oberhaupt des Wohnorts, der Trajon, der Schäne und jeder der übrigen Mitbürgen seinen bestimmten Anteil erhielt; jetzt aber nimmt die Regierung, oder vielmehr die russisch - asiatische Handelscompagnie, sogleich die eine Hälfte für sich und überläßt die andere den Aleuten zu willkürlicher Theilung. Von den Wallfischen werden die Flossen, der Speck, die Zunge, die Barden oder das sogenannte Fischbein, die Eingeweide, die Sehnen und einige Knochen gebraucht; das eigentliche Fleisch aber wird unbenußt der Verweisung überlassen. • Die Weiber und Mädchen dieser Insulaner müssen im Sommer die Fische ausschneiden, reinigen und zum Trocknen aufhängen. Beeren und Wurzeln zur Winterprovision einsammeln, die Helle zu den Baidarken zusammennähen, alle Arten von Kleidern verfertigen, Stiefeln und Schuhe machen, Fäden aus Rentier- und Wallfischsehnen drehen u. s. w. Im Nähen, in der Stickerei und in der Flechtkunst üben sie eine bewunderungswürdige Geschicklichkeit aus. Die Art der Naht ist bei allen Gegenständen verschieden. So werden z. B. die aus den Eingeweiden der Seehunde bestehenden Regenkleider mit einem ganz andern Stich genäht, als diejenigen aus Vogelhäuten, und diese anders als die aus Seehundfellen und die Baidarken und Baidara wieder anders als die Stiefeln. Als Nebenbeschäftigung flechten sie von Stroh, zumal in den langen Winterabenden, seine Matten, kleine Körbchen und dergl., die mit so regelmäßigen und symmetrischen Figuren bezeichnet sind, daß man vermuten könnte, sie seien von der geschicktesten europäischen Hand verfertigt; man kann daher diesen übrigens wenig kultivirten Menschen doch gewiß nicht den Sinn für und einigen Gegenständen des Unzen suchen

sie auch mancherlei schöne und bunte Farben. Feuer macht man auf den meisten dieser zu geben, und gebrauchen zur Erreichung dieser Inseln durch Aneinanderreiben zweier hölzer Absicht, und in Ermangelung besserer Farbe an, oder man vermischte Überhaare oder därrtes materialien, den Urin, den sie durch manigfach Moos mit Schrotel und läßt die Funken zweitige Mischung auf eine sehr vortheilhafte Weis er an einander geschlagenen Steine darauf se auch zu vielen andern Zwecken, z. B. als fallen.

Surrogat der Seife, zu benutzen wissen.

Ende der ersten Abtheilung.

W. C. F. D.  
B. 1900  
V. 1900

---









































































































































































































































